Anthropologie

der

Naturvölker

von

Dr. Theodor Waitz

a. o. Professor der Philosophie zu Marburg.

Dritter Theil.

Die Amerikaner. Erste Hälfte.

Die

Amerikaner.

Ethnographisch und culturhistorisch dargestellt

von

Dr. Theodor Waitz

a. o. Professor der Philosophie zu Marburg.

Erste Hälfte.

Leipzig, 1862.

Friedrich Fleischer.

Anthropologie

der

Naturvölker

von

Dr. Theodor Waitz

a. o. Professor der Philosophie zu Marburg.

Dritter Theil.

Leipzig, 1862.

Friedrich Fleischer.

Vorrede.

Die Eingeborenen von Amerika hat man sehr oft geschildert, und doch sind sie im Grunde nur wenig bekannt. Sie haben dasselbe Schicksal gehabt wie so viele geschichtliche Personen und Ereignisse welche durch viel gelesene historische Romane hindurchgegangen sind, dadurch mannigfaltige Wandlungen erlitten und zuletzt ein traditionell fixirtes Bild zurückgelassen haben, um dessen Unrichtigkeit nur der Mann von Fach weiß. Das Raçenvorurtheil und das Parteiinteresse der weißen Amerikaner hat sie ebenso häufig in falschem Lichte erscheinen lassen; einzelne Reisende sind, durch die sinnliche Nähe und die Macht des unmittelbaren Eindruckes bestochen, nicht selten zu unrichtigen allgemeinen Resultaten über sie gelangt; man hat oft ein local richtiges Bild der Eingeborenen entworfen, das nicht als typisch gelten kann, und noch öfter verkannt oder übersehen daß die kümmerlichen Reste dieser Völker welche noch übrig sind, in vieler Hinsicht nur geringe Aehnlichkeit mit dem zeigen was sie in früherer Zeit waren. Dieß Alles hat zusammengewirkt um es zu keiner genügenden Darstellung derselben kommen zu lassen.

In Amerika selbst hat man einen Anlauf dazu genommen den niedergetretenen Eingeborenen wenigstens nachträglich auf dem Papiere gerecht zu werden: das große Werk von Schoolcraft, welches durchgängig auf authentischen Nachrichten beruhen sollte, war bestimmt ein allseitiges und vollständiges Bild ihres Wesens und Lebens zu liefern. Vielerlei schätzbares Detail, dessen Zuverlässigkeit indessen manches zu wünschen übrig läßt, ist darin zusammengestellt, man darf sagen, versteckt: das Ganze ist eine völlig unbearbeitete Masse von Rohmaterial und nur

nach einem äußerlichen Schematismus angeordnet; der letzte historische Theil des Werkes enthält Vieles das seit langer Zeit allgemein bekannt, Vieles das gänzlich unwichtig und nicht Weniges das unzuverlässig ist; die grobe Verschwendung die durchgängig darin herrscht, die mangelhafte Vorbildung des Verfassers für die Lösung seiner Aufgabe und die fast nirgends ganz abgelegte Befangenheit des Anglo-Amerikaners lassen mich glauben, daß es mir möglich geworden ist auf sehr ungleich kleinerem Raume für das wahre Verständniß jener Menschen erheblich mehr zu leisten.

Eine richtigere Auffassung vieler Gegenstände und eine bessere Einsicht in ihren Zusammenhang läßt sich auf dem vorliegenden Gebiete allein durch sorgfältige Vergleichung einer möglichst großen Anzahl von Einzelberichten und durch genaue Nebeneinanderstellung der Eigenthümlichkeiten möglichst vieler Völker erreichen, und wenn die wünschenswerthe Kürze der Darstellung im vorliegenden Falle auch gebot, gar manches minder Wichtige zu unterdrücken und auf gar manches minder Lehrreiche mehr nur hinzudeuten als es weiter auszuführen, so dürfte doch gerade dadurch die Sicherheit und Präcision des Gesammtbildes das sich geben ließ, wesentlich gewonnen haben. Ebenso, denke ich, wird man es billigen daß in manchen Partieen des Buches, namentlich in dem Abschnitt über Temperament und Charakter der Indianer, nicht sowohl die durchschnittlichen Leistungen, als vielmehr die hervorragenden und bedeutenden Erscheinungen herausgehoben worden sind, um die Grenze zu bezeichnen bis zu welcher sich die Fähigkeiten dieser Völker entwickelt haben.

Der Plan welcher der gegenwärtigen Arbeit zu Grunde liegt, ist in seinen Hauptzügen derselbe wie der des vorhergehenden Bandes. Eine nähere Erörterung desselben scheint an dieser Stelle um so weniger nöthig, als die Kritik über ihn sich bis jetzt nur wenig geäußert, und sich überhaupt mit dem vorliegenden Werke so sparsam beschäftigt hat, daß von dieser Seite der Fortsetzung desselben leider nur geringer Nutzen erwachsen konnte. Zur Berücksichtigung bei der Beurtheilung der gegenwärtigen Arbeit habe ich ihr hauptsächlich Folgendes zu empfehlen.

Wer eine ausführliche Untersuchung über den Ursprung der

Bevölkerung Amerika's erwartet, wird sich getäuscht finden. Es gilt in dieser Beziehung was Helps sagt: Large investigation in these doubtful matters makes men careful of coming to any conclusion.

Unter dem Neuen und Eigenthümlichen das in dem Buche geboten wird, verdient besondere Aufmerksamkeit in der ersten Hälfte das über die Religion der Indianer Gesagte und die Darstellung der historischen Schicksale der Eingeborenen, in der zweiten die Erörterung über die Cariben, über die Tupi-Guarani und die Omagua.

Die Beschränkung auf geringe Privatmittel und die Nothwendigkeit die größeren Bibliotheken Deutschlands, abgesehen von kürzeren Reisen, nur aus der Ferne zu benutzen, haben sowohl der Vollständigkeit des Materiales Eintrag gethan als auch manche wünschenswerthe Erneuerung und Revision früherer Studien abgeschnitten. Um so dankbarer muß ich der freundlichen Unterstützung gedenken, die meiner Arbeit dadurch zu theil geworden ist daß Herr Geh. Med.-Rath Heusinger in Marburg mir seine reiche Privatbibliothek auf das Bereitwilligste geöffnet hat. Kann man den Mangel an Theilnahme für ethnographisch-anthropologische Untersuchungen der gegenwärtig noch in Deutschland bei gelehrten Gesellschaften, auf den Universitäten und im wissenschaftlich gebildeten Publikum fast allgemein ist, im Interesse der Sache nur beklagen, zumal da man kleine Details europäischer Geschichte so oft als Gegenstände des höchsten Interesses behandelt sieht, so läßt sich doch wenigstens von einer ferneren Zukunft hoffen daß sie dieses Mißverhältniß beseitigen, und daß der enge Rahmen der Fachgelehrsamkeit und die Zwecke specieller Berufsbildung einmal wieder aufhören werden den wissenschaftlichen Horizont der Gebildeten fast ausschließlich zu begrenzen.

Die Literatur, welche hier für den 3. und 4. Band des Werkes zusammengefaßt worden ist, erstreckt sich nur auf dasjenige was mir zu eigener Benutzung zu Gebote stand, und macht daher keinen Anspruch darauf alle wichtigen Werke zu umfassen die über den Gegenstand vorhanden sind. Vieles das gänzlich unwichtig schien, ist ausgeschieden worden, einige bedeutenderen Werke haben hier und da noch beiläufig im Texte selbst Erwähnung gefunden. Bis-

weilen wurde dasselbe Werk in mehreren Ausgaben benutzt die Verschiedenes darboten. Die Citate besagen darüber das Nöthige.

Allgemeiner Bekanntes und Unbestrittenes mit ausführlichen Quellenangaben zu belegen, erschien überflüssig. Abbildungen waren entbehrlich, da mehrere Reisewerke welche in dieser Hinsicht Gelungenes geliefert haben, vor Allem die Reisen des Prinzen Maximilian zu Wied, allgemeiner verbreitet sind. Die ethnographische Karte welche man bei diesem Bande vermißt, wird dem folgenden beigegeben werden um die kartographische Darstellung Amerika's nicht zu zerreißen.

Marburg, 4. Februar 1862.

Th. Waitz.

Zusätze und Berichtigungen.

p. 6. Der Ausdruck „Messer-Apachen" ist wahrscheinlich unrichtig, da die Navajos nicht Apaches de navaja, sondern A. de navajo oder de navajoa, auch Navahoas und Navahos genannt werden und ihr Name (nach Bartlett I, 325) „Navahos" gesprochen wird. Uhde (163) zählt 9 Hauptstämme der Apachen auf.

p. 7. Die Lipans erstrecken sich (nach Bartlett I, 81) von Zacatecas bis zum Colorado von Texas und streifen von der Meeresküste bis nach Neu Mexico hin. Nach Mühlenpfordt (I, 214) haben sie blondes Haar.

p. 28. Ueber die Mascoutins im Süden von Green Bay vgl. Alcedo III, 457 f.

p. 37. Die Völker von Texas sind durch die Apachen in kleine Banden zersprengt worden (Arricivita III, 20).

p. 81 u. 86. Die Verwüstung des Jagdwildes macht Espinosa (V, 22) in Neu Mexico nicht den Eingebornen, sondern nur den Spaniern zum Vorwurf, die von den erlegten Büffeln nichts als die Zungen zu essen pflegten.

p. 221. Auch was Garcilasso und nach ihm Alcedo von den Natchez erzählt, scheint unzuverlässig.

Inhalt.

Die Eskimo und ihre Verwandten.

Die Bewohner der Nordwestküste und des Oregongebietes.

Die Völker des Nordens von Süd-Amerika.

Die Eingeborenen von Brasilien.

Die Pampas-Indianer und Araucaner.

Die Chiquitos und Moxos, die Antisaner und die Völker von Maynas.

Literatur.*

Account of the provinces of R. de la Plata, translated from the Spanish. Lond. 1825.

Acosta, Joaq., Compendio hist. del descubrimiento y colonizacion de la N. Granada. Paris 1848.

Acosta, Jos. de, Hist. natural y moral de las Indias. Sevilla 1590.**

Acuña, Bericht v. d. Strom d. Amazonen (in d. Erbaul. Gesch. derer Chiquitos.)

Adair, History of the American Indians. Lond. 1775.

Albarado, P. de, Relaciones á Hern. Cortés (in: Historiadores prim. de Indias. Madrid 1852).

Alcedo, Diccionario geogr.-hist. de las Indias occid. Madr. 1786.

Alexander, L'Acadie or seven years explor. in Brit. Am. Lond. 1849.

de Alvear, Relacion de la provincia de misiones (bei de Angelis IV.)

Andrews, Journey from B. Ayres through the prov. of Cordova etc. Lond. 1827.

de Angelis, Coleccion de obras y documentos rel. á la hist. de las provincias del R. de la Plata. B. Aires 1836.

Anspach, Hist. of the Island of New Foundland. Lond. 1819.

Antiquitates Americanae ed. soc. reg. Antiq. sept. Hafniae 1837.

Apollonii, Levini, de Peruviae inventione libri V. Antverp. 1567.

Archaeologia Americana, Transactt. of the Am. Antiq. Soc. Worcester. (Massach.) 1820.

Arricivita, Cronica serafica del colegio de prop. fide de la S. Cruz de Queretaro. 2da parte. Mexico 1792.***

Assall, Nachr. üb. d. früheren Einw. v. N. Am. Herausg. v. Mone. Heidelberg 1827.

Atwater, C., The writings of —. Columbus 1833.

Azara, Voy. dans l'Am. mérid. ed. Walckenaer. Paris 1809.

Back, Narr. of the Arctic land exped. to the gr. Fish river. Lond. 1836.

Baralt, Resúmen de la hist. de Venezuela. Paris 1841.

Barber, Connecticut historical collections. New Haven 1837.

Bartlett, Personal narrative of expl. in Texas, N. Mex. N. York 1854.

Barton, Smith, New views of the origin of the tribes of Am. Phil. 1798.

Bartram, R. durch Carolina, Georgia und Florida 1773 ff. Berl. 1793.

Bayer, R. nach Peru herausg. v. Murr. Nürnb. 1776.

---

* Titel welche man hier vermißt, suche man in der Literaturangabe des 2. u. 5. Bandes.

** In der italienischen Uebersetzung des Werkes Venet. 1596 hat die katholische Censur Vieles im 5. Buche gestrichen.

*** Vgl. Espinosa.

Belknap, Hist. of New-Hampshire. 2d ed. Boston 1813.

Beltrami, Le Mexique. Paris 1830.

Benzoni, Hist. Indiae occidentalis, exc. Vignon 1586.

Bericht über d. Unters. einiger Theile des Mosquitolandes. Berl. 1845.

Bernau, Missionary labours in Brit. Guiana. Lond. 1847.

v. Bibra, R. in Südamerica. Mannh. 1854.

Billings, R. nach d. nördl. Gegenden v. russ. Asien und Am. Weimar 1803.

Bonnycastle, Canada and the Canadians in 1846. Lond. 1846.

Borthwick, Three years in California. Edinb. and Lond. 1857.

Bossu, Nouveaux voy. aux Indes occid. 2de éd. Paris 1768.

Boynton and Mason, Journey through Kansas. Cincinnati 1855.

Bozman, Hist. of Maryland during the three first years after its settlement. Baltimore 1811.

Brackenridge, Ansichten von Louisiana. Weimar 1818.

Brackenridge a, R. nach Südamerica (1817 f.) Lpz. 1821.
b, Early discoveries by Spaniards in New Mexico. Pittsburgh 1857.

Bradford, American antiquities. New Y. 1841.

Brantz Mayer, Mexico, Aztec Spanish and Republ. Hartford 1853.

Brasseur de Bourbourg, Hist. du Canada, de son église et de ses missions. Paris 1852.
Id., Hist. des nations civilisées du Mexique. Paris 1857.

v. Braunschweig, die altamericanischen Denkmäler 1840.

Brief, Allerhand, welche von den Missionariis der Ges. Jesu seit 1642—1726 angelangt, oder der Neue Welt-Bott. Augsb. 1726.

Bryant, Voy. en Californie trad. p. Marmier. Paris 1849.

Buchanan, Sketches of the hist., manners and customs of the N. Am. Indians. Lond. 1824.

Bullock, Six months' resid. in Mexico. Lond. 1824.

Burkart, Aufenthalt und Reisen in Mexico (1825—34). Stuttg. 1836.

Buschmann in d. Abhh. der Akad. d. Wiss. zu Berlin 1852, 1854 Suppl. II, 1855, 1856, 1857, 1859 und in d. Monatsber. ders. 1858.

Byam, Wild life in the Interior of Central America. Lond. 1849.

Cabeza de Vaca, Alvar Nuñez. Naufragios y relacion;
Id., Comentarios (in: Historiadores prim. de Indias. Madrid 1852).

Carasco, Kurze Beschr. der Provinz Mojos (in Lüdde's Ztsch. f. Erdk. III).

Carli, Briefe über Am. Gera 1785.

Cartwright, Journal of transactions and events on the Coast of Labrador. Newark 1792.

Carver, R. durch d. Innere von N. Am. (1766—68). Hamb. 1780.

Las Casas, Oeuvres acc. de notes par Llorente. Paris 1822.
Id., Umbständige Beschr. der ind. Länder so v. d. Spaniern verwüst worden. 1665.

Castañeda, Relation du voyage de Cibola (1540), éd. Ternaux. Paris 1838.

de Castelnau, Expéd. dans les parties centrales de l'Am. du Sud. Paris 1850.

Catlin, Letters and notes on the N. Am. Indians. 4th ed. Lond. 1844.

Caulin, Hist. corogr. nat. y evangelica de la Nueva Andalucia. Madrid 1779.

Champlain, Voyages de la Nouvelle France occid. Paris 1632.

Chapman, Sketch of the hist. of Wyoming. Wilkesbarre (Penns.) 1830.

Chappell, Voy. of H. M. S. Rosamond to New Foundland. Lond. 1818.

Charlevoix, Gesch. u. Beschr. v. Neu Frankreich (in d. Allg. Hist. d. Reisen).

Id., Gesch. von Paraguay. Nürnb. 1768.

Id., Hist. de S. Domingue. Paris 1730.

Chevalier, Du Mexique avant et pendant la conquête. Paris 1845.

Church, Hist. of Philip's war, with notes by S. G. Drake. 2d ed. Exeter 1834.

Cieza de Leon, La Cronica del Perú (in: Historiad. prim. de Ind. Madr. 1852).

Clavigero, Hist. of Mexico, transl. by Cullen. Lond. 1787.

Cochrane, Journal of a resid. in Colombia. Lond. 1825.

Colden, Hist. of the five nations. 3d ed. Lond. 1755.

Coleccion de varios documentos p. la hist. de Florida. Tom. 1. Lond. 1857.

Collections of the N. York Hist. Soc. N. York 1811 ff.

Colombia, being a geogr. statist. agric. comm. and political account of that country. Lond. 1822.

Colton, Tour of the American Lakes. Lond. 1833.

Copway, The traditional history of the Ojibway nation. Lond. 1850.

de Cordova, R. nach der Magellansstraße. Weimar 1820.

Coreal, Voyages aux Indes occidentales (1666 – 97), trad. de l'Esp. Amst. 1722.

Cornejo, Expedicion al Chaco (1790), bei de Angelis IV.

Cortes, Hern., Cartas de relacion sobre la conquista de la N. España (in Historiad. prim. de Ind. Madr. 1852).

Cox, Ross, The Columbia river. 3d ed. Lond. 1832.

Cranz, Historie v. Grönland. 2. Aufl. Barby 1770.

de la Cruz, Viage desde el Fuerte de Ballenar hasta B. Aires (1806);

Id., Descripcion de los terrenos pos. por los Peguenches (bei de Angelis I).

Davila Padilla, Varia hist. de la N. España y Florida. 2da impr. Valladolid 1634.

Davis, El Gringo or New Mexico and her people. N. York 1857.

Delafield, Inquiry into the origin of the antiquities of Am. N. York 1839.

Depons, R. in dem östl. Theile von Terrafirma (1801—4), im Magaz. von Reiseb. XXIX.

Desjardins, Le Pérou avant la conquête espagnole. Paris 1858.

Diaz, Bernal, Hist. de los sucesos de la conquista de la N. España (in Historiad. prim. de Ind. Madr. 1852).

Doblas, Memoria sobre la prov. de misiones de Ind. Guaranis (bei de Angelis III).

Dobrizhoffer, Gesch. der Abiponer. Wien 1783.

Domeyko, Araucania i sus habitantes. Santiago. 1846.
Douglas, Reise (in Forster's Gesch. d. R. n. d. N. Westküste v. Am. Berl. 1791).
Drake, The book of the Indians. 9th ed. Boston 1845.
Id., a, Hist. and antiquities of the city of Boston. Boston 1854.
Duflot de Mofras, Explor. du territoire de l'Orégon. Paris 1844.
Duhaut-Cilly, Voy. autour du monde (1826—29). Paris 1834.
Dunn, H., Guatimala in 1827—28. Lond. 1829.
Dunn, J., Hist. of the Oregon territory. Lond. 1844.
Dupaix (Lenoir et Warden), Antiquités Mexicaines. Paris 1834.
Eastman, Mrs., Dahcotah or life and legends of the Sioux. N.York 1849.
Easton, Narr. of the causes which led to Philip's war, ed. Hough. Albany 1858.
de Echevarria y Veitia, Hist. del origen de las gentes que poblaron la N. España (bei Kingsborough VIII).
Edwards, J., Observ. on the lang. of the Muhhekaneew Indians. Boston 1823.
Edwards, W. H., Voy. up the River Amazon. Lond. 1847.
Egede, P., Nachrichten v. Grönland. Kopenh. 1790.
Elliot, Grammar of the Massachusetts Indian lang. Boston 1822.
Elliott, New England history. N. York 1857.
Ellis, R. nach Hudsons-Meerbusen (1746 f.). Gött. 1750.
Emory, Notes of a military reconnaissance from Leavenworth to S. Diego. Washington 1848.
v. Eschwege, Journal v. Brasilien. Weimar 1818.
Espinosa, Chronica apostolica y seraphica de los colegios de prop. fide de N. España de Miss. Francisc. 1ra parte. Mex. 1746.
v. Etzel, Grönland, geogr. und statistisch beschrieben. Stuttg. 1860.
Ewbank in: U. S. Naval Astron. Exped. to the S. Hemisphere (1849—52) vol. II. Washingt. 1855.
Fairbanks, Hist. and antiquities of S. Augustine (Florida). N.York 1858.
Falkner, Beschr. v. Patagonien aus d. Engl. Gotha 1775.
Id., Descripcion de Patagonia, bei de Angelis I.
Fancourt, Hist. of Yucatan. Lond. 1854.
Farnham, Wanderungen über d. Felsengeb. in d. Oregon-Gebiet.
Id., Travels in the Californias. N. York. 1844.
Featherstonaugh, Excursion through the Slave states. Lond. 1844.
Federmann, Narr. de son voyage aux Indes, éd. Ternaux. Paris 1837.
v. Feldner, Reisen durch mehrere Provinzen Brasiliens. Liegnitz 1828.
Fernandez, Diego, Historia del Peru. Sevilla 1571.
Ferris, The states and territories of the West. N.York 1856.
Filson, Histoire de Kentucke, trad. p. Parraud. Paris 1785.
Franchère, Narr. of voy. to the N. W. Coast (1811—14). N.York 1854.
Fremont, Narr. of expéd. to the Rocky mountains (1842). N.York 1846.
Freyreiß, Beiträge z. Kenntniß des Kaiserthums Brasilien. Frankf. 1824.
Frezier, R. nach d. Südsee und d. Küsten v. Chili, Peru und Brasil. (1711). Hamb. 1718.

Frost, Abenteuer unter den Indianern. Philad. 1854.

Funes, Ensayo de la hist. civil del Paraguay, B. Ayres y Tucuman. B. Ayres 1816.

Gage, Nouv. Relation cont. les voy. dans la N. Espagne. Amst. 1721.

Gallatin, Synopsis of the Indian tribes (in Archaeol. Am. II).

Id., On the semi-civilized nations of Mexico (in Transactt. Am. Ethnol. Soc. I).

Gama, Descr. de las dos piedras que se hallaron en la plaza principal de Mexico. 2^{da} ed. Mexico 1832. *

Gandavo, Hist. de la province de Santa-Cruz (1576), éd. Ternaux. Paris 1837.

Garcia, Origen de los Indios. 2^{da} impr. Madrid 1729.

Garcia, P. A., a, Diario de un viage á Salinas grandes (1810), bei de Angelis III.

Id., b, Diario de la exped. á la Sierra de la Ventana, bei de Angelis IV.

Garcilasso de la Vega, Hist. des Yncas. Amst. 1737.

Id., Hist. de la conquête de la Floride. Amst. 1737.

Gardiner, Visit to the Indians on the frontiers of Chili. Lond. 1841.

Gardner, R. im Innern Brasiliens. Dresd. u. Lpz. 1848.

Gay, Hist. fisica y politica de Chile: Documentos sobre la historia Paris 1846.

Geschichte, natürl. und bürgerl., v. Californien, aus d. Engl. v. Adelung. Lemgo 1769.

Geschichten, erbaul., derer Chiquitos u. anderer bekehrten Völker. Wien 1729.

Gilii, Nachr. vom Lande Guiana, aus d. Ital. Hamb. 1785.

Gisborne, The isthmus of Darien in 1852. Lond. 1853.

Gladstone, Bilder und Skizzen aus Kansas. Lpz. 1857.

Gomara, Hist. general de las Indias (in: Historiad. prim. de Ind. Madr. 1852).

Gordon, Hist. of Pennsylvania. Philad. 1829.

Gosse, Essai sur les déformations artificielles du crâne. Paris 1855.

Greenhow, Hist. of Oregon and California. Lond. 1844.

Gregg, Karawanenzüge durch d. Prärieen, deutsch v. Lindau 1845.

Guevara, Hist. del Paraguay, Rio de la Plata y Tucuman (bei de Angelis II).

Gumilla, Hist. nat., civ. et géographique de l'Orénoque. Avignon 1758.

Guzman, Hist. Argentina (1612), bei de Angelis I.

Hale, Ethnography and Philol. (U. S. Explor. Exped.) Philad. 1846.

Id., Indians of N. W. America (in Transactt. Am. Ethnol. Soc. II).

Halkett, Historical notes resp. the Indians of N. America. Lond. 1825.

Hall, Extracts of a journal written on the coasts of Chili, Peru and Mexico (1820—22). 3^{d} ed. Edinb. 1824.

Hamilton, G., R. um die Welt in der Pandora (1790—92), im Magaz. von Reiseb. XI.

* Gama, Saggio dell' astronomia, cronol. e mitologia degli antichi Messicani. Roma 1804 ist nur die Uebersetzung des ersten Theiles des oben genannten Buches.

Hamilton, J. P., a, R. durch d. Innere v. Columbien. Weimar 1828.

Handelmann, Gesch. der Vereinigten Staaten I. Kiel 1856.

Ders., Gesch. der Insel Hayti. Kiel 1856.

Ders., Gesch. von Brasilien. Berl. 1860.

Hardy, Travels in the Interior of Mexico. Lond. 1829.

Hartsinck, Beschr. v. Guiana. Berl. 1784.

Haven, Archaeology of the United States (in Smithsonian Contributions 1855).

Head, Rough notes taken during journeys across the Pampas. 2d ed. Lond. 1826.

Hearne, R. von Prinz Wallis Fort bis z. Eismeer (1769—72). Berl. 1797.

Heckewelder, Nachr. v. d. Gesch., d. Sitten und Gebräuchen der ind. Völkerschaften. Gött. 1821.

Heller, Reisen in Mexico (1845—48). Lpz. 1853.

Helms, Travels from B. Ayres by Potosi to Lima (1788). 2d ed. Lond. 1807.

Helps, The spanish conquest in America. Lond. 1855.

Henderson, Account of Honduras. 2d ed. Lond. 1811.

Hennepin, N. découverte d'un très grand pays dans l'Amérique. Amst. 1698.

Heriot, Travels through the Canadas. Lond. 1807.

Herndon, Explor. of the valley of the Amazon. Washington 1854.

Herrera, Descripcion de las Indias occidentales. Madrid 1730.

Id., Hist. general de los hechos de los Castellanos en las islas y tierra firme del mar Oceano. Madrid 1730.

Hines, Oregon, its history, condition and prospects. Buffalo 1851.

Hoffmann, A winter in the far West. Lond. 1835.

Holmberg, Ethn. Skizzen üb. d. Völker d. russ. Amerika. I. Helsingfors 1855.

Housselle, Descr. duorum craniorum e gente Puriana. Berol. 1822.

v. Humboldt, Versuch über d. polit. Zustand v. Neuspanien. Tüb. 1809.

Ders., Ansichten der Cordilleren. Tüb. 1810.

Ders., Vues pittoresques des Cordillères et monuments des peuples de l'Am. Paris 1810.

Ders., Ansichten der Natur. Stuttg. u. Tüb. 1849.

v. Humboldt und Bonpland, R. in d. Aequinoctial-Gegenden. Stuttg. und Tüb. 1845.*

Hunter, Memoirs of a captivity among the Indians. 3d ed. Lond. 1824.

Hutchinson, Hist. of Massachusetts. 3d ed. Boston 1795.

James, Account of an exped. from Pittsburgh to the Rocky mountains (1819 f.) under comm. Major Long. Philad. 1823.

Ibagnez (Ibañez), Jesuitisches Reich in Paraguay. Köln 1774.

Jefferson, Beschr. v. Virginien (in Sprengel's Beiträgen VIII).

Jerez, F. de, Relacion de la conquista del Perú (in Historiad. prim. de Ind. Madr. 1852).

* Die neuere Ausgabe dieser Reise von Hauff (Stuttg. 1859) ist correcter, aber bei weitem nicht so reichhaltig als die obige, daher die Citate aus dieser meist beibehalten, mit jener aber verglichen worden sind.

Imlay, Nachr. v. d. westl. Lande d. N. Am. Freistaaten (Magaz. v. Reiseb. IX.)

Jones, Traditions of the N. American Indians. 2 d ed. Lond. 1830.

Journal historique de l'établissement des Français à la Louisiane. N. Orléans 1831.

Journal of the expedd. to the north of California in 1768 — 70 from a Spanish Ms., publ. by Dalrymple. Lond. 1790.

Irving, J., Indian sketches. Lond. 1835.

Irving, W., Astoria. Stuttg. u. Tüb. 1838.

Juarros, Statist. and comm. history of Guatemala, transl. Lond. 1823.

Ixtlilxochitl, Hist. des Chichimèques, éd. Ternaux. Paris 1840.
Id., Cruautés des conquérants du Mexique, éd. Ternaux. Paris 1838.
Id., Relaciones bei Kingsborough vol. IX.

Kappler, Sechs Jahre in Surinam. Stuttg. 1854.

Keating, Narr. of an exped. to the source of S. Peter's River (1823) comm. M. Long. Lond. 1825.

Kendall, Narr. of an exped. across the S. W. prairies. Lond. 1845.

Kennedy, The rise, progress and prospects of Texas. Lond. 1841.

Kercheval, Hist. of the valley of Virginia. Winchester 1833.

Kingsborough, Antiquities of Mexico. Lond. 1831.*

Kohl, Kitschi-Gami od. Erzählungen vom Oberen See. Bremen 1859.

Kohlmeister and Kmoch, Journal of a voy. from Okkak to Ungava Bay. Lond. 1814.

Koppe, Drei Berichte des Cortes an Kaiser Carl V., übers. Berl. 1834.

Koster, R. in Brasilien, aus d. Engl. Weimar 1817.

Kottenkamp, Gesch. der Colonisation Amerika's. Frankf. 1850.

Kriegk, Das Land Otuquis in Bolivia. Frankf. 1838.

Kunitz, Surinam und seine Bewohner. Erfurt 1805.

de Laet, Novus orbis seu descr. Indiae occid. Lugd. Bat. 1633.

Lafitau, Moeurs des sauvages Américains. Paris 1724.

de Lahontan, Nouv. voyages dans l'Am. septentrionale. La Haye 1703.

Laudonnière, L'histoire notable de la Floride (1562—67). Paris 1853.

Lavayssé, R. nach Trinidad, Tabago und Venezuela. Weimar 1816.

Lawson, Hist. of Carolina. Lond. 1718.

Lenoir S. unter Dupaix.

Lery, R. in Brasilien, aus d. Lat. übers. Münster 1794.

Lettres édifiantes, publ. s. la direction de M. Aimé-Martin. Paris 1838.

Lewis et Clarke, Voyages, trad. p. Lallemant. Paris 1810.

Long, R. eines americ. Dolmetschers in Forster's Gesch. d. R. an d. N.Westküste v. Am. Berl. 1791.

Long, Major, S. unter James und Keating.

Loskiel, Gesch. d. Mission der evang. Brüder unter den Indianern in N. Am. Barby 1789.

Löwenstern, Le Mexique. Paris et Leips. 1843.

Lozano, Descripcion chorographica del gran Chaco. Cordoba 1733.

Ludewig, Litterature of American aboriginal languages. Lond. 1858.

* Aglio, Antiquities of Mexico ist dasselbe Werk.

Lyon, Journal of a residence and tour in Mexico (1826). Lond. 1828.

Mac Cann, Two thousand miles' ride through the Argentine Provinces. Lond. 1853.

M'Coy, History of Baptist Indian Missions. Washington 1840.

Mc Culloh, Researches conc. the aboriginal hist. of America. Baltimore 1829.

M'Kenney, Memoirs with sketches of travels among the Indians. 2 d ed. N. York 1846.

Id., On the origin, hist. etc. of the Indians. N. York 1846.

M'Kenney and Burns, Hist. of the Indian tribes of N. Am. London 1837.

Mackenzie, R. durch N. W. America (1789 u. 93). Hamb. 1802.

Maillard, Hist. of the republic of Texas. Lond. 1842.

Marcgravii de Liebstadt, Hist. rerum naturalium Brasil. Amst. 1648.

Markham, Cuzco and Lima. Lond. 1856.

Marquette, Récit des voy. et des découvertes du Père M. Albany (N. York) 1855.

Marquez, Due antichi monumenti di architettura Messicana. Roma 1804.

v. Martius a, Von dem Rechtszustande unter den Ureinwohnern Brasiliens. München 1832.

Maw, Journal of a passage from the Pacific to the Atlantic. Lond. 1829.

Mawe, Reisen im Innern von Brasilien. Lpz. 1817.

Maximilian, Prinz zu Wied a, R. n. Brasilien (1815—17). Frankf. 1820.

Ders. b, Brasilien; Nachträge, Berichtigungen und Zus Frankf. 1850.

Ders. c, R. in das innere N. America (1832—34). Frankf. 1839.

Meares, R. v. China nach d. N. Westküste v. Am. (1788 f.) in Forster's Gesch. d. R. an d. N.Westküste. Berl. 1791.

Meinicke, Versuch einer Gesch. der Colonieen in Westindien. Weimar 1831.

Memoirs of the Hist. Society of Pennsylvania. Philad. 1826 ff.

Miers, Travels in Chile and La Plata. Lond. 1826.

Minutoli, Beschr. einer alten Stadt in Guatimala. Berl. 1832.

Möllhausen, Wanderungen durch d. Prärieen und Wüsten des westl. N. Am. 2. Aufl. Lpz. 1860.

Ders. a, R. in d. Felsengebirge Nord-Amerika's. Lpz. 1861.

Molina, Essai sur l'histoire nat. du Chili, trad. p. Gruvel. Paris 1789.

Id. a, Saggio sulla storia civile del Chili. Bologna 1787.

Mollien, Voy. dans la république de Colombia. Paris 1824.

Morgan, The league of the Iroquois. Rochester 1854.

Morillo, Diario del viage al Rio Bermejo (1780), bei de Angelis VI.

Morse, Report to the Secretary of war on Indian affairs. New Haven 1822.

Morton, Crania Americana. Philad. 1839.

Mühlenpfordt, Schilderung der Republik Mexico. Hannover 1844.

Müller, J. G., Gesch. der amerikanischen Urreligionen. Basel 1855.

Muratori, Relation des Missions du Paraguai, trad. Paris 1754.

Nachrichten, neue, von den Missionen der Jesuiten in Paraguay, aus dem Spanischen. Hamb. 1768.

Nachrichten von d. Halbinsel Californien v. e. Priester der Ges. Jesu. Mannh. 1772.

Navarretc, Coleccion de los viages y descubrimientos que hicieron los Españoles. Madrid 1825.

Nebel, Voy. pittoresque dans le Mexique. Paris 1836.

Neymann, Hist. seditionum quas adv. soc. Jesu Missionarios moverunt nationes Indicae. Pragae 1723.

Norman, Rambles in Yucatan. 4th ed. N. York 1844.

Nuttall, Journal of travels into the Arkansa territory. Philad. 1821.

Olmsted, Wanderungen durch Texas. Lpz. 1857.

Olshausen, das Mississippithal. Kiel 1853.

d'Orbigny, L'homme américain de l'Am. mérid. Paris 1839.

Osculati, Esplorazione delle regioni equatoriali dell' Am. (1846—48) Milano 1854.

Ovaglie (Ovalle), Hist. relatione del regno di Cile. Roma 1646.

Oviedo, Historia general y natural de las Indias. Madrid 1851.

Id., Sumario de la nat. hist. de las Indias (in Historiad. prim. de Ind. Madr. 1852).

Id., Histoire du Nicaragua, éd. Ternaux. Paris 1840.*

Id., Moeurs et coutûmes des habitans de Cueba, éd. Ternaux. Paris 1840.

Page, La Plata, the Argentine Confederation and Paraguay. Lond. 1859.

Palacios, Description de la province de Guatemala, éd. Ternaux. Paris 1840.

Parish, S. Woodbine, Buenos Ayres and the provinces of the La Plata. Lond. 1838.

Parker, Journal of an explor. tour beyond the Rocky mountains. Ithaca 1838.

Parkman, The California and Oregon trail. N. York 1849.

Id. a, History of the conspiracy of Pontiac. Lond. 1851.

Pauke, Pater, Reise in d. Missionen v. Paraguay (1749 ff.), herausg. v. Frast. Wien 1829.

Paul Wilhelm, Hzg. v. Würtemberg, erste R. n. d. nördl. Am. Stuttg. 1835.

Perrin du Lac, R. in d. beiden Louisianen (1801—3). Lpz. 1807.

Petri Martyris ab Angleria de rebus oceanicis et novo orbe decades tres. Colon. 1574.

Peschel, Gesch. des Zeitalters der Entdeckungen. Stuttg. 1858.

Pfefferkorn, Beschr. der Landschaft Sonora. Köln 1794.

Pickering, über die indianischen Sprachen Amerika's. Lpz. 1834.

Piedrahita, Hist. de las conq. del nuevo reyno de Granada. Ira parte. Amberes 1688.

Pike, Voyage au Nouveau Mexique (1805—7). Paris 1812.

Pohl, R. im Innern von Brasilien. Wien 1832.

Pöppig, R. in Chile, Peru u. auf d. Amazonenstrom (1827—32). Lpz. 1835.

---

* Dieses und das folgende Werk sind Uebersetzungen aus Oviedo's Hist. general. lib. XLII c.1 ff. u. XXIX, 26 ff.

Portlock, R. an d. N.Westküste v. Am. und um d. Welt;
Portlock und Dixon, R. um d. Welt (1785—88), in Forster's Gesch. der R. an d. N.Westküste v. Am. Berl. 1791.
de la Potherie, Hist. de l'Amérique septentr. Paris 1722.
Potter, Early history of Narragansett. Providence 1835 (Coll. of Rhode Isl. Hist. Soc. III).
du Pratz, Histoire de la Louisiane. Paris 1758.
Prescott, Hist. of the conquest of Mexico. 2d ed. Lond. 1844.
Id., Hist. of the conquest of Peru. 2d ed. Lond. 1847.
Quandt, Nachr. von Surinam und seinen Einwohnern. Görlitz 1807.
Quiroga, Descripcion del Rio Paraguay (bei de Angelis II).
Rafn, Mémoire sur la découverte de l'Amérique au 10. siècle. Copenh. 1843.
Ramirez, Descr. de algunos objetos del Museo nacional de antigüedades de Mexico. Mex. 1857.
Ramsey, The Annals of Tennessee. Charleston 1853.
Ramusio, Terzo volume delle navigationi et viaggi. Venet. 1565.*
Recueil de documents et mémoires sur l'hist. des possessions espagnoles dans l'Amérique, éd. Ternaux. Paris 1840.
Recueil de pièces rel. à la conquête du Mexique, éd. Ternaux. Paris 1838.
Reichardt, Centro-Amerika. Braunschw. 1851.
Ders, Nicaragua. Braunschw. 1854.
Remesal, Hist. de la provincia de Chiapa y Guatemala. Madr. 1619.
Rendu, Etudes topogr., méd. et agron. sur le Brésil. Paris 1848.
Rengger, Naturgeschichte der Säugethiere von Paraguay. Basel 1830.
Ders., Reise nach Paraguay. Aarau 1835.
v. Richthofen, die politischen Zustände der Republik Mexico. Berl. 1854.
Riggs, Grammar and dict. of the Dakota lang. Washington 1852 (Smithson. Contrib.)
del Rio, Description of the ruins of an ancient city near Palenque (1787). Lond. 1822.
Ritos antiguos, sacrificios é idolatrias de los Ind. de la N. España p. un Frayle Menor (1541) bei Kingsborough IX.
Rivera, Diario y derrotero de la visita general de los presidios de N. España. Guathemala 1736.
Rivero y Tschudi, Antigüedades Peruanas. Viena 1851.
Roberts, Narr. of voy. on the East coast and in the Interior of Central Am. Edinb. 1827.
Robertson, J. P. and W. P., Letters on S. America. Lond. 1843.
Rochefort, Hist. naturelle et morale des Antilles. 2d éd. Roterd. 1665.
Rodriguez, El Marañon y Amazonas, hist. de los descubrimientos. Madrid 1684.
Rogers, Beschr. v. N. Amerika. Berl. 1773.
Ross, J., a, Entdeckungsreise um Baffinsbai auszuforschen (1818). Lpz. 1820.

---

* Nur Cartier's und Verazzano's Reisen sind daraus nach der Ausgabe Venet. 1606 citirt.

Ross, J., b, Narr. of a second voy. in search of a N. W. Passage (1829—33). Lond. 1835.

Ross, J. C., Voy. in the Southern and Antarctic Regions (1839—43). Lond. 1847.

Rugendas, malerische Reise in Brasilien. Paris 1827.

Ruxton, Leben im fernen Westen. Dresd. 1852.

v. Sack, Beschr. einer R. nach Surinam (1805—7, 1810—12). Berl. 1821.

Sagard, Grand voy. du pays des Hurons. Paris 1632.

Sahagun, Hist. universal de las cosas de N. España (bei Kingsborough V und VII).

Sartorius, Mexico. Darmstadt 1859.

Scarlett, South America and the Pacific. Lond. 1838.

Scherzer, Wanderungen durch die mittelamerikanischen Freistaaten. Braunschw. 1857.

Schmidel, U., Voy. curieux dans l'Amérique (1534—54), éd. Ternaux. Paris 1837.

Schomburgk, Rob., R. in Guiana und am Orinoco. Lpz. 1841.

Schomburgka, Rich., R. in Britisch Guiana (1840—44). Lpz. 1847.

Schoolcraft, Algic Researches. N. York 1839.*

Id., Information resp. the history, condition and prospects of the Indian tribes. Philad. 1851 ff.

Semple, Sketch of the present state of Caracas. Lond. 1812.

Sepp und Böhm, Reisebeschreibung wie dieselben aus Hispanien in Paraquariam kommen. Nürnberg 1698.

Sigaud, du Climat et des maladies du Brésil. Paris 1844.

Simon, Pedro, Noticias historiales de las conquistas de tierra firme. I[ra] parte Cuenca 1627; II[da] parte bei Kingsborough VIII.

Simpson, G., Narr of a journey round the world (1841 f.) Lond. 1847.

Simpson, J. H., a, Journal of a milit. reconnaissance from Sta. Fé to the Navajo country. Philad. 1852.

Skinner, Voy. au Pérou, f. p. les PP. Sobreviela et Girbal (1791—94) et tableau du Pérou. Paris 1809.

de Smet, Missions de l'Oregon et voy. aux montagnes rocheuses (1845). Gand 1848.

Smith, E. R., The Araucanians. N. York 1855.

Smith, W., Hist. de la Nouvelle-York, trad. de l'Anglais. Lond. 1767.

Smyth and Lowe, Narr. of a journey from Lima to Para. Lond. 1836.

de Solis, Hist. de la conquête du Mexique, trad. de l'Esp. La Haye 1692.

Solorzano Pereira, Politica Indiana. Amberes 1703.

Sondermann, d. Mission der kirchl. Missionsges. unter d. Ind. des nordwestl. Am. Nürnberg 1847.

v. Spix und v. Martius, R. nach Brasilien (1817—20). München 1823.

Squier, Antiquities of the state of New York. Buffalo 1851.

Id., Travels in Central Am., part. in Nicaragua. N. York 1853.

---

* Schoolcraft, The myth of Hiawatha. Philad. 1856 ist das nämliche Buch in zweiter Auflage.

Squier a, Die Staaten von Central-Am., deutsch v. Andree. Lpz. 1856.
Squier and Davis, The ancient monuments of the Mississippi valley (Smithson. Contrib. I). Washingt. 1848.
Staden, H., Wahrhafte Historia und Beschr. einer Landschaft der Wilden in Am. Marb. 1557.
Stansbury, Exped. to the great Salt Lake. Philad. 1852.
Stedmann, Nachr. von Surinam (1772—77), aus d. Engl. Hamb. 1797.
Steele, Chief of the Pilgrims, Life of W. Brewster. Philad. 1857.
Stephens, Begebenheiten auf e. R. in Yucatan, d. v. Meißner. Lpz. 1853.
Id., Reiseerlebnisse in Centralam., Chiapas und Yucatan. Lpz. 1854.
Stevenson, R. in Arauco, Chile, Peru und Columbia (1804—23). Weimar 1826.
Strachey, Hist. of travaile into Virginia Britannia ed. Major. London 1849.
Strangeways, Sketch of the Mosquito shore. Edinb. 1822.
Studien, atlantische, von Deutschen in Amerika. Gött. 1853 ff.
Sullivan, Hist. of the district of Maine. Boston 1795.
Talvj, Gesch. der Colonisation von Neu-England. Lpz. 1847.
Tanner, Mémoires, trad. p. E. de Blosseville. Paris 1835.
v. Tempsky, Mitla, a narr. of a journey in Mex., Guatemala and Salvador (1853—55). Lond. 1858.
Ternaux-Compans, Essai sur la théogonie Mexicaine. Paris 1840.
du Tertre, Hist. générale des Antilles. Paris 1667.
Tezozomoc, Hist. du Mexique, trad. p. Ternaux. Paris 1847.
Thatcher, Indian biography. N. York 1836.
Thevet, Les singularitez de la France antarctique. Paris 1558.
Thompson, G. A., Narr. of an off. visit to Guatemala. Lond. 1829.
Thompson, W., Recollections of Mexico. N. York and Lond. 1846.
Thompson, Z., Hist. of the state of Vermont. Burlington 1833.
Thomson, J. L., Hist. of the wars of the United States. Philad. 1854.
Tietz, Brasilianische Zustände (nach gesandtschaftl. Berichten). Berl. 1839.
Timberlake, The memoirs of —. Lond. 1765.
Torquemada, Libros rituales y monarquia Indiana. Madrid 1723.
Trumbull, Hist. of Connecticut. Hartford 1797.
v. Tschudi, Peru. Reiseskizzen 1838—42. St. Gallen 1846.
Ders., die Kechua-Sprache. Wien 1853.
Uhde, die Länder am unteren Rio bravo del Norte. Hdlbg. 1861.
Ulloa, Voy. historique de l'Am. mérid. (1735 ff.). Amst. et Lpz. 1752.
Id. b, Physikalische und hist. Nachr. v. südl. und nordöstl. Am. Lpz. 1781.
Unanúe, Coleccion de los Mercurios referentes á las misiones de Caxamarquilla. (Mercurio Peruano 1791).
Uricoechea, Memoria sobre las antigüedades Neo-Granadinas. Berlin 1854.
Vail, Notice sur les Indiens de l'Am. du Nord. Paris 1840.
Valentine, Hist. of the city of N. York. N. York 1853.
Vater, Untersuch. üb. America's Bevölkerung aus d. alten Continente. Lpz. 1810.

Veigl, Gründl. Nachr. über die Verfassung der Landschaft v. Maynas bis z. J. 1768. Nürnb. 1798.

Velasco, J. de, Hist. del reino de Quito 1844, parte I y III;

Id., parte II, Description du royaume de Quito, éd. Ternaux. Paris 1840.

Vetancurt, Teatro Mexicano. Mex. 1698.

Viedma a, Descr. de la provincia de S. Cruz de la Sierra (1788);

b, Descr. de las reducciones de Ind. Chiriguanos (bei de Angelis III).

c, Diario de un viage á la costa de Patagonia (1780), bei de Angelis VI.

Villagutierre Sotomayor, Hist. de la conquista de la prov. de el Itza y Lacandon. Madrid 1701.

Villa-Señor, Theatro Americano, descr. gen. de los reynos y provinc. de la N. España. Mex. 1746.

Villavicencio, Geografia de la Rep. del Ecuador. N. York 1858.

Wafer, Merkw. Reisen nach d. Erdenge Darien, übers. Halle 1759.

Wagner und Scherzer, Reisen in Nordamerika. Lpz. 1854.

Dies., Die Republik Costa rica. Lpz. 1856.

Waldeck, Voy. pittoresque et archéol. dans la prov. d'Yucatan. Paris 1838.

Wallace, Narr. of travels on the Amazon and R. Negro. Lond. 1853.

Ward, Mexico im J. 1827. Weimar 1828.

Warden S. unter Dupaix.

Warren, Explorations in the Dacota country in the year 1855. Washingt. 1856.

Waterton, Wanderings in S. Am., the U. St. and the Antilles. London 1825.

Webster, Narr. of a voy. to the S. Atlantic Ocean (1828—30). London 1834.

Weddell, Voy. dans le nord de la Bolivie et du Pérou. Paris 1853.

Weld, R. durch d. Staaten v. N. Am. und Canada (1795—97), im Magaz. v. Reiseb. XX.

Wells, Explorations and adv. in Honduras. Lond. 1857.

West, Substance of a journal during a resid. at the Red River colony. Lond. 1824.

White, Hist. Collections of Georgia. N. York 1854.

Williamson, Hist. of North Carolina. Philad. 1812.

Wilson, R. A., Mexico and its religion. N. York 1855.

Id., New history of the conquest of Mexico. Philad. 1859.

Wislizenus, Denkschrift über e. R. nach Nord Mexico, aus d. Engl. Braunschweig 1850.

Wrangell, Statist. und ethnogr. Nachr. über d. russ. Besitzungen in Am. (in Bär und Helmersen, Beitr. z. Kenntniß des russ. Reichs. Petersb. 1839).

Ximenez, Las historias del origen de los Indios de Guatemala, trad. de la lengua Quiché, ed. Scherzer. Viena 1857.

Young, A., Chronicles of the first planters of Massachusetts Bay. Boston 1846.

Young, A., a, Chronicles of the Pilgrim fathers. Boston 1841.
Young, Th., Narr. of a residence on the Mosquito shore. 2d ed. London 1847.
Young, W., Account of the black Charaibs of St. Vincent. Lond. 1795.
de Zarate, Hist. de la découverte du Pérou. Paris 1724.
Zeisberger's Leben unter d. Indianern in N. Am. (Baseler Miss. Mag. 1838).
Zurita, A. de, Rapport sur les diff. classes des chefs de la N. Espagne, éd. Ternaux. Paris 1840.

Ueber den Ursprung der Bevölkerung von Amerika hat man seit langer Zeit geforscht gemuthmaßt und gefabelt. Die fast ununterbrochene Kette von Inseln im hohen Nordwesten des Welttheiles schien nach dem Osten von Asien hinüberzuweisen; die Verbreitung polynesischer Stämme über weit entlegene Inseln der Südsee, die Kühnheit und Geschicklichkeit dieser Völker als Seefahrer in Verbindung mit der Gunst der Meeresströmungen ließ ihre Einwanderung über die Osterinsel als glaubhaft erscheinen; die historischen Seereisen der Normänner von Island an die Küsten von Neu England erlaubten sogar an eine Herleitung der Amerikaner aus Europa zu denken, und in noch geringerer Entfernung als letzteres bot sich West-Afrika dem suchenden Blicke dar. Demgemäß hat man bald die Tataren, Chinesen, Japaner oder Hindus, bald die Polynesier, bald die Normänner und Kelten, bald die Phönizier nach Amerika gelangen und dieses bevölkern lassen. Besonders eifrige und gelehrte Vertreter hat namentlich die Ansicht gefunden, daß die verlorenen zehn Stämme des Volkes Israel dieser Bevölkerung ihren Ursprung gegeben hätten.

Es lohnt nicht der Mühe diese Meinungen ernsthaft zu prüfen, die man von Haven (p. 3) und von Warden (bei Dupaix II, 80) ausführlich zusammengestellt findet bis auf die Excentricitäten Ranking's, der Mongolen in Begleitung von Elephanten zu Schiffe nach Peru und Californien fahren läßt, und Rafinesque's, welcher die Geschichte von Nordamerika seit den Zeiten der Sündfluth sehr speciell und ohne erhebliche Lücke zu erzählen weiß; es lohnt nicht der Mühe, weil man nicht den mindesten Grund hat anzunehmen daß Amerika zu einer Zeit menschenleer war, zu welcher Asien oder ein anderer Erdtheil schon eine Bevölkerung besaß. Nur solange man die Wiege des gesammten Menschengeschlechtes mit dogmatischer Sicherheit in

das südliche Asien setzte, lag eine Veranlassung vor die Bewohner Amerika's aus der Ferne herzuleiten, und nur zu lange hat diese wissenschaftlich unbegründete Ansicht die Völker der neuen Welt, wie deren Name anzudeuten schien, für jünger halten lassen als die der alten.

Die Sprachen der Eingeborenen von Amerika besitzen trotz ihrer Verschiedenheit und ungeheueren Menge nach dem Urtheile der Forscher eine Reihe von eigenthümlichen Charakteren, die sie in Rücksicht ihres Baues ebenso bestimmt als zusammengehörig zu einem großen Ganzen als wesentlich geschieden von den Sprachen anderer Erdtheile erkennen lassen.* Amerika hat ferner seine durchaus eigenthümliche Fauna und Flora: hätte zu irgend einer Zeit ein einigermaßen geregelter Verkehr mit Asien oder eine periodische Einwanderung von dort bestanden, so könnten asiatische Hausthiere und Culturpflanzen, namentlich die Cerealien und der Reis, es könnten die mannigfaltigsten Künste und Kenntnisse, vor Allem der Gebrauch des Eisens der neuen Welt nicht gefehlt haben. Der physische Typus der Amerikaner erinnert zwar in mancher Beziehung an asiatische Völker, steht aber doch im Wesentlichen so eigenthümlich und bestimmt ausgeprägt da, daß es gewagt scheint ihn von auswärts herzuleiten.

Diese schwer wiegenden Bedenken weisen die Annahme eines fremdländischen Ursprunges zurück (ausführlich darüber Pott, die Ungleichheit m. Rassen 248 ff.) und lassen es als einen Anachronismus erscheinen daß noch neuerdings Schoolcraft (V, 87) und v. Martius (Münch. Gel. Anzz. 1860 p. 327) eine entgegengesetzte Ansicht vertreten haben. Veranlaßt sind sie hierzu vielleicht durch den Vorgang A. v. Humboldt's, welcher zwar nicht die Amerikaner aus Asien ableiten will, sondern vorsichtiger nur eine alte Verbindung derselben mit asiatischen Völkern für unzweifelhaft bewiesen hält durch die kosmogonischen Mythen, Monumente, Bilderschriften und gesellschaftlichen Einrichtungen (Vues des C. Introd. XI), und demgemäß allen nach Asien deutenden Analogieen mit größerer Vorliebe und Wichtigkeit nachgeht als sie zu verdienen scheinen. Lösbarer und darum verständiger als die Frage nach dem Ursprunge der Bevölkerung von

* Die Wortähnlichkeiten welche Latham (Nat. hist. of the varieties of man 1850 p. 273) neuerdings zwischen amerikanischen Sprachen und denen der Koreaner, Japaner, Aino, Korjäken und Kamtschadalen nachzuweisen versucht hat, könnten, auch wenn sie ganz unzweifelhaft wären, doch der Verschiedenheit des Sprachbaues gegenüber nicht schwer in's Gewicht fallen.

Amerika ist jedenfalls die andere, ob dieser Erdtheil überhaupt irgend welche Einwanderer aus Asien, Polynesien oder Europa erhalten habe. Wenn dieß aber auch, wie wir später zeigen werden, nicht unwahrscheinlich ist, so verbieten doch die angeführten Gründe auf das Bestimmteste daran zu denken, daß ein wesentlicher oder gar der überwiegende Theil der Amerikaner von dort herstamme.

Die einheimischen Völker von Amerika theilen sich in Rücksicht der Culturstufe auf welcher sie zur Zeit der Entdeckung standen, in zwei große Gruppen: die höher gebildeten, die wir von unsrer gegenwärtigen Betrachtung ausschließen, nahmen in Nordamerika das weite mexicanische Gebiet bis nach Costa rica hinab ein, entferntere Verwandte derselben reichten einerseits bis nach Neu Mexico und Neu Californien hinauf und hatten andererseits, wie es scheint, die großen Antillen inne; in Südamerika erstreckte sich die höhere Cultur nur auf der Westseite der Cordilleren vom Hochplateau von Bogotá bis an die Grenze von Chile. Abgesehen von den bezeichneten Ländern war ganz Amerika von culturlosen Völkern bewohnt.

Wenden wir uns zunächst dem nördlichen Festlande zu, so wird die ethnographische und culturhistorische Darstellung seiner Bevölkerung, soweit diese in den Bereich der vorliegenden Untersuchung gehört, am zweckmäßigsten drei Hauptabtheilungen unterscheiden: die Eingeborenen im Osten des Felsengebirges mit Ausschluß der Länder im Nordosten und Nordwesten der Hudsonsbai, die Eskimo, die Bewohner der Nordwestküste und des Oregongebietes.

Die Eingeborenen im Osten des Felsengebirges.

I. Ethnographische Uebersicht.

Außer einer Menge von kleineren Völkern die in keinem bis jetzt nachweisbaren Verwandtschaftsverhältniß zu andern stehen, waren es fünf große Völkerstämme welche zur Zeit der Ankunft der Europäer das weite Gebiet der Vereinigten Staaten im Osten des Felsengebirges inne hatten: den ganzen Osten bis weit jenseits der großen Seen und bis nach Nord Carolina und Kentucky hinab besaßen die Algonkins, zwischen welche die Irokesen eingeschoben waren, während die Apalachischen Völker ihnen im Süden wohnten bis nach Florida;

westlich bis zum Felsengebirge lebten die Sioux oder Dakotah, im Westen der Hudsonsbai die Athapasken.

Wir beginnen mit den letzteren.

1) Die Athapasken und Kenai-Völker.

Die **Athapasken**, welche sich selbst Tinnė oder 'Dtinnė d. i. „Menschen" nennen, sind im Süden von einer unregelmäßigen Linie begrenzt die zwischen 53° und 58° schwankt. Sie läuft von der Mündung des Churchill-Flusses zu dessen Quelle, dann längs des Gebirgszuges der den Nordarm des Saskatchewan vom Athapaska-Flusse trennt bis zum Felsengebirge und von da nach Westen, bis sie sich in 52½° dem stillen Ocean auf 100 engl. Meilen nähert. Bis an die Hudsonsbai treten die Athapasken in 59 bis 61½° heran und besitzen nach Richardson die Mündung des Churchill-Flusses (Buschmann Monatsb. 1848 p. 477. Ebendas. p. 468 eine genaue Beschreibung der Südgrenze der Athapasken nach Gallatin's Karte). In späterer Zeit ist ihnen das Gebiet des Athapaska-Flusses durch die Knistino entrissen worden (Gallatin). Im Westen gehen sie über das Felsengebirge hinüber und grenzen mit den Koloschen zusammen bis sie endlich im Norden von Mount Elias an die Küste herantreten in der Nähe der Mündung des Atnah- oder Kupferflusses. Völker des athapaskischen Stammes besitzen ferner die Halbinsel Kenai mit Ausnahme der Südküste und erstrecken sich oberhalb derselben von den Zuflüssen des Kupferflusses bis zu den Zuflüssen des Kuskokwim und bis in das Gebiet des oberen und mittleren Kwichpakh. Wahrscheinlich gehört ihnen auch das Innere des Landes bis an den unteren Mackenzie, von welchem nach Osten hin überall die Eskimo ihre nördlichen Nachbarn sind. Außer diesem geschlossenen großen Gebiete leben einzelne Völker des Athapasken-Stammes von der Hauptmasse getrennt am Columbia und weiter südlich.

Die einzelnen Glieder aus denen diese Völkerfamilie besteht, sind folgende.

Die eigentlichen Athapasken.

Das Hauptvolk im Osten sind die Chepewyans, oft unter dem Namen der Chippeways mit dem fast gleichnamigen Algonkinvolke der Ojibways, verwechselt; sie nennen sich selbst Saw-eessaw-dinneh „Männer der aufgehenden Sonne" (people who face the rising sun

— Gallatin), eine Benennung die auf eine Einwanderung von Osten zu deuten scheint, sich aber auch auf die Herkunft von Westen nach Osten beziehen kann, wenn sie nicht etwa bloß bezeichnen soll daß dieses Volk das östlichste unter allen seinen Stammgenossen ist. Sie leben hauptsächlich im Norden des Athapaska-See's, reichen jedoch auch in den Süden desselben hinab. Nach Richardson ist der Churchill oder Missinippi ihre Südgrenze (Buschmann a. a. O. 476). Mackenzie giebt in Folge der Siege der Knistino nur das Land von 60—65° n. B. u. 100—110° w. L. als ihr Gebiet an. Daß die Nord-Indianer (Northern Indians) an der Hudsonsbai unter 59—61° (Gallatin), vom Churchill weit nach Westen und zwischen 59 und 68° n. B. wohnend (Hearne 271), mit den Chepewyans identisch sind, ist noch nicht vollkommen sicher, aber wahrscheinlich. Sie sind sprachlich sehr wenig verschieden von den Kupferminen-Indianern, welche am Westufer des gleichnamigen Flusses leben, während sie in früherer Zeit den Süden des Gr. Sklavensee's einnahmen.

Die Hundsrippen-Indianer, von den Knistino auch Sklaven genannt, im Norden und Nordwesten des Gr. Sklavensee's, sind die westlichen Nachbarn der Gelbmesser-Indianer, welche früher die Unterdrücker, jetzt die Unterdrückten, durch jene stark gelitten haben (Back 457). Die Hasen-Indianer im Osten des Mackenzie unter 65—66½° und gegen den Gr. Bärensee hin (Gallatin) sind sprachlich von den Hundsrippen kaum verschieden (Buschmann a. a. O. nach Richardson).

Die Biber-Indianer leben am Peace R. unter 56—59° und westlich von diesem bis zum Felsengebirge; als ihre südlichen Nachbarn werden die Berg-Indianer oder Strong-bows genannt (Gallatin), welche vielleicht identisch sind mit den Sikani oder Sicaunies, da Morse (Append. 334) diese letzteren unter 55—56° n. B. und 121° w. L. an das Felsengebirge setzt auf dessen Ostseite sie wohnen (Hale), und sie nur als dialektisch verschieden von den Biber-Indianern bezeichnet. Letzteres bestätigend fügt Buschmann hinzu (Abhh. 1859 p. 519) daß ihre Sprachen trotz starker Abweichungen doch dem Athapaskenstamme angehören.

Ein ferneres Glied dieser Familie bilden die Sarsees oder Sussees zwischen den Quellen des Athapaska-Flusses und Saskatchewan, welche in alter Zeit ihrer Sage nach über das Meer gekommen sind (de Smet 252

note); ein anderes die Tacullies, Takhalis d.i. „Menschen die auf's Wasser gehen" (Morse App. 343) oder Carriers zwischen dem Felsengebirge und Küstengebirge von 52½—56° (Hale). Zu ihnen gehören die Chilcotin, Slowercus, Dinais, Nascud, Dinnee, Talcotin am oberen Fraser-Fluß und dessen Nebenflüssen (Cox II, 322 ff., 344). Auch die Nagailers, die am südlichen Salmon River die Nachbarn der Bellichoola sind und im Innern bis Flatbow Lake reichen, wo sie mit den Kutannies zusammenstoßen, sind sprachlich identisch mit den Tacullies (Scouler in L'Institut 1847 II, 45). Mit Ausnahme des Landes der Atnah im Süden und Südosten von Neu Caledonien soll die Sprache der Chippewyans von der Nordost-Quelle des Deserter's River in 50½° n. B. bis zur Hudsonsbai überall verstanden werden (Cox a. a. O.). Zu diesem Sprachstamm gehören ferner, den Takhali zunächst sich anschließend (Buschmann 1854 p. 612), die Tlatskanai und Kwalihoqua, diese nördlich, jene südlich von der Columbia-Mündung und beide von einander getrennt durch den Fluß und das Volk der Chinook; dann die Umpqua oder Umkwa in 43° n. B. an dem Flusse ihres Namens, doch nicht das Meer erreichend.

Ebenfalls getrennt von der in sich zusammenhängenden großen Masse der Athapasken, obwohl sprachlich mit ihnen zusammengehörig, sind die Hoopah im nördlichen Theile von Neu Californien und die Apachen, deren Sprache sich in vier Zweige spaltet: allgemeines Apache, Apache der Kupfergruben, Pinaleño und Xicarilla (fälschlich Ticorilla genannt — Buschmann Abhh. 1859 p. 510, über die einzelnen Stämme und ihre geographische Vertheilung ebendas. 1854 p. 303 ff. Die Angaben über die Sitze der einzelnen Stämme bei Mühlenpfordt I, 211 und II, 537 stimmen nicht durchgängig miteinander überein). Die Apachen werden von Torquemada (V, 40) als die ursprünglichen Bewohner des südlichen Theiles von Neu Californien bezeichnet: daher wurden sie die Feinde und Verwüster der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts dort gegründeten Missionen. Nach ihrer eigenen Sage sind sie von Norden hergekommen (Schoolcr. V, 202); ebenso wollen die ihnen stammverwandten Navajos, die von den Spaniern in früherer Zeit Apaches de navajo, Messer-Apachen genannt wurden (de Laet VI, 26 nach Benavides), „aus dem Wasser weit im Norden" entsprungen sein (Davis 413), und wir dürfen sie demgemäß mit einiger Wahrscheinlichkeit als weit nach Süden vor-

geschobene Zweige des Athapaskenstammes, nicht als im Süden sitzen gebliebene Reste der nach Norden gedrungenen Hauptmasse betrachten. Daß sie Gregg (I, 182) für Nachkommen der Azteken hält, ist ein Irrthum der sich daraus erklärt, daß sie in ihr jetziges Land aus dem sogenannten Montezuma-Thal im Nordosten eingewandert sind (Eaton bei Schoolcr. IV, 218), und noch jetzt ein rundes rohes Götzenbild von gegerbtem Leder und mit menschenähnlichem Gesichte unter dem Namen des Montezuma verehren (Davis 395). Die Apachen verbreiten sich nach Buschmann (1854 p. 298) vom Westen des Colorado und von Californien her bis nach Texas, im Norden und Nordosten von Sonora wie auch nördlich vom mittleren und oberen Gila, in Chihuahua, Coahuila und Texas. Indessen scheinen sie in neuerer Zeit nicht leicht über den unteren Gila nach Westen hinauszugehen, während die Länder am mittleren und oberen Lauf dieses Flusses ihr Hauptsitz sind. Sie schweifen umher zwischen Albuquerque im Norden bis 200 engl. Meilen nach Süden von El Paso del Norte und von den Grenzen von Sonora bis zu den Weißen Bergen im Osten (Pike II, 95, Schoolcr. V, 207). Ihr Gebiet liegt zwischen 30 und 38° n. B., 103 und 114° w. L. Gr., doch überschreiten sie dasselbe häufig in ihren Streifereien (Möllhausen 227). Unter Mescaleros werden gewöhnlich die Apachen auf der Ostseite des R. del Norte verstanden (Buschmann a. a. O. 301); die Xicarillas oder Jicarillas lebten nach Villa-Señor 100 leguas nördlich von Taos, wogegen sie von Andern in den bolson de Mapimi oder auch in die Berge im Osten des R. del Norte gesetzt werden (ders. 1857 p. 274); das Gebiet der Navajos zwischen dem genannten Flusse und dem Colorado westlich von Santa Fé, zwischen 36 und 38° wird durch die S. de los Mimbres halbirt (ders. 1854 p. 293 und Backus bei Schoolcr. IV, 209, Gregg I, 182). Endlich sind noch die Lipanes oder Lipanis zu erwähnen die mit den Apaches Ipandes identisch sind, wie aus Arricivita hervorgeht (Buschmann 1854 p. 307). Sie lebten früher in der Nähe der Mündung des R. Grande (ebendas. 434), nämlich nach Aransas Bai und Corpus Christi hin (Kennedy I, 349), jetzt zwischen dem ersteren Flusse und den Quellen des Nueces (Morse) oder nach einer andern Angabe im nordwestlichen Texas am Red River und im Quellgebiet des Colorado von Texas (Maillard II, 252).

Kehren wir nach dieser Abschweifung in den Süden, zu der uns

die Verfolgung der Athapaskenvölker genöthigt hat, nach Norden zurück, so finden wir dort in den Digothi oder Loucheux an der Mündung, nach Andern auf beiden Ufern des Mackenzie, hauptsächlich aber im Westen desselben (65—67° n. B., 126—134° w. L. auf Gallatin's Karte), noch ein Glied dieser großen Familie, dessen Sprachverwandtschaft zu den übrigen allerdings nur eine entferntere ist (Buschmann Monatsb. p. 484). Richardson hat sie mit den Kutchin am Yukon oder oberen Kwichpakh für identisch erklärt, welche unzweifelhaft Athapasken sind, doch ist diese Identität noch nicht genügend festgestellt (ders. 1854 p. 713, 1859 p. 532).

Den eigentlichen Athapasken hat Buschmann's Entdeckung als einen zweiten Hauptstamm hinzugefügt:

Die Kenai-Völker.

Die Kenai-Sprachen stehen den athapaskischen trotz unzweifelhafter Verwandtschaft ziemlich fern und haben vielfach koloschische Wörter in sich aufgenommen, wie sich auch in den Koloschen-Sprachen einige athapaskische finden (Buschm. 1855 p. 256 ff.). Zu diesem zweiten Hauptstamme gehören die Kenaier oder Kenaizer, Thnaina von Tnai „Mensch", d. i. Tinnè, sich selbst nennend (ebend. 252), auf der Kenai-Insel mit Ausnahme der ganzen Südküste welche den Tschugatschen gehört, und von dort nach Westen bis an die Zuflüsse des Kuskokwim (Holmberg 6). Ferner die Inkilik und Inkalit (Inkalichljuaten) und wahrscheinlich auch die mit ihnen am oberen und mittleren Kwichpakh wohnenden Junnakachotana, Junnachotana, Jugelnuten und Thljegonchotana (ebend. und Buschm. 1854 p. 705); dann die Golzanen oder Koltschanen (d. i. „Fremdlinge" in der Atnah-Sprache) zwischen den Quellflüssen des Kuskokwim und den nördlichen Zuflüssen des Atnah- oder Kupferflusses, wogegen die Kuskokwimen und Kwichpakhs von Wenjaminow irrthümlich zum Kenaistamm gerechnet worden sind (Erman's Archiv VII, 126, Buschmann 1854 p. 702). Zu den Kenai sind ferner zu zählen, die Atnah oder Atnacht an dem Flusse ihres Namens, welche gar keine Verwandtschaft mit den später zu erwähnenden Atnah in Neu Caledonien unter 50—52½° haben (ders. 1854 p. 690, 1857 p. 321); endlich die Ugalenzen (Ugaljachmiuten), deren Sprache einen bedeutenden koloschischen Bestandtheil besitzt (ebend. 1854 p. 683), daher sie Rad-

loff (Bullet. Acad. St. Petersb. XV, 26) eher den Koloschen als den Athapasken anschließen wollte. Ihr Wohnsitz ist in einer Bucht gegenüber der Kajak-Insel, im Sommer am rechten Ufer des Kupferflusses (Holmberg 4).

2) Die Algonkin und Irokesen.

Um die Uebersicht zu erleichtern nehmen wir im Folgenden die **Algonkin** und **Irokesen** zusammen, da sie, obwohl zwei völlig verschiedene Völkerfamilien, doch räumlich und historisch vielfach ineinandergreifen. Die Grenzen der ersteren, welche die letzteren fast ganz umschlossen, waren im Osten das Meer, dessen Küste sie von Neufundland bis zur Breite von Cap Hatteras inne hatten, im Norden die Eskimo. Im äußersten Südosten reichte das südlichste Irokesenvolk bis über den Neuse-Fluß, und weiter westlich das südlichste Glied der Algonkin bis über den Cumberland hinüber, während das Gebiet des Tennessee andern Völkern gehörte. Die Westgrenze lief von der Mündung des Ohio am Mississippi hin bis in den Norden der Mündung des Wisconsin, von da in ältester Zeit nach dem Westufer des Michigan unterhalb des Winebagoe See's, trat wahrscheinlich bis auf geringe Entfernung an die Süd- und Westseite zum Oberen See heran und ging dann über den Red R. westlich bis zu den Quellen des Qu'apelle R. und den Red deer Hills am Saskatchewan, endlich von hier zu den Black Hills am Missouri und von dessen Quellen am Felsengebirge bis zur Grenze der Athapasken.

Der Name der Algonkins scheint allerdings nur von einem einzelnen Volke auf die ganze Völkerfamilie übertragen zu sein, aber unbegründet ist Heckewelder's (165) Tadel, der ihn auf Lahontan zurückführt, da er schon bei de Laet (II, 11), zuerst bei Champlain (I, 281) vorkommt, der die Algommequins von 41—48 oder 49° und ungefähr 450 lieues von Osten nach Westen reichen läßt. Das Volk der Algonkins, nach Schoolcraft (V, 144) identisch mit den Nipissings oder Nipissiriniens und den Ojibways, ist frühzeitig aus der Geschichte verschwunden und wahrscheinlich größtentheils in den Irokesenkriegen zu Grunde gegangen, gleich vielen andern. Doch finden sich noch 1778 Algonkins in der Nähe von Three Rivers erwähnt (Hutchins. bei Schoolcr. VI, 714). Die Sage einer Einwanderung

von Westen her findet sich bei den Algonkinvölkern vielfach, namentlich bei den Lenni Lenape. Für Schoolcraft's Vermuthung (V, 39) daß sie von Süden gekommen seien, scheint es an jedem Wahrscheinlichkeitsgrunde zu mangeln.

Ob die Eingeborenen von Neufundland zum Algonkinstamme gehörten, ist zweifelhaft. Sie hielten sich in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. auch in Süden und Osten der Insel auf, scheinen sich aber vor den Europäern nach Norden und Westen zurückgezogen zu haben (de Laet II, 2). Den Süden des Landes fand man schon um 1583 menschenleer (Anspach 65). Sie sind bloß noch in geringer Anzahl vorhanden und nur im Nordosten und Nordwesten hauptsächlich zwischen C. Freels und C. John (Cartwright I, 5) bisweilen anzutreffen. Gewöhnlich werden sie „rothe Indianer“ (Red Indians) genannt, sind denen des Festlandes ähnlich und den Weißen früher äußerst feindlich gewesen, wenigstens haben die englischen Fischer sie auszurotten gestrebt. Die Micmac, von denen sie verschieden sind, kamen erst um 1780 (ob zum ersten Male, wissen wir nicht) zu ihnen herüber von C. Breton nach St. George's Bay und ließen sich nach geschlossenem Frieden bei ihnen nieder (Cartwright und Chappell 169 f., 181, 76). Die Indianer im Innern von Labrador, gewöhnlich als Mountaineers oder Montagnards bezeichnet, lassen sich mit größerer Sicherheit als Algonkins ansprechen, obwohl der Name selbst unbestimmt und ohne ethnographische Bedeutung ist. La Potherie (II, 5 ff., 66) erwähnt sie nördlich von Saguenay, nennt Michapous, dessen Hauptaufenthalt in Michillimakinak sei, als ihr höchstes Wesen und legt ihnen die Schöpfungssage bei die man sonst allgemein den Ojibway und Ottawa zugeschrieben findet. — Ihre Zugehörigkeit zu den Algonkins ist hierdurch genügend angedeutet, wogegen diese als zweifelhafter erscheint in Rücksicht der Mountaineers welche Cartwright neben den Nescaupic-Indianern im Innern von Labrador nennt mit der Bemerkung daß sie nach Norden bis in die Gegend von Invucktoke und Nevile Isl., bisweilen auch nach Neufundland hinübergingen. Wenn man auch die Chippewyans am Westufer der Hudsonsbai als Montagnais bezeichnet hat (N. Ann. des v. 1852 IV, 317), so beruht dieß wohl nur auf einem Mißverständniß. Gallatin nennt als die Bewohner der Nordküste des Golfes von St. Lorenz die Sheshatapoosh und Scoffies.

Die **Micmac** hatten die ganze Nordküste von Neu Braunschweig inne, Gaspe, Pr. Edward's Island, C. Breton, N. Scotia und in späterer Zeit einen Theil von Neufundland (Schoolcr. V, 676), nach Gallatin (Transactt. Am. Ethnol. Soc. II, p. CIII) auch das Westufer des Golfes von St. Lorenz nebst dessen Zuflüssen. Die **Etchemin** im Flußgebiete des S. John und bis zum Penobscot rechnet letzterer ebenfalls zu den Algonkins, während Schoolcraft (V, 674) bemerkt daß die Milicite-Indianer am St. John, von Champlain (1604) unter dem Namen der Etchemons erwähnt, die Sprache der Huronen redeten und also zum Irokesenstamme gehörten. Im Texte bei Champlain scheint sich eine Aeußerung dieser Art nicht zu finden, wohl aber giebt die Karte in der Ausgabe seiner Reisen von 1613, welche Montagnais in die Gegend von Quebec setzt, zwei rivières des Etchemins an, den einen Fluß oberhalb Quebec in den S. Lorenz mündend und von Süden kommend, den anderen weiter östlich N. Scotia gegenüber das Meer erreichend (den S. John): die Anwohner des ersteren mögen demnach wohl zu den Irokesen, die des zweiten zu den Algonkins gehört haben. Der Name, den de Laet II, 17 Estechemins schreibt, soll französischen Ursprungs sein und collectiv die Indianer vom St. John bis zum Kennebeck umfassen, deren einzelne Stämme, Penobscot, Norridgewock u. s. f. verschwunden sind; nur von den Penobscot waren im J. 1795 noch 300 übrig, die ihre Erhaltung dem Umstande verdankten daß sie sich unter den Schutz der Kolonieen gestellt hatten (Sullivan 55, 88, 95). Die Völker des südwestlichen Theiles von Maine im Osten des Saco, welche die Sprache der Indianer von Neu England nicht verstanden, namentlich die Pickwoket und Ossipee am Saco waren sprachlich identisch mit den Penobscot und Norridgewock (ebend. 265) und wurden von den Franzosen **Abenakis** (verstümmelt aus Wapanackki „Männer des Ostens" nach Heckewelder 24) genannt. Ihre Sprache war nach Gallatin mit der der Micmac nahe verwandt. Champlain (II, 176 f. sonst) giebt die Obenaquiouoit oder Abenaquiois 7 — 8 Tagereisen südlich von den damaligen französischen Niederlassungen an. Einige Abenakis wohnten schon um 1689 nur 3 lieues von Quebec entfernt, sie waren wohl durch Vermittelung der französischen Jesuiten-Missionäre dahin übergesiedelt, die Hauptmasse lebte aber am Kennebeck (Lettres édif. I, 675, 689). In späterer Zeit namentlich 1703 und 1724 zer-

streuten sie sich, zogen meist nach Norden und lebten unter katholischen Missionären zwischen dem Penobscot und S. John (Brasseur II, 81 Schoolcr. VI, 734). Von den Kolonisten in Neu England wurden die Eingeborenen des südwestlichen Maine Tarrateens genannt, insbesondere die am Kennebeck (Hutchinson I, 404). Eine abweichende Angabe nach John Smith findet sich hierüber nur bei de Laet (III, 3 u. 8), welcher zwar die Wapenokis (Wapanachki) in den Osten von Neu England, die Tarentins aber in den Osten und die Bessabes in den Westen des Penobscot setzt. Die Namen der Völker von Maine um's J. 1616 finden sich bei Morse Append. 67.

Im Westen der bisher betrachteten Völker gehören zu demselben Stamme die Knistino (Kenistinaux) oder Crees, welche Mackenzie von der Küste von Labrador am Lorenzstrom bis nach Montreal heraufgehen läßt; von da ziehe sich ihre Grenze am Uttawas über dessen Quelle zur Wasserscheide des Oberen See's und der Hudsonsbai, dann nach dem Winipeg See hin, von da an den Saskatchewan bis nach Fort George, dann zur Mündung des Athapaska-Flusses und endlich östlich über Isle à la Crosse nach Churchill, so daß sie also die südöstlichen Nachbarn der Athapasken sind, die, wie schon erwähnt, von ihnen in neuerer Zeit nach Norden zurückgedrängt worden sind. Früher scheinen sie weiter im Süden gesessen zu haben, denn La Potherie (I, 174) giebt in der Nähe von Fort Nelson die Ouenebigonhelinis (Winipegs?) „die Leute vom Meeresufer", die Monsaunis, und 160 lieues entfernt von jenem Fort an den großen Seen die Christinaux oder Kricqs d. h. „Wilde" an. Simpson (I, 86) spricht von großen Eroberungen die sie zu Anfang des 19. Jahrh. gemacht hätten bis zum Polarkreis hin und bis jenseits des Felsengebirges, doch seien diese nicht von Dauer gewesen. Ein Zweig von ihnen sind die Swampies an der Hudsonsbai, die den Ojibways nahe sprachverwandt sind (ebend. I, 52). Sich selbst nennen die Knistino Naehiäok (Prinz Maximil.).

Die Ojibway (Ojjibeways, Outchibouecs von Pater Allouez, gewöhnlich Chippeways oder Chippewas genannt) wurden im J. 1665 von den französischen Jesuiten am Oberen See gefunden (Brasseur I, 122). Nach Copway, der sie am genauesten kennen gelernt und geschildert hat, waren um 1610 der Huron- und Michigan-See ihre östliche, der Bergzug zwischen dem Oberen See (Keche gumme, Kit-

schi gami) und Frozen Bay ihre nördliche Grenze, die westliche wurde durch einen Wald gebildet, der an die Prärieen stieß, die südliche durch ein Thal das vom Oberen See nach dem südlichen Theile von Michigan läuft. Red Lake und Sandy Lake im Westen des obern See's gelten ihnen sehr allgemein für die Heimath ihrer Väter. Wie die meisten anderen Völker sollen sie von Westen gekommen sein und sich in West-Canada erst im J. 1634 f. niedergelassen haben (ders. 20). Schoolcraft V, 147, VI, 387) giebt an sie seien ihrer Sage nach in alter Zeit von Osten gekommen, anderwärts (ebend. I, 19) erzählt er dagegen, sie behaupteten von Westen und zwar über das Meer gekommen zu sein. Die Tradition von einer Wanderung über einen großen See fand auch Dunn (103) bei ihnen. Da sie den Nordwestwind den „Heimathswind" nennen (Kohl I, 209, was Schoolcr. A. R. I, 23 mit der Herkunft von Osten so vereinigt, daß jener den Weg der Wanderung rückwärts durchlaufe!) und Copway wohl der sicherere Gewährsmann ist, hat es mehr für sich ihre Heimath im Westen zu suchen, obwohl die Sage des Ottawa-Flusses der in den Lorenzstrom mündet auf eine Herkunft dieser Völker von Osten hinzudeuten scheint und der Huron See früher den Namen Odawa-See gehabt haben soll, da die Ottawas dort die Manitoulin-Inseln bewohnten (Schoolcr. VI, 200). Nach Parkman (a, 299) nahmen sie den östlichen Theil von Michigan, die Ottáwa dagegen, welche erst um 1613 sich von ihnen abgelöst haben sollen (Copway 22), den westlichen als ihr Eigenthum in Anspruch. Morse (Append. 93) setzt die Heimath der letzteren an den Erie See. Sie sind indessen 1671 vom Oberen See herüber nach Mackinaw gekommen (Schoolcr. VI, 734). Die Pottowatomie, das dritte Volk welches mit jenen beiden dieselbe Sprache in verschiedenen Dialekten spricht und früher ein gemeinschaftliches Rathsfeuer mit ihnen hatte (vgl. Drake V, 141) sollen sich für die Urbewohner des Landes am Michigan See halten (Keating I, 106), doch müssen sie schon frühzeitig nach Süden vorgerückt sein, da La Salle 1678 sie als Nachbarn der Illinois nennt. Die Namen welche sich diese drei Völker selbst beilegen schreibt Morse (Append. 397): Ochippewa, Ottawa und Pootahwattahme. Um 1820 lebten die Ojibway um Saginaw Bai am Huron See und westlich von Mackinaw nach dem Mississippi hin, außerdem mit Ottawa zusammen auf der Westseite des Michigan See's, dessen Ostseite die letzteren inne hatten, und

mit Pottowatomie zusammen welche die Umgegend von Chicago und die ganze nördliche Hälfte von Indiana einnahmen (ebend. 362); aber sie betrachteten noch zu dieser Zeit ein viel größeres Gebiet, das dem Oberen und Winipeg See ganz in sich schloß (dessen Abgrenzung bei Keating II, 152), als ihr Eigenthum. Ojibways und Ottawas sind so eng mit einander verbunden, daß sie da wo sie zusammen leben, sogar ihr Land als gemeinschaftliches Eigenthum ansehen (Morse Append. 46). Da die Ojibways 1837, 1847, 1854 einen großen Theil ihres Landes an die Vereinigten Staaten abgetreten haben (Näheres darüber in d. Ztschrft. f. Allg. Erdk. IV, 93) sind sie zum Theil weiter nach Westen bis über den Red River des Winipeg See's zurückgezogen. Ihnen nahe verwandt und bisweilen mit ihnen identificirt sind die Mississaugie und die Saulteux, vom Sault Ste. Marie am Ostende des Oberen See's benannt; als eine Bande der Ojibways werden auch die Pillagers oder Mukkundwas bezeichnet (Schoolcr. V, 184). Auch die Missinsig am Nordostende des Ontario (Gallatin) sind hier noch zu nennen.

Wenden wir uns jetzt nach der Küste von Neu England, so lebten dort vom Piscataqua bis zum Connecticut-Flusse nahe verwandte Völker die sich gegenseitig ziemlich leicht verstanden (Hutchinson I, 423), ja alle Völker der Neu England-Staaten redeten im Wesentlichen dieselbe Sprache (Gallatin). Ueber die verschiedenen Stämme von Neu England hat Hutchinson I, 404 ff. gehandelt und seine Angaben sind in die meisten spätern Schriftsteller übergegangen. Die Namen und Sitze der einzelnen Völker am Merrimack in alter Zeit finden sich bei Schoolcraft (V, 221); die mächtigsten unter ihnen waren die Pennacook, welche mit den Mohawks in vielfache Kämpfe verwickelt waren. Die Pawtuckets besaßen den südlichen Theil von N. Hampshire. Nach Schoolcraft wären unter den Nipmucks oder Nipnetts collectiv eben jene Völker am Merrimack, nach dem weit sorgfältigeren Elliott (I, 350) vielmehr die am Connecticut zu verstehen, und vielleicht speciell die zwischen letzterem Fluß und dem Massachusets wohnenden (Drake zu Church. 91). Weiter östlich nach Massachusets und zum Theil selbst nach Connecticut setzt sie Young (306 note), indem er sich darauf stützt daß der Blackstone ursprünglich Nipmuck-Fluß geheißen habe. Letztere Angabe, die das Meiste für sich hat, machen auch Thatcher I, 115 und Barber, Connecticut Hist. Coll. 426 ff. Die Nip-

mucks waren den Narragansets tributär welche den größten Theil des jetzigen Staates Rhode Island, namentlich dessen Süden nebst dem nordöstlichen Theil von Connecticut inne hatten, während Massassoit, König der Wampanoags, nach Einigen das Oberhaupt der verbündeten Pokanoket-Völker, am nördlichen Theile der Narraganset Bai zwischen Taunton und Providence lebte (Elliott I, 73) und seine Herrschaft hauptsächlich über das jetzige Bristol County und Plymouth erstreckte. Den Narragansets waren ihre Nachbarn im Norden und die Bewohner der Inseln von Rhode Island und selbst Block Island zinspflichtig (Potter 1 f.), sogar einen Theil von Long Island sollen sie beherrscht haben (de Witt Clinton in Coll. N. York Hist. Soc. II, 41). Sie selbst prahlten damit daß sie das älteste Volk dieser Gegenden und namentlich älter als die Irokesen seien (Jones I, 119). Ihre westlichen Nachbarn waren die Pequot „die Graufüchse", deren Namen man auf 19 verschiedene Arten geschrieben findet (Drake a, I, 178 note). Diese waren schwächer und minder zahlreich als die Narragansets (Hutchinson I, 130) und hatten ihren Hauptsitz in New London (Groton) und am oberen Mystick-Fluß (Young 306 note). Der Thames-Fluß führte früher den Namen der Pequot (Drake a, 164). Daß sie bis an den Hudson reichten, wie de Witt Clinton angiebt, läßt sich nur unter der neuerdings mehrfach angenommenen Voraussetzung behaupten (Trumbull I, 28, Thatcher I, 266 u.A.) daß sie von den Mohikan (Mohegan, eigentlich Muhhekanew) nicht verschieden seien. Nach Potter (22) lebten sie nördlich von den Pequots; de Witt Clinton, der sie mit dem Manhattans identificirt, setzt sie demgemäß auf Staten und Manhattan Island und nimmt ihren Hauptsitz in dem Lande zwischen dem Hudson und Connecticut an. Zu ihnen gehörten die Brothertons welche um 1786 in das Land der Oneidas auswanderten (Barber a. a. O. 337), und die in späterer Zeit öfters erwähnten Stockbridges (Memoirs Hist. Soc. Pennsylv. II, 70). Die Bewohner von Long Island hießen Meilowack oder Meitowack, wie die Insel selbst, die des östlichen Theiles Montauk; der westliche war den Mohawk tributär und ebenso waren es (nach W. Smith, Hist. of N. York) die Eingeborenen des Landes zwischen dem Hudson und Connecticut den Irokesen zu der Zeit da sich die Holländer an der Mündung des ersteren Flusses ansiedelten (de Witt Clinton a. a. O. II, 40 ff., III, 323).

Um die geographische Uebersicht zu erleichtern schalten wir hier die **Irokesen** ein, ehe wir in der Darstellung der Algonkinvölker weitergehen.

Die Irokesen, deren allgemein gebräuchlich gewordener Name von den Franzosen stammt, wurden von den Delawares Mengwe (Heckewelder), die am Ohio lebenden Mingoes genannt (Schoolcr. VI, 266 note), sie selbst aber nannten sich Ho dé no saunee (Morgan) „das Volk des langen Hauses" d. h. des Hauses das viele Feuer enthält, ein Ausdruck den man auf die Rathsfeuer der verbündeten Irokesenvölker zu deuten pflegt. Ein zweiter Name, Angonnonsionni „Häuserbauer" (Heriot 274), Aquinoshioni oder Aquanoshioni, bezieht sich, wenn nicht vielleicht auch der erste, auf die später zu erwähnende eigenthümliche Bauart welche bei ihnen herrschte. Der Name bezeichnet nicht die Nationalität, sondern den Bund der Irokesen, welcher aus folgenden Völkern bestand: die Seneca (spr. Senekä) Nundawaono, das Volk des großen Hügels, von jeher bei weitem die zahlreichsten (Schoolcraft IV, 605); diesen in der Sprache sehr ähnlich die Cayuga, Gueugwehono, das Volk des schmutzigen Landes; die Onondago, Onundaga, das Volk auf den Hügeln; die Oneida, Onayoteka, das Granit-Volk; diesem sprachlich sehr nahe stehend die Mohawk, Ganeagaono, das Volk mit dem Feuerstein, welches nach Cusic (Schoolcraft V, 646) die alterthümlichste Sprache reden soll; die erst später hinzugekommenen Tuscarora, Dusgaoweh, das Volk das Hemden trägt (Morgan 51 u. 395). Außer diesem Völkerbunde und feindlich ihm gegenüber, doch zu derselben Sprachfamilie gehörig, standen die Huronen oder Wyandot nebst mehreren anderen jetzt verschwundenen Völkern.

Nach Schoolcraft's Ansicht (VI, 54) fand Cartier 1534 in Gaspe Bai an der Mündung des Lorenzstromes ein Volk vom Irokesenstamme, und zwar Wyandots, wie sich (setzt er hinzu) aus der Sprache ergebe. In Cartier's Bericht über seine erste Reise (1534, bei Ramusio ed. Venet. 1606 III fol. 377 ff.) ist allerdings hauptsächlich von den Eingeborenen die Rede die etwas südlich von 49½° lebten und wahrscheinlich ist das beigegebene Vocabular, das in mehreren Wörtern mit dem von Hochelaga (ebend. 385) übereinstimmt und also vielleicht irkosesisch ist, auf sie zu beziehen. Auf seiner zweiten Reise (1535) fand er auf einer 12 lieues langen Insel, von wo er 10 Tage lang

durch Stromengen aufwärts fuhr und in 3 weiteren Tagen nach Hochelaga (Monte regal) gelangte, Menschen welche die von ihm im Jahre vorher mit nach Frankreich genommenen Indianer verstanden, ihren Gott Cudruaigni nannten und seine Weiterreise nach Hochelaga zu hindern suchten, da sie mit den dortigen Eingeborenen in Feindschaft lebten. Aus allen diesen Angaben läßt sich nichts Sicheres schließen, doch sind sie Schoolcraft's Ansicht im Allgemeinen günstig. Das Vocabular von Hochelaga bei Cartier ist, wie schon Vater (Mithrid. III, 2, 316) hervorgehoben hat, irokesisch und giebt das Wort Cudragny als den Namen der Gottheit an. Es ist daher nach Cartier's Bericht wahrscheinlich daß die Irokesen zu dieser Zeit das ganze Gebiet des unteren S. Lorenz von Montreal abwärts beherrschten. Ihre Feinde, die Agonionda (Algonkin?) lebten damals nach Aussage der Irokesen von Hochelaga an einem von Westen kommenden Flusse (Ramusio a. a. O. fol. 381), unter welchem sich fast nur der Ottawa verstehen läßt. Dieß scheint sich um den Anfang des 17. Jahrhunderts geändert zu haben. Colden, der die Algonkins den Irokesen in alter Zeit als überlegen schildert, erzählt daß die Franzosen bei ihrer Ankunft in Canada im J. 1603 beide miteinander im Kriege fanden und sich auf die Seite der Adirondacks (Algonkins) und Quatoghies (Huronen) stellten, welche die übrigen Irokesenvölker aus der Gegend von Montreal vertrieben haben müssen, da bereits nach Champlain's Darstellung die ganze Gegend um Montreal den Algonkins, das Land am Champlain See dagegen den Irokesen gehörte (de Laet II, 11). Dieses Land war seitdem der Hauptsitz ihrer Macht (Colden), doch wurde der Lorenzstrom auch noch ferner als Iroquois-Fluß bezeichnet. Nach Johnston sind die Wyandots allerdings erst aus der Gegend von Quebec weiter nach Süden und bis an den Ohio gekommen (Archaeol. Am. 1, 272). In späterer Zeit (um 1689) aber wird dieses Gebiet bestimmt als das Land der Algonkins bezeichnet (Lettres édif. I, 689), insbesondere das Nordufer des Lorenzstromes südlich von Three Rivers bis über Saguenay hinaus (de la Potherie I, 288, 294): die Irokesen hatten ihnen weichen müssen.

Eine wesentliche Veränderung der Verhältnisse trat um die Mitte des 17. Jahrhunderts ein durch die Kriege welche den Irokesenbund zum Gipfel seiner Macht führten. Die Algonkins unterlagen und mit ihnen die Völker der Irokesenfamilie die sich ihnen verbündet hatten, vor

Allem die Huronen. Diese wurden theils zerstreut, theils zurückgedrängt über den Nipissing See bis gegen den Oberen See hin, und obgleich sie sich als den ursprünglichen Stamm der gesammten Irokesen betrachteten (Schoolcr. VI, 200), wie ihre Sprache bestätigen soll (Charlevoix und Journal étranger 1762 Ip. 126), und von den anderen Irokesenvölkern „die Väter" genannt wurden (Rogers 280), mußten sie es sich gefallen lassen nun die Völker des Bundes ihre „älteren Brüder" zu nennen; indessen sollen sie sich von ihrer Niederlage im J. 1648 dadurch wiedererholt haben daß die Ojibways, wie diese wenigstens selbst behaupten, ihnen ihre Hülfe angedeihen ließen (Copway 71). Wie es sich hiermit aber auch verhalten haben mag, es scheint sicher daß das Volk der Huronen um 1650 zersprengt wurde, vor den verbündeten Irokesen nach Westen und Süden fliehen mußte und auf dieser Flucht bis nach Detroit und Mackinaw gelangte (Brasseur I, 14). Von hier sind sie theils wieder nach Norden theils an das Südufer des Erie See's und bis an den Ohio gegangen (Morse Append. 91), doch geschah dieß wahrscheinlich in weit späterer Zeit. Nach Schoolcraft (VI, 734) kamen die westlichen Huronen erst 1702 von Ober- nach Nieder-Michigan und 1751 an den Ohio. Ihre Hauptmasse blieb nach der großen Niederlage die sie erlitten, auf der Halbinsel zwischen dem Huron, Ontario und Erie See sitzen, diese war ihr Hauptland (wie Parkman a, I, 20 richtig angiebt), wenn auch schwerlich (wie La Potherie I, 225 glaubt) ihre ursprüngliche Heimath. Eine zweite Folge jener Kriege war das Verschwinden mehrerer Völker die ebenfalls dem Irokesenstamme angehörten, vom Schauplatze der Geschichte, der Attionondarons welche im Osten der Huronen gesessen hatten, der Erigas oder Eries im Süden des See's der ihren Namen trägt, und der Andastes, Guandastogues oder Conestogoes am Alleghanny und Ohio (Gallatin). Die Vernichtung der Eries (nach Charlevoix im J. 1655, nach Andern 1653 oder 1658 Brasseur I, 75) und die Kämpfe welche ihnen vorausgingen, werden von Schoolcraft (IV, 197 ff. vgl. V, 643) nach Cusic mitgetheilt, der die Geschichte der Irokesen unter 13 Königen oder Atotarhos in ausführlicher aber wenig glaubwürdiger Weise erzählt hat. Die Eries sollen nach Schoolcraft von den Senecas stammen und im Thale des Niagara-Flusses, hauptsächlich auf dessen Westseite gesessen haben. Er identificirt sie mit dem „neutralen Volke" von welchem in diesen

Kriegen häufig die Rede ist — ob mit Recht oder Unrecht, wird sich schwer entscheiden lassen — und will in den Catawbas, die um 1650 aus Canada nach Süden getrieben wurden (III, 293) die noch erhaltenen Ueberreste derselben wiederfinden, was der Sprache wegen, die nicht irokesisch ist, noch weniger für sich hat.

Hatte sich bisher das Gebiet der zum Irokesenbunde gehörigen Völker von Montreal herauf an den Hudson und von diesem nach Westen hinüber bis an den Erie See erstreckt, ein Gebiet das Morgan (39) als ihr Stammland bezeichnet, denn sie wissen nichts von größeren Wanderungen, sondern betrachten sich als Erd-Geborene (Colden II, 62), so breitete sich jetzt ihre Macht, hauptsächlich in Folge des Besitzes von Feuerwaffen in den sie um 1670 gelangten, von dort bis nach Carolina und an den Tennessee aus (Morgan 12, Colden I, 36). Die Natchez, welche 1683 aus einem Kriege gegen die Irokesen heimkehrten (Coll. N. Y. Hist. Soc. II, 283), sind wohl das südlichste Volk mit dem sie gekämpft haben. Ihre Macht wird in den nördlicheren Gegenden dadurch bezeichnet, daß W. Penn das Land welches er am Delaware unter den Blauen Bergen von den Delawares kaufte, deren Kraft durch die Irokesen gebrochen war, auch noch den letzteren bezahlen mußte, da sie die Oberherrschaft darüber in Anspruch nahmen (Chapman 16), daß La Salle 1678 die Ausdehnung des Gebietes der Irokesen von Montreal bis an das westliche Ende des Erie See's angiebt (Coll. N. Y. Hist. Soc. II, 229), daß diese, wohl mehr aus Uebermuth als dem Rechte gemäß, im J. 1701 an die englischen Kolonisten Land verkauften das im Süden und Osten einer Linie lag, welche von der Mündung des Illinois den Fluß hinauf und über den Michigan See hinweg zum Westende des Huron See's lief (Morse Append. 60). Die von ihnen unterworfenen Völker und die Länder welche sie später (1742 ff.) in Folge dieser Siege verkauften am Susquehannah, am Potomac, am Delaware zwischen dem Ohio und Monongahela hat de Witt Clinton (a. a. O. II, 63 ff.) aufgezählt.

Bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts hatte der Irokesenbund nur aus fünf Völkern bestanden. Die Tuscarora, das zahlreichste und mächtigste Volk von Nord Carolina, scheinen mit den nördlicheren Irokesenvölkern um d. Jahr 1700 in Krieg verwickelt gewesen zu sein (Lawson 225, 198; über die Kriegszüge der Irokesen nach Süd Carolina ebend. 44, 47). Sie lebten um diese Zeit am Neuse, haupt-

sächlich an dessen linkem Ufer (Lawson 58), am Contentny und Tar River (Williamson 188), reichten aber schwerlich, wie Schoolcraft (VI, 182) angiebt, bis zur Küste. Bozman (148) identificirt sie wie Jefferson — es ist zweifelhaft mit welchem Rechte — mit den Monacans und läßt sie sich von Nord Carolina bis tief in's Innere von Virginien, selbst bis an den Yorkfluß erstrecken, eine Ansicht die auch Gallatin im Wesentlichen zu theilen scheint (Transactt. Am. Ethnol. Soc. II p. CII). Ihr Fort 50 miles oberhalb der Mündung des Contentny wurde im J. 1713 zerstört, und in Folge davon wanderte der größte Theil derselben nach Norden zu den Senecas, der Rest blieb bis 1803 auf der Nordseite des Roanoke sitzen (Williamson I, 200 ff.). Nach der gewöhnlichen Angabe geschah ihre Aufnahme in den Irokesenbund als sechstes Volk schon 1712; sie stehen sprachlich den übrigen Völkern ferner als diese unter sich (Morgan 24, 395). Auch am Südufer des Potomac wird der Tuscarora-Creek in Berkeley County als einer ihrer Sitze angegeben (Kercheval 58).

Morgan's sehr sorgfältige Karte des Irokesenlandes für das J. 1720 zeigt die Onondagas im Osten und Südosten des Ontario See's, die Cayugas als ihre westlichen, die Oneidas als ihre östlichen Nachbarn, in deren Süden die Tuscaroras leben; weiterhin nach Osten finden sich die Mohawks, und die Senecas nehmen fast den ganzen Süden des Ontario ein, womit die Angaben des officiellen Documentes bei Colden (I, 226) vom J. 1724 im Wesentlichen übereinstimmen. Die Mohawks, das östlichste Volk, saßen nur 40 miles westlich von Albany an einem Zuflusse des Hudson. Im 18. Jahrhundert ging die Macht des Irokesenbundes einem schweren Falle entgegen: um 1776 wanderten die Mohawks größtentheils nach Canada aus, die Cayugas folgten ihnen, auch die Oneidas und Tuscaroras siedelten später dahin über (Morse Append. 76, 86, 335). Viele Reste besiegter Völker haben die Irokesen sich einverleibt, so daß sie um 1750 aus zehn verschiedenen Völkern bestanden haben sollen (Journal étranger 1762 Mai p. 25), aber niemals ist von den sechs Völkern noch ein siebentes Bundesglied aufgenommen worden; wenn daher Bozman (150) von den Nanticokes und Morse (a. a. O.) von Mohigans und Narragansetts angeben, sie seien in den Irokesenbund in späterer Zeit eingetreten, so darf dieß nicht in diesem letzteren Sinn verstanden werden.

Kehren wir jetzt von den Irokesen, die wir indessen noch öfter zu

erwähnen haben werden, zu den Algonkinvölkern zurück die wir am Hudson verlassen haben, so müssen wir vor Allem bemerken daß (wie Pickering zuerst erwiesen zu haben scheint, vgl. Elliot 15 ff.) die sämmtlichen früher erwähnten Völker von Neu England, die Pequots, Narragansetts, Wampanoags und Pokanokets, Mohikans, Massachussets, Pawtukets mit ihren vielen Unterabtheilungen, welche wir hier übergehen, Dialekte derselben Sprache redeten, als deren Hauptvertreter die Lenni Lenape (d. i. „männliche tapfere Männer" Schoolcr. VI, 177) gelten. Sie werden auch als Wapanachki „Männer des Ostens" bezeichnet (Loskiel 2), ihr bekanntester Name ist der Name Delawares. Sie erscheinen auf einer Karte vom J. 1659 an dem gleichnamigen Flusse und erstrecken sich von dort bis zum Hudson (Schoolcr. ebend.), Morgan setzt sie auf seiner Karte des Irokesenlandes für das J. 1720 nebst den ihnen nächstwohnenden Minsi unmittelbar in den Süden der Mohawks, de Witt Clinton (a. a. O. II, 41, III, 324) giebt sie im Süden landeinwärts von Chesapeake-Bay an, so daß sie sich vom Hudson bis nach dem Susquehannah hin ausbreiteten (Gallatin). Sie bildeten einen Bund von fünf Völkern, deren eines die Mohikans waren. Am Ostufer der genannten Bai fand Capt. Smith 1608 von Cap Charles aufwärts die Accomacs und Accohanocs, weiterhin die Tockwoghs, mit welchem Namen nach Schoolcraft (VI, 131) wahrscheinlich die Nanticokes von den Delawares bezeichnet wurden, wogegen Bozman (150) die Tockwocks in den nördlichen, die Nanticokes in den südlichen Theil von Ost-Maryland setzt. Weiter hinauf nach der Mündung des Susquehannah hin werden indessen noch mehrere andere kleine Völker von Smith genannt.

Nach ihrer uns von Heckewelder (p. 28, Transactt. Am. Philos. Soc I, 29, Jones II, 141) aufbewahrten Sage kamen die Delawares weit von Westen her von der Meeresküste, und bei dem großen Ansehen in welchem sie lange Zeit unter allen ihren Nachbarn standen, ist es leicht möglich daß erst von ihnen die Tradition einer Herkunft von Westen auf viele andere Völker übergegangen ist. Am Missisippi angelangt trafen sie, so heißt es weiter, mit den ebenfalls von Westen hergekommenen (?) Irokesen zusammen; hier stießen beide auf das Volk der Alligewis, das Festungen und andere Vertheidigungsmittel besaß die jenen unbekannt waren, doch blieben die Dela-

wares nach harten Kämpfen Sieger, trieben die Alligewis nach Süden und zogen dann in die Länder ein die wir oben als ihr Gebiet bezeichnet haben. Aus einem Documente vom J. 1791 (Memoirs Hist. Soc. Pennsylv. II, 76) geht hervor daß fast 200 Jahre früher von allen Völkern die mit den Delawares in Beziehung standen, ihnen der Titel „Großväter" durch einen feierlichen Vertrag (wie dieß stets mit solchen Titeln geschieht) verliehen wurde, nur die Irokesen waren hiervon ausgenommen: diese wurden von den Delawares „Onkel" genannt (S. Canassateego's Rede bei Colden II, 36), und zugleich erhielten die letzteren den Auftrag ihren mächtigen Einfluß zur Vermittelung eines allgemeinen Friedens unter den Indianervölkern aufzubieten, einen Auftrag den sie jedoch nicht auszuführen vermochten. Als „Großväter" wurden die Delawares angeredet von den Mohikans, Schawanoes, Cherokees, Kickapus, Chickasaws, Chippeways, Ottawas, Potowatomies u. s. f. (Loskiel 176), und dieser Titel bezeichnet nur eine durch glückliche Kriege erlangte Würde, wogegen die Anrede als „Vetter" eine gewisse Unterthänigkeit bedeutet (ebend. 181); Verhältnisse der Abstammung oder des höheren und geringeren Alters der Völker werden dadurch nicht ausgedrückt, daher alle ethnographischen Folgerungen aus solchen Titeln unzulässig sind, zu denen Prichard geneigt war, da er zu bemerken glaubte daß von stammverwandten Völkern immer die westlicher lebenden von den östlicheren als „ältere Brüder" angeredet würden. Die richtige Auffassung jenes Titels geht vor Allem daraus hervor, daß selbst die weißen Ansiedler von den Eingeborenen als die Stärkeren nicht selten die älteren Brüder genannt wurden (Ramsey 271, 319 u. sonst), ebenso daraus daß die besiegten Huronen, wie oben bemerkt, obgleich bisher „Väter," nun „jüngere Brüder" der Irokesen wurden. Keating's (I, 90) Ansicht ist demnach unrichtig daß sich das Verhältniß der Miamis und Potowatomies in dieser Rücksicht deshalb später umgekehrt habe, weil die letzteren in weiter westlich gelegene Gegenden gezogen seien. Nur in einer später mitzutheilenden Rede Canassateego's findet sich der Ausdruck „ältere Brüder" einmal so gebraucht daß er das ältere Anrecht an das Land, den älteren Besitzer desselben bezeichnet.

Wie ein Beweis des großen Uebergewichtes das die Irokesen über die anderen Völker besaßen in der großen Menge von Ortsnamen liegt die sich in ihrem Lande bis auf die jetzige Zeit erhalten haben (Ver-

zeichniß bei Morgan 412 ff.), so zeugt es auch für das hohe Ansehen in welchem die Lenni Lenape standen, daß eine eben solche Anzahl ihrer Namen, wenn auch oft in verstümmelter Form noch jetzt allgemein gebräuchlich ist. Dahin gehören die Namen: Massachussets, Connecticut, Alleghanny, Muskingum, Savannah, Mississippi und viele andere (Atwater 249, Barton LIX). Die hervorragende Stellung und der Ehrgeiz dieser Völker, mit denen die Europäer von allen am genauesten bekannt geworden sind, brachte es mit sich daß sie erbitterte Feinde wurden. Auf beiden Seiten scheint es an Hinterlist und Tücke in diesen Kriegen nicht gefehlt zu haben. Die Delawares mit den Cherokees zu verfeinden erschlugen (um nur ein Beispiel zu geben) die Irokesen einen der letzteren und legten neben seiner Leiche eine Delaware-Axt nieder (Heckewelder); der Krieg aber endigte mit dem denkwürdigen Ereigniß, daß die gänzlich gebrochenen Delawares „zu Weibern gemacht," daß ihnen der Weiberrock von den Irokesen angezogen wurde um sie für einen Vertragsbruch zu strafen, wie diese sagten (Morgan 338), um sie als allgemeine Friedensstifter zu bezeichnen, wie sie selbst angaben. Nur die Deutung der Thatsache (Loskiel 161 ff.), nicht diese selbst ist zweifelhaft. Auf Canassateego's Rede vom J. 1742 (Colden II, 36), die ihnen alles Recht zum Landverkauf absprach und sie sogar aus der Rathsversammlung fortschickte, hatten die Delawares nichts zu erwidern: „Ihr seid von uns besiegt, sprach er, wir haben euch zu Weibern gemacht, ihr könnt kein Land verkaufen, da ihr Weiber seid." Um 1763 lebte die Hauptmasse derselben im östlichen Ohio an den Beaver Creeks und dem Muskingum (Parkman a, I, 139 vgl. Hutchins bei Schoolcr. VI, 714), später am White River in Indiana, wo ihnen die Miamis Land abgetreten hatten, nachdem man den Verkauf ihres eigenen Landes von ihnen erzwungen hatte, und wurden zuletzt gänzlich zerstreut, theils weit nach Süden, theils nach Cattaraugus und Tonnewanta im westlichsten New York (Morse 90, 116, 362 f.).

Die vorhin erwähnten Nanticokes von Chesapeake welche nach Loskiel den Schawanoes zunächst stehen, wurden in den Kriegen der Irokesen gezwungen sich mit ihnen zu verbünden, wanderten am Susquehannah aufwärts bis in die Gegend von Wyoming, wo sie 1748 mit Delawares und Schawanoes zusammentrafen (Chapman) und saßen später (1778) noch weiter nach Norden (Hutchins

bei Schoolcraft VI, 714). Seitdem verschwinden sie aus der Geschichte.

Ueber die Völker südlich vom Susquehannah bis nach Carolina haben wir nur sparsame Nachrichten. Als das herrschende Volk bis zum Potomac werden die Susquehannocks bezeichnet. Sie werden in Sprache und Sitten sehr verschieden von den andern Völkern genannt, doch scheinen sie zur Algonkinfamilie zu gehören (Gallatin). Ihre Hauptfeinde so wie die der meisten Völker von Virginien waren die Massawomecks (de Laet III, 14 nach J. Smith), welche Jefferson u. Bozman (152) für die Irokesen halten. Wir wissen von ihnen nur daß sie noch weiter im Innern lebten als die Mannahoacks am oberen Rapahannock und ein großes Volk waren (Strachey 37). Nach J. Smith (True travels adv. and observ. Lond. 1629) war das Land bis zu den Alleghanis von der Südgrenze Virginiens bis zum Paturent in Maryland von drei großen Nationen bewohnt: den Powhatans, aus 23 Stämmen bestehend, im Niederland und an der Küste von Nord Carolina bis zum Paturent hin, den 8 Stämmen der Mannahoacks im Westen derselben zwischen dem York-Fluß und Potomac und den 5 Stämmen der Monacans im Inneren vom Yorkfluß bis nach Nord Carolina (Thatcher I, 9), letztere, wie schon bemerkt, angeblich mit den Tuscaroras identisch. Allerdings ist sehr wahrscheinlich daß nicht alle diese kleinen Völker dieser Gegenden (sie finden sich aufgezählt bei Jefferson), deren jedes, als Powhatan vom unteren James-Fluß aus seine Eroberungen machte, seinen besonderen Herrscher oder Weroance hatte, verschiedenen Nationalitäten angehörten, aber aus der Darstellung bei Strachey (41) scheint hervorzugehen, daß nur auf der ganzen Westseite der Chesapeake-Bai im Reiche Powhatan's dieselbe Sprache gesprochen wurde, während im Osten und Südosten andere Sprachen herrschten; das Reich war von sprachverschiedenen Völkern umgeben: Chawanocks, Mangoangs, Monacans (oberhalb der Powhatans am James-Fluß und ihre Hauptfeinde in früherer Zeit), Mannacans, Mannahocks (S. oben), Sasquesahanougs (Susquehannocks), Acquanachoucks, Tockwoghes (S. oben), Nuskarawaocks.

Nicht mehr als von den Eingeborenen Virginiens wissen wir von denen Nord Carolina's, abgesehen von den schon erwähnten Tuscaroras deren Nachbarn am Neuse-Fluß die Meherrins und Nottoways

waren. Die vielen kleinen, früher bedeutender gewesenen Völker welche östlich von diesen W. Raleigh 1585 an der Küste fand, die Moratocks, Mangoacks, Chowanokes u. s. f., deren mehrere Strachey unter den Nachbarn von Powhatan's Reich aufzählt, waren schon um 1700 fast ganz verschwunden (Williamson I, 188, 282, Lawson 231, 234). Als das südlichste Glied der Algonkinfamilie gehören zu ihnen die Pampticoes (Gallatin) deren Name der Pamlico Sund trägt. Sie alle sollen die Sage einer Einwanderung von Westen her besitzen (Lawson 170) wie die Lenni-Lenape, das Hauptvolk dieser ganzen Gruppe.

Nur den Chowanokes die Raleigh am Chowan-Flusse 130 miles stromaufwärts fand, haben wir noch unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Obwohl ihr Name ein Algonkin-Wort ist — Shawano bedeutet den Süden (Schoolcr. V, 409) und Oshawano heißt der Bruder des Manabozho dem der südliche Theil der Erde als sein Reich zufiel (ebend. IV, 255) —, so gehören sie doch nach Jefferson zum Irokesenstamme (wie wenigstens Schoolcr. VI, 86, 90 note angiebt), und wären demnach völlig verschieden von dem oft genannten Algonkinvolke der Schawanoes oder Schawnies. Daß sich der Einfluß der Algonkins indessen und zwar insbesondere der Einfluß der Schawanoes in alter Zeit weit nach Süden erstreckte, scheinen schon die beiden identischen Flußnamen Suwanee in Florida und Savannah in Georgia zu beweisen; dazu kommt die Erzählung eines Cherokeehäuptlings vom J. 1772 daß jene etwa 100 Jahre früher von den Cherokees und Chickasaws bekriegt und vom Savannah — nach andern Angaben vom Suwanee — vertrieben an den Cumberland gezogen seien (Ramsey 79), womit ihre eigene Sage übereinstimmt. Die geographische Lage würde um so eher erlauben sie mit Raleigh's Chowanokes am Chowan und mit den Chaouanons welche de la Potherie (II, 114) gegen N. Carolina hin angiebt, zu identificiren, als das viel gewanderte Volk der Schawanoes, das um 1665 vom Tennessee nach Nashville hin am Cumberland und im Norden dieses Flusses lebte, zeitweise von dort noch Ost-Virginien und an die Quellen des Savannah zurückkehrte (Ramsey 78) und in neuerer Zeit heimathlos geworden wieder in den Süden zurückging, wenn sie diesen jemals sämmtlich verlassen haben, um sich, wie erzählt wird, von den Cherokees und Osagen ein Jagdgebiet zu erbitten (Nuttall 42). Pater Marquette (71) fand 1673 die Chaouanons an der Mündung des Ohio und am unteren

Cumberland, wo sie seine Karte zeigt (Ramsey 38) sehr zahlreich, obwohl sie durch die Irokesen stark gelitten hatten. Wenn Schoolcraft (IV, 202) Colden tadelt daß er sie mit den Satanas identificire, welche den Algonkins verbündet um die Mitte des 17. Jahrhunderts gegen die Irokesen kämpften, weil die Schawanoes um diese Zeit noch am Savannah gelebt hätten, so ergiebt sich dieser Grund aus Marquette's Angabe als unrichtig, und zugleich gewinnt die Nachricht (ebend. 255) dadurch an Wahrscheinlichkeit daß sie schon um 1640 vom Süden über den Kentucky-Fluß in's Ohio-Thal gelangten, während eine andere Abtheilung von den Catawbas und Cherokees in Süd Carolina geschlagen sich nach Pennsylvanien wendete. Ist Letzteres richtig, so wird zugleich begreiflich wie de la Potherie (I, 293) angeben kann, daß die Irokesen auf ihrem Rückzuge vor den Algonkins am See Frontenac (Ontario) auf die Chaoüanons gestoßen seien und sie von dort theils vertrieben theils sich selbst einverleibt hätten. Halten wir jene Theilung der Schawanoes fest, so wird weiter glaubhaft daß die von den Irokesen geschlagenen bei den Mohigans Schutz und Hülfe fanden, als deren jüngere Brüder sie sich bezeichnen ließen, weil sie durch diese, wie es heißt, einst vom Untergange gerettet wurden (Memoirs Hist. Soc. Penns. II, 77). Auch die westliche Abtheilung der Schawanoes, wahrscheinlich die Hauptmasse derselben, scheint sich an dem Kriege gegen die Irokesen stark betheiligt zu haben, da sie von den Delawares in den Bund der Algonkinvölker aufgenommen wurde um jenen die Spitze zu bieten; die Irokesen aber schlugen die vereinigten Illinois und Schawanoes 1672, und in Folge hiervon scheint seitdem das Gebiet zwischen dem Tennessee und Ohio, namentlich das spätere Kentucky, das um 1760 bei Ankunft der Weißen trotz seiner Entvölkerung von den Irokesen in Anspruch genommen wurde, factisch herrenlos und menschenleer geblieben zu sein (Ramsey 73 f., Filson 3). Um 1764 ging ein Theil derselben vom Green R. im nordwestlichsten Kentucky an den Wabasch (Ramsey 78), auch am Kleinen und Großen Miami und am Scioto werden sie angegeben wo Chillicothe ihr Mittelpunkt war (Filson 113, Parkman a, I, 139, Schoolcr. VI, 300) — der letztere Name rührt von einem der vier Stämme her in welche die Schawanoes getheilt waren: Piqua, Mequachake (Priester), Kiskapocoke (= Kickapus? Schoolcr. IV, 255), Chillicothe (Morse Append. 97). Vermuthlich gilt es der vorhin er-

wähnten östlichen Abtheilung des Volkes, wenn Chapman (11) erzählt daß ein Theil derselben nach den Kämpfen in welchen die Macht der Algonkins den Irokesen erlag, in die Gabel des Delaware einzog und bald darauf nach Wyoming am Susquehannah kam, von wo sie jedoch schon 1742 von den dahin zurückkehrenden Delawares wieder vertrieben wurden. Auch in der Gegend von Winchester im nördlichen Virginien werden Schawanoes erwähnt (Kercheval 58), Bozmann (149) versetzt sie mit zweifelhaftem Rechte im Anfang des 17. Jahrh. an das Westufer der Chesapeake-Bay zwischen den Patuxent und Patapsco; um 1820 lebte ein Theil derselben am Merramec (Merrimack schreibt Morse App. 235) im Süden des unteren Missouri. Die Sage erzählt daß sie in alter Zeit mit den Delawares eng verbunden waren, später aber sich trennten und nach Süden gingen (Schoolcr. IV, 277). Ist dieß richtig, so erscheint ihre Tradition daß sie über das Meer gekommen seien (Morse App. 92, Archaeol. I, 273) nur als eine Uebertreibung der Angabe der Delawares, die von der Meeresküste im Westen gekommen sein wollen, und der Zusatz den sie machen, daß Florida einst von weißen Menschen bevölkert gewesen sei welche eiserne Werkzeuge gehabt hätten, weist sich leicht als eine Fabel aus, da es mehr als unwahrscheinlich ist daß sich bei ihnen Jahrhunderte lang eine sichere Erinnerung an einen Gegenstand erhalten haben sollte von dem sie selbst keinen Gebrauch machten und für den sie schwerlich auch nur einen einheimischen Namen hatten.

Die südwestlichen Glieder der Algonkinfamilie leben südlich vom Oberen und Michigan See bis zur Mündung des Ohio. Den letzteren See nennt zwar La Salle (Coll. N. Y. H. Soc. II, 232 und sonst) nach dem Volke der Illinois d. i. „Männer“ (Brasseur I, 154), doch traf er dieses selbst erst nach 6 Tagereisen auf dem gleichnamigen Flusse stromaufwärts an: der Michigan führt jenen Namen mit Unrecht (Lettres édif. I, 727). Nach Schoolcraft (V, 41) sind Peorias, Kaskaskias, Weas, Piankeschaws nur andere Namen für die Illinois, doch ist dieß vielmehr so aufzufassen daß diese Namen die verschiedenen Zweige bezeichnen aus denen das Volk bestand wie dieß für die Peouarea (Peoria) und Kaskaskia aus Marquette (48, 93, 135) hervorgeht (vgl. auch Bossu I, 145); Parkman (a, II, 203) stellt die Sache so dar, daß die Illinois die Ueberreste der Kaskaskias, Cahokias, Peorias, Mitchigamis und Tamaronas umfaßten, und rech-

net dagegen die Piankeschaws wie die Kickapus zu den Miamis. Pater Marquette (19) fand 1673 letztere mit den Kickapus und Mascoutins westlich von Green Bay zusammenlebend; die Mascoutins welche auch sonst mit Kickapus und Füchsen zusammen genannt werden, scheinen ein Zweig der Illinois zu sein, denn sie lebten mit ihnen und verstanden ihre Sprache (Lettres édif. I, 771, 719); die Kickapus aber welche La Salle als Nachbarn der Illinois nennt (Coll. N. Y. H. Soc. II, 257), wohnten nach einer andern Angabe in älterer Zeit am mittleren Illinois und im Quellgebiet des Kaskaskia und Embarras (Hunter 210), und es ist wohl ein Mißverständniß, wenn sie de la Potherie (III, 225) zu den Outaouaks (Ottawas) zählt. La Salle theilt weiter mit daß zu seiner Zeit (1678 ff.) die Irokesen auf ihren Kriegszügen den Wabasch (Ohio) hinaufgingen an den Mississippi (a. a. O. 265), und selbst über diesen hinüber scheinen sie nach der Eroberung des Landes der Miamis (1685) gedrungen zu sein (Ramsey 74), welches nach La Salle das Land am Maumee war; hier, am Wabasch und dessen Zuflüssen saßen die Miamis auch noch um 1763 (Parkman a, I, 139).

Die Sauks und Füchse (Foxes), welche sich selbst Saukie und Musquakkie nennen — letztere heißen bei den Chippeways Ottahgahmie oder Outagamie (Morse 21 und Append. 121) — sind seit langer Zeit zu einem Volke verschmolzen und nach ihrer Aussage den Kickapus nahe verwandt, was ihre Sprache bestätigt (Gallatin). Auch geben die Sauks an daß die Schawanoes von ihnen herstammen und sich erst in Folge eines Streites getrennt hätten (Morse a. a. O.), worauf sich vielleicht der früher angeführte Name des einen Stammes der letzteren, Mequachake (= Musquakkie?) deuten und der Shauwono See westlich von Green Bay beziehen läßt. Sie haben eine Tradition daß ihr früherer Wohnsitz an der Meeresküste gewesen sei, da wo die Weißen sich zuerst hätten sehen lassen (Drake V, 180). Andererseits hören wir daß sie „aus großer Ferne unterhalb Detroit" nach Saganaw und von da an die beiden Fox R., den Rock R. und den Wisconsin gekommen sein sollen, doch scheinen sie sich von dem südlichen Fox R. frühzeitig zurückgezogen und nur am nördlicheren sich gehalten zu haben (Morse 123, 51). Im Anfange des vorigen Jahrhunderts wurden sie von den Menominies in Verbindung mit den Ottawas und Chippeways an den Mississippi gedrängt und lebten

dort zwischen dem Illinois und Wisconsin, andere von ihnen zerstreut am Missouri, unter den Pottowatomies u. a. (ebend. 57, 122, 363.) Sprachlich stehen sie den oben genannten vier Völkern sehr nahe. Nach La Potherie (II, 174) bestehen die Outagamies aus zwei Stämmen, den Füchsen und den Männern der rothen Erde, welch letzterer Name aber nach Prinz Max. (c, I, 240 Anm.) vielmehr die Bedeutung des Wortes Musquakkie ist. Die Menominies, „Wilde-Reis-Leute", die Folles avoines der Franzosen, reichen vom Winebago See am Fox R. bis zum nördlichen Theile von Green Bay herab und vom Menominie-Fluß bis zum Mississippi (Morse Append. 47), sie nehmen demnach den größten Theil des ehemaligen Landes der Winebagoes ein, welche von ihnen nach Süden gedrängt worden zu sein scheinen.

Die Schwarzfüße (Blackfeet) sind das nordwestlichste Glied der Algonkinfamilie. Sie leben zwischen 42° u. 52° n. B. von 103° w. L. bis zum Felsengebirge (Gallatin, andere Angaben darüber S. b. Buschmann 1854 p. 662 u. 665) und bestehen aus den Satsika (Siksekai) oder eigentlichen Schwarzfüßen, unter die sich in neuerer Zeit auch viele Delawares und Schawanoes gemischt haben (Wilkes), südlich von den Athapasken und Assineboins an den oberen Zweigen des Saskatchewan und von da bis in das Quellgebiet des Missouri, ferner den Kena oder Blutindianer (Blood-Indians) und den Piekan nach einem ihrer Führer „dem Fasan", genannt (Gallatin Transactt. Am. Ethn. Soc. II, p. CVI. Schoolcraft V, 180). Alle drei reden dieselbe Sprache und haben sich erst in späterer Zeit in Folge eines Streites unter zwei ehrgeizigen Häuptlingen getrennt: ein Theil derselben mußte vom Saskatchewan weiter nach Süden wandern (Schoolcr. V, 685). Die Schoschonen, welche früher die Quellen des Missouri besaßen, sind durch die Schwarzfüße und Assineboins, die durch Händler der Hudsonsbai-Compagnie in Besitz von Feuerwaffen gelangten, stark bedrängt, in's Felsengebirge und über dasselbe hinausgetrieben worden (Morse 35 note). Daß die Schwarzfüße zu den Algonkins gehören, hat Gallatin (a. a. O.) bestimmt ausgesprochen, obwohl er es früher bezweifelte, und Buschmann hat es bestätigt (a. a. O. 664), mit dem Zusatz daß das Satsika einen dem Algonkin völlig fremden Bestandtheil in sich aufgenommen habe. Auch von den Arrapahoes oder Arpahoes hat letzterer dieß ermittelt (667), während Gallatin und Hale es zweifelhaft gelassen hatten. Sie heißen

auch Atsina, Fall, Rapid oder Paunch Indians, Gros Ventres des prairies, Minetaries of the prairie, doch führen sie den letzteren Namen mit Unrecht. Sie selbst nennen sich Ahni-Ninn und sind von den eigentlichen Minetares am Missouri, die ebenfalls Gros Ventres genannt werden, völlig verschieden (Prinz Max. c.I, 530 ff.). Im Bunde mit den Schwarzfüßen, zu dem sie (nach Schoolcr. VI, 699) erst seit etwa 40 Jahren zählen sollen, dehnten sie ihre Streifereien vom Saskatchewan, dessen Südarm ihr Hauptsitz war, bis zum Yellowstone aus, und ein Zweig derselben, die Arpahoes, ist in neuerer Zeit bis zum Platte-Fluß und Arkansas nach Süden gewandert (Gallatin). Morse (App. 253) giebt sie zwischen den Quellgebieten des Kanzas und des R. del Norte an. Das fünfte zu dem Bunde der Schwarzfüße gehörige Volk, die Sarsi oder Susee ist jenen ursprünglich fremd und wurde schon früher von uns als ein Glied der Athapaskenfamilie erwähnt. Endlich sind hier noch die Schiennes oder Chayennes zu nennen, nach W. Irving (170) die früheren Schaways. Sich selbst geben sie den Namen Istayú (Prinz Max.) und lebten früher an dem oberen Zweige des Red R. der zum Winnipeg See geht und den Namen dieses Volkes führt. Später durch die Sioux verdrängt, zogen sie sich an den Schienne-Fluß unter 44° zurück, ein anderer Theil von ihnen ging noch südlicher und lebt unter 38½°—39½° (Gallatin a. a. O. CXI, Buschmann 608), zum Theil mit den Arpahoes verbunden (Morse App. 254).

3) Die Sioux-Völker.

Die vierte große Völkerfamilie des Gebietes der Vereinigten Staaten ist die Familie der Sioux, im Osten und Norden von Algonkins, im Westen vom Felsengebirge begrenzt, im Süden bis zur Mündung des Arkansas, weiter westlich aber nur bis zum Platte-Fluß sich erstreckend. Der französische Name der ganzen Gruppe, hergenommen von dem Hauptvolke derselben, ist erst in neuerer Zeit der einheimischen und eigentlichen Benennung Dakota „die sieben Rathsfeuer" — es sind 7 verbündete Hauptvölker — gewichen. Ganz grundlos scheint was man auch von den Pawnies und Riccaras behauptet hat, daß sie aus Mexico ausgewandert seien zur Zeit der spanischen Eroberung (Beltrami I, 284), obgleich sogar eine eigene Sage dieser Art z. B.

den Winebagoes zugeschrieben wird (Pike I, 209). Um 1665 lebten die Dakota bereits im Quellgebiete des Mississippi, bekriegten die westlichen Algonkinvölker, namentlich stromabwärts gehend die Illinois (Brasseur I, 123) und scheinen daher eher von Norden gegen Süden und Südwesten (Warren 17) als in umgekehrter Richtung vorgedrungen zu sein, wie auch Riggs (XV f.) bemerkt der den Bogen des St. Peters R., Lac qui parle und den Osten des Mississippi als ihre ältere Heimath bezeichnet. Schon der Name einer ihrer Stämme zeigt daß sie in früherer Zeit im Besitze des Spirit Lake westlich vom Oberen See gewesen sind; ja es ist nicht unwahrscheinlich daß sie vor dem Eindringen der Europäer bis an den Oberen See und an das Westufer des Michigan reichten, denn die Sauks und Füchse sind offenbar, die Menominies wahrscheinlich erst spätere Eindringlinge von Osten und Norden her.

Die Dakota (Dahcotah) reichen vom Mississippi bis zu den Black Hills im Westen und von der Mündung des Gr. Sioux R. und den Gabeln des Platte-Flusses bis zum Devil's Lake im Norden. Dieß gilt jedoch nur für die neuere Zeit. Um 1820 wird von Keating (I, 377) ihre Grenze auf folgende Weise angegeben: von Prairie du Chien an der Mündung des Wisconsin läuft sie in einer krummen Linie nordöstlich zum ersten Zweige des Chippewa R., dann nordwestlich zum Spirit Lake, von da westlich zum Rivière de Corbeau und dem Ottertail Lake, weiter westlich zum Red R. und diesen hinab bis Pembina, nach Südwesten zur Ostseite des Missouri in der Nähe der Mandandörfer, am Flusse hinab (vielleicht selbst über ihn hinüber) wahrscheinlich bis zum Soldier's R. und nordöstlich nach Pairie du Chien zurück. Ihre sieben Stämme geben Riggs und Warren im Wesentlichen übereinstimmend mit Keating I, 394 ff. (Vgl. auch Prinz Max. c, I, 338, 359, 440) auf folgende Weise an*: Mde-wakan-tonwans, das Dorf oder Volk des Geistersee's; Wahpekutes, die Blattschützen (welche Blätter für Wild ansehen — Keating); Wahpe-tonwans, das Volk in den Blättern; Sisi-tonwans, Sissetons, das Volk des Sumpfes; Janktonwans, Janktons, das Volk am Ende, auch das erste Volk genannt, Janktonwannas, eigentlich nur eine Abtheilung der vorigen, häufig aber als besonderes Volk gezählt (woraus sich erklärt

* Meist andere Namen giebt die Eintheilung der Sioux aus dem Anfange des 18. Jahrh. im Journal historique p. 69.

daß Ph. Prescott nur 6 Siouxvölker finden konnte — Schoolcr. II, 169 wenn nicht etwa die Winebagoes in alter Zeit das siebente waren); Titonwans Tetons, das Volk der Prärie, im Westen des Missouri mit Schiennes und Ricaries, mit Pawnies und Osagen sich mischend (Keating I, 443); sie sollen sich wieder in 7 Abtheilungen verzweigen und an Zahl den übrigen Dakotas zusammengenommen überlegen sein. Die vier ersten Völker werden von den übrigen Isanties genannt und leben sämmtlich im Osten des Missouri, die Janktonwans an der Mündung des Großen Sioux Flusses, von da bis zum James Fluß und auf dem gegenüberliegenden westlichen Ufer des Missouri, die Janktonwannas zwischen dem James Fluß und Missouri und nördlich bis zum Devil's Lake, die Titonwans von den Gabeln des Platte bis zum Yellowstone und in den Black Hills (Warren 15, S. auch dessen Karte). Bei den älteren Reisenden führen die Sioux insgemein auch den Namen Naudowessies, eine Verstümmelung ihres Ojibway-Namens Nadóesi (Pr. Max. c, I, 338). Daß Carver unter dem Namen der Nadowessier die Sioux mit den Sauk verwechselt habe, wie Keating (I, 337) angiebt, ist unrichtig, da er die Assineboin ausdrücklich als zu den Nadowessiern gehörig bezeichnet. Die Assineboin oder Stein-Indianer (Stone Indians) — jenen Namen geben ihnen die Ojibways, bei denen die Dakota Boines heißen sollen — von ihren Stammgenossen Hohe oder Hoha genannt, sind von den Janktonwannas entsprungen, nach der gewöhnlichen Sage in Folge eines allgemeinen Streites der durch die Verführung eines angesehenen Weibes veranlaßt wurde; ihre Abtrennung vom Hauptstamme muß indessen schon alt sein, da Hennepin und Charlevoix ihrer schon erwähnen (Keating I, 405 f.). Seit dieser Zeit scheinen sie öfters glückliche Kriege gegen die Dakota geführt und diese zurückgedrängt zu haben, namentlich mit Hülfe der Knistino (Brasseur II, 248), indessen haben sie ihren Platz nur wenig verändert, da La Potherie (I, 174) die Assiniboëls oder „Leute vom Felsen“ 250 lieues von Fort Nelson nach Südwesten setzt — Nordwesten ist wohl Schreibfehler —, neuerdings aber ihr Gebiet zwischen dem Assiniboin Fluß und Missouri angegeben wird, von 50 miles im Westen des Red R. bis zu den Quellen des Qu'appelle R. und von da bis zu den Red deer Hills am Saskatchewan (Buschmann Monatsb. 1858 p. 470 Anm. nach Howse). Da sie nach de Smet (100) auch an den Quellen des letztgenannten

Flusses im Felsengebirge zu finden und überhaupt unruhige Wanderer sind, wäre es nicht unmöglich, daß sie auch nach Oregon vorgedrungen wären, wo in der Gegend von Fort Oakanagan stromaufwärts am Nordufer des Columbia ein kleiner Stamm der Sinapoils erwähnt wird (Cox II, 127).

Den Dakota schließen sich zunächst an die Winebagoes oder Winipegs, wie sie mit ihrem Algonkin-Namen (Schoolcr. V, 41), Oshungulap, nach anderen Angaben Ochungaraw oder Hochuagorah, wie sie mit ihrem eigenen Namen heißen (Morse 21); von den Franzosen wurden sie Puants genannt. Sie haben nach ihrer frühesten Erinnerung am Westufer des Michigan See's nördlich von Green Bay (Baye des Puants) gesessen, wo sie sich vom großen Geiste geschaffen glauben (Fletcher bei Schoolcr. IV, 227). Dort giebt sie La Potherie (II, 68) an; Morse (App. 59) bezeichnet für spätere Zeit das Land zwischen den Flüssen Wisconsin und Illinois, am Rock R. und von da bis an den Winebagoe-See als ihr Gebiet. Sie sollen der Stamm sein von dem die Missouri, Jowa, Otoe und Omaha entsprungen sind (Fletcher a. a. O.). Zwar darf dies, wie wir oben gezeigt haben, nicht daraus gefolgert werden daß sie diesen als ihre „ältern Brüder" gelten, aber es wird wahrscheinlich durch die bei ihnen bestehende Sage daß die drei ersteren ursprünglich mit den Winebagoes ein Volk waren (Prinz Max. c, I, 645) und sicher ist wenigstens die nahe Verwandtschaft dieser Völker (Gallatin). Das Jowa, Otoe und Missouri lassen sich als nur ein Dialekt derselben Sprache, Omaha und Ponka als ein zweiter betrachten, dem wieder das Konza, Osage und Quapaw sehr nahe steht (Prinz Max. c, I, 271, Say bei James I, 342, Schoolcr. IV, 405). Nach Pike (I, 209) wären die Otoes mit den Winebagoes sprachlich identisch. Die Otoes, welche sich selbst Wahtohtana (Otatatoe, Möllhausen 155) nennen, lebten mit den Missouris bevor diese durch die Sauks und Füchse besiegt und zerstreut wurden (James I, 341) zusammen am Platte-Fluß 40 miles oberhalb dessen Mündung und besitzen eine Sage daß ihre Vorväter über „das große Wasser" gekommen seien (Morse Append. 249 ff.), was man am einfachsten auf die großen Seen beziehen würde (Long bei James II, 364), wenn es nicht etwa auf einem Mißverständniß beruht, da von den verwandten Arkansas und Quapas erzählt wird, daß sie ursprünglich aus dem Wasser heraufgekom-

men zu sein glauben (Nuttall 82). Indessen sind alle vier Völker (Otoe, Missouri, Jowa, Omaha) höchst wahrscheinlich von Norden nach Süden vorgerückt, da man weiß daß sie noch im 18. Jahrhundert sich in dieser Richtung bewegten (Say bei James I, 338). Die Jowa (spr. Eiowä) giebt La Potherie (II, 182), der sie Ayoes schreibt, weit jenseits des Mississippi unter 43° n. B. an. Die Omaha oder Maha, nach Pike (II, 260) fast ganz aufgerieben durch die Blattern, leben am Elkhorn R. 80 miles WNW. von Council Bluffs (Morse a. a. O.); die Ponka an der Mündung des Quiccoane d. i. L'eau qui court, 150 miles oberhalb des genannten Ortes am Missouri (Parker 43).

Als südlichere Völker schließen sich den eben genannten zunächst die Osagen an mit den Kanzas und die Quappas mit den Arkansas. Die Angabe Pike's (II, 286) daß die Kansès den Osagen sprachlich sehr nahe stehen, hat Gallatin bestätigt, und seine Vermuthung (II, 258) daß diese Völker aus dem Nordwesten stammen, erhält eine weitere Stütze durch Nuttall (82), der erzählt daß die Arkansas oder Quapaws und die Ozarks den Mississippi heruntergekommen seien und sich am Missouri getheilt hätten: der eine Theil, wahrscheinlich die späteren Kanzas und Osagen, sei dann den letzteren Fluß hinauf, der andere den ersteren hinabgegangen. Die Osagen nennen sich selbst Wasaji, Wassagè, Wossoshe, und theilen sich in die großen, die kleinen Osagen und die Osagen am Arkansas (M'Coy 358 f., Hunter 18, 211). Mit den Kanzas, eigentlich Konsès, haben sie sich vielfach gemischt und gleichen ihnen sehr (Say bei James I, 126). Letztere lebten früher oberhalb der Mündung des Kansas am rechten Ufer des Missouri, haben sich aber in neuerer Zeit an jenem Fluß selbst 2—300 miles nach Westen zurückgezogen (Hunter 211). Noch weiter südlich am Mississippi herab fand La Salle unter 34° n. B. die Cappa, die Kapahas de Soto's, dann die Akancéas (Quappas und Arkansas, Coll. N. Y. Hist. Soc. II, 266 ff.), welche dieselbe Sprache redeten (die Namen ihrer Abtheilungen geben die Lettres édif. I, 754) und jetzt in schwachen Resten zwischen dem unteren Arkansas und Waschita sich finden (Morse App. 237).

Den westlichsten Zweig der Siouxfamilie bilden die eigentlichen Menitaries (Minetares) d. i. die über das Wasser Gekommenen, Grosventres, Biddahátsi-Awatíss mit ihrem eigenen Namen (Prinz

Max. c, II, 211) östlich vom kleinen Missouri, aber westlich von Fort Mandan. Sie stehen sprachlich den Krähen, Crows, Upsárokas zunächst, die noch weiter aufwärts am Missouri, namentlich zwischen dem kleinen Missouri und den südöstlichen Zweigen des Yellowstone leben. Beide waren früher ein Volk. Gallatin hat beide nebst den östlicheren Mandans den Sioux angeschlossen, obwohl er später dieß wieder bezweifelt (Transactt. Am. Ethnol. Soc. II p. C.), Buschmann (1854 p. 668) scheint es zu bestätigen, wogegen Prinz Max. (c, II, 464) die letzteren zwar zu den Sioux zu zählen geneigt ist, die Minetares aber, was Gallatin nicht zugiebt, für ein Volk hält das den Mandans ursprünglich fremd sei. Die Mandans wollen von den östlichen Völkern in der Nähe der Seeküste herstammen (ebend. 104); sie selbst nennen sich Númangkake „Menschen." Daß sie an den Blattern ausgestorben seien, ist ein Irrthum, es gab 1852 deren noch 385 (Schoolcr. VI, 486).

4) Die Pawnies.

Die südwestlichen Nachbarn der Siouxvölker am Platte und Kansas sind die ihnen stammfremden **Pawnies** oder Panies. Sie theilen sich in die Großen Pawnies, Pawnie Loups und Pawnie Republics. Zu demselben Stamme gehören die Riccaras oder Ricaries, eigentlich Aricarra (Hunter 87), welche früher an der Mündung des Schienne-Flusses lebten (Prinz Max. c, I, 373), dann unter 46½° am Missouri südlich von den Mandans. Sie selbst nennen sich Sáhnisch „Menschen" (Pr. Max. c, I, 381). Nächst diesen schließen sich den Pawnies die Wacoes (spr. Huecos) an, welchen unrichtig von Schoolcraft (V, 712) dieselbe Sprache mit den Witchitas und Yowoconees und — was wohl den Ursprung des Irrthums erklärt —, ein gemeinsamer Wohnsitz am Rush Creek, einem Zufluß des N. Washita der zum Red R. von Texas geht, zugeschrieben wird. Wacos werden am oberen Brazos und von diesem bis zum Colorado angegeben (Kennedy I, 348), am Brazos 24 miles oberhalb seiner Mündung und am obersten Theil des Red R. (Morse App. 373 vgl. Buschmann 1854 p. 440 f.). Sie sind den Keechi und Witchita genau sprachverwandt, wie auch diese beiden untereinander, während zugleich das Witchita dem Pawnie sehr fern steht und nur einige geringfügige Wortähnlich-

keiten mit ihm hat* (ebend. 453, 449). Die Witchitas werden theils in Texas am Colorado und an der Nord- und Ostseite des Brazos, theils im Indian Territory, theils in Louisiana angeführt (ebend. 442). Tonti (1690) bezeichnet die Waschita als zu den Nachitoches gehörig (Coll. N. Y. Hist. Soc. II, 334). Ihr Gebiet scheint durch den Waschita-Fluß im nördlichen Louisiana angedeutet zu sein.

5) Isolirte Völker des Südwestens.

Im Süden der Pawnies und Sioux zwischen dem Felsengebirge und dem Mississippi finden sich fast lauter einzelne Völker welche sprachlich ganz isolirt stehen und sich nicht familienweise zusammengruppiren lassen. Die meisten derselben sind nur noch in kleinen Resten vorhanden. Dieß gilt zunächst von den Kioway oder Kyaway im Quellgebiet des Platte (Pike II, 94, nach Gregg östlich von Santa Fé), deren Sprache weder mit dem Utah oder Comanche, wie man behauptet hat, noch mit irgend einer anderen bekannten Sprache verwandt ist (Buschmann a. a. O. 433). Ferner die Paduca welche in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts am oberen Kansas mächtig waren, jetzt aber verschwunden scheinen. Nach Pike (II, 287) würden die Cumanchen von den Pawnie Paduca genannt, Lewis und Clarke unterscheiden sie jedoch von diesen und betrachten sie als den ursprünglichen Stamm der Kioway, die nach ihrer Angabe am obersten Theile des Red R. und im Felsengebirge leben und bis an den oberen Arkansas schweifen. Noch einige andere Völker dieser Gegenden hat Morse (App. 253 u. 366) namhaft gemacht.

Die Völker von Texas, von denen ein großer Theil untergegangen ist, finden sich nebst ihren Sitzen vollständig verzeichnet bei Buschmann a. a. O. 417 ff. (vgl. Morse App. 373). Das herrschende Volk zur Zeit der Ankunft der Franzosen (1717) waren am Red R. bis zu dessen Quellen hin die Caddo oder Cadodaquious, zu denen auch die Tejas gehörten nach welchen das Land benannt ist. Sie hatten ihren Hauptsitz gegen 300 miles von der Mündung des Flusses und wurden

* Dergleichen höchstauffallende sprachliche Verhältnisse kommen, wie Buschmann wiederholt hervorhebt, in Amerika öfters vor, daß Sprachen die erweislich zu demselben Stamme gehören, doch in ihrem Wortschatze unter sich völlig verschieden sind, und es ist sogar etwas Gewöhnliches daß verwandte Sprachen in dieser Hinsicht weit auseinandergehen.

aus dem Quellgebiete desselben von den Osagen, Towcasch und Cumanchen verdrängt. Alle Nachbarvölker außer den Choktaw waren ihnen untergeben. In neuerer Zeit wohnten sie an Lake Ceodo 90 miles nordwestlich von Nachitoches und am Neches, und wanderten bis zum Brazos, wo sie unterhalb Fort Belknap sich finden (Buschmann 427, Morse App. 257, 373, Journal historique 179 ff., Schoolcraft V, 682, 712). Ihre Sprache ist allen andern fremdartig. Die Towiaches oder Toweashes, auch Pawnee Picts genannt, doch von den eigentlichen Pawnies ganz verschieden, am Red R. und von diesem nach Norden gegen die Südgabel des Canadian hin, werden von Einigen den Towacanies, Tawakenoes oder Tahuacanos gleichgesetzt (Buschmann 439), welche Kennedy (I, 348) am Colorado oberhalb der Fälle angiebt. Die Tonkaways, Toncahuas oder Tancards schweifen am Red R. umher, nach Anderen am Trinidad, Brazos, Colorado und gegen Santa Fé hin (Buschm. 438). Die Carancahuas sollen früher die ganze Küste von Texas inne gehabt haben, hauptsächlich um La Baca und Matagorda B., sind aber jetzt größtentheils durch die Cumanchen vertilgt und bis auf umherziehende Banden zusammengeschmolzen (ebend. 428, Kennedy, Maillard).

Die Apachen und Lipans im westlichen Texas sind schon oben besprochen worden, die Cumanchen aber, in neuerer Zeit die Hauptmacht im südwestlichen Theile des Landes, werden wir an einer anderen Stelle zu behandeln haben, da sie Buschmann als ein Glied seiner sonorischen Sprachfamilie nachgewiesen hat.

An dem Mississippi lebten im 17. Jahrhundert unterhalb der Arkansas die Taensas, 8 Tagereisen nach Westen von ihnen entfernt, am Red R. 36 lieues in gerader Richtung von dessen Mündung und weiter nordwestlich von da (Journal hist. 179 ff.), die Nachitoches, und etwas weiter hinab am Mississippi, doch noch oberhalb der Mündung des Red R. die Natchez (Coll. N. Y. Hist. Soc. II, 269, 277, 334). Wie die ersteren sind auch die Corra, Quiniquissa und andere Völker jener Zeit verschwunden. Als die französische Kolonisirung dieser Gegenden begann, fanden sich am unteren Mississippi die Sitimachas oder Chetimaches die wie ihre Nachbarn, die Attacapas, wie die Caddoes und Adayes oder Adaizes, alle in Rücksicht ihrer Sprache ganz isolirt stehen und sich nur in kleinen Resten erhalten haben. Die ersteren an dem See ihres Namens, waren schon um 1750 fast ganz zu Grunde

gegangen (Lettres édif. I, 752, Bossu I, 29, Gallatin, Transactt. Am. Ethnol. Soc. II, p. CVI). Stromaufwärts werden dann die Oumas 25 lieues von N. Orleans genannt und weiterhin auf dem linken Ufer oberhalb Point Coupee die Tonicas oder Tunicas, die zu den Mobiliern gehörten und von den Chickasaw aufgerieben wurden (Bossu I, 39 f., Buschmann a. a. O. 440). Eine andere Angabe setzt die letzteren (1699) an den Fluß Yason (Yazoo?), von wo sie zu Anfang des 18. Jahrhunderts an den Mississippi zogen und sich oberhalb der Mündung des Red R. niederließen (Journal hist. 16, 124). Sie scheinen den Natchez deren Sitz Adair 200 miles westlich von den Choktaws angiebt nahe gestanden zu haben; 40 lieues weiter aufwärts von diesen wohnten die Yatou oder Yazoo am gleichnamigen Flusse mit drei verschiedenen Sprachen (Lettres édif. I, 754). Bei weitem das mächtigste Volk am unteren Mississippi waren die Natchez: Bossu (I, 37) läßt ihre Herrschaft von 50 bis zu 460 lieues von der Küste sich erstrecken, auch nach du Pratz (II, 223) soll sie in früherer Zeit bis zum Ohio gereicht haben und ihre beiden Hauptzweige sollen die Taensas und Chetimaches gewesen sein. Die Namensähnlichkeit der letzteren mit den Chichimeken von Mexico hat M'Culloh (177 note) zu einer Vergleichung derselben mit diesen veranlaßt, die, wie er glaubt, viele übereinstimmende Punkte liefert. Sie besitzen die Sage einer Einwanderung über das Meer, sogar einer zweimaligen, und sie soll sehr bestimmt lauten (Lettres éd. I, 754, Nuttall 268), eine genauere Betrachtung derselben lehrt jedoch, daß sie von du Pratz (III, 62) zwar nicht erfunden, aber sehr stark ausgeschmückt worden ist. Neuerdings hat Maillard seine Vorgänger bei Seite setzend, von einem großen Natchezreiche gefabelt das sich vom Mississippi bis zum R. Grande und vom Golfe von Mexico bis zum Osage-Fluß ausgedehnt habe. Es wird sich später Gelegenheit bieten diese Dimensionen auf ihr richtiges Maaß zurückzuführen. Wir bemerken hier nur daß die verbreitete Annahme einer Einwanderung von Mexico her in Rücksicht der Natchez wie in Rücksicht der meisten Indianer von Texas, bei denen Montezuma-Sagen allerdings sich häufig finden, bis jetzt weder einen sprachlichen noch einen anderen wissenschaftlichen Grund für sich hat.*

---

* Nächst der erwähnten Sage von der Einwanderung über das Meer läßt sich nur noch der Name des Ortes Tula, den de Soto's Heer im Osten des Mississippi berührte als eine bestimmtere Hinweisung auf Mexico ansehen, das

Nach dem allgemeinen Ueberfall den die Natchez 1729 gegen die Franzosen ausführten, wurden sie von diesen bekriegt, zum Theil auf die westindischen Inseln gebracht zum Theil von den Chickasaw aufgenommen oder zerstreut (Adair 353).

6) Die Völker des Südostens.

Für die Länder im Osten des unteren Mississippi ist ethnographisch der Zug de Soto's (1539—43) vorzüglich wichtig. Mit Benutzung der Arbeiten M'Culloh's und Monette's hat Rye ihn neuerdings am besten behandelt (works issued by the Hakluyt Soc. Vol. IX). Die Landung geschah in der Gegend von Espiritu Santo Bay, die man meist — auch Rye thut dies — für Tampa Bay in Florida hält. Allerdings hat in späterer Zeit letztere diesen Namen geführt, früherhin aber war die Oertlichkeit welcher jener Name zugehört, sehr unbestimmt, wie man z.B. auf der Karte bei de Laet sieht, wo der Name in der Gegend von Mobile erscheint und zugleich ein Fluß Espiritu Santo viel weiter östlich, etwa in der Länge von Appalachee Bay angegeben wird. Von seiner Mündung ist nach de Laet's Darstellung de Soto ausgegangen: es scheint nur der Suwanee oder Chattohochee sein zu können. Diese Auffassung der Sache wird daraus wahrscheinlich, daß ein größerer Fluß in die Espiritu Santo Bay de Soto's

viele Schriftsteller so gern zum Vaterlande aller dieser Völker machen möchten. Allerdings kann jener Name die Vermuthung erregen daß vielleicht Tolteken in alter Zeit in diese Gegenden gekommen seien, wie es anderseits nicht unwahrscheinlich ist daß nach der Eroberung Mexico's durch die Spanier mexicanische Völker nach Texas hin auszuweichen gesucht und Montezuma-Sagen dahin mitgebracht haben mögen. Wenn aber so schwache Anhaltspunkte für Morton (160) hinreichend waren um die Natchez für Tolteken zu erklären, zumal da Garcilasso von einer merkwürdigen künstlichen Verunstaltung des Kopfes erzähle, welche zu de Soto's Zeit dort gefunden wurde, wie sie bei den Natchez gebräuchlich war, so bedarf es im Grunde nur der Gegenbemerkung daß dieselbe Sitte auch bei den Choctaws und anderen Völkern dieser Gegenden herrschte, um die Schwäche des Beweises erkennen zu lassen, wozu noch kommt daß es von den Tolteken völlig unerwiesen ist daß auch sie dem Kopfe eine künstliche Form gaben. Die Bilder auf welche sich Morton (145) beruft, lassen bei der großen Uebertreibung der Nase und bei ihrer großen Unvollkommenheit überhaupt offenbar keinen Schluß dieser Art zu. Daß Schoolcraft (VI, 32) es nachspricht, die Natchez seien „offenbar Tolteken" kann nicht wundern, und ist nur eines der vielen Zeichen seiner Leichtfertigkeit. In der Redaction seines großen Werkes geht sie soweit daß er denselben Bericht von Wort zu Wort wiederholt hat (IV, 642 ff., VI, 648 ff.,). Seine Nachlässigkeit in der Veröffentlichung von Worttafeln hat schon Buschmann (1854 p. 539) gerügt.

wirklich mündete, denn er wird öfters in den Berichten über diesen Zug erwähnt, und daß dieser Fluß von Norden herkommen mußte, weil de Soto zuerst nach NO. und NNO. sich wendete und eben diese Richtung dem Fluß von Espiritu Santo zuschrieb (vgl. Herrera VI, 10, Coleccion de v. doc. p. 52), während beides auf Tampa Bay nicht paßt, von wo de Soto gegen NO. wieder an das Meer gelangt sein würde. Die Ortsnamen liefern zur Bestimmung von de Soto's Weg nur wenige Anhaltspunkte. Indessen erinnert Ochile, das gleich anfangs nach Ocali erwähnt wird, an die kleinen Flüsse Ocilla und Uchee (spr. Oetschi), deren ersterer in Appalachee Bay mündet, während der zweite, zugleich das Volk der Uchees bezeichnend, dem südwestlichen Georgia angehört. Von hier kam de Soto nach Apalache, 150 leguas von Esp. Santo Bay und 9 Tagereisen von dem westlicher unweit der Küste gelegenen Aute entfernt, wohin die Schiffe gebracht worden waren (Herrera VI, 11, VII, 1, 10, IV, 4, 5), was mit unserer ursprünglichen Annahme über Esp. Santo ebenfalls wohl zusammenstimmt. Ueberdieß findet sich noch jetzt ein Apallachee R. im nördlichen Theile von Georgia. Im Lande Apalache, wo de Soto tapferen Widerstand erfuhr, wird ein Ort Calahuchi von Oviedo (XVII, 24) erwähnt, dessen Name an den des Chatahochee Flusses erinnert, welcher bis in diese Gegend hinaufreicht. Weiter nach Norden kam de Soto nach Achalaque, Cofaqui und Cofachiqui, welches letztere von Rye mit Recht in die Gegend von Augusta am Savannah gesetzt zu werden scheint; denn de Soto glaubte sich dort in der Nähe des Flusses von S. Elena zu befinden in S. Carolina und es herrschte dort ein Weib, wodurch die Lage des Orts insofern bestätigt wird, als dieß ein seltener Ausnahmefall ist, den aber 1566 Juan Pardo 70 leguas von S. Elena ebenfalls fand (Coleccion p. 17, 51). Von hier nach Westen sich wendend kam de Soto nach Coza, südlicher nach Tascalusa und Mavila, dann in nordwestlicher Richtung ins Land Chicasa, nach Alibamo, Capahá (Quappa S. oben) und später über den Mississippi, jenseits dessen die Route unbestimmbar zu werden scheint. Der Coosa R. in Alabama und die Angabe Adair's (283) daß Coosah 180 miles von Mobile der größte Ort der Choktah sei, lassen über den ersten jener Namen keinen Zweifel, die folgenden sind ebenfalls noch jetzt vorhandene geographische und ethnographische Benennungen, die zwar keine genaue Bestimmung von de Soto's

Weg, aber doch eine gewisse Sicherheit über die Landschaften gewähren durch die er ging.

Die Eingeborenen des äußersten Südostens der Vereinigten Staaten sind die Choctaw-Muskoghee, wie sie Gallatin nach den beiden Hauptvölkern der späteren Zeit genannt hat, welche verwandte Sprachen reden. Man hat sie auch als Mobilier oder als Apalachen mit zwei schon bei de Soto vorkommenden Namen bezeichnet, obgleich man keine Sicherheit darüber hat daß diese letzteren zu derselben Völkerfamilie mit jenen gehörten. Die Choctaw (Choktah) und die Chikkasaw (Chikkasah) welche mit geringen Abweichungen dieselbe Sprache reden, werden von den Spaniern, wie es scheint, richtiger Chactá und Chicachá geschrieben; das erstere Wort soll auf „chahta, groß, erhaben“ zurückzuführen sein, auf den Namen eines berühmten Heerführers der alten Zeit (Kohl im Ausland 1859, p. 969). Als den ältern Stamm (senior tribe) beider Völker werden die Chokchoomah bezeichnet (Adair 314). Die Choctaw lebten in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter 33—34° n. B., 200 miles nördlich von N. Orleans, 160 miles südlich von den Chickasaw und diese wieder in derselben Entfernung vom Mississippi meist im S. vom 35° n. B. (ebend. 282, 352). Letztere nahmen damals das Land zwischen dem Tennessee und Mississippi und nördlich von jenem als das ihrige in Anspruch und sollen in früherer Zeit am Savannah gesessen haben (Ramsey 80). Da die Chickasaw schon in den Berichten über de Soto's Zug, wie wir gesehen haben, an derselben Stelle erwähnt werden, können sie nicht wohl erst um diese Zeit, und noch weniger die weiter östlich wohnenden Muskogies, aus Mexico herübergekommen sein, wie S. Barton (XLV ff.) will, indem er sich hauptsächlich auf den schon oben als unhaltbar nachgewiesenen Grund stützt, daß die Muskogies von den Cherokees und die Choctaws wieder von den erstern als „jüngere Brüder“ angeredet würden; auch daß der größere Theil der Chickasaws, wie er angiebt, noch weit im Westen wohnen solle, haben neuere Untersuchungen nicht bestätigt. Bei den Choctaw soll es indessen eine Sage geben daß sie weit vom Westen her, von jenseits des Felsengebirges in ihre späteren Sitze eingewandert seien (Möllhausen 23).

Die Muskogies oder Creeks, wie sie nach dem Wasserreichthum ihres Landes auch genannt werden, besaßen in älterer Zeit das Gebiet von Tombigbee bis zum Meere und von 34° n. B. bis nach Florida

hinab, und die Karte vom J. 1764 bei Schoolcraft V zeigt sie noch fast ungeschmälert in dessen Besitz. Nach Bartram (56, 443, 354) wären sie, wie die Cherokees, ihrer Sage nach erst zur Zeit der Gründung von Charleston durch die Engländer aus den südwestlichen Gegenden jenseits des Mississippi dorthin eingewandert — auch Adair 194 f. kennt eine solche Sage — dieß ist jedoch schon wegen der geographischen Lage des Landes unwahrscheinlich, daß sie, wenn von Westen gekommen, schon seit längerer Zeit inne haben müßten, als die Choctaw und Chikasaw das ihrige. Nach einer anderen Richtung weist die Sage hin welche Swan 1791 bei ihnen fand (Schoolcr. V, 259 f.): vor langer Zeit als die Apalachen noch das Land inne hatten — woraus jedoch keine Stammverschiedenheit*) dieser von den Creeks folgt — kamen aus dem Nordwesten nomadische Jäger, die man „Wanderer, Verirrte", Seminolies nannte. Im Kriege siegreich, wurden sie die Herren des Landes. Die Creeks, als deren ursprünglicher Stamm die Seminolen angesehen werden oder vielleicht nur selbst gelten wollen, richteten die Apalachen im J. 1719 gänzlich zu Grunde, (nach Fairbanks 121 wurden die Apalachen am Suwanee schon 1638 von ihren Nachbarn unterjocht), später wurden auch die Alabamas von den Seminolen überwunden, und letztere verschmolzen, sagt der Bericht etwas dunkel, mit dem Creeks zu einem Volke. Dagegen giebt Gallatin an daß die Creeks so wenig als die Choctaws die Sage von einer Einwanderung hätten, sondern aus einer Höhle am Alabamafluß zu stammen oder vom Himmel herabgefallen zu sein glaubten, während die Chickasaws allerdings von Westen hergekommen sein wollten. Die Creeks werden in die oberen und unteren Creeks unterschieden, jene sind nach Bartram die Muskogies oder „die Nation" d.i. der Bund der Creekvölker, diese sind die Seminolen (d.i. Separatisten, Rebellen, Flüchtlinge), welche demnach eine gewisse Sonderstellung zu jenen eingenommen zu haben scheinen. Sie haben von jeher die Politik verfolgt die Reste besiegter Völker sich einzuverleiben, daher gab es ein Dorf der Schawanoes und eines der Nachees (Natchez) bei ihnen (Adair 257), und dasselbe deuten viele der Orte an welche Swan 1791 bei ihnen fand: Coosas, Coosadas, Alabamas, Euchees (Uchees), Hitchatas, Palachucla (Apalachen), obwohl wir nicht wissen

* Daß eine solche nicht stattfand wird daraus wahrscheinlich daß die Hauptstadt der verbündeten Creekvölker Apalachucla hieß.

ob alle diese älteren Bewohner des Landes ihnen wirklich stammfremd waren. Nur von den Natchez und den Uchees im südlichen Theile von Georgia — an der Quelle (?) des St. John, an der Gabel des St. Mary's R., an den Quellen des Caunouchee und des St. Tillis (Santilla? nach Filson 112) und im südöstlichsten Tennessee am Ausfluß des Hiwasee (nach Ramsey 81) — scheint es sicher daß sie nicht zur Familie der Creekvölker gehörten, sondern ganz isolirt standen (Gallatin). Die früher erwähnten Tonicas, welche nach Buschmann zu den Mobiliern gehörten, standen indessen zu den Natchez, deren Nachbarn sie waren, in dem Verhältniß, daß die letzteren das von ihnen unterhaltene ewige Feuer, wenn es ausginge, wieder bei jenen hätten anzünden müssen (Lettres édif. I, 754), und wir dürfen demnach vermuthen daß die Natchez selbst zu den Mobiliern oder Creekvölkern in näheren verwandtschaftlichen Beziehungen standen. Die Namen der kleinen Völker welche zu den Mobiliern gerechnet wurden, finden sich bei Olshausen (I, 305), die Namen und späteren Sitze der Seminolenstämme von Florida bei Morse (App. 306, 364). Die Coosadas (Coshattas, Cushattees) mit denen die Alabamas oder Alibamons fast identisch sein sollen (Buschmann 1854, p. 430), werden ohne Zweifel mit Recht zu dieser Völkerfamilie gezählt, da Coosah als Hauptort der Choctaws auch noch in späterer Zeit galt. Ob sie mit den in S. Carolina genannten Coosaw zusammenhängen, läßt sich schwerlich noch ermitteln. Gleich vielen anderen nördlicheren Stämmen die im Anfange des laufenden Jahrh. und besonders seit 1822 und 1824 nach Westen gewandert sind, haben sie sich nach Texas gewendet wo sie namentlich am Trinidad leben (Kennedy I, 349). Dort über die Nordhälfte des genannten Staates bis zum Red R. zerstreut, finden sich jetzt die traurigen Ueberreste von Delawares, Cherokees, Choctaws, Creeks, Kickapus, Schawanoes und anderen Völkern (Morse App. 258, Maillard 238).

Den Creekvölkern benachbart doch ohne Sprachverwandtschaft zu ihnen oder zu anderen amerikanischen Stämmen lebten die Cherokee oder Cheerākee, von cheera „Feuer", 340 miles nordwestlich von Charleston. Der Holston R. im östlichsten Tennessee führte ihren Namen und sie saßen wo Georgia, die beiden Carolina und Tennessee zusammenstoßen, in den Grenzgebieten dieser vier Staaten (Adair 226, Ramsey 78, 81). Nach Schoolcraft V, 179 und 238, VI, 32)

wären sie nächst den Catawbas das Hauptvolk in S. Carolina gewesen, obwohl sich wenigstens bei Lawson keine Bestätigung dafür findet, und der Tennessee oder gar der Cumberland hätte den Namen Cherokee-Fluß geführt. Im Vertrage von Fort Stanwix (1768) traten die Irokesen, welche den Holston als ihre Grenze gegen die Cherokees angaben — jedenfalls war er dieß erst in Folge ihrer Eroberungen geworden — das Land im Norden und Osten des Tennessee ab, auf welches indessen die Cherokees und Chickasaws Anspruch zu haben behaupteten (Ramsey 76), Filson p. 3 dagegen giebt an daß in dem genannten Vertrage die Irokesen das Land nördlich vom Kentucky R. und einige Jahre später die Cherokees das Gebiet im Süden jenes Flusses an die Weißen verkauften. Sie sind nach Bartram von Westen her, nach Pickett (Hist. of Alabama und daraus Schoolcr. II, 344) den Mississippi herunter in ihr Land eingezogen. Daß auch ihre Einwanderung in vorhistorische Zeit fällt, wird daraus wahrscheinlich daß schon Cabeza de Vaca ihr Land durchzogen zu haben scheint: er kam auf seinem Zuge zu den Charrucos (Herrera VI, 1, 3).

Wenden wir uns endlich nach Westen zu den beiden Carolina zurück, so sind die Völker von Cap Hatteras bis zum Savannah sprachlich ganz unbekannt und nur von den Catawbas oder Katahbas im westlichen Theile beider Staaten weiß man daß sie ihren Nachbarn, den Wookons welche auch mit den Tuscaroras zusammengrenzten (Lawson 231) verwandt waren, sonst aber isolirt standen (Gallatin Transactt. Am. Eth. Soc. II, p. CV, vgl. oben.) Daß sie um 1650 von Canada nach Süden vertrieben worden sind (Schoolcraft III, 293) haben wir schon oben angegeben, und es stimmt damit ihre Sage welche von harten Kämpfen mit den Delawares in der Gegend des Potomac erzählt (Kercheval 47). Lawson (43) scheint sie unter dem Namen Kadapau neben den Esaw und Sugeree zu nennen. Ihr Hauptsitz war der Fluß, der in S. und N. Carolina noch ihren Namen führt. Auch später wohnten sie noch hier, ein anderer Theil unter 34° 49′ in N. Carolina (Morse 32). Adair (223 f.) giebt sie unter 34° n. B. 200 miles von Charleston an und fügt merkwürdig genug hinzu daß zu den 400 Familien die 1743 von ihnen noch übrig waren und 20 verschiedene Dialekte sprachen, Nachee (so schreibt er die Natchez) und Coosa gehörten. Wahrscheinlich auf diese Autorität hin sieht man bei Schoolcraft VI, 179 die Westoes, Stonoes,

Coosaws, Sewees, Yamassees, Santees, Congarees und andere Völker — man fand deren 28 in S. Carolina bei dessen Entdeckung — zu den Catawbas gezählt. Die Sewees werden von Lawson (10) als ein früher zahlreiches Volk in S. Carolina angeführt, das aber durch Krankheiten stark zusammengeschmolzen sei. Die Santees oder Seretees lebten am gleichnamigen Fluß, die Congarees welche er als das dritte Volk anführt (16, 26) nicht weit von der Küste entfernt, und er bemerkt ausdrücklich daß alle diese Völker an Sprache Physiognomie und Charakter sehr verschieden seien (29). Weiterhin — wohl am Santee R. aufwärts — nennt er das größere Volk der Wateree-Chikanee, dann die Waxsaw oder Wisack, die auch unter den Eingeborenen von N. Carolina wieder vorkommen (32f., 183). Als vereinigt zu einem Volke seit 1700 giebt er die Sapona an dem Flusse dieses Namens (wahrscheinlich der Yadkin, den Lawson mit Cap Fear R. verwechselt zu haben scheint), die Totero und Keyauwees an, endlich am Haw R. die Sissipahau und östlich von dort die Shoccorie, Enoe und Adshusheer (46, 54, 56). Der Yamasees, deren Hauptort Macarisqui nach Fairbanks (125) freilich in der Nähe von S. Augustine (Florida) lag, während sie sonst gewöhnlich in S. Carolina in der Breite von S. Elena gesucht werden (Schoolcr. V, 32), thut Lawson gar keine Erwähnung. Vielleicht sind sie erst in Folge ihrer Kämpfe mit den Cherokees nach Süden geflüchtet. Von diesen wurden sie gänzlich aufgerieben, nicht incorporirt, wie dieß mit vielen anderen Völkern geschah, weil sie sich ihnen durchaus nicht unterwerfen wollten (Bartram 461 ff.).

II. Physische Eigenthümlichkeiten.

Ein Nachklang der Ansichten de Pauw's und Robertson's von der angeborenen Schwäche der rothen Raçe hat sich bis in die neueste Zeit erhalten. Daß sie in Folge eines „gewissen allgemeinen Mangels ihrer Organisation die Keime frühen Unterganges in sich selbst trüge", war eine trotz ihrer Grundlosigkeit besonders in Nordamerika gern geglaubte und darum vielfach nachgesprochene Behauptung, obgleich Männer von großer Autorität, z. B. Morton, ihr entschieden entgegengetreten sind. Da wir sie anderwärts schon besprochen haben (I, 158), berühren wir sie hier nur im Vorübergehen.

Eine allgemeine Charakteristik der eingeborenen Amerikaner zu geben, würde an dieser Stelle unsere nächste Aufgabe sein, aber obgleich man zugestehen muß daß sie sich von allen übrigen Völkern der Erde unterscheiden und unter einander in wesentlichen Eigenthümlichkeiten übereinkommen, sind doch zugleich die Differenzen so groß daß jene Aufgabe unlösbar scheint. Außer den durchgängigen Analogieen des Sprachbaues und einigen Aehnlichkeiten des Temperamentes und geistigen Lebens, betrifft das Gemeinsame, abgesehen von untergeordneten Punkten, nur den Ausdruck des Gesichtes und dessen Contouren, die Beschaffenheit des Haares und (mit gewissen Beschränkungen) die Hautfarbe. Dagegen läßt sich nicht zugeben daß eine allgemeine typische Schädelform den Amerikanern eigen sei, wie dieß sonderbarer Weise gerade Morton behauptet hat (Cran. Am. 63, 260 vgl. Nott and Gliddon 324), obgleich er selbst die große Verschiedenheit der mexicanischen und peruanischen Schädel, die er toltekisch nennt, von denen der culturlosen Völker durch Bild und Messung sorgfältig dargethan hat. Eine Vergleichung der Maaße (bei Morton 257) läßt keinen Zweifel über die Unmöglichkeit einen gemeinsamen Typus anzunehmen. Später hat v. Tschudi (II, 362, Müller's Archiv 1844, p. 98) in Peru allein drei wesentlich verschiedene Typen nachgewiesen und Retzius (ebend. 1848, p. 280) führt als Dolichocephalen in Amerika nächst den Eskimo, die Morton als eine völlig verschiedene Raçe bezeichnet, eine Reihe von Algonkin- und Irokesenvölkern nebst den Guaranis und anderen südamerikanischen Stämmen auf, wogegen er die Natchez, Creeks, Puelches, Araucaner u. a. als Brachycephalen angiebt. Daß demnach von keiner Einheit der amerikanischen Raçe in Rücksicht der Schädelform die Rede sein könne, ist unstreitig, und selbst hinsichtlich der Eingeborenen im Osten des Felsengebirges, mit denen wir es hier allein zu thun haben, scheint eine solche Behauptung unhaltbar.

Der Schädel des Indianers — dieß stellt Morton Cran. Am. 65 und bei Schoolcr. II, 316 als typisch hin — ist entschieden rund, sein seitlicher Durchmesser groß, oft größer als der Längsdurchmesser, besonders charakteristisch für ihn ist das abgeplattete Hinterhaupt*).

* Say (bei James I, 283) hat in dieser Beziehung treffend darauf hingewiesen daß der Hinterkopf des Kindes meist längere Zeit die harte Lage auf einem Brete auszuhalten hat.

„Von hinten gesehen erscheint dessen Umriß mäßig nach auswärts gekrümmt, breit an seinen Hervorragungen und voll von diesen bis zur Oeffnung des Gehörganges. Von den Scheitelhöckern zum Scheitel läuft eine Fläche von geringer Krümmung und konischer oder vielmehr keilförmiger Begrenzung." Die Stirn ist niedrig und zurücklaufend, selten gewölbt, die Backenknochen vorspringend und stark, doch nicht breit (gerundete, nicht winkelig nach auswärts stehende Wangen hat schon Blumenbach besonders hervorgehoben), die Augenhöhlen groß und viereckig, die Nasenlöcher weit, der Unterkiefer massiv und stark entwickelt, die Zähne meist senkrecht gestellt. Auch Nott and Gliddon (441) welche dieser Charakteristik noch die Erhebung der Scheitelgegend hinzufügen, suchen jene Bestimmungen festzuhalten, indem sie zugleich bemerken, daß bei den Irokesen der Kopf oft länger ausgezogen sei wogegen die Cherokee und Choctaw die typische breitrunde Form deutlich zeigten. Dem letzteren Punkte widersprechen Morton's Angaben und Messungen ebenso bestimmt als Retzius: jener nennt die Irokesen und Cherokees, welche sich beide durch volleren Hinterkopf vor den übrigen auszeichnen, dann die Mandans, Menitaries, Ariccaras, Assineboins, Otoes, Krähen, Schwarzfüße nebst einigen Nachbarstämmen, endlich mehrere Lenape-Stämme als Völker von mehr länglicher Kopfform, während er die Dakota als Rundköpfe bezeichnet, was um der langköpfigen Assineboin willen schwer zu glauben ist. Retzius giebt als gentes dolichocephalae prognathae die im östlichen Theile von Amerika vorherrschen (a. a. O. 1855, p. 503) an: die Irokesen, Cayugas und Huronen, die Cherokee und Chickasaw, die Chippeway, Ottogamie, Potowatomie, Lenni Lenape und Schwarzfüße; als brachycephalae prognathae welche in dem westlichen Theile von Amerika überwögen: die Natchez, Creek und Seminolen, welche letzteren trotz ihrer Verwandtschaft zu den Choctaw eine wesentlich verschiedene Schädelform besitzen sollen. Man kann darüber streiten ob es statthaft sei Völker als rundköpfig zu bezeichnen, bei denen sich der Längs- und Querdurchmesser des Schädels im Mittel zu einander verhalten = 70 : 55 (Morton 259), unzweifelhaft aber ist nach Obigem daß die runde Form nicht als typisch für den Indianer im Osten des Felsengebirges gelten kann.

Die Eskimo trennt Morton (247) als entschiedene Langköpfe von den Indianern; will man indessen die Mittelwerthe der dort ge-

gebenen Schädelmaaße mit denen für die Indianer vergleichen, so wird man die Unterschiede unerheblich und jedenfalls viel zu gering finden um jene wegen ihrer Schädelgestalt von diesen abzusondern. Vergleicht man die einzelnen Schädel, so ergiebt sich daß eine Menge von Indianer-Köpfen dieselben Verhältnisse des Längs- und Querdurchmessers zeigen wie die der Eskimo und daß bei mehreren die Längendimension sogar noch stärker überwiegt. Die Maaße des Quichua und des zweiten Cherokee kommen denen des vierten Eskimo, die des zweiten Miami, des zweiten Mandan, des Riccara, und besonders des dritten Atacama denen des zweiten Eskimo (bei Morton 247, 257 ff.) sehr nahe und es läßt sich zu den letzteren noch der Schädel von Circleville und der von Arica auf p. 259 als analog in den Hauptsachen hinzufügen. Eine vorurtheilslose Erwägung dieser Umstände scheint nicht geeignet die Erwartung zu erhöhen daß Schädelmessungen bedeutendere Aufschlüsse über ethnographische Verhältnisse zu liefern im Stande seien.

Eine weitere Einschränkung der oben als typisch angegebenen Form macht sich in Rücksicht der Stirn nöthig, welche im Ganzen sich nicht so stark zurückweichend findet als gewöhnlich angenommen wird (vgl. auch Morton pl. 22 und 28, p. 167 und 177); es herrscht in dieser Beziehung große Verschiedenheit, wie Prinz Maximilian (c, I, 233 f.) namentlich an einer ganzen Reihe von Mandanschädeln zu beobachten Gelegenheit fand. Bei den Missouri-Indianern wird die zurücklaufende Stirn und das flache Hinterhaupt besonders hervorgehoben (Say bei James I, 282). Der Gesichtswinkel, von Morton im Durchschnitt zu 76° 13′ angegeben, schwankt meist zwischen 75° und 80° (vgl. Say bei James I, 283); auffallend spitzig ist er bei den Krähen-Indianern, deren Gesicht dadurch ihrem Namen entsprechend das Ansehen eines Vogelkopfes erhält (Domenech im Ausland 1857, p. 946). Die mittlere Schädelcapacität beträgt bei den Irokesen 88,5, bei den Algonkins und Apalachen 83,75, bei den Dakota 85, bei den Völkern von Oregon nur 80,75 Cubikzoll (Philipps bei Schoolcr. II, 331), auffallend gering ist sie bei den höchst begabten Cherokee, nämlich nur 79 Cubikzoll (Morton 173).

Die Augen sind fast allgemein zwischen schwarz und grau, unter gewöhnlichen Umständen indolent und von geringem Ausdruck, tiefliegend und oft durch ihre Kleinheit auffallend, was Catlin aus dem

mangelnden Schutz gegen das Sonnenlicht und dem Rauche im Wigwam zu erklären geneigt ist. Die Augenlidspalte steht horizontal; die Mongolenähnlichkeit der Augenstellung und der Physiognomie überhaupt welche Pike bei den Pawnie und Dakota zu bemerken glaubte, hat Prinz Maximilian (c, I, 235) nicht bestätigt gefunden. Ob die grauen Augen der Eingeborenen um Cap Hatteras mit Lawson (62) von der Mischung mit Europäern abzuleiten sind, steht dahin. Die Nase tritt meist stark hervor, ist oft etwas gebogen, seltener eine ordentliche Adlernase, noch seltener platt oder zusammengedrückt, der Mund von bedeutender Größe, die Lippen oft etwas dick. Eine Ausnahme von der Regel machten die Powhattans in Virginien: sie hatten breite, platte, an der Spitze dicke Nasen und große dicke Lippen (Strachey 64). Breit offenstehende Nasenlöcher kommen bisweilen vor, gelten aber für häßlich (Say bei James I, 284). Der Unterkiefer ist stark entwickelt und tritt meist etwas hervor, doch zeigt er nicht leicht den scharf vorspringenden Winkel der beim Mongolen gewöhnlich ist. Die starken Zähne haben breite Kronen, werden durch den Gebrauch abgenutzt, aber selten cariös. Das Kinn ist wohlgebildet. Die Gesichtszüge sind nicht leicht flach oder verschwimmend, sondern meist stark markirt. Namentlich an den Kioways fand Catlin schöne römische Kopfbildung*). Aehnliches wird häufig von Reisenden versichert. Black Hawk's Stirn (er war Pottowatomie) hat man mit der Walter Scott's verglichen. S. auch Bartlett I, 77. Die Mehrzahl der Prachtbilder in dem Werke von M'Kenney and Burns zeigt eine viel geringere Abweichung von den europäischen Zügen als man erwarten sollte. Dasselbe gilt von den Abbildungen der Navajos bei Simpson a, von denen wir auch sonst hören daß sie zwar dunkelbraun von Farbe, doch ohne die vorstehenden Backenknochen sind welche sonst die Regel bilden (Davis 415); indessen finden sich unter ihnen sehr verschiedene Gestalten und Physiognomieen, was Möllhausen (a, II, 232) wohl mit Recht als Folge ihrer vielfachen Mischung mit geraubten Sklaven von fremder Nationalität betrachtet. Als vorzüglich häßlich und ohne allen männlichen Ausdruck, der sonst sehr häufig ist, werden die als gierig und bösartig verrufenen Arpahoes geschildert (Parkman u. A.).

* Es ist dieß wohl hauptsächlich von der Physiognomie zu verstehen. Das abweichende Urtheil über sie bei James (II, 180) erklärt sich wohl aus dem Umstande daß dieser sie mit Arpahoes und Schiennes gemischt fand.

Das Haar des Indianers, schlicht grob und schwarz, ist nach Say (bei James I, 283) oval, nach Browne (bei Schoolcr. III, 367) kreisrund im Durchschnitt und glanzlos, ergraut erst in hohem Alter und fällt nicht leicht aus. Oft wird es sehr lang, man sah es bei Cherokee-Weibern bis auf die Mitte der Beine, selbst bis auf die Erde reichen (Timberlake 51), bei den Krähen-Indianern wird es 5 bis 6' lang (Domenech), auch die Eingeborenen von Süd Carolina zeichneten sich in dieser Rücksicht aus (Herrera II, 10, 6). Manche Völker rasiren es bis auf die sogen. Skalplocke, einen Büschel der auf dem Scheitel allein stehen bleibt.

Ueber den Bart und die Hautfarbe der eingeborenen Amerikaner ist viel geschrieben und gestritten worden. Der Irokesenhäuptling Brant schrieb darüber an M'Causland 1783, alle Indianervölker die er kenne, hätten Bart, bei weitem die meisten aber zögen ihn immer aus, würden jedoch ebenso dicke Bärte haben als die Europäer, wenn sie sich rasiren wollten (Drake V, 92). Allerdings sind sie nicht vollkommen bartlos, und auch die sonstige Behaarung des Körpers fehlt nicht ganz, wie D'Orbigny (Bullet. soc. ethnol. 1846, 22 Mai) behauptet hat, der dem Amerikaner allgemein eine ganz weiche, von allen Unebenheiten freie Haut zuschreibt; selbst Catlin scheint zu weit zu gehen, wenn er behauptet daß nur etwa der zehnte Theil der Indianervölker Bart habe, aber dieser und die Behaarung des Körpers ist beträchtlich geringer als beim Europäer. Es mag sein daß die Gewohnheit des Rasirens auf der einen und die des Ausreißens auf der anderen Seite nicht unerheblich dazu beigetragen hat diesen Unterschied zu verstärken, aber schwerlich ist er hieraus allein zu erklären. Das Ausreißen geschah besonders in früherer Zeit sehr allgemein weil sonst das Bemalen und Tättowiren schwieriger auszuführen und von nur geringer Wirkung gewesen sein würde (Heckewelder 341), und es wird auch von manchen Völkern außerhalb Amerika, z. B. von den Tuariks versichert daß der Bart bei Zeiten oft ganz verschwinde, weil man ihn entferne sobald er zu wachsen anfange (Richardson II, 209), aber selbst wo das Ausreißen seltener geworden ist oder ganz aufgehört hat, pflegen Bart und Körperhaar beim Indianer erst in späterem Alter zu keimen und überhaupt geringer zu sein als beim Europäer (Williamson 85 ff.). Die Sauks und Füchse haben nur wenige Haare im Gesichte, führen aber nicht die sonst gewöhnlichen

Instrumente zum Ausreißen derselben. Die meisten Völker von Süd Carolina trugen Bärte, doch scheinen sie wie bei denen von Nord Carolina nur schwach gewesen zu sein (Lawson 52, 173). Dies gilt von der Mehrzahl der Amerikaner, nur darf man nicht aus einer gewissen Vorliebe für allgemeine Behauptungen und um der Einheit der Raçe willen, wie dieß so oft geschehen ist, die Verschiedenheiten übersehen die sich in dieser Beziehung finden. Unter den Algonkins haben die Chippeway den schwächsten und oft gar keinen Bart, bei den Ottawa ist er stärker, noch mehr bei den Pottowatomie, und die beiden letzteren lassen ihn oft am Kinn und auf der Unterlippe stehen. Bei den Souriquosii in N. Scotia, einem Algonkinvolke, wie daraus hervorgeht daß sie ihre Häuptlinge Sagamos nannten, pflegten nur die Vornehmen den Bart (de Laet II, 16).

Die Haut des Indianers, welche nach Schoolcraft (IV, 59) nicht allein glatter, sondern auch dünner und regelmäßiger gefurcht sein soll als die des Europäers, wird am richtigsten im Allgemeinen nicht als kupferroth, sondern als lohfarbig oder zimmtbraun bezeichnet. Die sorgfältigen Bilder bei M'Kenney and Burns zeigen sie meist schmutzig gelbbraun. Der Uebergang zur Kupferfarbe ist, wo er vorkommt, meist durch Malereien oder Schmutz, durch Einreiben mit Bärenfett, Ocker und anderen Farben verursacht. Die Hautfarbe der amerikanischen Raçe im Ganzen läßt sich nicht durch Angabe einer einzelnen Farbe, sondern nur durch eine Scala charakterisiren die von weißlich durch gelblich, roth und braun bis zu schwärzlich geht. Unter den Eingeborenen im Osten des Felsengebirges sind durch Schönheit, besonders durch hellen Teint die Menominies ausgezeichnet, die man oft auch unter dem Namen der „weißen Indianer" angeführt findet (Pike I, 151, Keating I, 178 u. A., vgl. Pöppig Art. „Indier" bei Ersch und Gruber 371, Anm. 35). Zu den dunkelsten Völkern gehören die Pottowatomie, Sioux, Pawnie, Riccara; etwas heller sind die südlicher wohnenden Osagen und Kanza, auch die Ottawa und Cherokee; noch heller die Mandan, Choctaw und Creek, doch werden sie hierin noch übertroffen von den Stämmen im Westen des Felsengebirges (Hunter 192 f.) Nach Weld (454) sind die Creek Cherokee u. a. mehr röthlich, die nördlicheren Völker aber dunkler in verschiedenen Nüancen. In Rücksicht der Creek widerspricht indessen Bartram jenen Angaben, indem er sie für viel dunkler erklärt als die nördlicheren

Stämme. Die Cherokee bezeichnet er als fast olivenbraun, ihre jungen Weiber aber als beinahe europäisch weiß; doch sollen die bekleideten und unbekleideten Körpertheile sich beim Indianer nicht durch die Farbe unterscheiden (Prinz Max. c, I, 235, Say bei James I, 285), nur von den Pottowatomie versichert Keating (I, 136) bestimmt das Gegentheil. Die Neugeborenen haben bei ihnen rothe Farbe, später werden sie gelblich und allmälich dunkler. Bei den Schwarzfüßen sind sie bräunlich gelb oder schwärzlich gelb (Pr. Max. c, I, 561). Der Geruch der Hautausdünstung, mehr durch Einreibungen verursacht als der Haut selbst eigen, wird von vielen eher angenehm als widrig gefunden, während dem Indianer der Geruch des Weißen entschieden zuwider ist (Say bei James I, 285, 482).

Wie sich erwarten läßt variiren Körperbau und Statur beträchtlich. Viele Völker sind von gedrungener Gestalt, breiter Brust und kurzem starkem Nacken, andere schlank und hager. Die Riccara, Mandan und Kickapu sind kleiner als die Pottowatomie Schwanoe Osagen und Cherokee (Hunter 190). Die Pottowatomie werden zu 5′ 8″ (Keating I, 136), die nördlichen Cree nur zu 5′ 5″, doch als sehr weit ausschreitend angegeben (Ballantyne 41). Ueberhaupt hat der Gang des Indianers das Eigenthümliche daß die Füße einander parallel und platt aufgesetzt werden und die Haltung des Körpers dabei ganz aufrecht ist (Say bei James I, 285). „Wir erkennen jeden Stamm auf den ersten Blick“, sagte ein Pottowatomie; „Gesicht, Gestalt, Farbe, Beine, Kniee und Füße (namentlich die Spur) sind alle für uns bestimmte Kennzeichen“ (Keating I, 98). Nur wenige Osagen sind unter 6′; auch die Pawnie sind meist groß und wohlgebildet (Morse App. 230, 237). Die Arkansas-Indianer hat schon Charlevoix für die größten und best gestalteten erklärt. Ebenso sind die Krähen-Indianer ein großer Menschenschlag, ferner die Cherokee, welche an Wuchs und Stärke noch die hoch und regelmäßig gebauten Creek übertreffen; bei letzteren messen die Männer häufig über 6′, während die auffallend kleinen Weiber selten über 5′ sind (Bartram). Die Frauen, oft durch kleine zierliche Hände und Füße ausgezeichnet, sind bei den meisten Völkern von verhältnißmäßig kleinem und untersetztem Wuchs und haben gewöhnlich dicke runde Köpfe mit breiten flachen runden Gesichtern (Pr. Max. c, I, 237, Say a. a. O.). Da sie harte Arbeit thun müssen, sind ihre Muskeln oft sehr stark ent-

wickelt, selbst mehr als die der Männer (Kohl I, 9). In Rücksicht der Muskelkraft stehen die Indianer den Europäern im Allgemeinen nach, obgleich sie in mancher Beziehung Außerordentliches leisten: ein Läufer konnte in einem Tage 100 englische Meilen zurücklegen (Morgan 441) und es ist nichts Ungewöhnliches daß sie sehr lange Wege schwer belastet machen; ein Versuch ergab daß sie im Springen und kurzen Wettlauf von Engländern zwar überwunden wurden, diesen aber bei lang anhaltendem Laufe überlegen waren (Weld 470).

Wir beschließen diese allgemeine Schilderung mit einigen Angaben über einzelne Völker. Ueber die Athapasken sind wir nur sehr unvollkommen unterrichtet. Die Chepewyans haben dunkelbraunes, zum Schwarz sich neigendes Haar (Mackenzie), ein Athapasken-Stamm im Felsengebirge besaß dabei graue Augen mit einer röthlichen Färbung. Die Chepewyans an der Hudsonsbai sind oft mit starkem Bart versehen, ihre Nase ist weder gebogen, noch tritt sie stark hervor, sondern ist an der Spitze etwas abgeplattet (N. Ann. des v. 1852, IV, 334). Die Dog-ribs (Hundsrippen) nach Maclean ein starker und athletischer, wohlgebildeter Menschenschlag (Buschmann Monatsb. 1848, p. 481), werden von Heriot (300) vielmehr als klein mager und unproportionirt, zugleich hellfarbiger als die meisten anderen Indianer bezeichnet — wahrscheinlich findet in Bezug auf sie eine Verwechselung statt. Ueber die Kenaier entnehmen wir aus Wrangell (110) nur daß sie nach Gesichtsbildung und Hautfarbe Amerikaner sind. Die Athapasken-Stämme von Neu Caledonien werden als hell kupferfarbig und mittelgroß, nur selten 5′ 9″ erreichend, die Weiber als kurz und dick angegeben (R. Cox II, 329, Morse App. 343).

Wie die Sauks erschienen die Dakota Catlin als vorzüglich schön und regelmäßig gebaut. Die Gesichtsbildung der letzteren ist indessen nach Pr. Max. (c, I, 339 f.) öfters schmal, länglich, starkknochig, von weniger regelmäßigen Zügen und höheren Backenknochen als bei anderen Missouri-Indianern, die Augen lang und schmal, die Nase mehr oder minder gebogen, die Hautfarbe dunkelbraun. — Die Mandan, denen die etwas größeren Menitarie und die Ariccara gleichen, beschreibt derselbe sorgfältige Beobachter (II, 105, 214, 238) als mittelgroß oder etwas darüber, heller oder dunkler röthlich braun, bald mehr graubraun, bald mehr gelblich. Das Haar ist schwarz, bei Kindern oft braun, besonders an den Spitzen, in manchen Familien grau

oder schwarz mit weiß gemischt, was auch bei den Schwarzfüßen vorkommt, bei einzelnen Individuen selbst büschelweise bräunlich, schwarz, silbergrau oder weißgrau; die Stirn meist nicht stärker zurückweichend als beim Europäer, die Augen schwarzbraun, zuweilen und besonders bei Kindern der Augenwinkel etwas herabgezogen und gespannt, die Nase gekrümmt, sanft gebogen oder gerade bei nicht breiten Flügeln, die Backenknochen minder vorstehend als bei den Dakota. Von blauen und grauen Augen, von Haar in allen sonst vorkommenden Farben, wie Catlin und später Mitchell (bei Schoolcr. III, 254) berichtet haben, erzählt Prinz Maximilian nichts, nur setzt er noch hinzu daß bei den Mandan Menitarie und Krähen eine künstliche Verlängerung der labia pudendi externa oder auch interna gebräuchlich sei. — Die Schwarzfüße, welche weit weniger von dem allgemeinen Typus der Indianer abweichen, findet man ebendas. I, 560 geschildert; die Konza, Kaskaskias, Osagen werden bei James (I, 126, II, 111, 242) besprochen. — Die Ojibway, deren Stirn sich bisweilen gut entwickelt zeigt, obwohl sie hierin den Seminolen nachzustehen scheinen (Morton pl. 22, 28), sind meist groß und hager mit dicken Knieen und Knöcheln, schlechten Waden und ohne die Adlernase die besonders den Indianern am Missouri eigen ist (Keating II, 166). — Die sog. Mountaineers, ebenfalls groß und hager, haben die Farbe unserer Zigeuner; die meisten sind gemischten Blutes und stammen väterlicher Seits von französischen Canadiern (Cartwright III, 229).

Nicht unerwähnt dürfen hier die künstlichen Verunstaltungen des Schädels bleiben die bei mehreren der besprochenen Völker, hauptsächlich aber in Oregon gebräuchlich sind*). Die Chickasaw, erzählt schon

* Beispiele von künstlichen Schädelformen bei Germanen, Galliern, Italienern, Griechen, Türken u. a., auch Sumatranern und Nikobaren hat schon Blumenbach gegeben (De gen. h. variet. nat. ed. 3. 1795 p. 216) nebst der ausführlichen Beschreibung des von den Cariben zu diesem Zwecke gebrauchten Apparats aus dem Journal de physique 1791 Aug. p. 132; auch führt er die merkwürdige Thatsache an daß die künstliche Kopfform der dem Hippokrates bekannten Makrocephalen am Schwarzen Meere als ein Zeichen des Adels galt. Das nämliche war bei vielen amerikanischen Völkern der Fall. Ueber diese Sitte bei den Völkern der alten Welt, nach den Zeugnissen des Hippokrates, Pomp. Mela, Plinius und Strabo, haben Rathke (Müller's Archiv 1843 p. 147) und Retzius (ebend. 1854 p. 440 nach Fitzinger in den Denkschriften der Wiener Akad. 1851, I) gehandelt. Letzterer zeigt daß künstliche Gestaltung des Schädels bei den Hunnen unter Attila vielfach vorkam, wahrscheinlich in der Absicht die Kinder dem herrschenden Volke, den Mongolen, zu verähnlichen (Amedée Thierry), und daß diese Sitte in manchen Theilen Frankreichs noch

La Salle (Coll. N. Y. Hist. Soc. II, 265), betrachten platte Gesichter als eine Schönheit und befestigen um sie hervorzubringen ein Bret auf der Stirn ihrer kleinen Kinder; dasselbe thun alle Völker die von ihnen weiter nach Süden bis zum Meere hin wohnen (die Choctaw und Natchez). Wahrscheinlich platteten die Chickasaw, wie wir von den nahe verwandten Choctaw aus späterer Zeit wissen (Bartram 489), gleich diesen den Kopf vorn und hinten zugleich ab, obwohl auch Adair (8) und Bossu (II, 104) nur von einer Compression der Stirn durch einen aufgelegten Sandsack bei den letzteren reden. In neuerer Zeit hat sich der Gebrauch wie bei den Osagen die ihn ebenfalls gehabt haben sollen (Catlin), allmälich verloren. Daß er bei einigen Creek-Völkern am mexicanischen Meerbusen geherrscht habe, behauptet Morton (bei Schoolcr. II, 325), doch fehlt es dafür an bestimmten Nachweisen. Die Sitte der doppelten Abplattung fand sich ferner bei den Waxsaw oder Wisak in S. Carolina, welche deshalb von den Nachbarvölkern Plattköpfe genannt wurden (Lawson 33), woraus zu folgen scheint daß sie sich auf diese letzteren nicht erstreckte; indessen reichte sie nach Adair von S. Carolina aus auch in die westlich von demselben gelegenen Länder und es ist daher nicht unwahrscheinlich daß sie auch den Catawbas mit Recht zugeschrieben wird. Das gewöhnliche Verfahren bestand darin daß man das Kind in einen Trog legte, an welchem durch Stricke ein Stück Baumrinde mit einem Polster befestigt war das quer über die Stirn hinweg festgeschnürt wurde, oder man befestigte das Kind auf einem Brete, an welchem ein kleineres in einer Angel ging und verwendete dieses zur Compression der Stirn. In S. Carolina gab man dem Kopfe des Kindes die tiefste, den Beinen eine höhere Lage, „um die Scheitelgegend abzuplatten mit einem Sandsacke", wie Adair hinzusetzt; vielleicht ist seine Meinung nur die, daß, wie wir an dem bei Morton (204) abgebildeten Apparate der Chinuk sehen, der Körper des Kindes eben und nur der Kopf nach rückwärts geneigt auf einem Brete lag das mit jener Ebene einen stumpfen Winkel bildete. Die auffallendste Kopfform zeigten die Natchez (Abbildung bei Morton pl. 20 f.), welche nach du Pratz ebenfalls die Abplattung an der Stirn und am Hinterkopfe vornahmen; sie ist

---

jetzt besteht (Foville). Hierüber ausführlich Gosse (16), bei dem sich auch die verschiedenen in Amerika (vgl. die Darstellungen bei Morton) und in Frankreich gebräuchlichen Apparate abgebildet finden welche diesem Zwecke dienen.

hoch in die Höhe gezogen und der obere Theil unnatürlich aufgetrieben. Die Chetimaches und Attacapa scheinen dasselbe Verfahren beobachtet zu haben.

III. Alterthümer.

Dem Bestreben über die vorhistorische Zeit der Bevölkerung von Amerika einiges Licht zu verbreiten, stehen hauptsächlich zwei Wege offen: die nähere Untersuchung der nachweisbaren Berührung der Eingeborenen mit anderen Raçen und die Erforschung der einheimischen Denkmäler aus alter Zeit. Wir wollen versuchen in beiden Richtungen vorzudringen, doch mit Vorsicht um nicht den excentrischen Meinungen zu verfallen, welche leider auch noch jetzt in dergleichen Dingen ebenso leicht erdacht als unverdient bewundert werden.

Bei dem früher schon berührten Mangel an bestimmten und unzweifelhaften Analogieen der Sprachen sowohl als auch der physischen Bildung zwischen den Eingeborenen von Amerika und den Völkern anderer Erdtheile, sind wir in Rücksicht der ersteren Frage auf Uebereinstimmungen in Nebendingen beschränkt die durchgängig nicht schwer ins Gewicht fallen, obgleich sich nicht leugnen läßt daß es deren eine große Menge giebt. Eine sorgfältige Zusammenstellung der Vergleichungspunkte die sich zwischen den Eingeborenen von Nordamerika und den Völkern des nordöstlichen Asiens darbieten, haben namentlich Delafield, Bradford und de Salles (L'Institut 1846 II, p. 5) geliefert und der Parallelismus der sich herausstellt, bleibt immer noch auffallend genug, selbst nach Abzug alles dessen was sich als zufällig oder als natürliche Folge ähnlicher Lebensverhältnisse und Culturzustände betrachten läßt. Die ganze Masse der Einzelnheiten anzuführen würde nicht der Mühe lohnen, denn wenn z. B. bei den Sioux sich mehrere eigenthümliche Sitten finden die sie mit den Tataren gemein haben (West 87), wenn man bei anderen Völkern Analogieen zu den Mongolen, Türken, Kalmücken oder Tungusen aufzeigen kann, so wird die Beweiskraft solcher Thatsachen in dem Maaße geringer in welchem die Menge der einzelnen unter sich verschiedenen Völkern wächst die man aus beiden Erdtheilen zur Vergleichung miteinander herbeizieht, und in welchem es möglich ist noch andere stammfremde Völker

aufzufinden an denen sich dieselben oder ähnliche Punkte der Uebereinstimmung nachweisen lassen. Von einiger Wichtigkeit scheint hauptsächlich Folgendes zu sein.

Den Kopf zu rasiren bis auf einen kleinen Haarbüschel am Scheitel und in Verbindung damit die Sitte des Skalpirens, das Bereiten von Schwitzbädern durch Aufgießen von Wasser auf heißgemachte Steine, das Aufstellen der Todten in Kisten auf Bäumen oder besonderen Gerüsten war bei den Tungusen und einigen anderen asiatischen Völkern ebenso gebräuchlich wie bei vielen nordamerikanischen Stämmen (Billings 58, Ritter Erdk. II, 278, 975, 1089, 1109, Bradford 401 ff.). Der asiatische Schamanismus findet sein ziemlich genaues Gegenbild in Nordamerika, Cultus des Feuers ist die wesentliche Grundlage desselben ebenso wie die der Naturreligion der Indianer (vgl. Erman's Archiv VIII, 213), die Analogie beider läßt sich sehr speciell nachweisen bis zum Rauchen des Tabaks als Cultushandlung und dem Herumgeben der Pfeife in feierlichen Versammlungen. Auch die Sagen der Abstammung von Thieren (z. B. vom Wolf bei den Turk-Völkern Ritter Erdk. II, 439) finden sehr vielfache Parallelen in Nordamerika. Hierzu kommt die Thatsache daß ein allmälicher Uebergang der äußeren und inneren Charaktere der Völker von Nordostasien und Nordwestamerika ineinander unleugbar stattfindet, daß Schädeltypus und Gesichtsbildung keineswegs schroffe Unterschiede, sondern vielmehr eine gewisse Verwandtschaft zeigen, und daß die geographische Lage dieser Länder eine alte Communication im Norden sehr bestimmt erwarten läßt: um von Japan nach Amerika zu gelangen sind nirgends längere als zweitägige Seereisen erforderlich (A. v. Humboldt), Japanesen sind mehr als einmal in die Gegend der Columbia-Mündungen verschlagen worden (Wilkes IV, 295) und die Meeresströmung die von China und Japan im Süden der Aleuten bis nach Californien läuft (S. die Karte ebend. 457) läßt weitere historische Beispiele dieser Art als überflüssig erscheinen. Dieß Alles macht es wahrscheinlich daß „die Beiträge“ (wie es Vater mit gerechtfertigter Vorsicht ausdrückt) welche Amerika zu seiner Bevölkerung aus Asien erhalten haben mag, nicht ganz unerheblich gewesen seien. Um jedoch dieser Wahrscheinlichkeit ihr richtiges Maaß anzuweisen, wird man sich daran erinnern müssen, daß amerikanische Völker von völlig verschiedenen Sprachstämmen, z. B. Athapasken und manche Oregonvölker, Apachen und Cu-

manchen u. s. f., oft in Sitten und Lebensweise und selbst in ihren Körperformen nahezu übereinstimmen, und daß also ein Beweis für Verwandtschaft noch sehr schwach ist, wenn er sich nur hierauf stützt. Um einen Zusammenhang der Bevölkerung von Amerika mit Asien wahrscheinlich zu machen, hat man ferner auf die weite Verbreitung von Sagen hingewiesen, nach denen die amerikanischen Völker selbst von Westen und Norden hergekommen zu sein glauben. Allerdings finden sich solche Sagen, wie wir oben erwähnt haben, bei den Delawares und einigen verwandten Stämmen, auch bei den Indianern von Nord Carolina, doch sind sie keineswegs so allgemein als man oft behauptet hat, denn viele jener Völker halten sich für „Erdgeborene," d. i. Eingeborene im eigentlichen Sinne, und man hat so lange kein Recht dieß mit Gallatin so zu deuten daß ihnen nur die Erinnerung an ihre Herkunft entschwunden sei, als man nicht aus anderen Gründen ihre Einwanderung aus dem Auslande erwiesen hat. Außerdem leuchtet ein daß Wanderungssagen jener Art noch keineswegs gestatten auf Asien als die wahre Heimath der Amerikaner zu schließen. Ebensowenig läßt sich diese Folgerung daraus ziehen, daß ein Vordringen der nördlicheren Völker nach Süden in Amerika mehrfach nachweisbar ist (Wilkes IV, 473, Hale Ethnogr. and Philol. 224). Eine sicherere Hindeutung auf Asien würde in der Thatsache liegen daß man große Exemplare von pyrula perversa, die sich in Menge jetzt nur an der Küste von Hindostan finden sollen (Delafield 62), in den alten Denkmälern von Nordamerika entdeckt hat, wenn nicht kleine Exemplare dieser Muschel im Golfe von Mexico vorkämen. Auch der Fund einiger Exemplare des cassis cornutus (James I, 64 — die Species ist nicht ganz sicher) in tumulis der Umgegend von Cincinnati ist wohl aus ähnlichen Gründen und mit Recht von Haven und Squier nicht mehr als Beweis einer alten Gemeinschaft mit Asien geltend gemacht worden. Die Existenz der steinernen Säulen mit angeblich tatarischen Charakteren, welche 900 lieues westlich von Montreal von Kalm (Reise nach Nord Amerika) erwähnt werden, hat sich nicht bestätigt.

Das Verhältniß Amerika's zu Polynesien in Rücksicht der Elemente seiner Bevölkerung ist dem zu Asien ganz ähnlich. Bradford (291 ff.) und Ellis (Polynes. Researches I, 213, 297, 340, IV, 129, 359) haben eine Menge von Uebereinstimmungen züsammengestellt welche nicht

ohne Interesse sind und sich leicht noch beträchtlich vermehren ließen, wenn man sich von solchen Vergleichungen einen erheblichen Gewinn versprechen könnte. Nur beispielsweise wollen wir als merkwürdig anführen daß das Weißmalen zur Trauer und das Abschneiden eines Fingergliedes dabei unter den Schwarzfüßen und Mandan, daß das „Beriechen" und Herumreiben des Gesichts auf dem des Anderen zur Begrüßung in Brasilien, am Orinoco, bei den Botokuden, Eskimos, Californiern u. a., solche Parallelen zu polynesischen Sitten darbieten (Prinz Max. c, I, 582, II, 166, 206, ders. a, I, 335, v. Martius 46, Gilii 324), und daß die Natchez und Creek zu ihrem Adel ebenso in einer anderen Sprache redeten als unter sich (Nuttall 268 ff., 277), wie dieß in Samoa und Tonga gebräuchlich war. Noch weniger als auf dergleichen Dinge dürfte auf die Aehnlichkeit des Charakters zu geben sein welche Hale (a. a. O. 116) zwischen den Australiern und den Eingeborenen von Oregon gefunden zu haben glaubt, und auf die Ansicht Latham's (199), welche, zum Theil in Uebereinstimmung mit Pickering (The races of man. 1849, p. 105, 112), in der Bevölkerung von Californien, Oregon, Peru und Ecuador die unternehmenden Sandwichinsulaner wiederzuerkennen meint. Daß solche wirklich an verschiedene Punkte der Westküste von Amerika verschlagen worden und die Meeresströmungen einer Einwanderung von Polynesien her nicht ungünstig sind, ist so ziemlich das Einzige was sich zu Gunsten einer näheren Beziehung der Inselwelt zu Amerika in ethnographischer Hinsicht geltend machen läßt.

Weit besser verbürgt ist die alte Verbindung Europa's mit Nordamerika. Der Entdeckung und Besiedelung Grönlands durch die Normänner von Island aus (986) folgte eine zweite Reise (1000) welche sie nach Helluland (Neufundland und Labrador) und Markland (N. Scotia) führte und sie kurz darauf zur näheren Untersuchung von Vinland veranlaßte, wo sie von den Skrälingern angegriffen wurden. Einen Kampf mit diesen hatte auch Thorfinn zu bestehen der im J. 1007 dahin kam. Was die Antiquitates Americanae, denen wir diese sicheren Nachrichten verdanken, über die Skrälinger in Vinland mittheilen, ist Folgendes. Sie kamen zu den Normännern, insbesondere zu Thorfinn, stets auf Schiffen und griffen mit großen Steinen an, die sie mit einem Brete schleuderten. Von Farbe werden sie dunkel und selbst schwarz genannt, von wildem Wesen, kleiner Statur,

großen Augen, häßlichem verwirrtem Haar und breiten Backenknochen (p. 149, 180, 183). Häuser hatten sie nicht, sondern wohnten in Höhlen. Mit dem Namen der Skrälinger (Zwerge) bezeichnen jene alten Berichte alle Eingeborenen von Amerika mit denen die Normänner zusammentrafen ohne Unterschied, auch die Eskimos von Grönland mit welchen sie schon um das J. 1000 bekannt geworden waren, und es ist kaum wahrscheinlich daß eine so beträchtliche Verschiedenheit wie die der Indianer und der Eskimos von ihnen unbemerkt oder doch unerwähnt geblieben sein sollte, wenn sie in Vinland auf Indianer gestoßen wären. Wir haben demnach Grund zu vermuthen (denn volle Sicherheit gewähren die vorstehenden Angaben nicht, wie v. Etzel 21 richtig bemerkt), daß das Vinland der Normänner von Eskimos bewohnt war*), und daß diese erst in späterer Zeit weiter nach Norden zurückgedrängt wurden. Eine später anzuführende Sage der Eskimos scheint dieß zu bestätigen. Man kann dagegen nur den Einwurf erheben daß sich Traditionen von der Anwesenheit der Normänner nur bei Indianern, nicht bei Eskimos gefunden haben, besonders eine die sich speciell auf Thorfinn's Niederlassung zu beziehen schien im J. 1680 (Antiqq. Am. 374) und daß jene außer mit letzteren also auch mit Indianern zusammengetroffen sein müssen. Indessen giebt es dergleichen Sagen vielfach auch anderwärts (s. oben p. 27); einige derselben erzählen von weißen andere von schwarzen Menschen die in alter Zeit sich in verschiedenen Theilen von Amerika gefunden hätten (Zusammenstellung bei Haven 49 und bei M'Culloh) und es ist meist nicht zu entscheiden was an ihnen wahr oder falsch ist. Allerdings mögen sie zum Theil sich an die Fahrten der Normänner nach Amerika knüpfen die sich bis in die Mitte des 14. Jahrh. mit Sicherheit verfolgen lassen und sich vielleicht weit nach Süden hin erstreckten, möglich aber auch daß sie, ihre thatsächliche Richtigkeit vorausgesetzt, sich nicht auf die Normänner, sondern auf Irländer beziehen, wie sich weiterhin zeigen wird.

Das Vinland der Normänner war höchst wahrscheinlich das spätere Massachusetts und Rhode Island. Dafür spricht vor Allem die Angabe daß der kürzeste Tag dort 9 Stunden dauerte, was genau

---

*) Daß die in den tumulis des Mississippi-Thales gefundenen Gebeine den Eskimos zugehörten die in alter Zeit dort gelebt hätten, nimmt von Braunschweig (77) wohl allein an.

auf die Breite von Dighton Rock am Taunton R. 41° 45′ hinführt, wo die Felseninschrift mit Thorfinn's Namen sich findet. Diesen liefert wenigstens unzweifelhaft die Abbildung in den Antiqq. Am. (Pl. X—XII) nebst einigen anderen offenbar römischen Charakteren*), während die „nach daguerreotypischer Aufnahme" gezeichnete Copie bei Schoolcraft (IV, pl. 14) zwar die letzteren Zeichen, nicht aber jenen Namen darstellt. Sowohl die Vergleichung beider Abbildungen als die der beiden Werke in denen sie sich finden, läßt die größere Sorgfalt und Genauigkeit bei den nordischen Forschern erwarten, und wenn Schoolcraft (I, 114; IV, 117) von der Erklärung erzählt die ihm ein Algonkin-Priester Chingwauk von jener Inschrift als auf zwei Indianervölker bezüglich gegeben haben, so thut dieß der obigen Ansicht nicht den mindesten Eintrag, denn die Inschrift besteht aus zwei Arten von Zeichen, deren eine, die große Mehrzahl, offenbar Malereien von indianischem, wahrscheinlich späterem Ursprung sind, während die andere, wie schon bemerkt, aus römischen Charakteren besteht, was von Chingwauk selbst durch das Eingeständniß anerkannt worden ist, daß er einige der vorhandenen Zeichen nicht zu deuten wisse. Daß die Inschrift ganz von Indianern herrühre, hätte Schoolcraft schon in Rücksicht auf diesen letzteren Umstand nicht so unbedingt behaupten dürfen. Aehnliche Inschriften, doch von zweifelhafterem Ursprung, hat man anderwärts gefunden (Antiqq. Am. 359, 397, 401). Ganz in derselben Gegend welcher der Dighton oder Assonet Rock angehört, im Fall River, ist ein menschliches Skelet gefunden worden in Verbindung mit mancherlei Gegenständen von Messing, die allerdings nicht nothwendig auf die Normänner zurückgeführt werden müssen (Näheres darüber bei Haven 107), aber doch den Gedanken an diese nahe genug legen. Endlich ist als hierher gehörig noch das merkwürdige steinerne Bauwerk von Newport (Rhode Island) zu nennen, das zuerst von J. T. Smith (Discovery of Am. by the Northmen Lond. 1839) gewürdigt und besprochen worden ist, dann von Rafn (40), dessen Abbildung ganz die achteckige Construction der alten Baptisterien der Normänner zeigt, wie sie neben den Kirchen gebaut zu werden pflegten. Daß nicht mehrere Ruinen aus

*) Von dem Namen der Gefährten Thorfinn's oder der Zahl der Mannschaft, wie es bei Peschel (105 not.) und im Ausland (1857 p. 101) heißt, ist nichts zu sehen. Dieß sind Conjecturen.

jener Zeit zu entdecken sind, erklärt letzterer genügend daraus daß die Normänner meist Holz als Baumaterial verwendeten, und hebt zugleich hervor (p. 51) daß Bischof Eric im J. 1121 nach Vinland ging und dort geblieben zu sein scheint. Wir dürfen mit Wahrscheinlichkeit aus diesen Daten schließen daß die dortigen Niederlassungen der Normänner nicht unbedeutend und vereinzelt gewesen sind. Auch das Monument von Newport ist indessen nicht unangefochten geblieben. Zur Zeit der Gründung dieser Stadt (1638) soll es noch nicht existirt haben (Petersen, Hist. of Rhode Isl. 168, 171, 175). Die erste Erwähnung desselben geschieht in dem Testamente des Governor B. Arnold von 1677 der es als „my stone built wind mill“ bezeichnet, woraus man freilich ebenso leicht und ebenso unberechtigt schließen kann daß jener sie erst erbaut habe als daß er sie darum als steinernes Gebäude hervorhob, weil es ganz ungewöhnlich war Windmühlen von Stein zu bauen und er nur ein vorgefundenes Baudenkmal für seine Zwecke benutzt hatte. Auch daß die erste Windmühle in Newport im J. 1663 hergestellt wurde (Schoolcr. IV, 117, 153), giebt keinen Anhaltspunkt für weitere Schlüsse. Das Copenhagener Museum amerikanischer Alterthümer besitzt viele Stücke, namentlich aus Massachusetts, Pennsylvanien, Ohio, Connecticut welche skandinavischen Alterthümern auffallend gleichen. Dieselbe Aehnlichkeit zeigt die Form der Obsidian-Pfeilspitzen aus Mexico und der Keile aus Diorit von St. Croix (Bullet. soc. géogr. 1845 I, 182 ff.). Was die Benennung Vinlands nach dem Weine betrifft den die Normänner dort vorfanden, so macht sie keine Schwierigkeiten: auch die ersten Kolonisten von Neu England haben seine Menge und Vortrefflichkeit gerühmt (Young 247).

In Hvitramannaland, das auch Irland it mikla genannt wurde und Vinland „gegenüber lag“, lebten, wie die dortigen Skrälinger sagten, Menschen in weißen Kleidern welche Stangen mit wehenden Tüchern unter lautem Rufen vor sich her trügen (Antiqq. Am. 162). Man würde geneigt sein zu glauben daß man erst späterhin aus diesen weißgekleideten Menschen weiße Menschen gemacht habe, wenn nicht weitere Berichte, die ebenfalls den nordischen Sagas angehören, und der Name Irland zu einer anderen Auffassung der Sache hinführten, die freilich dunkel und zweifelhaft bleibt. Es wird nämlich erzählt um 983 sei Are Marson nach Hvitramannaland verschlagen und dort getauft wor-

den, von den Orkney-Inseln her aber sei die Nachricht zu den Normännern gekommen, man habe jenen dort aufgefunden und er sei dort wohl bekannt. Gudleif Gudlaugson, Thorfinn's Bruder, heißt es anderwärts, sei um 1027 bei der Rückkehr von einer Handelsreise nach Dublin durch Stürme weit nach Südwesten verschlagen worden in ein Land dessen Sprache ihm die irische schien, und sei dort als Gefangener vor Biörn Asbrandson geführt worden, der im J. 999 von Island hatte fliehen müssen und seitdem verschollen war. Die hierin enthaltenen Andeutungen über die Anwesenheit von Irländern in Nordamerika sind nur schwache Spuren, doch scheinen sie wenigstens dieß schließen zu lassen, daß die Normänner selbst an die Gegenwart derselben in den von Vinland südlich gelegenen Ländern glaubten und sie vielleicht für die ersten Entdecker der neuen Welt hielten. Soll ihnen doch auch Island schon 65—70 Jahre vor dessen Entdeckung durch die Normänner (860) bekannt gewesen sein (Antiqq. Am. 449 nach Rask und namentlich Letronne, Recherches sur le livre de mensura orbis terrae Paris 1814 p. 133 ff.), obwohl sich in dem Buche des irischen Mönches Dicuil de mensura terrae vom J. 825 nichts von der Sage findet die ein neuerer Schriftsteller aus ihm entnommen haben will, daß die Irländer schon im 6. Jahrh. Nordamerika entdeckt und dessen südlichen Theil zu Ende des 8. Jahrh. regelmäßig besucht hätten. In Cusic's Geschichte der Irokesen (bei Schoolcr. V, 632) wird von schiffbrüchigen weißen Menschen erzählt die vor der Zeit des Columbus nach N. Carolina gekommen, dort aber umgebracht worden seien; da indessen die Zeitbestimmungen die jenes Werk enthält gar kein Zutrauen verdienen, läßt sich darauf nichts geben, obgleich die früher angeführte Sage der Schawanoes auch von Weißen erzählte die in alter Zeit diese südlichen Gegenden bewohnt hätten. Caradoc's History of Wales welche von den Fahrten des irischen Prinzen Madoc redet, die um 1170 fallen sollten, erschien erst 1584 und reichte nur bis zum J. 1157, die Darstellung aller späteren Ereignisse in dem Buche ist erst zur Zeit Heinrich's VIII geschrieben worden. Im Westen des atlantischen Oceans soll Madoc ein großes herrliches Land entdeckt haben, und in Folge dieser apokryphischen Geschichte hat man in den verschiedensten Indianerstämmen — sie finden sich aufgezählt von Warden bei Dupaix II, 155 ff. — die Nachkommen der alten Galen finden wollen; selbst noch Morse

(31, App. 145) berichtet dieß von mehreren. Chaplain versicherte im Lande der Kaskaskias Indianer angetroffen zu haben welche galisch redeten, Capt. Stewart wollte ebenfalls solche aufgefunden und beschriebene Pergamentrollen bei ihnen gesehen haben. Vor einiger Zeit hatte man Aussicht die Frage über die Irländer gelöst zu sehen durch die genauere Untersuchung des Grave creek mound bei Moundsville am Ohio (Virginia). Sie führte zur Entdeckung eines ovalen Steines von 1¾ Zoll Länge der mit einer Inschrift versehen war. Der Hügel selbst schien durch Begräbnisse die zu verschiedenen Zeiten stattfanden, sehr allmälich entstanden zu sein und trug eine Eiche die ein Alter von 500, nach Andern von wenigstens 700 Jahren nachwies. Nächst dem Steine ist auch von Elfenbein und Porzellanperlen die Rede gewesen, welche die Ausgrabung ergeben habe. Die Inschrift wurde von Schoolcraft für celtisch, von Jomard für libysch erklärt, nach Rafn kämen ihre Charaktere den angelsächsischen Runen am nächsten und sie wäre vor das Ende des 10. Jahrh. zu setzen. Andere, namentlich Squier, bezweifeln ihre Aechtheit (Schoolcr. I pl. 38, IV, 129, J. R. Geogr. Soc. XII, 260, Transactt. Am. Ethnol. Soc. I, 380 ff., II, 200). So bleiben denn die Fahrten der Irländer ganz in das Dunkel der Sage gehüllt, obwohl die vielfache Wiederkehr der Erzählung von ihnen an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten uns überreden zu wollen scheint, daß wir in ihr kein bloßes Mährchen zu sehen haben.

Die Untersuchung der alten Beziehungen in denen die Bevölkerung von Nordamerika zu andern Erdtheilen gestanden hat, führt nur zu wenigen sicheren Resultaten von positiver Art: um so stärker macht sich das Bedürfniß fühlbar durch Erforschung der einheimischen Denkmäler der Vorzeit diese Lücke unseres Wissens so weit als möglich auszufüllen; doch auch dieß gelingt nur zu einem kleinen Theile. Erst in neuester Zeit ist diese Quelle in ihrer Wichtigkeit erkannt und mit vielem Fleiße benutzt worden, die älteren Schriftsteller bis über die Mitte des verflossenen Jahrhunderts hinaus thun amerikanischer Alterthümer kaum irgend Erwähnung; Carver, Adair, Bartram scheinen die ersten zu sein von denen dieß geschieht. Die Geschichte ihres allmälichen Bekanntwerdens haben Warden (bei Dupaix II) und ausführlicher Haven gegeben.

Schon die geographische Verbreitung der alten Denkmäler weist

darauf hin daß die Völker denen sie ihre Entstehung verdanken, keine Seefahrer waren, sondern ganz dem Binnenlande angehörten. Sie fehlen nämlich fast ganz in Neu England (den sechs nordöstlichsten Staaten) und auf der ganzen Ostseite der Alleghanies bis zum Meere hin und bis in die beiden Carolinas hinab; im Norden der großen Seen und der Fälle des Mississippi sind bis jetzt keine bekannt. Sie erstrecken sich vom äußersten Nordwesten des Staates New York am Ontario und Erie See hin in den Westen desselben und über das Flußgebiet des oberen Ohio, durch den Westen von Pennsylvanien und am Susquehannah hinauf bis nach Wyoming; indessen sind sie in diesen Gegenden, wie in Virginien Michigan und Iowa, minder zahlreich, obwohl sie einzeln selbst noch weiter westlich vorkommen bis nach Nebraska. In großer Menge finden sie sich und zwar immer vorzugsweise in den fruchtbaren Flußthälern und reichen Stufenländern in Ohio, Indiana, Illinois, Wisconsin und den sämmtlichen Staaten zu beiden Seiten des unteren Mississippi, mit Einschluß von Alabama Georiga und Florida im Osten und von Texas im Westen (Squier Antiqq. und in Smithsonian Contrib. II). Die sorgfältigen Untersuchungen von Squier and Davis, die von Whittlesey und insbesondere für Wisconsin von Lapham ergänzt worden sind (Smithsonian Contrib. 1850 und 1855),* haben ergeben daß sich die sämmtlichen Denkmäler in drei Klassen bringen lassen, deren Eigenthümlichkeiten jedoch keine scharfe Trennung gestatten, sondern allmälich ineinander übergehen. Im Nordwesten des bezeichneten Gebietes, besonders in Wisconsin, nächstdem in Michigan Iowa und Missouri herrschen die riesenhaften Basreliefs vor welche aus Erde gebaut sind und verschiedene Thiere, Eidechsen, Schildkröten, Vögel, Schlangen, am häufigsten Bären, bisweilen selbst Menschen vorstellen. Sie sind meist in Reihen angeordnet und in Verbindung mit ihnen kommen konische Erdaufwürfe oder tumuli vor, welche ebenfalls bisweilen reihenförmig gestellt sind in kurzen Linien, seltener eine Einzäunung bilden. In den Haupt- und Seitenthälern des Ohio finden sich nur wenige jener gigantischen Thierfiguren, dagegen treten konische, häufig auch pyramidale tumuli, welche oben abgestumpft und

* Einige neuere Aufsätze über diesen Gegenstand, meist in amerikanischen Zeitschriften, haben Nott and Gliddon, The indigenous races of the earth p. 182 note angeführt.

auf Stufen zu ersteigen sind, in sehr großer Menge auf, und in ihrer Nähe zeigen sich geschlossene Erd- und Steinwälle oft von bedeutender Größe und regelmäßiger Gestalt. Weiter nach Süden in den Staaten am mexicanischen Meerbusen endlich werden diese geschlossenen Wälle seltener und kleiner, die tumuli dagegen größer, besonders in horizontaler Ausdehnung, regelmäßiger und vorherrschend pyramidal, auch finden sich erst in diesen Gegenden Spuren von Backsteinen.

Die Bestimmung dieser merkwürdigen Bauten läßt sich nur theilweise mit Sicherheit angeben. Die großen Thierfiguren — sie messen in Wisconsin zwischen 90 und 150′ — enthalten häufig Menschenknochen, auch Gebeine von Thieren (Bären, Ottern, Bibern) hat man nebst Aexten und mancherlei Geräthen in ihnen gefunden. In neuerer Zeit sind sie von den Eingeborenen, die jedoch über ihren Ursprung nichts mitzutheilen wissen, oft als Begräbnisse benutzt worden und demselben Zwecke verdanken sie höchst wahrscheinlich ihre Entstehung. Die Thiergestalt verliert dabei alles Auffallende sobald man sich erinnert daß das „Totem" oder Familienwappen und mystische Heiligthum der Indianer meist ein bestimmtes Thier war, das eine hohe religiöse Verehrung genoß und nicht selten zu ihrer Abstammung in die nächste Beziehung gesetzt wurde. Diese Art von Bauwerken scheint also ganz vorzugsweise den eigenthümlichen religiösen Vorstellungen der Eingeborenen zu entsprechen und unmittelbar aus ihnen entsprungen zu sein. Das merkwürdigste Monument dieser Art, dessen Deutung sich uns später aus der Mythologie der Indianer von selbst ergeben wird, ist die gegen 1000′ lange Schlange mit dem Ei das sie zu verschlingen im Begriffe ist (Abbildung bei Squier and Davis p. 96; Näheres über diese Gattung von Denkmälern in Silliman's Journal of sc. XXXIV, 88 ff., Monatsb. der Ges. f. Erdk. II, 150).

In Rücksicht der tumuli des Missisippi-Thales welche alle möglichen Gestalten und Größen zeigen, ist vor Allem zu erinnern daß jedenfalls ein großer Theil derselben nicht von Menschen gebaut, sondern auf natürlichem Wege entstanden und nur von den Bewohnern des Landes, besonders zu Begräbnissen benutzt worden ist: „Niemand" (sagt Parker 39) „der die vielen Tausende derselben gesehen hat, wird leichtgläubig genug sein um nur den fünfhundertsten Theil derselben für Menschenwerk zu halten." Andere (Schoolcraft IV, 146) gehen hierin nicht so weit; daß indessen alle Schlüsse auf eine große

Dichtigkeit der Bevölkerung von Nordamerika in vorhistorischer Zeit sehr unsicher bleiben müssen, so lange diese Frage nicht genauer untersucht ist, dürfte leicht zugegeben werden. In Ross County (Ohio) allein beläuft sich die Zahl der tumuli auf 500 und die der Wälle welche Plätze von verschiedener Größe einschließen auf 100, im ganzen Staate Ohio werden die ersteren auf wenigstens 10000, die letzteren auf 1000—1500 geschätzt. Die Wälle haben 5—15′ Höhe, die von ihnen eingeschlossenen Plätze halten gewöhnlich 1—50 Acker, nicht selten 100—200, einzelne sogar 5—600 Acker. Die tumuli sind 6—30′, einzelne fast 100′ hoch bei einem Umfange von einer halben englischen Meile, und werden auf einer Treppe oder in Schneckenwindung erstiegen. Beide Arten von Bauten bestehen aus Erde oder Stein, doch seltener aus letzterem, öfter aus beiden zusammen, an Mauerwerk fehlt es aber ganz (Squier). Der berühmte Grave creek mound in West-Virginien hat 70′ Höhe bei 837′ Umfang (Morton 221). Die tumuli bezeichnet Squier als Begräbnisse, Altäre, Tempelberge, Observatorien u. dergl., doch ist nur Ersteres streng erwiesen, obgleich es sicher scheint daß nicht alle diese Bestimmung hatten und nicht unwahrscheinlich ist daß, wie so häufig vorkommt, auch hier die Stätten des Cultus zugleich die Gräber der vornehmen Todten waren. Manche derselben bestehen aus verschiedenen Schichten oder Lagern von Erde, Kies, Gebeinen u. s. f., und diese namentlich hält Squier für Opferaltäre, da sie nächst Resten von mancherlei verbrannten Gegenständen Fragmente von gebranntem Thon und insbesondere „Feuerherde“ von diesem Material in verschiedener Größe besitzen sollen. Von Verbrennung der Leichen findet sich nur selten eine Spur. Man darf diese Auffassung als wahrscheinlich gelten lassen, unzweifelhaft ist sie nicht, so lange nicht noch weit umfassendere Untersuchungen dieser Bauwerke angestellt sind als bisher geschehen ist.

Im Staate New York kommen tumuli vor welche Vielen als gemeinsame Gräber dienten (Squier Antiqq. 96), während sie anderwärts, wenn sich in ihnen überhaupt Gebeine finden, immer nur ein einziges Skelet enthalten, obwohl es an großen allgemeinen Begräbnißplätzen auch sonst nicht fehlt; letztere sind von bedeutender Größe in Tennessee, Missouri, Kentucky und anderen Gegenden des fernen Westens und bestehen nach Squier's Beschreibung aus einer Menge zusammengehäufter kleiner steinerner Sarkophage, in die man nur

die Knochen der Todten niedergelegt zu haben scheint. Filson (36) schildert sie in der Nähe von Lexington (Kentucky) einfacher so, daß auf einem Grunde von langen breiten Steinen die Leichen niedergelegt, durch Reihen senkrecht gestellter Steine von einander getrennt und mit einer zweiten Lage horizontaler Steine bedeckt sind, auf welcher wiederum Leichen liegen u. s. f. Die aus den tumulis gewonnenen Knochen zerfielen zum Theil augenblicklich an der Luft, ebenso wie die in den Kalksteinhöhlen von Kentucky gefundenen sog. Mumien, die ihre Erhaltung jedoch nicht der Kunst, sondern der Natur verdanken: viele derselben waren ganz mit Salpeter durchzogen (Mitchill in Archaeol. Am. I, 360 ff., Warden bei Dupaix II, 47). Bisweilen fand man in diesen Höhlen Leichen die zunächst in ein Stück grobes Zeug gewickelt waren, welches aus freier Hand, nicht auf dem Webstuhle gemacht schien und einen Ueberzug von Federn hatte; die äußere Bedeckung bestand aus einem eigenthümlichen Netzwerk oder aus Thierfellen (Atwater 132, 136, Mitchill a. a. O. 318). Die in den Höhlen gefundenen Skelete zeigen die bekannte kauernde Stellung welche Morton (244 f.) als sehr allgemein gebräuchlich in ganz Amerika nachgewiesen hat; sie ist in der That vorzugsweise den Eingeborenen dieses Erdtheils eigen und scheint in vorhistorischer Zeit in großer Ausdehnung geherrscht zu haben, doch kommt sie keineswegs durchgängig in den alten Gräbern vor (Atwater 134). Endlich hat man nicht selten Gruben entdeckt mit großen Haufen von menschlichen Gebeinen. Diese letzteren lassen sich mit großer Wahrscheinlichkeit als die allgemeinen Begräbnißplätze der jetzigen Indianer bezeichnen, denn es ist bekannt, namentlich aus Charlevoix, daß z. B. mehrere Irokesenvölker diese Sitte des Begräbnisses hatten, welche bei Gelegenheit ihres großen Todtenfestes alle 8 oder 10 Jahre in Anwendung kam. Ihre Todten zusammen in einen kegelförmigen Hügel zu begraben war nach Bartram bei manchen südlichen Völkern üblich, und noch neuerdings hat man bisweilen solche tumuli zum Zwecke eines Einzelbegräbnisses von den Omaha, Osagen, Natchez, Sioux errichtet gefunden (Squier Antiqq. 99 ff., 112). Ein alter Osagenhäuptling erinnerte sich daß er als Kind einen derselben hatte entstehen sehen, man baute ihn um einen berühmten Krieger darin zu begraben und er wuchs und erhielt seine konische Form vorzüglich dadurch, daß vorüberziehende Indianer lange Zeit dafür sorgten ihn immer um etwas

zu vergrößern (Featherstonaugh I, 287). Daraus scheint hervorzugehen daß diese Art von Denkmälern auf die Vorfahren der jetzigen Indianer, nicht auf eine von ihnen verschiedene Raçe zurückzuführen ist, wie man öfters behauptet hat, und daß die sonst übliche Begräbnißweise nur in späterer Zeit allmälich außer Gebrauch gekommen ist. Daß die tumuli bisweilen auch eine andere Bestimmung hatten, wird sich später zeigen.

Ein großer Theil der alten Bauten läßt sich mit Sicherheit als Festungswerke betrachten. Im nördlichen Ohio, in Kentucky und Tennessee sind diese die Mehrzahl. Ihre Lage und ganze Einrichtung zeigen dieß deutlich: wo Gräben auf der Außenseite eines oder mehrerer Wälle geführt sind, bleibt darüber kein Zweifel. Im Thale von Wyoming am Susquehannah z. B. liegen solche Werke von elliptischer Form, nach der einen Seite 337′, nach der anderen 272′ im Durchmesser, ein Wall mit sehr alten Eichen bestanden und von einem Graben umgeben, leicht zwar erreichbar für Kähne auf dem Toby's Creek, sonst aber nur mit einem einzigen 12′ weiten Zugang versehen (Chapman 9). In Adams County (Ohio) findet sich ein Wall von 1⅝ engl. Meilen Länge mit einem 64′ weiten Graben der an manchen Stellen durch festes Gestein hindurchgearbeitet ist; der erstere ist mit vier regelmäßigen Bastionen befestigt und trug einen Baum von 600jährigem Alter. Ein Werk von ähnlicher Großartigkeit existirt sonst nur noch an der Mündung des Großen Miami (Schoolcr. V, 661). Das nördlichste Denkmal dieser Art scheint ein Festungswerk in New Hampshire zu sein, das aus Mauern von Stein besteht zwischen die eine Füllung von Erde geworfen ist (Squier Antiqq. 145). Das hohe Alter vieler von diesen Bauten ergiebt sich zunächst aus den Jahresringen der Bäume die auf ihnen stehen, und weiter aus der Bemerkung daß Festungswerke insbesondere, um ihrem Zwecke zu entsprechen, zur Zeit ihrer Benutzung baumlos gehalten werden mußten. Die große Menge dieser Art von Denkmälern läßt darauf schließen daß sich die alte Bevölkerung in einem beständigen Kriegszustande befand und macht eine große Ausdehnung des Ackerbaues und eine friedliche höhere Cultur in alter Zeit unwahrscheinlich, obwohl zu beachten ist daß die Annahme einer gewissen Gleichförmigkeit des alten Culturzustandes in diesen weiten Länderräumen sich durch keinen positiven Grund unterstützen läßt.

Bau und Anlage der Festungswerke sprechen allerdings zum Theil für eine höhere Entwickelung der Kriegskunst als man bei den Indianern der neueren Zeit gefunden hat, indessen hat sich selbst Squier, der thätigste Forscher auf diesem Gebiete, welcher das Alter und die Urheber derselben früher weit höher stellen zu dürfen glaubte, neuerdings durch die Thatsachen gezwungen gesehen seine Ansicht zu ändern, wenn er auch den Umfang nicht genau bezeichnet in welchem er dieß zu thun nöthig fand. Viele der sogenannten alten Festungen die der Staat New York besitzt, haben durch die in ihnen gefundenen Gegenstände welche den jetzigen Indianern zugehörten, ihren neueren Ursprung ausgewiesen, und unterscheiden sich in ihrer ganzen Anlage durchaus nicht von denen welche von den Irokesen und von vielen andern Indianervölkern im 17. Jahrhundert bis nach Florida hinab gebaut wurden (Squier Antiqq. 42, 53, 150): ihre Gestalt ist nicht geometrisch regelmäßig, sondern richtet sich nach der Natur des Terrains, sie bestehen aus Gräben und Wällen, welche einen Raum von 1—8 oder noch mehreren Ackern einschließen und oben mit Palisadenzäunen bekränzt waren, was mit Champlain's Beschreibung eines Forts mit vier solchen Zäunen, mit Cartier's Angaben über Hochelaga an der Stelle des jetzigen Montreal (Ramusio ed. Ven. 1606 III, 380, de Laet II, 11), mit Hennepin's und Lafitau's (II, 3) Schilderung der verpalisadirten Irokesenstädte nahe genug übereinstimmt. Die Huronen hatten Dörfer die mit 8—9' hohen Palisadenzäunen befestigt waren, hinter welchen sich Galericen mit aufgehäuften Steinen befanden; besonders sorgfältig wurden die Grenzorte durch Wälle und Gräben geschützt (Sagard 115 f.). Aehnliche feste Plätze die nicht blos im Besitze der Indianer, sondern höchst wahrscheinlich auch ihr Werk waren, fanden sich an der Grenze der Pequots und Narragansets und anderwärts in Neu England (Potter 24 note, 84 note), in Virginien (Kercheval XXVI) und sonst. Die Berichte über de Soto's Zug erzählen von einer Festung in Mobile aus dicht aneinanderstehenden Balken die mit Querbalken und Schlingpflanzen befestigt waren; Mörtel füllte die Zwischenräume aus und alle 50 Schritte weit stand ein kleiner Thurm für 7—8 Menschen. Aehnliche starke Festungen waren Alibamo und Capaha (Herrera VII, 2, 1 und 5 f., vgl. auch Oviedo XVII, 26 und 28 über die Werke dieser Art). Die Natchez warfen noch im J. 1728 einen Wall

auf zur Vertheidigung und schützten sich gegen Ueberschwemmungen durch entsprechende Bauten. Die Indianer der Neuzeit selbst gestehen zwar oft ihre Unwissenheit über den Ursprung jener Denkmäler, indessen wurde dem Missionar Kirkland von mehreren Seneca versichert daß die alten Festungen in ihrem Lande von ihren Vorfahren selbst vor 3—500 Jahren gebaut worden seien zur Vertheidigung gegen die westlicheren Völker, und auf Long Island begegnete man in Rücksicht der dortigen Werke denselben Behauptungen der Eingeborenen (Collect. N. Y. Hist. Soc. II, 92, III, 327, Haven 43). Diese Traditionen die in größerer Anzahl vorkommen (Schoolcr. IV, 135) mit Gov. Cass (N. Am. Review 1826) als werthlos zu verwerfen liegt kein Grund vor, da sie einen Gegenstand betreffen über den die Eingeborenen sehr wohl unterrichtet sein konnten. Nach der Sage der Delawares bei Heckewelder (S. oben p. 21) fanden diese auf ihrer alten Wanderung die Alligewis im Besitze von Vertheidigungsmitteln die den ihrigen überlegen waren. Dieß Alles deutet bestimmt darauf hin daß die Festungswerke der Indianer in alter Zeit dieselben waren wie späterhin (vgl. M'Culloh 512 ff.), und wenn die alten Bauten auch hier und da eine höhere Kunstfertigkeit zeigen als die Eingeborenen der Neuzeit bewiesen haben, so ergiebt sich daraus noch keine Wahrscheinlichkeit dafür daß ganz andere und höher gebildete Völker vor ihnen diese Länder inne gehabt hätten.

Allen größeren Bauten die sich in Folge ihrer Gestalt oder Lage nicht wohl für Festungen erklären lassen, spricht Squier eine gottesdienstliche Bestimmung zu, und es mag dieß als nicht unwahrscheinlich gelten, wenn man nicht vorzieht unsere Unwissenheit über diese Dinge einzugestehn. Völlig unberechtigt aber redet er von Sonnencultus und Menschenopfern bei den Erbauern jener Denkmäler, den sogen. mound-builders, da er immer noch daran festhält daß diese eine völlig verschollene, von den späteren Indianern ganz verschiedene Raçe gewesen seien, und in Folge davon für ihn jeder Grund hinwegfällt solche Analogieen zwischen beiden vorauszusetzen. Die Parallelen mit den Tempelbauten und Gebräuchen bei Völkern der alten Welt verdienen selbstverständlich keine Beachtung. Daß aber die Bevölkerung der Vorzeit mit der der Neuzeit vielmehr einen ganz unmittelbaren historischen Zusammenhang hatte, insbesondere mit den Völkern des Südostens der Vereinigten Staaten, wird aus mehreren älteren

Angaben wahrscheinlich welche deren Bauwerke betreffen. In Anilco und wahrscheinlich ähnlich in anderen Städten war zu de Soto's Zeit das Haus des Herrschers auf einem künstlich gemachten Hügel erbaut (Herrera VII, 7, 2, Garcilasso, Hist. de la conq. de la Floride I, 2, 27). Daß ähnliche Hügel bei den Creek in alter Zeit als Asyle und zu anderen Zwecken des öffentlichen Lebens dienten, ist mehrfach bemerkt worden. In der Mitte der Cherokee-Dörfer stand ein runder 20′ hoher 30′ dicker Thurm von Erde, das Rath- und Versammlungshaus, in welchem Betten von Rohr rund umher standen; der Eingang war klein und das Gebäude hatte keine Fenster (Ramsey 169). Von ähnlicher Form scheint auch das von Timberlake (32) 1761 besuchte Rathhaus gewesen zu sein. Swan erzählt 1791 (bei Schoolcr. V, 262ff.) daß die Dörfer der Creek zu seiner Zeit aus 20—30 Häusern bestanden deren größte 150—200 Menschen faßten. Jedes Dorf hatte einen öffentlichen Platz mit einem Viereck in der Mitte das an den Seiten 30′ lang mit dreifach terrassirten Logen umgeben war. Im Nordosten desselben stand das warme Haus, eine vollständige Pyramide von ungefähr 25′ Höhe bei gleich großem Durchmesser der Grundfläche, mit 6′ hohen Mauern von Thon die sich oben in eine Spitze vereinigten, im Innern eine breite runde Bank von Rohr und in der Mitte das Feuer; im Südwesten befand sich der sog. chunkeyard, der Platz für Versammlungen Spiele und andere Feierlichkeiten. Nach einer Handschrift Bartram's wird dieser von Squier (Antiqq. 230, 240) als ein großes Viereck beschrieben das von terrassenförmigen Erhöhungen umgeben ist, in seiner Mitte eine kleine Pyramide, auf einer Seite einen künstlichen runden Hügel und auf der anderen eine Terrasse hat. Die Anordnung dieser Bauten soll sich später etwas geändert haben, obwohl sie im Wesentlichen dieselbe blieb, und die Cherokee hatten ähnliche Bauwerke (Payne Ms.): es liegt also kein Grund vor den Ursprung der Denkmäler einer anderen Raçe als der der späteren Bewohner des Landes zuzuschreiben, denn jene sind den Bauten der letzteren ähnlich genug. Daß ihre Erbauer auf einer höheren Stufe der Cultur standen und von dieser in neuerer Zeit herabgesunken ist, bleibt unter diesen Umständen die einfachste und wahrscheinlichste Annahme.

Diese Ansicht erhält eine weitere Bestätigung, wenn wir die Gegenstände näher in's Auge fassen welche durch die Ausgrabungen zu

Tage gefördert worden sind. Die berühmten Alterthümer der Grabhügel von Marietta, der Silberschmuck und das angeblich dort gefundene Eisen, datiren wohl sicherlich nicht aus der Zeit vor Columbus. Silber hat sich nur in geringer Menge gefunden, namentlich als Schmuck in Virginien, dagegen war Kupfer fast allerwärts in Gebrauch, in Neu England, New York, Virginien, Carolina und Florida (Nachweisungen darüber bei Squier Antiqq. 267—286), doch wurde es meist wohl nicht geschmolzen, sondern gediegen vorgefunden und in kaltem Zustande bearbeitet. Die Kunst des Legirens und Löthens scheint unbekannt gewesen zu sein. Aus Kupfer wurden Schmucksachen verschiedener Art, Aexte und Meisel, seltener Werkzeuge anderer Art hergestellt. Pater Allouez erzählt von Kupfer das er bei den Illinois und Ottawas gesehen (Marquette 139), obwohl er über den Gebrauch den sie von diesem Metalle machten, leider kein Wort verliert. Verazzano (1524) spricht von Kupferschmuck, in dessen Besitz die Eingeborenen unter 41⅔° an der Küste waren (Ramusio ed. Venet. 1606, III, fol. 349). In Cofachiqui fand de Soto außer vielen Perlen namentlich kupferne Lanzenspitzen und Aexte (Herrera VII, 1, 15). Cabeza de Vaca (540) berichtet von einer großen dicken kupfernen Schelle auf welcher ein Gesicht zu sehen war; sie wurde weiter im Innern vom Lande der Apalachen gefunden, und wohl nur als Folgerung fügt er hinzu daß dort gegossene Metallarbeiten gemacht werden sollten; indessen hat sich, obwohl als unicum, auch eine Art von gegossenem Kupfer gefunden (Squier Antiqq. 122). Läßt sich hiernach noch nicht mit Sicherheit behaupten daß die Indianer Metalle zu gießen verstanden, so ist doch gewiß daß sie im 16. Jahrhundert noch kupferne Geräthe in nicht unerheblicher Anzahl besaßen, ähnlich denen welche neuerdings unter der Erde gefunden worden sind (vgl. Warden bei Dupaix II, 57). Gewonnen wurde das Kupfer in dem Becken des Oberen See's auf Isle Royal und am Onontagon-Fluß, wo sich alte Gruben befinden die 4—5', bisweilen selbst 20—30' tief sind und sich 2 engl. Meilen weit erstrecken. Man hat vermuthet, daß ihr Betrieb etwa 500 Jahre lang fortgesetzt und schon vor 1000 oder mehreren Jahren (?) ganz eingestellt worden sei (Schoolcr. I, 85, V, 110, 396). Wahrscheinlich geschah er so, daß das Gestein durch angemachtes Feuer calcinirt und nach Aufgießung von Wasser mit Schlägeln von Quarz, Granit u. dergl. losgearbeitet

wurde. Hämmer aus Grünstein oder Prophyrkiesel die man jetzt häufig noch in jenen Gruben findet, wurden wohl vorzüglich benutzt (Wagner und Sch. II, 296). Die Werkzeuge mit denen man hier arbeitete, waren nicht besser als die der Indianer an der Küste des atlantischen Meeres. Nächst Kupfer und Silber — letzteres wahrscheinlich auch aus der Gegend des Oberen See's — haben sich Bleiglanz und große Mengen von Glimmer gefunden, welche aus den Alleghanies herstammen mögen.

Die antiken Kunstprodukte welche man entdeckt hat, weisen zum Theil entschieden auf einen höheren Stand der Künste und Kenntnisse hin als man bei den Eingeborenen der Neuzeit zu finden gewohnt ist, doch hat schon Schoolcraft, der die Vorfahren der letzteren für ihre Urheber hält, sehr richtig auf den schnellen Verfall hingewiesen, von welchem alle einheimische industrielle Thätigkeit in Folge der Einführung zweckmäßigerer Werkzeuge, Geschirre, Kleider u. s. f. durch die Weißen, betroffen werden mußte. Indessen läßt sich aus diesem Umstande wohl nur die Zunahme und Vollendung, nicht der Beginn des Verfalles erklären, der bei Ankunft der Europäer vielleicht in Folge lange fortgesetzter verheerender Kriege, ohne Zweifel schon sehr weit fortgeschritten war. Schoolcraft denkt daher an eine große Völkerbewegung welche durch die Einwanderung der aztekischen Völker nach Mexico im 12. und 13. Jahrh. veranlaßt worden sein möge.

Die gewöhnlichsten Gegenstände die zu Tage kommen, sind Aexte und Pfeilspitzen von Stein, letztere besonders von Quarz und Hornstein, erstere öfters mit einer langen Grube versehen, mit welcher man sie häufig in ein gespaltenes Baumstämmchen einklemmte so daß die Grube allmälich fest überwachsen wurde (Belknap III, 64); dann Fragmente von Irdengeschirr aus reinem Thon oder mit beigemischtem Quarz, Kiesel oder Glimmer, von vortrefflicher Qualität, ohne Drehscheibe, nur mit der Hand gebildet und stets ohne Glasur, doch weit besser als die Töpferarbeit der späteren Zeit; die Zierrathen daran sind oft von großer Regelmäßigkeit (Schoolcr. III, 75 ff.). Meisel, Mörser, Kessel von Stein und eine große Menge von steinernen Bildwerken, namentlich Thiergestalten der verschiedensten Art, auch mancherlei Vögel, immer etwas derb, aber meist in ziemlich richtigen Verhältnissen, mit ihren charakteristischen Stellungen und treffenden Andeutungen ihrer Lebensgewohnheiten, treue Kopieen der Natur die

einen gewissen Geschmack zeigen, sehr gut polirt sind und weit über dem stehen was die Indianer der neueren Zeit selbst mit europäischem Werkzeug herzustellen vermögen. Squier glaubt unter ihnen einige nur den Tropen angehörige Thiere, wie z. B. den Lamantin, zu erkennen; da wir indessen nicht wissen ob diese Figuren der Natur unmittelbar nachgebildet sind — vielleicht stellen sie zum Theil phantastische mythologische Wesen dar — ist eine solche Folgerung sehr gewagt. Thierköpfe haben häufig als Pfeifen gedient; auch Menschenköpfe mit tättowirten Linien im Gesichte fanden diese Verwendung. Viele dieser Skulpturen sind aus Prophyr, andere aus einem Materiale das dem „rothen Pfeifenstein" von Coteau des prairies im Westen des St. Peter's R. sehr ähnlich ist. Menschenköpfe u. dergl. von gebranntem Thone sind seltener. Auch ganze Figuren und Masken kommen vor: eine kleine menschliche Figur wurde z. B. in einem tumulus bei Nashville (Tennessee), eine andere in Natchez gefunden, am Cany, einem Zuflusse des Cumberland, eine Vase deren Fuß von drei Menschenköpfen gebildet wird (Warden bei Dupaix II, 45 f.). Ob jene Figuren und welche von ihnen als Götzenbilder anzusehen sind, ist ungewiß. Ferner haben sich mancherlei Werkzeuge aus Thierknochen gefunden, Vogelklauen, Zähne von Alligatoren und anderen Thieren, kleine Spiegel von Marienglas, Perlen die aus Muschelschalen geschliffen, ganz dem bei den Indianern gebräuchlichen Wampum glichen, und kleine diskusförmige, zum Theil durchbohrte Steine wie sie unter den skandinavischen Alterthümern öfter vorkommen. Daß die natürlichen Mumien der Höhlen von Kentucky in Zeug, einen hanfähnlichen Stoff, gewickelt waren, ist schon früher erwähnt worden.

Vorzüglich interessant sind die Alterthümer welche auf einen ausgedehnten Handelsverkehr hinzuweisen scheinen. Zu ihnen gehören im Binnenlande ausgegrabene Haifischzähne, Seemuscheln und Perlen, dann Pfeilspitzen und besonders Messer von Obsidian, die weit im Norden, in den tumulis am Ontario-See gefunden, einen mexicanischen Ursprung vermuthen lassen, da dem Gebiete der Vereinigten Staaten dieses Mineral fremd sein soll.* Daß ihre Form, welche vorzugsweise durch die Structur des Gesteines selbst gegeben ist, da sie in Mexico

* Auch neuerdings finden sich solche Pfeilspitzen vielfach bei den Völkern westlich und östlich vom Felsengebirge, namentlich den Apachen (Bartlett II, 50).

ganz einfach nur durch einen geschickten Schlag hervorgebracht wird, mit der mexicanischen übereinstimmt, ist von keinem Gewichte; dieselbe aus gleichem Grunde unwichtige Uebereinstimmung zeigen die Feuersteinmesser welche Say gefunden hat (Prinz Max. c, I, 184). In den Thälern der Flüsse die sich in den mexicanischen Meerbusen ergießen, kommen Fragmente von Götzenbildern vor, die mit mexicanischen Idolen identisch sein sollen (Featherstonaugh I, 187, 196). Ein Stein der unterhalb Wheeling entdeckt wurde, trug genau das Zeichen, mit dem das Vieh in Mexico gezeichnet zu werden pflegte, und in einer Höhle von Kentucky fand sich der Kopf eines mexicanischen Schweines (Atwater 145). Die abgestumpften Pyramiden sind den Bauten des alten Mexico vollkommen analog — und doch führt dieß Alles nicht weiter als bis zu einer gewissen Wahrscheinlichkeit eines alten Verkehres dieser Länder mit Mexico, in welchem (wie Schoolcraft IV, 144 vermuthet) die Eingeborenen vielleicht das von ihnen gegrabene und verarbeitete Kupfer umsetzten.

Daß die Erbauer der alten Denkmäler auf einer wesentlich höheren Stufe der Cultur standen als die Indianer der neueren Zeit, deren Stammverwandtschaft zu jenen aber dadurch noch nicht unwahrscheinlich wird, unterliegt nach dem Vorstehenden wohl keinem begründeten Zweifel. Die weit ausgedehnten Gartenbeete oder eigenthümlich behandelten Felder die man im Südwesten von Michigan und Indiana sieht (Schoolcr. I, 54) und die alte Heerstraße von 50 Yards Breite am St. John's Fluß in Florida (Bartram 101), liefern für Ersteres vorzüglich wichtige Zeugnisse, die dazu beitragen mögen uns der Annahme geneigt zu machen, daß eine dichte Ackerbaubevölkerung in vorhistorischer Zeit diese Länder bewohnte. Daß diese Cultur ein Ausläufer der toltekischen in Mexico war (Schoolcr. IV, 147), ist eine statthafte, aber gewagte Vermuthung. Die vorliegenden Thatsachen sind zu schwach um diese Folgerung tragen zu können, für welche die Linguistik mit keinem Grunde einzutreten vermag. Die Unfähigkeit der Eingeborenen zu höherer Cultur welche man aus dem Charakter der amerikanischen Sprachen und dem Mangel abstracter Wörter in ihnen hat ableiten wollen (Olshausen I, 316) wird nächst den vorstehenden, noch durch viele andere Thatsachen und durch das Beispiel Mexico's factisch widerlegt.

Aus den physischen Eigenthümlichkeiten jener alten Bewohner des

Landes ihr Verhältniß zu der späteren Bevölkerung zu bestimmen, ist noch nicht mit Sicherheit gelungen. Früher hielt man sie allgemein für eine den Indianern der Neuzeit gänzlich fremde Raçe: die Skelete der tumuli sind (nach Assal 37 und Atwater 116) kurz und dick, selten über 5′ groß, von kurzem breiten Gesicht, sehr großen Augenhöhlen und breitem Kinn, niedriger Stirn und ziemlich hohen Backenknochen — Angaben die sich indessen recht wohl auf manche Indianervölker beziehen lassen würden. Dagegen hat Warren (Am. Journal of sc. XXXIV, 47) Schädel aus alten Gräbern im Nordwesten der Vereinigten Staaten beschrieben, welche er den peruanischen ähnlich fand; sie zeigen breitere und erhobenere Stirn als die der Indianer, kleine regelmäßig geformte Augenhöhlen, weniger vorstehenden Unterkiefer und unregelmäßig abgeplattetes Hinterhaupt, woraus denn Delafield (16) sogleich zu schließen bereit ist daß jene Urbewohner der Vereinigten Staaten später über Mexico nach Peru gezogen seien! Nach Morton (229) gehören die aus den tumulis stammenden Schädel offenbar der amerikanischen Raçe und zwar wahrscheinlich „dem toltekischen Zweige" derselben: Ersteres findet sich durch die beigegebenen Abbildungen bestätigt, Letzterem widersprechen die (p. 259) gegebenen Maaße ziemlich bestimmt, denn die drei Schädel ohne künstliche Deformation, welche allein in Betracht kommen können, stimmen in ihren Verhältnissen am nächsten mit mehreren Schädeln der jetzigen Indianer zusammen. Ebenso ist es wenigstens bemerkenswerth, wenn auch nicht beweisend, daß ein ausgegrabener Kopf von rothem Pfeifenthon ganz die Raçeneigenthümlichkeit der späteren Indianer darstellt (Squier). Auf wie lockerem Boden indessen alle Versuche stehen etwas Bestimmtes über jene Urbevölkerung zu ermitteln, werden wir inne, wenn wir hören daß nach Squier überhaupt nur ein unzweifelhaft antiker Schädel gefunden worden ist im Thale des Scioto 4 miles unterhalb Chillicothe, der Morton's toltekischer Raçe angehöre (Nott and Gliddon a. a. O. 291) — Grund genug sich aller Speculationen über die Anzahl der verschiedenen Raçen in vorhistorischer Zeit, über ihre Verfassung Regierungsform und Religion zu enthalten, zumal da es bis jetzt nicht möglich gewesen ist die amerikanischen Alterthümer mit einiger Sicherheit nach verschiedenen Zeitaltern zu sondern.

IV. Culturhistorische Schilderung.

Um ein treues Bild der nordamerikanischen Indianer zu entwerfen, das uns in den Stand setze ihre Fähigkeiten und Leistungen richtig zu würdigen, müßte es uns gestattet sein in die Zeit vor der Ankunft der Europäer zurückzuschauen; denn seitdem sind wesentliche Veränderungen mit ihnen vorgegangen, und zwar sind die östlichsten Völker, namentlich Algonkins und Irokesen, am weitesten aus ihrem ursprünglichen Zustand herausgetreten und am schnellsten gesunken, aber auch den Europäern am besten bekannt geworden, während die westlicheren länger auf ihrer früheren Stufe verharrt und zugleich unbekannter geblieben sind: von jenen liegen genaue Berichte seit dem Anfang des 17. Jahrh., von diesen meist nur aus neuerer und neuester Zeit vor. Diese Verhältnisse muß man bei einer zusammenfassenden Schilderung der Völker, wie wir sie hier zu geben versuchen wollen, stets vor Augen behalten um in keine unstatthaften Verallgemeinerungen zu verfallen und keine Verwechselungen der Zeiten und Völker zu begehen.

1. Die mangelhafte Ausstattung Amerika's mit einheimischen Cerealien und mit größeren zur Zucht geeigneten Thieren hat ohne Zweifel einen sehr bedeutenden Druck auf die Entwickelung seiner Bewohner ausgeübt. Die ersteren beschränken sich, abgesehen von der zweifelhaften Existenz des Roggens vor Ankunft der Spanier in Chile (Molina), auf den Mais, gewöhnlich corn schlechthin genannt, der diesem Erdtheile eigenthümlich ist. Neben ihm können in den Ländern mit welchen wir uns gegenwärtig beschäftigen, als Subsistenzmittel nur noch einige Arten von Bohnen und Kürbissen in Betracht kommen. Daher führte der Landbau, obgleich er nicht leicht ganz vernachlässigt wurde, hier meist nicht zu festsässiger Lebensweise, sondern blieb gewöhnlich in Verbindung mit Jagd und Fischerei und fesselte nur in geringem Maaße an den Boden. Nach Gallatin's zuverlässiger Untersuchung welche mit größerem Aufwand als nöthig den Landbau als einheimisch bei den Indianern bewiesen hat, bauten Mais im Osten des Mississippi alle Völker vom mexicanischen Meerbusen bis zu den großen Seen, Landbau fehlte nur im Norden von Wisconsin und im Norden des Kennebec, in Maine Neu Braunschweig und N. Scotia, während ihn einige Völker von Neu England, die Irokesen

und namentlich die südlichen Stämme unter allen in der größten Ausdehnung trieben; im Westen des Mississippi verbreitete er sich nur über die in festen Dörfern angesiedelten Riccarra, Mandan und Menitarri, die Osagen und drei Stämme der südlichen Sioux, die Pawni, Caddo und einige Indianer am Red River. Brackenridge (96) fügt hierzu noch die Omaha und Punca und die sämmtlichen Völker an der südwestlichen Seite des Missouri. Wo Landbau fehlte, waren die Indianer in den dichten Wäldern hauptsächlich Rehjäger (das elk ist der cervus canadensis, der amerikanische Rothhirsch), in den Prärieen lebten sie von der Büffeljagd, doch war der Büffel (oder richtiger Bison) in alter Zeit auch auf der Ostseite des Mississippi heimisch, namentlich im südlichen Wisconsin und Michigan, am Erie See und in Kentucky bis zu den Alleghanies (Schoolcr. IV, 92). Der sog. wilde Reis oder die wilde Gerste (zizania aquatica) im Nordwesten der großen Prärieen ein wichtiges Nahrungsmittel, wurde nicht angebaut, sondern nur ausgeklopft wo er von selbst wuchs. Sein Gebiet erstreckt sich vom Südwest-Ende des Michigan Sees bis gegen den Lake of the Woods hinauf (Morse App. 30); er gedeiht zwischen 31° und 50° n. B. vom atlantischen Meere bis zu den Quellen von S. Peter's R. (Keating II, 107).

Neben dem Mais als der hauptsächlichsten Nahrungspflanze werden in der Regel zur Aushülfe noch mehrere Varietäten von Bohnen und Kürbissen gebaut, welche mit denen des Maises von Pr. Maximilian (c, II, 124) näher angegeben worden sind, nächstdem Erbsen, Wassermelonen, Pfirsiche, Sonnenblumen, Pataten, Citronen (letztere wenigstens in neuerer Zeit z. B. bei den Menitarie, Osagen und Pawni — de Smet 261, Pike II, 273 ff.) und sehr allgemein Tabak. Eine Zusammenstellung der alten Zeugnisse über den Landbau der Eingeborenen findet man bei Halkett 325 ff. Daß er beträchtlich war, geht aus vielen Angaben hervor. Hudson sah auf seiner ersten Fahrt (1609) bei einem Dorfe am Hudson eine Menge von Mais und Bohnen die zu drei Schiffsladungen hingereicht haben würde. Die Irokesenstadt Hochelaga lag inmitten angebauter Felder die Mais, Bohnen, Melonen und „viele andere Früchte" trugen (Cartier bei Ramusio a. a. O.). Auch in späterer Zeit bauten die Irokesen immer weit mehr Frucht als sie für ein Jahr allein bedurften; Graf Frontenac fand 1696 bei ihnen Maisfelder von 1½—2 lieues

Ausdehnung in der Nähe der Dörfer, und General Sullivan, dessen Expedition 1779 160000 Scheffel (bushels) Getreide bei ihnen zerstörte und in einer einzigen Pflanzung 1500 Fruchtbäume fällte, erstaunte über den vorhandenen Vorrath und über die gute Haltung der Felder und Häuser. Loskiel (85 ff.) erzählt zwar von dem sorgfältigen Einhegen und Behacken der Maisfelder mit einer Hacke von Knochen, das in älterer Zeit bei den Delaware und Irokesen gebräuchlich war, bemerkt aber für die Mitte des 18. Jahrhunderts daß der Fleiß des Landbaues und das Sammeln von Vorräthen durch die Sitte der allgemeinen Gastfreundschaft sehr beeinträchtigt werde, da der Faule immer beim Fleißigen zu Gaste gehe. Wie bei den Irokesen wurde auch bei den Huronen auf den Ackerbau viel Fleiß gewendet und die Felder rein und nett gehalten (Sagard 134). In Virginien wurden mannigfaltige Früchte mit Sorgfalt gebaut (de Laet III, 16), in manchen Gegenden erstreckte sich dort die Cultur über 2—3000 Acker, außerdem fand sich noch in der Nähe des Hauses ein Garten für Tabak, Kürbisse u. dergl., der Mais auf dem Felde wurde in regelmäßigen Zwischenräumen gesäet, von Unkraut gesäubert und gehäufelt (Strachey 60, 72, 117). Bei den Natchez scheint der Landbau in Ehren gestanden zu haben, da ihn die Krieger selbst besorgten (du Pratz II, 363) und zwar gemeinsam, so daß sich wie in Nord Carolina (Lawson 179) niemand ausschließen durfte (Adair 407), während er bei den meisten anderen Völkern nur Geschäft der Weiber war; bei den Muskoghe pflegten diesen die Männer wenigstens dabei zu helfen (Adair 259). Im Innern von Florida, d. i. der südlichen Länder im Osten und Westen des Mississippi überhaupt, fanden die Spanier im 16. Jahrh. zum Theil sehr guten Feldbau, so gut „als ob ihn Spanier besorgt hätten" (Coleccion de v. doc. 18, Cabeza de Vaca 520, Herrera VII, 2, 4). Laudonnière (11) sah 1562 in Florida als Ackergeräthe eine große hölzerne Hacke im Gebrauch (vgl. Ribault in Works iss. by the Hakluyt Soc. VIII, 100), die gesammte Ernte wurde ins Rathhaus gebracht und hier vertheilt; für den Winter lieferten Jagd und Fischfang das Nöthige.

Wenn Schoolcraft (IV, 194) eine Legende der Miami mittheilt aus welcher hervorzugehen scheint daß der „große Geist" eine Ausdehnung des Landbaues über das eigene unmittelbare Bedürfniß hinaus bestrafe, so ist diese Deutung der Sage unrichtig; ihr Sinn ist

vielmehr der, daß muthwillige Verwüstung der Gaben des großen Geistes, insbesondere des Maises, seinen Zorn errege. Dieß scheint zu aller Zeit die Ansicht des unverdorbenen Theiles der meist tief religiösen Indianer gewesen zu sein, in Rücksicht des Jagdwildes wie der Ernte, die nur in Feindesland nach Kräften zerstört wurde (Keating I, 395, Hunter 275), und wenn es hier und da anders ist, wie bei manchen der armseligen und rohen Völker des Nordens (Hearne 120) oder neuerdings bei vielen anders geworden ist, so darf man dieß wohl vorzüglich als eine Folge ihres moralischen Versinkens betrachten. Allerdings herrscht bei Festlichkeiten gewöhnlich die thörichtste Verschwendung, sie ist Sitte, durch Gastfreundschaft und Pietät geboten, zugleich wie bei uns eine Sache der Eitelkeit und eine willkommene Gelegenheit zur Prahlerei, aber zwecklose Verwüstung der Vorräthe oder der Leichtsinn gar keine zu sammeln, wie er in früherer Zeit allerdings den Anwohnern des Oberen Sees zugeschrieben wird (de Laet II, 12), lag sonst keineswegs im Charakter der Indianer, sondern kam nur selten vor. Sie gingen meist mit ihren Vorräthen sparsam um, wie dieß z. B. noch Pike (II, 273) von den Osagen bemerkt; später freilich wurde dieß anders, denn zu der allgemeinen Desorganisation der Gesellschaft kam bei ihnen häufig noch der Umstand, daß sie sich für den Fall der Noth auf die Unterstützung von Seiten der Regierung der Vereinigten Staaten verließen (so die Dakota nach Keating I, 439, und viele andere).

Man bewahrte die Maisvorräthe am gewöhnlichsten in den sog. caches unter der Erde auf, wo man sie zwischen Matten aufschüttete und sorgfältig wieder bedeckte. Der Mais wurde auf verschiedene Weise zubereitet, in Wasser gekocht oder geröstet, dann im Mörser gestoßen, aus freier Hand oder mit einer an einem Baumzweige aufgehängten Keule (Abbildung bei Schoolcr. IV, pl. 21), anderwärts zwischen zwei Steinen zerrieben (Memoirs Hist. Soc. Pennsylv. III, 121); mit etwas Fett gemischt wurde das Mehl zu Kugeln geballt oder in Kuchen geformt und so gegessen. Zu den Kuchen aus Maismehl oder Bohnen kam als Zukost getrockneter Fisch u. dergl. (de Laet II, 13 nach Champlain). Ein Beutel mit geröstetem Maismehl war der gewöhnliche Reiseproviant (Young a, 187 note). Carver rühmt die Mäßigkeit welche die Sioux, Sauk und Füchse, Chippeway, Winibeg im Essen und Trinken beobachteten, und gewiß

ist diese in älterer Zeit weit größer und allgemeiner gewesen als späterhin. Die Eingeborenen von Florida pflegten erst nach Sonnenuntergang zu essen und sich vor dem Essen das Gesicht zu waschen (Laudonnière 28), sonst ist solche Reinlichkeit selten. Mahlzeiten zu bestimmten Stunden wurden nicht leicht eingehalten, man aß so lange der Appetit und der Vorrath reichte, bei manchen der südlichen Völker wurden neuerdings sogar Brechmittel angewendet um das Essen fortsetzen zu können (Catlin). Indessen aß man immer nur mäßig sowohl vor als nach den Fasten, die allen wichtigeren Unternehmungen, namentlich dem Kriege und der Jagd vorausgingen, um durch sie die Geister sich geneigt zu machen und im Traume von ihnen mitgetheilt zu erhalten, wo der Feind oder das Wild sich aufhalte und in welcher Anzahl (Carver 247, Nuttall 182, Keating I, 94). Das Fleisch wird von den meisten gekocht oder getrocknet, von manchen auch roh gegessen. Die Natchez genossen weder vegetabilische noch animalische Nahrung roh, sondern pflegten Alles sogar zu stark zu kochen (Adair 412).

Das einzige Getränk der Völker von Neu England und von Pennsylvanien, der Huronen und vieler anderen war Wasser (Hutchinson I, 413, Mem. Hist. Soc. Pennsylv. III, 122, Sagard 146), auch in Virginien kannte man kein berauschendes Getränk (Strachey 74), was Garcilasso mit Unrecht auch von Florida behauptet, da Cabeza de Vaca (537) das Gegentheil versichert und sogar von herrschender Trunksucht spricht. Den Aufguß welchen man in Florida von den Knospen und jungen Trieben der heilig gehaltenen Cassine yapon „des geliebten Baumes" bereitete (Bartram 348, Bossu bei Fabri II, 131), soll indessen keinen Rausch erzeugen, außer diesem aber bereitete man auch Getränke aus Palmfrüchten (Lafitau II, 125). Die Clamcoeten unweit der Mündung des Colorado von Texas stellten ein berauschendes Getränk aus einer Art von Bohnen her (Charlevoix 315). Nach Coreal (I, 37) wäre der Genuß von Spirituosen in Florida nur den Königen erlaubt gewesen. Im Norden gab es bei den Chippeways (Chepewyans? — diese zeigten sich auch später dem Trunke nicht ergeben nach Mackenzie, Dunn 102) zwar ein Schwindel erregendes Getränk das von einer den Heidelbeeren ähnlichen Pflanze gewonnen wurde, es war aber nur von medicinischem Gebrauche. Den Ottawa lieferte der Saft des

Ahorns einen Zuckertrank, die Chippeway Potowatomi und Irokesen kochten den Saft des Zuckerahorns zu Zucker ein und mehrere nördliche Völker benutzten zu demselben Zwecke den Saft der Birke (Rogers, M'Culloh 77, Keating I, 439, Morgan 369), aber es scheint nicht daß berauschende Getränke aus dem Zucker von ihnen bereitet wurden.

Man kennt die Verwüstungen welche in späterer Zeit der Trunk unter den Indianern angerichtet hat, und ist oft so weit gegangen ihnen einen unwiderstehlichen Hang zu demselben zuzuschreiben. Im Gegentheil ergiebt sich aus vielen Zeugnissen daß es vielmehr fast überall erhebliche Mühe gekostet hat ihn einzuführen. Die Nordindianer und Chepewyans machten sich noch neuerdings nicht viel aus Branntwein und die Eingeborenen an der Hudsonsbai mochten ihn wenigstens niemals zu hohen Preisen kaufen (Hearne 237). Auch die Navajos sind dem Trunke nicht ergeben (Backus bei Schoolcr. IV, 214). Bei den Kansas und Pani war noch 1820 Trunkenheit selten und verspottet (Say bei James I, 125, 265) und Major Long zweifelt mit Recht (ebend. II, 374) ob sich den Indianern eine große natürliche Begierde nach Spirituosen zuschreiben lasse. Außer den Missionären, den Bischöfen von Quebec und manchen Kolonisten haben auch die Indianer von Canada in früherer Zeit öfters gegen den Branntweinhandel protestirt, der französische Gouverneur hielt ihn aufrecht (1661, Brasseur I, 97). Die Eingeborenen am Delaware haben schon um 1670 ernstlich gebeten diesen Handel einzustellen, dasselbe ist häufig und von Seiten vieler Völker von Neu England geschehen, sie haben die Zufuhr von Spirituosen zu hindern gestrebt (Gordon 31, Elliot II, 84, Halkett 201), aber vergebens, der Handel war für die Weißen zu gewinnreich. Allerdings wurde er 1633 in Neu England verboten, ebenso unter W. Penn, in Pennsylvanien und Connecticut bedrohte man ihn mit Strafen, aber ohne Erfolg (Drake a, 155, Young 190, Gordon 82, Halkett 190, Memoirs H. S. Penns. III, 2, 206). „Schickt euren Wein und Branntwein ins Gefängniß", sagte ein Indianer, „diese, nicht wir richten das Unglück an das geschieht" (Le Jeune, Rel. de la Nouv. France 1633, p. 156). Dieser Ansicht gemäß, daß im Getränke selbst der Geist wohnt welcher in den Berauschten fährt, aus ihm spricht und durch ihn handelt, blieben Beleidigungen und Verbrechen die im Trunke

begangen wurden unbestraft, da sie dem Thäter nicht zugerechnet werden konnten, und daher kam es daß Einzelne sich bisweilen in der Absicht berauschten um an ihren Feinden ungestraft Rache nehmen zu können (Lawson 200, Timberlake 53, la Potherie IV, 79). In Nord Carolina, wo vor der Ankunft der Weißen Trunksucht ebenfalls unbekannt war, ging es ebenso wie anderwärts: ein Vertrag der die Einführung des Rums verbot, wurde geschlossen, blieb aber unausgeführt (Lawson 202). Die Cherokee hatten keine geistigen Getränke außer dem von den Weißen ihnen zugebrachten Branntwein (Timberlake 35), wie sie suchten auch die Muskoge Choctaw und Chickasaw diesen fern zu halten, sie haben ihn den Händlern öfters weggegossen und es war lange Zeit hindurch immer der erste Artikel ihrer Verträge mit den Weißen, daß die Einfuhr desselben verboten bliebe (Bartram). In Nordwestamerika verschmähten in früherer Zeit die Koluschen (Sitka) den Branntwein (Marchand I, 246). In Folge eines Vertrages zwischen der russischen Regierung und der Hudsonsbai-Gesellschaft (1842) soll der Handel mit demselben in jenen Gegenden neuerdings aufhören (G. Simpson II, 206). Es bleibt nur übrig zu gestehen daß die Indianer sehr geringe Schuld haben und daß es der ganzen Energie der gewissenlosen Händler bedurft hat um sie durch Trunk zu ruiniren.

Sehr allgemein verbreitet als narkotisches Mittel und zugleich beim Cultus von wichtiger Anwendung war der Tabak. Bei den Abenaki z. B. und in Süd Carolina rauchten Männer und Weiber fast beständig (Lettres édif. I, 676, Lawson 30), bei anderen Völkern meist nur die Männer. Hudson fand 1609 nördlich von Cap Cod Tabakspfeifen von Thon mit kupfernem Rohre in Gebrauch (Coll. N. Y. Hist. Soc. I, 122). Das häufigste und am meisten in Ehren stehende Material derselben war das des Rothenpfeifensteinbruchs in der Mitte des Weges vom oberen Mississippi zum Missouri, eines heiligen Platzes an welchem einst der große Geist zu seinen Kindern geredet hatte, doch gab es auch noch andere Brüche deren Steine zu Pfeifen verarbeitet wurden (Kohl II, 82). In Neu England wurde meist nicht reiner Tabak geraucht, sondern eine Mischung von Tabak mit anderen Blättern oder Baumrinde, und Lawson (173) giebt an daß sowohl die Pflanze als auch die Zubereitung der Blätter welche in Nord Carolina geraucht wurden, von unserem Tabak verschieden waren. Der

Rauch wurde zum Theil hinuntergeschluckt um den Effect des Rauchens zu erhöhen. Die Chepewyans im Norden und die Dakota im Westen sollen den Gebrauch des Tabaks in alter Zeit nicht gekannt, sondern erst durch die Händler kennen gelernt haben (Mackenzie, Schoolcraft III, 244), doch bauten alle Indianervölker in der Nähe des Felsengebirges nach Pr. Maximilian (c, II, 122) eine Art der nicotiana.

Salz zu gewinnen bemühten sich die meisten Völker gar nicht; die von New Hampshire hatten überhaupt keines (Belknap III, 69), und die großen Vorräthe welche die Prärieen darboten, blieben fast unbenutzt und wurden nur ausnahmsweise in Gebrauch genommen (Keating II 116, Pr. Max. c, II, 127); anders war es bei einigen südlichen Völkern, denn wir hören von einem Kriege der 1690 zwischen den Nachitoches und Taensas um Salz geführt wurde (Coll. N. Y. Hist. Soc. II, 334).

Die Jagd und den Fischfang der Indianer, welchen letzteren Kohl (II, 142) neuerdings sehr gut geschildert hat, wollen wir nicht ausführlich beschreiben. Sie wurden allerwärts mit der größten Geschicklichkeit betrieben, welche unerläßlich war, wenn sie die erforderliche Ausbeute liefern sollten. Der Jäger verkleidete sich häufig in das Thier das er zu jagen beabsichtigte, ahmte sorgfältig seine Bewegungen und Laute nach um es zu täuschen, die genaueste Kenntniß aller seiner Lebensgewohnheiten sicherte ihm den Erfolg und mit diesem die Befriedigung seines Ehrgeizes, denn nächst dem Ruhme des Kriegers gab es keinen höheren als den des geschickten Jägers. Kunstloser war freilich die Jagd wo man große Wildzäune oder Verhaue herstellte um das Wild zusammenzuhalten und in einer bestimmten Richtung vorwärts zu treiben wie in Neufundland (Cartwright I, 7). Die Irokesen beobachteten in der Jagd eine weise Oekonomie: zu gewissen Zeiten wurden die weiblichen Thiere geschont (Morgan 345); bei andern Völkern ließ es der Aberglaube hierzu nicht kommen: in Canada tödtete man alle Hirsche auf der Jagd, damit die fliehenden die übrigen nicht warnen und ihnen rathen möchten sich zu verstecken (Sagard 255). Aehnliches scheint man in Süd Carolina und anderwärts selbst von den Knochen der verzehrten Jagdthiere noch gefürchtet zu haben, die man stets verbrannte, weil sonst, wie man glaubte, das Wild sich aus dem Lande zurückziehen würde (Lawson 52). Um die Jagdthiere oder Fische dreist zu machen, daß sie sich furchtlos nähern, wird

ihnen bisweilen vom Jäger eine bewegliche Rede gehalten, öfters wendet er auch vorher mancherlei Zauberkünste zu diesem Zwecke an. Daher darf man sich nicht wundern daß der Jäger sich für den schlechten Erfolg seines Unternehmens bei den Dakota bisweilen an seinen eigenen Verwandten rächt die er im Verdacht hat, daß sie durch ihr Betragen die Geister der Thiere erzürnt und verscheucht hätten (Schoolcr. II, 195).

Mochte die oft gerügte Verwüstung des Wildes in älterer Zeit häufig ihren Grund in dem herrschenden Aberglauben haben, so kam später durch den Pelzhandel noch ein anderes Motiv hinzu. Hatten die Indianer vorher die Jagd betrieben um ihre eigenen unmittelbaren Bedürfnisse zu befriedigen, so jagten sie von nun an für Handelszwecke: die Thiere wurden vertilgt um ihrer Häute willen, und diese Häute welche früher den Eingeborenen so vielfach zu Gute gekommen waren, wurden verkauft bis auf die letzte, so daß die Gesundheit namentlich der Armen litt durch den Mangel an Kleidung. Der Handel hatte sie neue Bedürfnisse kennen gelehrt und dadurch aus freien Jägern zu Leuten gemacht, die großentheils abhängig waren von den Lieferungen der Weißen, besonders an Waffen und Schießbedarf, deren Besitz eine weit ergiebigere Jagd verbürgte als Bogen und Pfeil. Die Verminderung des Wildes durch den Pelzhandel zog vielfach das Elend und die Verminderung der Bevölkerung nach sich: die Chippeway z. B. wurden durch Mangel an Lebensmitteln in Folge desselben in kleine Banden und fast in einzelne Familien zerstreut: alle sociale Organisation hörte auf (Keating II, 148 ff.); denn Ackerbau und Pelzhandel können, wie man treffend bemerkt hat, nicht in demselben Lande blühen (vgl. Ztschr. f. Allg. Erdk. N. Folge V, 72). Kurz nach der Gründung der Nordwestcompany konnte ein Händler fast in einem Jahre ein Vermögen erwerben, noch 1807 wurden ungefähr 120 Biberfelle für weniger als 15 Dollars in Waaren von den Indianern gekauft, nämlich für 2 dreieckige wollene Decken, 8 Quart Rum und einen Taschenspiegel; die Handelsgesellschaft nahm diese Waare zu 30 Dollars an und verkaufte sie in Montreal zu mehr als 400 (Keating II, 63). Auch durch die Concurrenz jener Gesellschaft mit der Hudsonsbaicompany kamen die Indianer oft zu Schaden; die 1821 bewirkte Vereinigung beider war dagegen von gutem Einfluß auf sie, da das Interesse des Handels jetzt die Nüchternheit der In-

dianer als wünschenswerth erscheinen ließ und daher ein Verbot des Branntweinhandels erfolgte (Dunn 71, 82). Der Handel mit Büffelhäuten, deren nach Fremont (81) jährlich 90000 auf den Markt kamen, was ungefähr dem dritten Theile der getödteten Thiere entsprechen mag, hatte zur Folge daß die Büffelherden sich immer weiter nach Westen zurückzogen und daß die Indianer die von ihnen gelebt hatten, in's Elend versanken. Der Büffel hatte sie mit fast allen ihren Lebensbedürfnissen versorgt, ihnen Nahrung und Wohnung, Kleidung, Decken, Wassergefäße und Kähne geliefert, Sehnen für den Bogen, Zwirn, Stricke, Zugseile für die Pferde, Leim und Tauschartikel aller Art; ohne ihn waren sie hülflos.

Viele Thiere haben die Indianer zu zähmen versucht, niemals aber, wie es scheint, Hausthiere gezüchtet. Der Hund ist der regelmäßige Begleiter der meisten geworden. Sein Fleisch ist ein gutes Gericht, das meist für Festlichkeiten aufgespart wird. Im Leben wird ihm nicht selten schlechte, selbst grausame Behandlung zu theil, im Tode erhält er größere Ehre und seine Gebeine werden z. B. von den Dakota sorgfältig begraben (Keating I, 452). Die Jagdhunde indessen genießen oft dieselbe Liebe wie ein Kind, werden ebenso angeredet wie dieses und der Eigenthümer bisweilen als „der Vater des und des Hundes" bezeichnet (Morse App. 349). Im Quelllande des Mississippi (Leech Lake und Umgegend) gab es Zughunde die mit Riemenwerk und drei Glöckchen am Schlitten angeschirrt, 60 miles täglich zurücklegten; im Winter wurden sie hauptsächlich mit Fischen genährt (ebend. 40). Die Huronen brauchten ihre Hunde zur Jagd (Sagard 128), auf Long Island fand man 1640 sogar junge Wölfe statt deren aufgezogen und benutzt (Prinz Max. c, I, 567). Außerdem zähmen die Indianer einzeln bisweilen Adler, Möven, Raben, Elstern, Kraniche, Rehe, Füchse und bisweilen selbst Bären (Kohl I, 53, Lawson 29), doch immer nur zum Vergnügen. Als ein vereinzeltes Beispiel dieser Art ist es wohl auch zu betrachten daß es in Süd Carolina gezähmte Hirsche gab „die Milch und Käse lieferten" (Herrera II, 10, 6), doch ist der letztere Zusatz kaum glaublich, da Milch und Käse als Nahrungsmittel der Indianer sonst nirgends erwähnt werden. Daß man auch junge Büffel zähmte, ohne sie jedoch zur Zucht zu benutzen, führt schon Hennepin an, später machten hauptsächlich die französischen Missionäre wiederholt den Versuch, er wollte aber nicht gelingen

(Lettres édif. I, 729). Was Rogers von den „weißen Indianern" (ob Menomini?) am Muddyfluß und oberen Mississippi erzählt, daß sie nämlich in großen Städten und bequemen Häusern wohnten und wilde Kühe zahm machten deren Milch und Fleisch sie genössen, steht ganz isolirt und ist hauptsächlich insofern verdächtig als man unter den „weißen Indianern" gewöhnlich an wirkliche Weiße, insbesondere an die „Welsh Indians" oder Irländer zu denken pflegte. Außerdem spricht nur noch Gomara in der bei Humboldt (Kosmos II, 489, Ansichten der Nat. I, 72) angeführten Stelle von einem Volke im Nordwesten von Mexico unter 40° n. B. dessen Reichthum in Herden zahmer Büffel bestanden habe. Da Gomara alle seine Nachrichten nur aus zweiter Hand hatte, darf man wohl mit Gallatin die Richtigkeit dieser Angabe in Zweifel ziehen. Allerdings lassen sich die Bison-Kälber im Frühling leicht entwöhnen und werden dann als Zugthiere zum Ackerbau ganz brauchbar (Schoolcr. IV, 110), doch hat man trotzdem selbst bis in die neueste Zeit das Thier in Amerika nicht gezüchtet, sondern nur gehegt um das Fleisch zu verkaufen (Möllhausen a, II, 357), und hielt es dort noch neuerdings für ungeeignet zum Hausthiere (Schoolcr. V, 49). Nur aus dem Mangel an anderen Hausthieren ist es zu erklären daß es in Amerika bei den Eingeborenen fast nirgends zur Pferdezucht kam, trotz der ungeheuren Vermehrung dieses Thieres nach seiner Einführung in der neuen Welt und trotz der großen Wichtigkeit die es für den Indianer selbst im Krieg und auf der Jagd erlangte. Was er an Pferden bedurfte, mußte er daher immer erst in der Wildniß einfangen, kaufen oder stehlen.

In späterer Zeit ist Viehzucht von mehreren Völkern stark betrieben worden; die Creek z. B. hatten gute Rinderherden (Bartram 183), die Navajos, deren Land zum Ackerbau nur theilweise sich eignet und daher die Begierde der Weißen noch nicht gereizt hat, ziehen außer vielen Feldfrüchten (Mais, Bohnen, Weizen, Kürbissen, Melonen, Tabak — es werden bis 60000 Scheffel Mais in einem Jahre angegeben), besonders Schaafe und Pferde in Menge, auch Ziegen. Dabei sind sie Nomaden geblieben und waren durch ihre ausgedehnten Räubereien besonders den Mexicanern gefährlich, bis sie neuerdings von Seiten der vereinigten Staaten „pacificirt" worden sind (Backus bei Schoolcr. IV, 209, ebend. 89, Farnham Trav. 372, Davis 411, Möllhausen a, II, 232). Ihre Stammverwandten die schmut-

zigen Apachen treiben fast gar keinen Landbau, keine Viehzucht, jagen selbst nur selten, leben hauptsächlich vom Pferdediebstahl und von Räubereien aller Art; indessen sind einige ihrer Stämme nach Humboldt seßhaft und in Frieden mit den Spaniern, die meisten aber führen ein herumschweifendes Leben, doch so, daß ihre einzelnen Banden sich dauernd in gewissen Bezirken aufhalten (Buschmann 1854 p. 302 nach Bartlett, Ausführliches über die von ihnen ausgeführten Raubzüge und Verheerungen ebend. 308 ff.).

Das kümmerlichste Leben führen mehrere der nördlichen Athapaskenvölker. Die Hasenindianer, die in Folge des Elends rasch abnehmen, werden oft Menschenfresser aus Noth wie die Nipissangs im Norden des Huron See (Bonnycastle I, 160) oder morden aus Verzweiflung und Abscheu davor sich selbst und ihre Familie, während ihre Nachbarn die Hundsrippenindianer gleich den Atnah am Kupferfluß (Wrangell 98) das Rennthier besitzen und dadurch gegen Noth gesichert sind. Bei den Cree kommen ähnliche Beispiele von Cannibalismus vor, doch nur wenn das Schuhwerk und alles Lederzeug schon aufgezehrt ist und der Abscheu vor der That ist so außerordentlich, daß der Thäter als vogelfrei gilt (Ballantyne 51). Dasselbe ist der Fall bei den Ojibway, welche den „Windigo" oder Cannibalen aus Noth mit bösen Geistern im Bunde glauben und aus dem Stamme ausstoßen (Kohl I, 184). Als roher und gefühlloser werden in dieser Rücksicht die Nord-Indianer von Hearne geschildert. Bei den Chepewyans hat der Hunger in mehreren Fällen zu dem Greuel des Auffressens der eigenen Familie geführt (Back 227 vgl. 194 ff.), wenn aber Chippeway bisweilen sogar Menschenfleisch getrocknet, zerstoßen und nach Jahren ein Festessen daraus gemacht haben (Keating II, 156 f.), so ist dieß jedenfalls von dem Fleische des Feindes zu verstehen das aus Rache verzehrt wurde, eine Art des Cannibalismus die sehr verschieden ist von der zu welcher der Hunger treibt. Daß der Genuß von Menschenfleisch, von dem bei den Sioux nur ein Fall vom J. 1811 bekannt ist (Keating I, 412), auch in Hungersnoth von den Floridavölkern verabscheut wurde, versichert Garcilasso (Hist. de la conq. de la Fl. I, 1, 4).

2. Der einfachen Lebensweise der Indianer entsprach der Bau und die Einrichtung ihrer Wohnungen. Die gewöhnlichste Form derselben in Neu England war halbrund. Im Kreise wurden Zweige oder

Stangen in die Erde gesteckt, die man oben zusammenbog, aneinander befestigte und außen wie innen mit Matten bekleidete oder auch mit Baumrinde bedeckte. Diese Bauart, bei welcher nur ein Loch an der Seite zum Hineinkriechen und eines in der Höhe zum Abzug des Rauches blieb, hat sich bis auf die neueste Zeit nicht geändert (Lettres édif. I, 675, Young a, 144, Kohl I, 10). Sie bot den Vortheil dar daß die Hütte leicht abgebrochen und beim Umzug mit allen Geräthen den Pferden Hunden und Weibern aufgeladen werden konnte, während der Mann auf der Reise nur seine Waffen führte, wohl nicht aus Faulheit, sondern hauptsächlich um als Vertheidiger in Gefahr und als Jäger augenblicklich bereit zu sein. Aehnlich dem Wigwam, der runden Birkenhütte der Algonkin, war der Tepee der Sioux, doch von konischer Form und mit Büffelhäuten gedeckt. Stansbury (256) sah bei ihnen ein solches Zelt aus 26 Häuten; es hatte am Boden 30′ Durchmesser und 35′ Höhe, und war zur Wohnung für Händler bestimmt deren Besuch man erwartete. Im höheren Norden wurden die Häuser bisweilen solider aus starkem Holze gebaut, z. B. in Neufundland (Cartwright I, 9), und in Canada hatte man im Winter Wohnungen von Schnee wie bei den Eskimo (Weld 465). Die Irokesen bauten besser als die meisten anderen Indianer; ihre Häuser zu verwahren und zu verschließen war aber in älterer Zeit bei ihnen nicht gebräuchlich (Lafitau II, 9 f., 15). Die Wände bestanden aus fest miteinander verbundenen Balken, das Dach aus Sparrwerk, das Ganze war außen mit Rinde gedeckt, im Innern standen rund herum Bänke die mit Matten belegt waren und unter dem Dache befand sich der Speicher für die Vorräthe. Die einfachen Häuser maaßen 20′ auf 15′, doch gab es auch solche die 50 — 130′ lang, 16′ breit und im Innern in Abtheilungen für je zwei oder mehrere Familien geschieden waren; mehrere zusammen umschlossen einen Hofraum. Besonders hübsch war ihre Einrichtung in Onondaga wo zu jeder Zeit einige Häuptlinge ihren Sitz hatten die zu den politischen Geschäften des Bundes bevollmächtigt waren (Cartier bei Ramusio ed. 1606 III, 380, Morgan 315 ff., Heriot 286, Schoolcr. IV, 340). Die 20′ breiten und bis zu 500′ langen Häuser der Eingeborenen von New York, von denen Valentine (8) erzählt, gehörten wohl den Irokesen und wahrscheinlich sind diese auch bei de Laet (II, 13) unter dem Namen der Attigovauntani zu ver-

stehen, da den anderen Völkern der nördlicheren Gegenden diese Bauart nicht eigen war. Nach ihr scheinen sie sich „das Volk des langen Hauses" genannt zu haben (s. oben S. 16). Auch die Huronen hatten Häuser von 8—12 Feuern für doppelt so viele Familien. Daß hauptsächlich die Irokesendörfer mit einem Graben und bis zu drei Reihen von Palisaden befestigt waren, besonders auch um Weibern und Kindern als Zufluchtsort zu dienen, wird häufig erwähnt (Cartier a. a. O., Colden I, 10, W. Smith 78, Morgan 314) und ist schon früher (unter III) besprochen worden. Von nomadischer Lebensweise konnte unter solchen Umständen keine Rede sein. Wohnungen von gleicher Länge hatten weiter im Süden die Osagen (Pike II, 268, Morse App. 219), die gleich den Kansas ebenfalls in feststehenden Dörfern lebten (Hunter 334). Bei manchen Völkern sind nur die Winterhütten unbeweglich und daher solider construirt, die Sommerhütten dagegen leicht gebaut um ohne Schwierigkeit abgebrochen und fortgeschafft werden zu können. Bei den Mandan (Lewis and Clarke 82, Pr. Max. c, II, 118, 273) findet sich indessen keine wesentliche Verschiedenheit zwischen beiden.

Im Süden war der Hausbau zum Theil besser als im Norden. Zwar glichen die Hütten in Virginien sehr denen von Neu England, nur daß sie zwei Eingänge hatten und neben ihnen noch ein Schutzdach für die Vorräthe errichtet war, aber das Haus des Herrschers war zwischen 50 und 60 Yards lang und an seinen vier Ecken standen „als Wächter" ein Drache, ein Bär, ein Leopard und ein Riese (Strachey 70, 54). Auf Roanoke Island fand W. Raleigh 1584 Häuser von Cedernholz die mit Palisaden umgeben waren (Williamson I, 31). In Nord Carolina lebten oft mehrere Familien in einer Wohnung beisammen, in deren Nähe besondere Vorrathshäuser standen; besonders hübsch gebaut, außen und innen mit Thon bekleidet waren die letzteren bei den Santee in Süd Carolina (Lawson 176, 16). Die Pani wohnen zu 10—12 Familien in kreisrunden soliden Hütten die mit Rasen gedeckt und in mehrere Räume als Schlafstätten für die Einzelnen getheilt sind (de Smet 305, Pike II, 276). Die Betten der Indianer bestehen aus niedrigen Bänken die mit Matten oder Rohrgeflecht bedeckt sind, bisweilen auch aus viereckigen Kästen von Fellen in die man durch ein viereckiges Loch hineinsteigt (Strachey 72, Pr. Max. c, II, 120). Die Raths- und Versammlungshäuser sind

größer und fester gebaut als die der Einzelnen, doch meist nur dürftig ausgestattet (M'Coy 530).

In der viel gerühmten Stadt Apalache fand Cabeza de Vaca (p. 520) nur ein schlechtes Dorf mit Strohhütten, wogegen sie fast nur zehn Jahre später 250 Häuser gehabt haben soll. Die Berichte über de Soto's Zug erzählen von hölzernen Brücken im nördlichen Theile dieses Landes, geben der Stadt Ocali 600, der Stadt Mobile 80 sehr große Häuser, während Coza deren 500 gehabt haben soll (Herrera VI, 7, 10 und 12; VII, 1, 12 und 2, 1). Zwanzig Jahre später (1560) war letzteres aus Furcht vor den Spaniern fast ganz von den Eingeborenen verlassen (Davila Padilla I, 63). Die Häuser der Creek, 30′ lang und 12′ breit, bestehen aus zwei Abtheilungen, einer Küche und einer Wohnstube und sind aus Fachwerk erbaut; neben ihnen steht ein Vorrathshaus, das unten ein Magazin, oben einen Bodenraum enthält. Die Reichen und Vornehmen besitzen außer dem Wohnhaus, das vorn mit einer Halle versehen ist, und dem Vorrathshaus einen hübschen offenen Pavillon und eine besondere Küche. Groteske Figuren von Thieren Bäumen und Menschen sind überall als Schmuck angebracht (Bartram 184, 435 und Ms. bei Squier 230). Die Cherokee haben länglich viereckige Häuser von je drei Zimmern und neben jedem ein kleines warmes Haus für den Winter, sie sind 60—70′ lang, manche zweistockig, doch ohne Fenster; besonders interessant ist die mehrere hundert Menschen fassende Rotunde welche für die großen Versammmlungen bestimmt ist (Bartram 353, Timberlake 59). Aehnlich wird die Einrichtung der Wohnungen bei den Natchez von Adair (413, 417) beschrieben, welche außen und innen mit Kalk oder Thon geweißt, den Flintenkugeln meist undurchdringlich, aus starkem Holzwerk aufgeführt waren und wie bei den verwandten Taensas (Coll. N. Y. H. S. II, 269) regelmäßig angelegte Dörfer bildeten. Nomadenvölker wie die Navajos besitzen natürlich nur elende Hütten. Große abgetheilte Häuser für mehrere Familien haben auch die Eingeborenen von Neu Caledonien, die im Winter unter der Erde wohnen (Cox II, 327, 335).

Ueber die Kleidung können wir kurz sein. Sie fehlt nirgends und namentlich erscheinen die höher stehenden Völker, insbesondere die Irokesen niemals ohne eine solche (La Potherie III, 15). Sie bestand gewöhnlich aus Thierfellen der verschiedensten Art welche die Indianer

gut zuzubereiten verstanden und wie ihre Zelte oft mit Bildern ihrer Waffenthaten schmückten (Catlin I, 145ff.). Mäntel um die Schultern oder ein Wams, Beinkleider, Gamaschen und Mocassins wurden am meisten getragen; die letzteren waren Schuhe ohne Hacken aus frisch gegerbtem Wildleder, das gebräunt und oft übelriechend vom Räuchern in fauligem Holze, dadurch angeblich gegen den Biß der Klapperschlange schützte. Bei den Irokesen hatten sie nur hinten und oben eine Naht (Morgan 360). Andere Völker brachten die Nähte auf der Sohle oder an anderen Stellen an, bei einigen waren die Mocassins spitziger, bei anderen breiter: daher konnte aus der Fußspur leicht auf das Volk geschlossen werden welchem das Individuum angehörte von dem sie herrührte. Auch die Hufe der Pferde werden, z B. von den Apachen, mit dicker Pferde- und Ochsenhaut beschuhet (Pfefferkorn I, 393). Eine Beschreibung der im Norden gebräuchlichen Schneeschuhe und ihrer verschiedenen Arten hat Kohl (II, 154) gegeben. Nächst den Kleidern von Thierhäuten wurden in alter Zeit in Virginien von den Chokta und weiter im Norden von den Delaware und Irokesen Federmäntel getragen zu denen besonders die einheimischen welschen Hühner das Material lieferten (Strachey 40, 58, Adair 423, de Laet III, 18, Loskiel 62). Auch in Nord Carolina, wo man außerdem Mäntel von Fellen, Pelz oder Zeug hatte, gab es dergleichen und sie waren mit sehr schönen Figuren geziert (Lawson 191). Aus dem Haar des Büffels und des Oppossum wurden in Süd Carolina Bänder, Gürtel u. dergl. verfertigt (ebend. 116, 121), auch einige andere Völker webten Tücher aus Büffelhaar (Hunter 289), doch geschah dieß nicht häufig. Gewebte Zeuge scheinen in großer Ausdehnung nur im Süden gemacht und zur Kleidung in älterer Zeit verwendet worden zu sein. Oviedo (XVII, 25f.) erzählt daß de Soto auf seinem Wege von Apalache tiefer in's Innere die Weiber in weiße Gewänder gekleidet fand, welche aus den sehr festen, aber zarten Fäden der inneren Rinde des Maulbeerbaumes gesponnen und gewebt waren (vgl. auch du Pratz II, 192), daß die Häuptlinge in Coza wie anderwärts auf Bahren getragen wurden die man mit weißen Tüchern behing, und daß man Strümpfe und Halbstiefel bei den Eingeborenen sah die wie die spanischen gemacht waren. Von Zeugen die aus Pflanzenfasern verfertigt und gefärbt waren in Guachacoya unweit des Mississippi spricht auch Herrera (VII, 7, 6).

Weiße künstlich gemalte Matten oder Teppiche mit scharlachrothen Fransen erwähnt Laudonnière (48) in Florida; die Natchez insbesondere, deren Weiber das Büffelhaar spannen, fertigten Matten aus Hanf und bemalten sie mit allerlei Figuren (Adair 422 f.). Eine Art von Leinen aus Hanf, wie es an der Nordwestküste Amerika's gewebt wurde, sollen auch die Irokesen herzustellen verstanden haben (M'Culloh 80), und vermuthlich war es dieses, nicht Baumwollenzeug, wie La Potherie (I, 316) angiebt, das sie zu ihren Rüstungen verwendeten. Später hat hauptsächlich der Mangel an eigenen Webereien die Eingeborenen, besonders nachdem die Jagd durch den Pelzhandel zu Grunde gerichtet war, in eine schnelle und vollständige Abhängigkeit von den Lieferungen gewebter Zeuge durch die Händler gebracht, und da sie mit diesen nur unregelmäßig versorgt wurden, geriethen sie dadurch vielfach in Noth und ihre Gesundheit litt Schaden.

Der Putz des Indianers ist häufig phantastisch, besonders bei Festlichkeiten, für welche namentlich das Gesicht mit unregelmäßigen Streifen und Figuren von allen Farben bemalt zu werden pflegt, eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit, die nicht selten einen halben Tag zu ihrer Vollendung erfordert. Abgelegte europäische Uniformstücke spielen bei dem Putze neuerdings bisweilen eine große Rolle (Paul Wilh. 304); in älterer Zeit dagegen bestand der werthvollste Schmuck in den Zeichen des Adels den die Tapferkeit verlieh. Zu diesen gehörten vor Allem die Federn des sog. Kriegs- oder Calumet-Adlers (amerik. Steinadler, falco furcatus nach Schoolcr. II, 72, aquila chrysaëtos nach Farnham Trav., aquila fulvus oder melanaëtos nach Andern), welche zu tragen nur das erprobte Heldenthum berechtigte. Eine ähnliche Auszeichnung waren Hörner, vielleicht ein Bild der Stärke des Büffels, die oben am Kopfe des Tapferen befestigt wurden (Catlin). Den Aufputz der Kleider, Pfeifen, Waffen und anderer Gegenstände mit Federn, Skalplocken, Thierbälgen und dergleichen unterlassen wir näher zu beschreiben. Ferner gehörte das aus Muschelschalen geschliffene Wampum nebst Kupferperlen, die jedoch seltener gewesen zu sein scheinen, zu den werthvollsten Schmucksachen. Auch ächte Perlen gab es, in Schnüre aufgereiht; sie wurden in Virginien den Königen mit in's Grab gegeben, doch waren sie glanzlos, da man die Muscheln mit Feuer zu öffnen pflegte (Strachey 132). Als charakteristisch erwähnen wir noch daß die Weiber als der schwä-

chere, unterdrückte und geringer geachtete Theil der Gesellschaft, auf den Putz nicht so große Sorgfalt verwenden konnten und durften als die Männer, denen z. B. bei den Kräheninndianern das lange Haar als ausschließliche Zierde vorbehalten blieb.

Das Tättowiren früher sehr allgemein im Gebrauch, besonders in den südlichen Ländern, hat sich hauptsächlich wohl in Folge des Verkehres mit den Weißen bei vielen Völkern allmälich verloren (Heckewelder 341, du Pratz II, 199), doch glaubte Lafitau (II, 42) daß es manchen ganz fremd gewesen sei. Die Nord-, Kupfer- und Hundsrippen-Indianer tättowirten sich auf jeder Backe mit 3—4 parallelen schwarzen Streifen, die sie mit einer Nadel ritzten und durch eingeführten Kohlenstaub färbten (Hearne 257). In ähnlicher Weise geschah es bei den Chippeway und Knisteno (Dunn 106), bei den Mandan und Menitarri (Pr. Max. II, 116, 216). Die Eingeborenen von Neu England zeichneten sich auf diese Weise wie die Assineboins Thierfiguren der verschiedensten Art auf die Haut (Hutchinson I, 413, Lettres édif. I, 645), und diese Malereien erstreckten sich bisweilen über den ganzen Oberkörper (Loskiel 64). In Virginien war es nur ein Schmuck der Weiber (Strachey 66), wogegen es bei den südlicheren Völkern nur den Tapferen als Auszeichnung gestattet gewesen zu sein scheint, wie bei den Natchez (Adair 389, Bossu I, 187), obwohl es auch als Zeichen der Aufnahme eines Fremden in einen anderen Stamm und demnach als nationales Zeichen erwähnt wird (Bossu I, 122). Daß es in alter Zeit in Florida üblich war, erzählen Laudonnière (6) und Coreal (I, 30).

Die Ausstattung der Indianerwohnung war nach unseren Begriffen höchst ärmlich. Irdene Töpfe von verschiedener Größe und Form, rohe Bänke und einige Teller und Schüsseln von Holz, geflochtene Körbe und Matten, Beutel von Leder und mancherlei Thierfelle waren meist der ganze Hausrath. Das Irdengeschirr wurde aus freier Hand gemacht, seltener über hölzerne Formen gezogen oder in geflochtenen Körben geformt und später gebrannt (Hunter 289); glasirt wurde es nicht, bei manchen Völkern aber einige Zeit in den Rauch gehängt (Adair 425). Das beste Geschirr der Irokesen war das schwarze, von großer Festigkeit und ziemlich guter Politur; das gewöhnliche wurde aus einer Mischung von Thon mit pulverisirtem Quarz hergestellt (Morgan 354).

Von den spärlichen Webereien ist vorhin schon die Rede gewesen. In neuerer Zeit hat besonders Gregg (I, 182) von den herrlichen Baumwollenwebereien der Navajos, den wasserdichten Decken die sie fertigen, und den schönen Federstickereien auf Thierhäuten erzählt, Backus (bei Schoolcr. IV, 209) diese Angaben bestätigt, Simpson (a, 78) dagegen ihre Richtigkeit bezweifelt, obwohl mit Unrecht. Sie lösen die Wollenstoffe welche sie aus Neu Mexico erhalten in ihre einzelnen Fäden auf und verweben sie auf's Neue nach ihrem eigenen Geschmacke (Möllhausen a, II, 235). Morgan hat seiner genauen Schilderung der technischen Leistungen der Irokesen viele Abbildungen ihrer Stickereien mit Wampumperlen an verschiedenen Kleidungsstücken (Schurz, leggins, mocassin, Gürtel u. dergl.) beigegeben, welche von sehr feiner und großentheils recht geschmackvoller Arbeit zeugen. Die Nadeln deren man sich dabei bediente waren Borsten vom Stachelschwein oder spitzige Knochen. Zum Färben standen ihnen alle Farben zu Gebote, und selbst Völker die sich sonst durch Kunstfertigkeiten nicht auszeichneten, wie die Dakota, benutzten sowohl vegetabilische als mineralische Farben (Eisenoxyd) zu diesem Zwecke (Schoolcr. IV, 69).

Das Gerben der Häute geschah meist mit dem Gehirn des Rehes, auch mit Gehirn oder Fett von anderen Thieren, mit Baumrinde oder Brei von jungem Mais (Belknap III, 69, Lawson 208), und es wird versichert daß die Eingeborenen die Behandlung des Leders besser verstanden als selbst die Weißen in den Vereinigten Staaten, da sich das ihrige weniger dehne und der Zerstörung durch die Würmer in geringerem Grade ausgesetzt sei (Hunter 200). Sollte das Fell so zubereitet werden daß das Haar desselben geschont blieb, so spannten sie es zunächst im Schatten auf, rieben es mit einer Mischung von frischem Büffelharn und Thon ein und erhielten es zwei bis drei Tage lang feucht; dann wurde es gereinigt, mit Gehirn eingerieben und ausgewaschen, hierauf ihm mit Kleie eine größere Dichtigkeit gegeben, endlich getrocknet und abgekratzt oder durch Hin- und Herziehen über ein Stück Holz geschmeidigt und im Rauch aufgehängt (ebend. 287). In neuerer Zeit fertigten die Navajos besonders gute Lederarbeiten (Gregg a. a. O., Davis 411), Sättel und Zäume für die Pferde, Beinkleider u. s. f. Sonst waren die Sättel meist von Holz und wurden nur mit einer Decke belegt, worunter die Thiere oft stark gelitten haben mögen.

Werkzeuge von Metall fehlten in den nördlichen Ländern gänzlich (Hutchinson I, 413, Memoirs H. S. Penns. III, 129), doch soll Hudson solche von Kupfer bei den Manhattans in der Gegend des jetzigen New York gefunden haben (Schoolcr. VI, 100), und Fletcher erzählt (bei Schoolcr. IV, 227) daß die Winebagoe in früherer Zeit Blei schmolzen in Oefen welche in die Erde gegraben wurden und die Form einer umgekehrten Pyramide hatten. Die Eingeborenen von Florida fand Ribault (1562) zwar im Besitze von Gold, Silber, Blei, Kupfer in großer Menge und von vielen Perlen, doch erwähnt er von Werkzeugen nur eine Art von kupfernem Messer bei ihnen, dessen sie sich bedienten um den Schweiß abzukratzen (Works iss. by the Hakluyt Soc. VIII, 104 f.). Auch unter den Athapasken und Kenai scheinen nur die Atnah am Kupferfluß sich auf die Verarbeitung des Eisens zu verstehen, das sie von den Russen eintauschen (Wrangell 98).

In Folge dieses Mangels blieben die Waffen sehr unvollkommen und es fehlte an schneidenden Werkzeugen. Meisel von Stein und das Feuer* mußten meist das leisten was bei uns die Axt ausführt. Die Messer von Quarz welche die Irokesen hatten (Morgan 358) reichten natürlich nicht weit, sie schnitten damit den Seifenstein und andere nicht zu harte Mineralien; die Figuren welche sie formten, werden gerühmt wegen der Richtigkeit ihrer Proportionen (ebend. 383). Auf welche Weise freilich die steinernen Pfeifenröhre hergestellt wurden die man in Neu Niederland in Gebrauch fand (de Laet III, 11), dürfte schwer zu sagen sein. Auch hier sehen wir uns wieder auf die früher schon gemachte Bemerkung hingewiesen, daß die Künste der Indianer zur Zeit der Ankunft der Europäer bereits in Verfall gerathen waren und nach derselben immer mehr verloren gingen, weil jene durch den europäischen Handel von nun an leicht mit Allem versorgt wurden, was sie selbst nur durch lange fortgesetzte mühselige Arbeit und gleichwohl oft nur in unvollkommener Weise herzustellen vermochten.

Die Kähne der Eingeborenen von Neufundland waren aus Baumrinde und nur 20′ lang (de Laet II, 2), doch besuchten sie mit ihnen

* Einen sinnreichen Apparat zum Feueranmachen den die Eingeborenen erfanden um das anstrengende Reiben zweier Hölzer zu vermeiden hat Morgan (381) beschrieben. Er besteht aus einem spitzen Stock mit einem Rade die sich abwechselnd nach links und rechts drehen in Folge der Torsion eines sich aufwickelnden Fadens der an einem Bogen befestigt ist.

alljährlich von Fogo aus das 40—50 miles vom Lande entfernte Funk Island (Cartwright I, 10). Dieselbe Art von Fahrzeugen hatten die Abenaki (Lettres édif. I, 676), die Huronen (Sagard 129) und die Indianer von Neu England, welche jedoch außerdem auch Kähne besaßen die aus einem einzigen großen Fichtenstamm gearbeitet waren, wie es deren auch bei den Cherokee für 15—20 Menschen, in Virginien für 40, und in Florida gab (Hutchinson I, 414, Timberlake 60, Strachey 75, Ribault a. a. O.). Die ersteren waren meist nur klein, sie faßten bei den Abenaki höchstens 6—7 Personen, doch gab es anderwärts deren von 12—40' Länge, die bis 30 Menschen tragen konnten (Morgan 367). Am häufigsten wurden sie aus Birkenrinde gebaut, nicht selten aus einem einzigen Stücke, das man über ein Gerippe von Holz zog. Auch Büffelhäute benutzte man in ähnlicher Weise um Kähne zu überziehen (vgl. namentlich Lafitau II, 213). Baumstämme aus denen man Kähne herstellen wollte, wurden mit Feuer ausgehöhlt und dann mit Muschelschalen bearbeitet (Young a, 135). Nägel von Holz oder Metall wurden zum Kanoebau gar nicht verwendet, sondern Alles nur genäht und gebunden mit Cedernbast; zum Kalfatern brauchte man vorzüglich Harze (Näheres bei Kohl I, 43). So schwach diese Fahrzeuge auch waren, gingen doch die Seminolen von Westflorida auf ihnen bis nach den Bahamainseln und Cuba um Handel zu treiben (Bartram 218), und die Indianer von Süd Carolina sollen einst eine Flotte gebaut haben um direct nach England zu handeln, natürlich mit dem unglücklichsten Erfolge (Lawson 11). An Unternehmungsgeist und Geneigtheit zum Handel, die Hudson an den Indianern mit denen er zusammentraf, durchgängig hervorhebt, hat es in alter Zeit überhaupt nicht in dem Maaße gemangelt als sich oft angegeben findet. So zeichneten sich namentlich die Narraganset vor anderen Völkern durch Fleiß und Handelsthätigkeit aus, lieferten ihren Nachbarn Wampum, Schmuck aller Art, Pfeifen und Irdengeschirr und tauschten dafür von ihnen Biber- und andere Felle für die Engländer ein (Potter 8 nach Hutchinson). Ebenso zeugt es für eine rege Betriebsamkeit im Handel daß in Neu England in älterer Zeit, ebenso wie in Florida von Cabeza de Vaca (541) erzählt wird, selbst während des Krieges der Handel unter den feindlichen Völkern ungestört blieb.

Die Waffen des Indianers bestanden in früherer Zeit nur aus

Holz Knochen und scharfen Steinen. Bogen und Pfeil, Lanzen und Keulen, die Streitaxt (Tomahawk) in ihren verschiedenen Formen und das Skalpirmesser waren die hauptsächlichsten. Schutzwaffen, Schilde, Rüstungen von Zeug und von Holz (letztere bei den Irokesen, La Potherie I, 316, aus Zweigen geflochten bei den Huronen, Sagard 206) waren seltener. Hölzerne Schwerter und Schilde werden in Virginien, das Blasrohr bei mehreren Völkern, doch hauptsächlich nur als Kinderwaffe angeführt (Strachey 105, Morgan 379). Die alten Waffen von Stein wurden später durch solche von Eisen verdrängt und durch Flinten, welche den Eingeborenen von Neu England schon in der ersten Zeit der Kolonisation durch Händler, englischer und französischer Seits, zugeführt wurden. Daß diese selten und erst in späterer Zeit gut schießen lernten, hat seinen Grund in der abergläubischen Furcht des Indianers vor dieser neuen und für ihn so geheimnißvollen Waffe, und daß sie die Fabrikation derselben sowie die Bearbeitung des Eisens überhaupt lange Zeit hindurch nicht betrieben, erklärt sich zum Theil aus dem Umstande daß man bemüht war sie vor ihnen verborgen zu halten. Nach Einführung der Feuerwaffen blieben Bogen und Pfeil meist nur noch in den Händen der Kinder. In Neu England fand man um 1620 außer Pfeilspitzen von Hirschhorn, Knochen, Adlerklauen u. dergl. auch solche von Messing in Gebrauch (Elliott I, 63, Drake zu Church e 299), deren Ursprung unbekannt ist. Bei den Chippeway gab es in alter Zeit Leute die sich ausschließlich mit der Verfertigung steinerner Pfeilspitzen beschäftigten (Squier Antiqq. 128 note nach Schoolcraft). Vergiftete Pfeile sollen im Kriege von den Dakota (Keating I, 432) und im 16. Jahrhundert in Florida gebraucht worden sein (Davila Padilla I, 64), bei allen übrigen Völkern wird nichts dieser Art erwähnt, daher man jene beiden Angaben mit einigem Zweifel aufzunehmen hat.

3. Eine Schilderung des gesellschaftlichen Lebens der Eingeborenen von Nordamerika beginnt am besten von den kleineren Kreisen in denen sich dieses bewegt, von der Familie als dem hauptsächlichsten Träger der socialen Beziehungen. Die inneren Verhältnisse derselben sind hauptsächlich durch die Stellung der Frau bedingt, welche bei den Indianern wie bei allen culturlosen Völkern eine untergeordnete und gedrückte, oft selbst eine verachtete ist. Schon als Kind gilt das Mädchen wenig neben dem Knaben, denn dieser wird eines Tages ein großer

Krieger werden. Ist sie herangewachsen, so wird ihr Aufmerksamkeit und Rücksicht von Seiten des jungen Mannes zutheil der um sie wirbt, aber auch meist nur so lange die Bewerbung dauert. Ihre Schönheit oder Häßlichkeit kommt wenig in Betracht, nur Fleiß und Arbeitskraft werden an der Frau geschätzt, nächstdem ihre Fruchtbarkeit (Hunter 242). Ist sie unfruchtbar, so sinkt sie ganz zur dienenden Magd herab und wird verstoßen. Dieser Gesichtspunkt prägt sich deutlich darin aus, daß der Creek sein Weib als „seines Sohnes Mutter" bezeichnet und daß in Pennsylvanien in alter Zeit der Mord eines Weibes das Kinder zu gebären fähig war, schwerer gebüßt wurde als selbst der eines Mannes (Holm in Memoirs H. S. Penns. III, 136, Swan bei Schoolcr. V, 272, Buchanan 328).

Wie jedes Familienglied im Wigwam seinen bestimmten Platz hat, so sind auch die Arbeiten namentlich zwischen Mann und Frau bestimmt getheilt. Jenem fallen Krieg und Jagd als Hauptgeschäft zu, dieser die häuslichen Dinge. Sie baut das Feld, das abzubrennen und zu roden allein Sache des Mannes ist (bei den Irokesen, La Potherie III, 19), sie erntet die Früchte ab und bereitet die Nahrung, sammelt und trägt das Holz wie das erlegte Wild aus dem Walde heim. „Ihre Arbeit ist nie fertig", sagt Mrs. Eastman von dem Dakota-Weibe, „sie macht das Sommer- und das Winterhaus. Für jenes schält sie im Frühling die Rinde von den Bäumen, für dieses näht sie die Rehfelle zusammen. Sie gerbt die Häute aus denen sie Röcke Schuhe und Gamaschen für ihre Familie zu machen hat, während noch andere Sorgen auf ihr lasten. Wenn ihr Kind geboren ist, kann sie nicht sich ausruhen und pflegen. Sie muß für ihren Mann das Rudern des Kahnes übernehmen, Schmerz und Schwäche wollen dabei vergessen sein." Von Allem was dem Thätigkeitskreise des Mannes angehört, muß sie sich streng fern halten, dieß verlangt die Sitte und der Aberglaube: sie darf bei den Dakota kein Pferd reiten und niemals eines zäumen (Schoolcr. III, 230). Trotz der schweren und endlosen Arbeit die ihr oft aufgebürdet ist, halten Heckewelder (251) und Hunter (253) ihr Leben für nicht beschwerlicher als das der Männer, außer da wo sie auch die Feldarbeit zu thun hat und wo Holz und Wild selten sind. Zur richtigen Würdigung ihres Looses ist vornämlich die Bemerkung Mackenzie's beachtenswerth, daß die Sklaverei des Weibes bei den Biber-Indianern zum Theil die natürliche Folge der kargen Subsistenz-

mittel und der großen Anstrengungen ist welche die Jagd von dem Manne verlangt: das Leben des Weibes ist um so härter, je karger die Natur, je häufiger Noth und Elend und je roher überdieß in Folge davon die Menschen sind. Dieß Alles ist in hohem Grade bei den Nordindianern und Cheppewyans der Fall (Hearne 98, 110, 260, West 188), bei denen der Ringkampf ganz gewöhnlich über den Besitz eines Weibes entscheidet und von Achtung der Familienbande daher keine Rede ist: die Behandlung der Weiber ist die roheste und oft wahrhaft grausam (N. Ann. des v. 1852, IV, 327). Merkwürdig ist dabei nur dieß, daß die Frau welche durch den Ringkampf einem Anderen zufällt, immer weint und sich untröstlich zeigt, entweder von Herzen oder weil es der Anstand fordert. In Folge ähnlicher Verhältnisse stehen wohl die Weiber der Hasen- und Hundsrippen-Indianer auf der untersten Stufe der Menschheit (Richardson, Arctic search. exped. 1851). Von diesen und anderen Beispielen der Art abgesehen, läßt sich dem Indianer im Allgemeinen nicht der Vorwurf machen daß er sein Weib mißhandle; er ist dazu zu stolz, hat ein zu großes Gefühl seiner Würde und sieht das andere Geschlecht zu tief unter sich. Mit einem Weibe zu zanken oder es zu schlagen galt für unwürdig des Kriegers und erst der Branntwein hat Excesse dieser Art häufig gemacht (Hunter 38, 256). Als Dienerin bleibt die Frau in der Regel unbeachtet und unberücksichtigt; theilnehmende Sorgfalt für sie von Seiten des Mannes, wie bei den Delaware (Loskiel 76), und eine gewisse Aufopferung ihr zur Liebe kommen vor (Heckewelder 254), doch nur in vereinzelten Beispielen.

Trotz ihrer untergeordneten Stellung haben die Weiber bisweilen doch bedeutenden Einfluß. Dieß ist z. B. bei den Cheppewyans der Fall, hauptsächlich in allen Handelsangelegenheiten (Schoolcr. V, 176, Dunn 108). Die Weiber der Irokesen und einiger anderen Völker hatten sogar eine Stimme über Krieg und Frieden (Rogers), und es mag wohl sein daß in älterer Zeit bei vielen Völkern, wie bei den Natchez, die Weiber in höheren Ehren standen (Nuttall 268), da man Weiber selbst mit der Häuptlingswürde bekleidet fand bei den Narraganset, Sogkonate, Winibeg, Creek (Drake III, 64 ff.); auch bei den Potowatomi wird Aehnliches erwähnt (Atwater 290, andere Beispiele bei Tanner). Daß sie bei den Ojibway am Kriege, den Rathsversammlungen und selbst den Midéfesten theilnehmen (Kohl I, 176)

ist eine sonst wohl nirgends weiter vorkommende Vergünstigung. Die Navajos (spr. Navahos, Bartlett I, 325) behandeln ihre Weiber rücksichtsvoller als sonst bei den Indianern gewöhnlich ist, diese nehmen an den öffentlichen Versammlungen Theil und haben überhaupt eine gewisse Selbstständigkeit, weil sie ihre Herden zu eigen besitzen und daher den Mann verlassen können ohne dadurch elend und hülflos zu werden: die grobe Arbeit wird daher meist nicht von ihnen, sondern von den Armen und Schutzbedürftigen gethan (Davis 411, Backus bei Schoolcr. IV, 214, Möllhausen II, 233).

Wie sehr die menschliche Natur überall dieselbe ist, bezeugt der merkwürdige Umstand, daß trotz der Erniedrigung des Weibes Beispiele von romantischer Liebe nicht einmal sehr selten sind. Im Lande der Muskogee giebt es einen Lover's Leap, einen Felsen von dem sich einst zwei verfolgte unglücklich Liebende zusammen herabstürzten in den Fluß (White 571, 486), und der Mississippi hat seinen Maiden's rock, an den sich eine ähnliche Sage knüpft (Keating I, 292, Mrs. Eastman). Daß sich Mädchen in Folge von unglücklicher Liebe erhingen, ist oft vorgekommen, und es giebt selbst Beispiele von Selbstmord bei Männern aus gleichem Grunde (Heckewelder 442, Tanner I, 288). Auch Liebestränke und andere Geheimmittel dieser Art fehlen nicht: ein gewisses Pulver dem Bilde des Geliebten in der Herzgegend aufgestreut, zieht nach dem Glauben der Chippeway-Mädchen dessen Liebe herbei (Keating II, 159). Selbstmord, den manchmal schon ein geringer ehelicher Zwist veranlaßt, ist bei den Weibern häufiger als bei den Männern, welche sich bisweilen aus Neid gegen den Ruhm eines Rivalen umbringen, und gilt zwar für thöricht, doch nicht für sittlich verwerflich (ebend. 168). Nach Bossu (II, 50) bliebe der Selbstmörder im südlichen Alabama unbegraben und würde als Feigling verachtet. Bei den Cherokee war Selbstmord aus Kummer über die Entstellung durch die Blattern (1738) sehr häufig (Adair 232). Schwere Unglücksfälle oder Verluste, auch Liebesgram oder Eifersucht führen zu ihm: ein Weib begrub sich einst mit ihren Kindern in den Fällen des Mississippi von S. Anthony, da ihr Mann ein zweites nahm (ebend. I, 310). Das berühmte Beispiel einer südamerikanischen Indianerin, die sich auf dem Grabe ihres Geliebten umbrachte um nicht in die Hand der Spanier zu fallen (Guevara II, 11) ist von del Barco Centenera (Argentina, Canto XII) aus-

führlich besungen worden. Bei den Knisteno geschieht es öfter daß das Weib auf dem Grabe des Mannes sich selbst opfert (Mackenzie, Dunn 94), bisweilen werden aber auch Mädchen bei ihnen von ihren Eltern selbst umgebracht um sie dem elenden Loose zu entziehen das ihrer im Leben wartet (Mackenzie). In Neu Caledonien geben sich Weiber nicht selten selbst den Tod in Folge schwerer Krankheiten und der Ueberbürdung mit Arbeit (Cox II, 331).

Im Allgemeinen ist es Regel daß die Eltern die Ehe ihrer Kinder beschließen und daß diese auch ohne vorausgegangene nähere Bekanntschaft sie willig eingehen, weil sie sich leicht wieder auflösen läßt (Tanner I, 234). Bei den Irokesen wie bei den Ojibway und anderen Algonkinvölkern waren es hauptsächlich die Mütter welche die Ehen stifteten. Die unverheiratheten jungen Männer hatten bei den ersteren fast gar keinen Verkehr mit den Mädchen und durften öffentlich nicht einmal mit ihnen reden, obwohl trotz dieses äußeren Anstandes Ausschweifungen nicht selten gewesen sein sollen; der junge Mann von 25 Jahren erhielt bei ihnen oft eine ältere Frau zugetheilt als er selbst war, der alte Wittwer dagegen wählte sich ein junges Mädchen. Die Braut brachte ihrer künftigen Schwiegermutter ein paar Maiskuchen, die sie für ihren Verlobten gebacken hatte, und erhielt von ihr ein Stück Wildpret dagegen. Nach anderen Angaben mußte sie auch Holz in's Haus des Bräutigam's schaffen, und die Ehe wurde einfach damit geschlossen, daß sich der junge Mann neben dem Mädchen in der Wohnung niedersetzte (Lettres édif. I, 649, La Potherie III, 13, Morgan 320, 323). Die Ojibway pflegten die jungen Leute zur Ehe nicht zu zwingen und es kamen bei ihnen bisweilen auch Heirathen gegen den Willen der Eltern vor, wie auch bei den Potowatomi bei denen sich ein junges Paar durch Davonlaufen der elterlichen Strenge entzog, namentlich in neuerer Zeit, da die alten Sitten mehr und mehr abkamen (Keating II, 154, I, 110). War zwar die Ehe meist ein bloßer Kaufcontract unter den Eltern, so verhielt es sich doch anders unter den jungen Leuten selbst. Wer um ein Mädchen werben wollte, strebte sich auszuzeichnen und schickte seine beste Jagdbeute dem Mädchen, das ihm, wenn es ihm wohlwollte, davon ein Stück gekocht mit kleinen Liebesgaben zurücksandte; um den berühmten Krieger warben dagegen vielmehr die Mädchen, bei den Osagen durch Darbieten einer Maisähre, ohne sich dadurch etwas

zu vergeben (Hunter 83, 236), und die Ehe selbst wurde meist nur dadurch geschlossen, daß bei einem Feste das man veranstaltete, beide Theile ihren Willen als Mann und Frau zu leben öffentlich erklärten und man ihnen mit gemeinsamen Kräften eine Hütte bauete (ebend. 239). Die Creek hatten verschiedene Arten der Eheschließung. Die strengere Weise hatte zur Folge daß die geringste Freiheit die sich der Mann oder die Frau später nahm, als Ehebruch angesehen und mit Spießruthenlaufen gestraft wurde; sie bestand darin, daß der Mann der Geliebten etwas Fett von einem selbst erlegten Bären schickte, ihr das Feld behacken und namentlich Bohnen pflanzen half, die mit den neben sie gesteckten Stangen das Sinnbild inniger Vereinigung und Gebundenheit darstellten (Swan bei Schoolcr. V, 269). An der Grenze von Canada pflegten die Brautleute einen 4′ langen Stock an den Enden zu fassen, so daß sie durch ihn zuerst noch voneinander getrennt waren; ein älterer Mann hielt dann eine Rede und zerbrach den Stock in so viele Stücke als Zeugen gegenwärtig waren, welche diese Stücke sorgfältig aufzubewahren hatten. Bei den Naudowessis (Sioux) wurde die Ehe durch Abschießen von Pfeilen über die Köpfe der Brautleute geschlossen, was durch die Verwandten geschah, welche als Zeugen dabei anwesend waren; der Mann mußte ein Jahr lang bei seinen Schwiegereltern dienen (Jones I, 171). Bei mehreren Algonkinvölkern dauerte diese Abhängigkeit überhaupt solange als keine Kinder da waren, der neue Haushalt blieb mit dem älteren völlig vereinigt (La Potherie I, 126, Morse App. 134). Das umgekehrte Verhältniß trat bei den Kansas und Osagen ein: sobald die älteste Tochter heirathete, gebot sie über den ganzen elterlichen Haushalt, selbst über Mutter und Schwestern, welche letzteren gewöhnlich (wie auch bei den Omaha) an ihren Mann zugleich mitverheirathet wurden, und die Schwiegereltern geriethen oft in eine völlige Dienstbarkeit beim Schwiegersohne (Say bei James I, 123 f., 230, Gregg II, 189). Außerdem fordert die Sitte der Dakota Assineboin und Omaha daß Schwiegereltern und Schwiegerkinder einander nicht ansehen noch anreden; sie bedecken sich voreinander den Kopf und die letzteren bewohnen in der Hütte jener einen besonderen abgetheilten Raum, der Name des Schwiegervaters darf nicht ausgesprochen werden, und selbst Onkel und Tanten der Neuvermählten haben dieselbe Zurückhaltung zu beobachten (Tanner I, 309, Say bei James I,

253); bei den Mandan herrscht eine ähnliche abergläubische Scheu der Schwiegermutter vor dem Schwiegersohne (Pr. Max. c, II, 132), auch den südlichen Völkern war diese Sitte in alter Zeit nicht fremd (Cabeza de Vaca 528).

So leicht und schnell die Ehe eingegangen wird — bei den Navajos durch bloßes Zusammenessen von Maisbrei aus einem Gefäße (Davis 415) — so leicht wird sie auch wieder gelöst, um so mehr als sie bei vielen Völkern ursprünglich nicht auf Lebenszeit, sondern nur auf ein Jahr oder auf noch kürzere Zeit geschlossen zu werden pflegt: bei den Huronen, deren Leben freilich vorzugsweise vor wie nach der Verheirathung sehr ausschweifend gewesen sein soll, gab es Ehen auf Probe für einige Tage (Sagard 160 f., 165, 188), und in Neu England wurden Leute die zusammenlebten, erst später durch den Sachem für immer miteinander verbunden, wenn sie sich gegenseitig gefielen (Trumbull I, 38 nach Hutchinson). In Virginien waren die Häuptlinge welche beliebig viele Weiber hatten, nur an die erste Frau dauernd, an die übrigen aber erst dann gebunden, wenn sie mit ihnen länger als ein Jahr gelebt hatten (Strachey 110). Bei den Muskogee dauerte die Ehe ein Jahr, pflegte aber, wenn Kinder aus ihr entsprungen waren, regelmäßig erneuert zu werden (Bartram). Solche Ehen auf Zeit gab es meist bei den südlichen Völkern (Adair 141). Wurde bei den Creek die Ehe nach einem Jahre getrennt, so war eine anderweitige Verheirathung nicht vor dem nächsten Erntefeste gestattet, das die Bedeutung einer allgemeinen Reinigung von Sünde hatte (Swan bei Schoolcr. V, 272). Die Scheidung, welche bei den Seminolen stets „eine gerichtliche Untersuchung und einen öffentlichen Urtheilsspruch" erfordert haben soll (Bartram 112), war sonst meist ganz in den Willen des Mannes gestellt; nur bei einigen Völkern scheint sie auch dem Weibe freigestanden zu haben. Abneigung, die man oft von höheren Geistern eingegeben glaubt, ist schon hinreichend die Ehe zu lösen, doch behält die Frau ihre Hütte, meist auch ihre Kinder, und sucht sich weiter zu verheirathen; indessen tritt nicht leicht Scheidung ein, wenn mehrere Kinder vorhanden sind (Hunter 244). Unfruchtbarkeit von manchen Völkern als Beweis der Untreue und künstlicher Fehlgeburten, von andern als Unglück betrachtet, hat gewöhnlich Verstoßung zur Folge (de Laet II, 11, Keating I, 131, II, 165). Gänzliche Unfruchtbarkeit soll indessen äußerst selten sein,

häufig dagegen künstliche Fehlgeburten bei Verheiratheten wie bei Unverheiratheten, denn meist werden nicht mehr als 3—4 Kinder aufgezogen (Hunter 195); doch scheint Kindermord, abgesehen von einzelnen Fällen der Eifersucht und der materiellen Noth, nur bei einigen gesunkenen Völkern in größerer Ausbreitung vorzukommen.

In Neu England war selbst zwischen Bruder und Schwester in der königlichen Familie die Ehe möglich, wenn sonst kein ebenbürtiger Gatte zu finden war (Potter 171 nach Hutchinson); der Cherokee durfte Mutter und Tochter zusammenheirathen, mußte aber sonst die verbotenen Verwandtschaftsgrade beobachten (Adair 190), deren Vernachlässigung in Nord Carolina mit dem Feuertode gestraft wurde (Lawson 186). Bei den Omaha wurde selbst entfernte Verwandtschaft zu einem Ehehinderniß (Say bei James I, 234), und bei vielen Völkern bestand in alter Zeit die feste Sitte, welche wir noch näher erläutern werden, immer nur in einen fremden Stamm zu heirathen (Cabeza de Vaca 531, Loskiel 72 u. A.). Sie herrscht auch bei den Kenai Atnah und Koluschen, welche sich in verschiedene Stämme oder Geschlechter theilen, deren jedes nur in das andere heirathen darf, während die Kinder stets zum Stamme der Mutter gezählt werden (Wrangell 104), und die nächsten Erben eines jeden seine Schwesterkinder sind.

Hierin begegnen wir einer Ansicht von den verwandtschaftlichen Verhältnissen die in Nordamerika allgemein verbreitet, der bei uns geltenden aber gerade entgegengesetzt, und besonders befremdend auch wegen der tiefen Stellung ist die dem Weibe sonst zugewiesen wird, denn trotz derselben gelten nur Verwandtschaften in weiblicher Linie für wirkliche Verwandtschaften; überdieß gab es, man weiß nicht ob bei allen, jedenfalls aber bei vielen Völkern, keinen Unterschied zwischen Seitenverwandten und Verwandten in auf- oder absteigender Linie: die Schwestern und Brüder der Mutter hießen Mütter und Väter, die Söhne und Töchter der Mutterschwester hießen Geschwister u. s. f., wodurch das Zerfallen der Familie in collaterale Zweige verhindert und ein weit engerer Zusammenhalt der kleineren Kreise zu einer großen Familie begründet wurde als dieß bei uns der Fall ist. Jedes Irokesenvolk war in acht Geschlechter getheilt welche durch ihre Marke (Totem bei den Algonkin) bezeichnet waren: Wolf, Bär, Biber, Schildkröte; Reh, Schnepfe, Reiher, Falke, von denen Bär und Reh

die ursprünglichen gewesen sein sollen.* Die gleichnamigen Geschlechter der einzelnen Völker betrachteten sich als Brüder, waren wirklich blutsverwandt und hierauf beruhte die Festigkeit dieses Völkerbundes hauptsächlich. In alter Zeit konnten die ersten vier Geschlechter nur in die letzten vier heirathen und umgekehrt, später mußten Mann und Frau wenigstens immer verschiedenen Geschlechtern angehören, die Kinder wurden immer zu dem Geschlechte der Mutter gerechnet und demgemäß alles Eigenthum und alle Würden und Rechte nur in weiblicher Linie vererbt (Morgan 79 ff.). Hier und da hat allerdings die Macht des Herrschers das Recht durchbrochen das in der entwickelten Ansicht von den Verwandtschaftsverhältnissen wurzelte, aber diese Ansicht selbst scheint im Princip überall gleich festgestanden zu haben. Wie bei den Irokesen gehörten auch bei den Cherokee und den Völkern von Nord Carolina die Kinder der Mutter und folgten ihr im Falle einer Scheidung (Colden I, 13, Timberlake 66, Lawson 185). Wo die Herrscherwürde erblich war, konnte sie nicht vom Vater auf den Sohn übergehen, sondern nur von der Mutter, die dem Königsgeschlechte angehören mußte: daher hören wir vielfach, daß der Schwestersohn succedirte (bei den Huronen, Attakapa, Cherokee, in Nord Carolina und anderwärts, Rogers 280, Bossu bei Fabri II, 186, Lawson 195), was höchst wahrscheinlich so zu verstehen ist, daß diese Erbfolge insbesondere dann eintrat, wenn der Herrscher ältere Schwestern hatte, die selbst zwar nicht zur Regierung gelangen konnten, ihre Ansprüche aber auf ihre Söhne vererbten; nur wenn Schwestern nicht vorhanden oder ohne männliche Nachkommen waren, konnte hier und da (wie es scheint) ausnahmsweise der älteste Sohn des Herrschers unmittelbar an dessen Stelle treten, wie dieß wohl zu unbedingt Trumbull (1, 40) als Sitte in Neu England angiebt. Dieselbe Weise der Succession fand in Süd Carolina statt und in Virginien, wo den Brüdern (d. h. den Söhnen derselben Mutter, ohne Rücksicht auf den Vater) und nächst diesen den Schwestern und deren Kindern die Erbfolge zukam (Lawson 51, Strachey 70). Von seinem Vater und dessen Verwandten konnte niemand etwas erben, sondern nur

* Eine Ausnahme machten nur die Oneida und Mohawk, welche bloß die drei Geschlechter des Wolfs, des Bären und der Schildkröte hatten. Nach Colden (I, 1), Lafitau (I, 464) und W. Smith (74) wäre diese Dreitheilung vielmehr allgemein gewesen bei den Irokesen.

von der Mutter, deren Brüdern und Schwestern, der eigenen Schwester u. s. f. (bei den Huronen nach Sagard 173). Bei den Creek und Natchez wie bei den Kenaiern bestimmten sich Stand und Rang des Mannes nur nach der Familie zu welcher seine Mutter gehörte. Es lag in dieser ganzen Einrichtung eine Art von Entschädigung des Weibes für das Uebergewicht des Mannes das sie oft so schwer empfinden mußte, und wir möchten in ihr nicht ausschließlich oder auch nur vorzugsweise ein tiefes Mißtrauen gegen die eheliche Treue des Weibes ausgesprochen finden, dem die Abkunft der Kinder von väterlicher Seite als stets zweifelhaft und nur die von mütterlicher als gewiß gegolten hätte, sondern der zu Grunde liegende Gedanke scheint vielmehr darin zu bestehen, daß der Antheil der Mutter an ihrem Kinde weit größer sei als der des Vaters, daß von jener in die Bildung des Kindes weit mehr übergehe als von diesem. Schwerlich richtig ist, daß wie Carver angiebt, das Kind nach der Ansicht der Indianer den Leib von der Mutter, die Seele vom Vater erhalte und daß man ihm den Namen der ersteren gebe, weil sie allein mit voller Sicherheit bestimmbar sei. Unsere Auffassung der Sache, für welche spricht, daß das Kind der Mutter im Falle der Scheidung folgte und zu ihrem Stamme gerechnet wurde, scheint ferner durch die in alter Zeit sehr allgemeine Sitte unterstützt zu werden daß sich der Mann von seinem Weibe während der Schwangerschaft und selbst längere Zeit nach derselben, in Florida zwei Jahre hindurch, fern halten mußte (Holm in Mem. H.S. Pennsylv. III, 126, La Potherie III, 16, Cabeza de Vaca 536). Die gewöhnliche Deutung, daß man die Frau während ihrer Schwangerschaft ebenso als „unrein" angesehen hätte wie dieß für die Dauer der Menstruation der Fall war, da sie dann in ähnlicher Weise abgesondert in einer Hütte für sich leben mußte und vielen Beschränkungen unterworfen war, ist wohl kaum zu billigen. Es scheint vielmehr daß sie durch ihre Abgeschiedenheit vor allen störenden Einflüssen bewahrt und unter den besonderen Schutz höherer Geister gestellt bleiben sollte, wie sich zu diesem Zweck auch der Fastende, um sich auf große Thaten und wichtige Unternehmungen würdig vorzubereiten, in die Einsamkeit des Waldes zurückzog. Wahrscheinlich glaubte man von der Enthaltsamkeit das Gedeihen des Kindes vor und selbst noch nach seiner Geburt abhängig.

Die Geringschätzung der Weiber, ihre oft leichte Erhaltung und

bloße Benutzung als Arbeitskraft, ihr frühes Altern in Folge von angestrengter Arbeit, ihre durch Kriege zeitweise herbeigeführte Ueberzahl sind überall die Hauptmotive zur Polygamie. Diese war durchgängig in Nordamerika erlaubt, beschränkte sich aber der Natur der Sache nach meist auf die Häuptlinge und berühmten Krieger, bei den Natchez auf die Adeligen, die eine Hauptfrau und mehrere Nebenweiber hatten (Hunter 243, Garcilasso Hist. de la conq. I, 1, 4, Lettres édif. I, 760). Mehrere Frauen zu haben ohne sie ernähren zu können galt für schimpflich. Wo sich angegeben findet daß keine Vielweiberei stattfand (bei Irokesen und Apachen, Lafitau I, 555, W. Smith 80, Pfefferkorn I, 388) ist Scheidung häufig und willkürlich, so daß ein Wechsel der Weiber an die Stelle der Polygamie trat; indessen versichert Morgan (324) daß Scheidung in alter Zeit bei den Irokesen schimpflich gewesen sei. Bei manchen Völkern beschränkt sich die Polygamie, wie schon erwähnt, fast ganz auf den Gebrauch daß der Mann mit seiner Frau zugleich auch deren Schwestern zur Ehe erhält, was sich auch insofern empfehlen mochte als darin eine größere Bürgschaft für die Einigkeit der Weiber untereinander zu liegen schien. Für diese wurde außerdem auch dadurch gesorgt, daß jede derselben in einer besonderen Hütte wohnte, oder bei den Völkern deren Häuser für mehrere Familien eingerichtet waren, doch ihr besonderes Feuer hatte (Osagen, Morse App. 219, 227). Häusliche Zwiste, die von dem Manne in sehr kategorischer Weise beigelegt zu werden pflegten, kamen überhaupt nur selten vor.

Bei vielen Völkern soll in früherer Zeit die Sitte bestanden haben, daß die Ehe im Laufe des ersten Jahres nicht vollzogen wurde (Lafitau I, 574), und die Heirath selbst geschah erst in reiferem Alter als späterhin gewöhnlich war, nicht vor dem 20. Jahre und nach vollbrachten Kriegsthaten (Hunter 232). Die Weiber waren in hohem Grade abgehärtet, und besonders bei den nomadisch lebenden Völkern, wie den Dakota und andern, war die Geburt eines Kindes ein Ereigniß durch das die Frau kaum auf kurze Zeit von ihren sonstigen Arbeiten entbunden wurde. Unmittelbar nach der Geburt, bei welcher sie die Dienste einer Hebamme, bisweilen auch den Beistand eines Mannes erhielt, nahm sie selbst nebst dem Kinde ein kaltes Bad und begab sich dann mit diesem beladen wieder an die Arbeit oder auf die Reise; minder hart als die Dakota-Weiber waren die der Potowatomi in

dieser Hinsicht (Keating I, 434, 130). Beim Gebären zu schreien galt für schimpflich (La Potherie III, 21) und hatte, glaubte man, die Folge daß aus dem Kinde nur ein Feigling wurde.

Bei dem harten Loose des Weibes ist es erfreulich einiger Einrichtungen zu gedenken die dasselbe etwas zu mildern und seiner Hülflosigkeit einigen Schutz angedeihen zu lassen bestimmt waren. Dahin gehört die schon erwähnte gleichzeitige Versorgung der Schwestern mit der Heirath der einen von ihnen; bei den Knisteno hatte der Wittwer die Pflicht die Schwester seiner verstorbenen Frau zur Ehe zu nehmen (Dunn 93); bei den Ojibway und Omaha wurde die Wittwe nach überstandenem Trauerjahre das sie fern von Männern — bei den Potowatomi selbst in Unreinlichkeit, ungewaschen und ungekämmt (de Smet 294) — zubringen mußte, die Frau ihres Schwagers, welcher für die Kinder seines verstorbenen Bruders zu sorgen hatte (Keating II, 165, Say bei James I, 243). Auch anderwärts war es die Pflicht der Freunde des verstorbenen Mannes für dessen Wittwe zu sorgen, wenn sie innerhalb eines Jahres keine Gelegenheit fand sich wieder zu verheirathen (Loskiel 83); nur bei den Irokesen soll der Wittwe eine zweite Ehe verboten gewesen sein (Backus bei Schoolcr. VI, 57), und in Nord Carolina stand der Wiederverheirathung bisweilen wenigstens die Schwierigkeit entgegen, daß der zweite Mann die Schulden des ersten zu bezahlen verbunden war, während an die Frau, für deren Lebensunterhalt übrigens gesorgt wurde, kein Anspruch dieser Art gemacht werden konnte (Lawson 179, 187). Meist kehrt die Wittwe wie die geschiedene Frau zu ihren Eltern zurück, Waisen werden in anderen Familien adoptirt, wozu es nie an Bereitwilligkeit fehlt, für die Armen und Kranken haben die Verwandten zu sorgen (Hunter 251). Ist ein Mann im Kriege gefallen, so fleht seine Wittwe um Rache für ihn; wer sie ihr zusagt, ist dadurch mit ihr verlobt und nimmt den Namen des Gefallenen an. Man glaubt in diesem Falle daß sie für ihren früheren Mann desto größere Liebe beweise, je früher sie sich wieder verheirathet. Um ihre Familie aufrecht zu halten wählt sie wohl auch einen der Kriegsgefangenen (ebend. 237, 247). Bei den südöstlichen Völkern mußte die Wittwe, wenn nicht der Bruder ihres Mannes sie zur Ehe nahm, bei Strafe des Ehebruchs drei oder selbst vier Jahre ganz eingezogen und abgeschlossen der Trauer leben (Adair 186 ff.).

Die tiefe, zum Theil selbst verachtete Stellung des weiblichen Geschlechtes brachte vieles Entwürdigende für dasselbe mit sich. Wundert man sich weniger darüber daß die rohen Nordindianer, die ihre Töchter sorgfältig hüten und deren Eifersucht nicht selten zum Morde des untreuen Weibes führt, bisweilen in Weibergemeinschaft leben, bei welcher sich der Ueberlebende zur Versorgung der Kinder des Todten verpflichtet (Hearne 112, 128, 260), so ist dagegen auffallender, daß schon in älterer Zeit das Anbieten von Weibern und Mädchen bei vielen Völkern zur Gastfreundschaft zu gehören schien (Carver, in Virginien nach Strachey 79, bei den Knisteno nach Mackenzie). Bei den Osagen geschah dieß nur mit den Nebenweibern; die Assineboin pflegen sich ein Geschenk dafür auszubedingen, wogegen den Chippeway diese Unsitte fremd ist (Featherstonaugh 290, West 35ff., 53), und sich die Sioux in dieser Hinsicht ebenfalls vortheilhaft von den Mandan und Riccara unterscheiden (Perrin du Lac II, 34). Auch daß bei Festen das Weib einem Anderen überlassen wird um dessen Gunst zu gewinnen, ist sehr gewöhnlich (Pr. Maximilian), und den Verkauf an einen Andern mußte es sich in Nord Carolina gefallen lassen (Lawson 187). Die Prostitution der Weiber und Mädchen aus Gewinnsucht hat jedenfalls erst in neuerer Zeit unter dem Einflusse der Weißen in hohem Grade zugenommen. Indessen ist nicht zu leugnen daß schon in älterer Zeit die Mädchen bei mehreren Völkern ein ausschweifendes Leben führten ohne daß dieß Anstoß erregte, was sich natürlich im Laufe der Zeit nicht gebessert hat, wogegen nur die Frauen als gebunden betrachtet wurden, denn sie waren Eigenthum des Mannes und durchaus von diesem abhängig (Cartier bei Ramusio ed. Venet. 1606, III, 382, Champlain I, 294, de Laet II, 11, Bossu II, 18, Lawson 34 und 187, Swan bei Schoolcr. V, 272). In Süd Carolina bei den Waxsaw gab es öffentliche Mädchen, von denen der Herrscher ein Einkommen bezog; sie waren am Schnitte des Haares kenntlich und trieben Handelsgeschäfte (Lawson a. a. O.). Dagegen liegt auch eine Reihe unzweifelhafter günstiger Zeugnisse aus älterer und neuerer Zeit vor. Die roheren Völker von Neu Caledonien freilich und die Knisteno, welche auf Keuschheit überhaupt nicht viel halten, obwohl sie nicht ohne Erlaubniß des Mannes verletzt werden darf, und keinen Unterschied zwischen ehelichen und unehelichen Kindern machen (Dunn 92, Schoolcr. V, 116, Cox II, 331), treiben die

Prostitution der Mädchen in großem Umfange; die Ojibway setzten aber noch in neuerer Zeit einen hohen Werth auf die Sittsamkeit des anderen Geschlechtes, welche bei den Kansas und Omaha eine natürliche Folge davon war, daß weder ein Häuptling noch ein tüchtiger Jäger ein gefallenes Mädchen zur Frau genommen haben würde (Keating II, 165, Say bei James I, 128). Die Potowatomi sind zwar obscön in Worten, was ihnen als Witz gilt, aber selten oder nie in Handlungen (Keating I, 118); auch bei den Sauk verfallen Unzucht und Ehebruch der Verachtung und Schande (ebend. I, 225 ff.). Daß die Mädchen bei den Irokesen ausschweifend lebten, hat Lafitau (I, 584) für die ältere Zeit gegen Lahontan und das Zeugniß der Lettres édifiantes entschieden in Abrede gestellt, ebenso wie für die neuere Heriot (339) in dieser Rücksicht mit Backus (bei Schoolcr. VI, 57) im Widerspruch steht. Es mag sich verhalten haben wie in Neu England, wo es neben sehr züchtigen Weibern auch ausschweifende, obwohl nicht in Ueberzahl gab (Young a, 364). Hudson fand an dem Flusse seines Namens die Weiber sehr sittsam und zurückhaltend (Collect. N. Y. H. Soc. I) und Ribault spricht sich ebenso über die von Florida aus (Works iss. by the Hakluyt Soc. VIII, 100). Galt doch bei den Muskogee schon die Frau für eine Ehebrecherin die einem Manne zu trinken gab ohne sich einige Schritte zu entfernen (Adair 143). Hunter (233) erzählt daß bei vielen Völkern die jungen Leute beider Geschlechter in demselben Hause schlafen, ohne daß Ausschweifungen davon die Folge seien, obwohl die Verführung dadurch allerdings erleichtert werde; den Verführer treffe in solchem Falle größere Verachtung als das Mädchen, das später oft noch Gelegenheit finde sich zu verheirathen.

Leidenschaftliche Eifersucht ist beim Indianer nicht selten; daher wird Ehebruch oft mit groben Verstümmelungen am Weibe gestraft, durch Abreißen der Nase, was auch sonst im Streite vorkommt, häufig auch nur durch die beschimpfende Strafe des Kahlscherens oder des Auspeitschens (Pr. Max. c, I, 572, Tanner II, 34, Pfefferkorn I, 388, Garcilasso a. a. O. II, 1, 13, Morgan 330). Die Verführung eines Weibes gab nach der Sage die Veranlassung daß die Assineboin von den Dakota sich trennen mußten und sich mit ihnen verfeindeten (Keating I, 405). In Süd und Nord Carolina dagegen wurde Ehebruch leicht mit Geschenken gesühnt und an der Frau ge-

wöhnlich nicht weiter bestraft (Lawson 34, 188); überhaupt forderte das Sittengesetz der Indianer meist nur daß die Ehe vom Weibe nicht ohne Erlaubniß des Mannes gebrochen werde, was in Virginien als ein seltener Fall bezeichnet wird (de Laet III, 18). Nicht oft kam es vor daß auch der Verführer des fremden Weibes gestraft wurde, wie in Alabama, wo man ihn schlug, ihm den Kopf kahl schor und mit dem Weibe zusammen fortjagte (Bossu II, 22), und bei den Muskogee, die ihn körperlich züchtigten und ihm die Ohren abschnitten, während das Weib ihr Haar und im Wiederholungsfalle Ohren, Lippen oder Näse verlor (Adair 143).

Unnatürliche Laster, eine häufige und ohne Zweifel die traurigste Folge der Polygamie, fehlen auch in Nordamerika nicht, und man hat sogar behauptet daß sie bei allen Völkern vorkämen (Tanner I, 206, Perrin du Lac II, 35). Wo dieß nicht der Fall war, ließ es sich leicht constatiren, da man überall wo sich Männer als Weiber gekleidet fanden und alle sonst den Weibern zukommenden Geschäfte verrichteten, mit einiger Sicherheit darauf schließen durfte. Dieß wird sehr häufig erwähnt (Hennepin 220, Marquette 53, La Salle in Collect. N. Y. H. S. II, 237 bei den Illinois, Bossu II, 101 bei den Chokta, Cabeza de Vaca 538 und Coreal I, 33 in Florida überhaupt, Pr. Max. c, II, 132 bei den Mandan u. a., Lafitau I, 52), und Marquette fügt merkwürdiger Weise hinzu, daß die Männer in Weiberkleidern bei den Illinois in besonderem Ansehen gestanden hätten. Unter den Osagen, heißt es bei Mc Coy (360), sind einzelne Männer in Weiberkleidern, bei den Kansas kommt dieses Laster bisweilen vor (Say bei James I, 129), bei den Dakota ist es selten und verachtet (Keating I, 436), in Nord Carolina ist es unbekannt (Lawson 186): es scheint demnach daß ihm keine große Verbreitung zukam und daß es hauptsächlich nur deshalb so häufig erwähnt wird, weil es sich im Aeußeren schon durch die Kleidung kund gab. Ein gewisser Zusammenhang desselben mit den abergläubischen Vorstellungen der Indianer wird dadurch angedeutet, daß ein Sauk erzählte, wem der Mond, die böse Gottheit, im Traum erscheine, der ziehe Weiberkleider an und diene als Weib (Keating I, 216), und J. Irving (I, 194) theilt eine Geschichte mit, nach welcher ein gefeierter Krieger einem Traume gehorchend Weiberkleider anlegte, obgleich ihm dieß allgemeine Verachtung zuzog.

Die Liebe der Indianer zu ihren Kindern ist so zärtlich und innig als sie sein kann. Tritt Hungersnoth ein, so erhalten die letzteren stets das Meiste und Beste (West 125), und es werden viele Beispiele der Aufopferung für sie erzählt, von Vätern die den in Gefangenschaft gerathenen und mit dem Tode bedrohten Sohn dadurch retteten, daß sie für ihn eintraten und ihr eigenes Leben für ihn hingaben (Domenech im Ausland 1858, p. 939, Bossu I, 194), von Müttern die für ihre Kinder sich in jede Gefahr stürzten (Say bei James I, 244). Auch daß sich Weiber für ihre Männer aufopferten, für Weiße oder Eingeborene, wird mehrfach mitgetheilt. Ellis (204) erzählt einen Fall, in welchem sich beide Eltern miteinander stritten wer von ihnen ihrem Kinde entbehrlicher sei, als der sinkende Kahn nur noch eines von beiden zu tragen vermochte — jedes von ihnen wollte das Opfer sein. Die Zärtlichkeit der Indianer erstreckt sich nicht bloß auf ihre eigenen Kinder, sondern sie sind überhaupt nachsichtig und liebevoll gegen diese.

Einst kamen Indianer nach Quebec und sahen dort einen französischen Knaben trommeln. Einer von ihnen ging nahe hinzu um zuzusehen und erhielt von dem Knaben einen Trommelschlag ins Gesicht, so daß Blut floß. Den höchst aufgebrachten Indianern Genugthuung zu geben sollte der Thäter gezüchtigt werden; als man aber damit Ernst machte, baten sie selbst für ihn seiner Jugend wegen, und da man dennoch nicht abließ, zog einer sein Kleid aus und deckte den Knaben mit den Worten: „Schlagt mich wenn ihr wollt, aber nur nicht den Knaben“ (Le Jeune, Hist. de la N. France 1633, p. 145).

In dem Kriege zwischen den Fuchsindianern und Chippeways im 17. Jahrhundert gerieth der Sohn eines berühmten alten Chippeway-Häuptlings, Bi-aus-wah, in die Gewalt der ersteren, während der Vater von seinem Wigwam abwesend war. Als er nach Hause kam, hörte der alte Mann die traurige Nachricht und da er das Schicksal kannte das seinen Sohn treffen würde, folgte er der Spur der Feinde allein und erreichte ihr Dorf als sie gerade das Feuer anmachten um den Gefangenen lebendig zu braten. Kühn trat er mitten unter sie und bot sich selbst statt seines Sohnes an. „Mein Sohn“, sprach er, „hat erst wenige Winter gesehen, seine Füße haben den Kriegspfad noch nie betreten, aber das Haar meines Hauptes ist weiß, ich habe viele Skalps über den Gräbern meiner Verwandten aufgehängt, sie waren von den Köpfen eurer Krieger genommen: macht das Feuer um mich her an

und laßt meinen Sohn nach Hause zurückkehren." Das Anerbieten wurde angenommen und der alte Mann, ohne daß er einen Seufzer ausgestoßen hätte, an dem Pfahle verbrannt (Schoolcraft).

Ein Indianer vom Stamme der Kennebecks erhielt zur Belohnung für geleistete Dienste Land und siedelte sich in einer neuen Stadt an unter den Weißen. Zwar wurde er von diesen nicht schlecht behandelt, aber dem allgemeinen Vorurtheile gemäß zeigte man ihm auch keine Theilnahme. Besonders trat dieß beim Tode seines einzigen Kindes hervor. Kurz darauf ging er zu einigen Bewohnern der Stadt und sagte zu ihnen: „Wenn weißen Mannes Kind sterben, Indianer Mann traurig, er ihn begraben helfen. Wenn mein Kind sterben, Niemand mit mir sprechen, ich machen sein Grab allein. Ich kann nicht leben hier." Er gab seine Farm auf, grub sein Kind wieder aus und nahm es 200 Meilen weit durch die Wälder mit zu den Canada-Indianern (Drake).

Auch arbeitsunfähige und blödsinnige Kinder werden von den Potowatomi wohl verpflegt, es zu unterlassen gilt für schändlich und kommt selten vor (Keating I, 96). Stirbt die Mutter, so wird der Säugling bei den Huronen aufgezogen und die Kinder vergelten diese Liebe durch Unterstützung der Eltern im Alter (Sagard 167, 169). Ueberhaupt sind die Familienbande trotz der Polygamie oft fest und innig: der Indianer ist stolz auf eine große Familie (Keating II, 153), und die häufige Adoption eines Fremden an die Stelle eines Verstorbenen, der dann dessen Weib nimmt und so ganz dessen Platz ausfüllt, daß es sogar für ihn als recht gilt seine eigenen Verwandten im Kriege zu erschlagen, wenn er ihnen als Feind begegnet (ebend. I, 225, Mc Coy 137), hat nur den Zweck die Familie vor dem Aussterben sicher zu stellen. Beispiele von Aufopferung der Kinder für die Eltern, des Bruders für den Bruder (Swan bei Schoolcr. IV, 48, Say bei James I, 254) legen Zeugniß ab von der festen Anhänglichkeit der Familienglieder an einander. Vorzüglich innig war bei den Irokesen die Liebe des Sohnes zur Mutter, bei der er stets eine Hütte hat und Speise findet (La Potherie I, 358), dagegen pflegt sich der Vater namentlich um die Tochter nur wenig oder gar nicht zu kümmern. Ueberhaupt beweisen die Jüngeren den Aelteren meist große Achtung, sowohl innerhalb als auch außerhalb der Familie; sie widersprechen ihnen nie, sondern unterwerfen sich stillschweigend ihrer

Führung, selbst in Dingen die sie besser wissen: alte Leute genießen Pflege und Verehrung und werden respectvoll als „Großvater“ und „Großmutter“ angeredet (Heckewelder 114, 117, 270ff.). So will es die alte gute Sitte, die in späterer Zeit freilich vielfach vernachlässigt worden ist. Trotz dieser Pietät ist es kein seltener Fall, daß alte und kranke Leute von ihren Angehörigen mit etwas Nahrung Feuer und Wasser versehen, auf der Wanderung zu der die Noth zwingt, ausgesetzt und ihrem Schicksale überlassen werden, und daß selbst die Todten unbeerdigt bleiben; man scheidet alsdann weinend von den Hülflosen, aber die Nothwendigkeit der Selbsterhaltung zwingt die übrigen zu dieser Härte (Chepewyans, Nordindianer, Sioux nach Mackenzie, Hearne 187, 280, West a. a. O., Mrs. Eastman). Es geschieht dieß oft mit, seltener wider den Willen der alten Leute, die bisweilen selbst die Ihrigen um den Tod bitten, den zu geben nur den eigenen Angehörigen erlaubt ist, wogegen der Todtschlag eines nicht zur Familie gehörigen Menschen unter solchen Umständen nur im allgemeinen Rathe beschlossen werden kann (Lafitau I, 488). Daß alte hülflose Leute um den Tod als um eine Wohlthat bitten, kommt auch im Süden in Alabama vor (Bossu II, 26), im Westen der Hudsonsbai sollen die Eltern von ihren Kindern es sogar als die Erfüllung einer Pflicht verlangen daß sie sie im Grabe erdrosseln (Ellis 207, Long bei Forster III, 285).

Die kleinen Kinder werden meist auf einem Bret oder einer Art von Wiege befestigt, welche oft hübsch verziert, mit Spielsachen und Amuleten behängt ist und von der Mutter auf allen ihren Wegen und bei allen ihren Geschäften mit herumgetragen wird. Bei den Natchez pflegte man Knaben auf Pantherfelle, Mädchen auf Häute von Büffelkälbern zu legen, damit sie die Gemüthsart dieser Thiere sich aneignen möchten (Adair 420). Bei den Irokesen wurden in älterer Zeit die Kinder, besonders die Töchter, sehr gut von der Mutter erzogen, hauptsächlich durch freundliches Zureden (La Potherie III, 16). Die Zucht war meist äußerst nachsichtig. Harte Schläge galten den meisten für eine Barbarei und scheinen fast nur von den Ojibway und von den Dakota, doch von diesen bloß den Mädchen, nicht den Knaben ertheilt worden zu sein (Keating II, 153, Prescott bei Schoolcr. III, 240), was darin seinen Grund hatte, daß man sich des Ungehorsams und der zügellosen Wildheit der Knaben vielmehr freute, weil

man in ihnen einen Beweis von selbstständiger Kraft sah. Ging man darin doch so weit, daß Knaben die sich feig gezeigt hatten, zu Hause von der Mutter auf jede Weise gereizt wurden, und daß diese sich gern den Schlägen und Stößen des Kindes preisgab in der Hoffnung es dadurch zu Muth und Kühnheit zu erziehen (Hunter 264). Die Eltern ließen den Kindern am Quälen der Kriegsgefangenen thätigen Antheil nehmen (Charlevoix), denn sie wünschten ihnen die Gefühle des Hasses und der Rache und jene unerbittliche Härte gegen den Feind frühzeitig einzuimpfen die den Indianer auszeichnet. Kinder der Sioux sah man auf dem Schlachtfelde den feindlichen Todten Stücke Haut abziehen, ihnen Fingerglieder herunterschneiden und sich spielend mit diesen Trophäen schmücken (Mrs. Eastman). Die rohen Takhali geben ihren Kindern sogar einen förmlichen Unterricht in der Grausamkeit, besonders in der Thierquälerei (West 153). Als Strafen welche die Kinder erhielten, werden bei den Creek Nadelstiche in's Bein (Swan bei Schoolcr. V, 273), sonst aber nur Schwarzmachen des Gesichtes und damit verbundenes Fasten genannt (Keating I, 93, 122, Morse App. 133); außerdem wirkte noch die Furcht vor dem großen Geiste, der dem Widerspenstigen kein Glück auf der Jagd und im Kriege verleihe, als Erziehungsmittel, das die Kinder bestimmte sich die Abhärtung durch kalte Bäder im Winter und durch Fasten gefallen zu lassen. Wer nicht zeitig aufstehen wollte, wurde mit kaltem Wasser begossen.

Die Kinder lernten spielend die nöthigen Fertigkeiten, die Knaben vom Vater, die Töchter von der Mutter. Jene übten sich vor Allem im Schießen kleiner Thiere, die bei den Irokesen und Chickasaw mit Blasröhren auf 20—30 Fuß Entfernung von ihnen erlegt wurden (Morgan, M'Kenney), und man veranstaltete ein großes Fest wenn dieß dem Knaben gelungen war. Mochte das getödtete Thier noch so klein, selbst eine Mücke oder ein Floh sein, der Ojibway hegte um so größere Hoffnungen von seinem Sohne, in je früherem Alter er zum ersten Male eine solche That vollbrachte (Keating II, 152). Um es zur Vollkommenheit zu bringen mußte sich der Knabe schon früh und unaufhörlich in den erforderlichen Künsten üben: es wird versichert daß die Kinder der Kräheninbianer schon im dritten Jahre zu reiten versuchen (Irving 191). Ein anderes Fest das zu Ehren des Kindes gefeiert wurde, war das Fest der Namengebung (Keating I,

421, II, 151), welche von einem angesehenen älteren Manne den man dazu aufgefordert hatte, vollzogen und mit einer Rede begleitet wurde, die vor Allem die Hoffnung aussprach, daß der große Geist das Kind schütze, es zu einem gewaltigen Jäger und Krieger heranwachsen lasse und dergleichen (Potowatomi u. a., Morse App. 135). Die Namen welche gegeben werden, haben stets eine bestimmte Bedeutung, wie die scherzweise beigelegten Annamen bei uns: „Schlafauge, Rothflügel, großer Donner" u. s. f. Der wahre Name darf bei Vielen aus Gründen des Aberglaubens nicht ausgesprochen werden, bleibt ein sorgfältig bewahrtes Geheimniß und wird schwerlich je gewechselt wie dieß oft mit den vulgären Namen der Fall ist, die zu den großen Thaten oder eigenthümlichen Schicksalen des Mannes in Beziehung stehen.

Am Ausgange der Kindheit steht das Fest der Mannbarkeit und Wehrhaftmachung, das bei manchen Völkern durch mehrmonatliche Ceremonien, Fasten und andere Prüfungen eingeleitet wurde (Jones I, 37). Wenn in Nord Carolina die jungen Männer und selbst die Mädchen 5—6 Wochen lang in ein dunkles Haus eingesperrt wurden wo sie hart fasteten, angeblich um sie gehorsam zu machen und abzuhärten (Lawson 233), so steht dieß ohne Zweifel mit jenem Feste der Einweihung in Verbindung, bei welchem oft sehr schmerzhafte Proben der Standhaftigkeit gefordert wurden. Vor Allem aber ist für den Uebergang des Knaben zum Manne sein „Lebenstraum" von Wichtigkeit, durch den er einen individuellen Schutzgeist erwirbt, welchen er von da an als seine „Medicin" (so haben es die Franzosen genannt) gewöhnlich in Gestalt eines Thierbalges, immer mit sich führt. Zu diesem Zwecke zieht sich der 14—15 jährige Knabe in die Einsamkeit zurück und fastet um besser träumen zu können. Der Traum offenbart ihm seine künftige Bestimmung und sein Lebensschicksal, die höheren Weisungen die er durch ihn erhält, begleiten ihn sein ganzes Leben hindurch (Beispiele solcher Träume bei Kohl). Manche sonderbare Namen erklären sich aus diesen Traumbildern: „Loch im Himmel" war der Name eines Mannes dem sein Schutzgeist durch ein Loch im Himmel erschienen war (Schoolcr. II, 160). Es handelt sich nämlich vor Allem darum, daß dieser sich sehen lasse: es muß das Fasten und Träumen so lange fortgesetzt werden bis ein Thier erscheint: Nach dem Erwachen wird diesem Thiere sogleich nachgespürt und der Balg oder sonst ein Theil des erlegten welchen der Traum besonders bezeichnete,

sorgfältig aufbewahrt und stets getragen, denn der Verlust desselben würde die tiefste Verachtung „des Mannes ohne Medicin" von Seiten Anderer und beständiges Unglück im späteren Leben zur Folge haben (Catlin).

4. Der politische Verband des Volkes beruhte in alter Zeit sehr allgemein auf einer Eintheilung in Banden oder Geschlechter, deren jedes durch ein Thier oder einen Körpertheil eines Thieres als Marke bezeichnet war, z. B. Bär, Büffel, Fischotter, Falke u. dergl. Nur ein Fisch oder ein Theil eines Fisches konnte diese Marke nicht sein* so wenig als etwas von diesem zur Kleidung oder zum Schmuck verwendet werden durfte, was wahrscheinlich damit zusammenhängt, daß man sich den bösen Geist vorzüglich als Wassergeist dachte (Kohl II, 145, I, 86 und sonst). Diese Marke hieß bei den Algonkin das Totem. Daß sie wirklich Stammeszeichen war, geht daraus hervor, daß zwischen Leuten von gleichem Totem keine Ehe stattfinden konnte: dieses läßt sich als Familienname betrachten, nur mit dem Unterschiede daß die gleichnamigen Familien bei den Indianern viel größer waren als bei uns, obwohl alle ihre Glieder sich als nahe Blutsverwandte ansahen, und daß der Familienname der Kinder von der Mutter, nicht vom Vater herkam. Daß sich dieß bei den nördlichen Algonkin umgekehrt verhalten habe, wie Parkman (a, I, 10 note) behauptet, ist nicht wahrscheinlich. Wenn ein Einzelner nach seinem Namen gefragt wurde, gab er häufig nur das Totem an; dieses wurde meist mit einem gewissen Familienstolze genannt, es knüpfte sich an dasselbe eine Art von Patriotismus (Carver), der jedoch nur dem Volke als solchem galt welchem der Einzelne angehörte. Wahrscheinlich hatte es ursprünglich eine religiöse Bedeutung: das Thier des Totem war der Schutzgeist der nach ihm benannten Familie, wurde von dieser heilig gehalten und durfte von ihr nicht gejagt werden. Hatten gewisse Thiere doch bei manchen der nordwestlichen Völker sogar eine so hohe Stellung, daß die Abstammung des Menschen und selbst die Schöpfung der Welt auf sie zurückgeführt wurde, so z. B. bei den Atnas, Kenaiern, Koluschen u. a. der Rabe und der Wolf (Wrangell 100, 111, 93, Holmberg 12). In späterer Zeit scheint bei den meisten diese Beziehung auf einen gemeinschaftlichen Stammvater in den Hintergrund

* Dieser Angabe Kohl's widersprechen indessen die Lettres édif. (I, 679), welche eine Bande des Karpfen bei den Ottawa nennen.

getreten und das Bewußtsein der Verwandtschaft die sich auf das Totem gründete, allein übrig geblieben zu sein, wie z. B. bei den Potowatomi (Keating I, 117).

Die Zahl der Familien oder Geschlechter von verschiedenem Totem innerhalb desselben Volkes wechselten von 3 (Delaware, Loskiel 168) und 5 bis zu 8, 10 und selbst 14 (Sauk, Morse App. 132). Zur Bewahrung der Stammbäume, auf welche die Indianer viel hielten, wurden die Zeichen der Totems in Bäume, Ruder, Kähne, Waffen u. dergl. nach der Ordnung eingeschnitten (Wagner u. Sch. II, 337). Diese Eintheilung in Familien bestand überall bei den südlichen Völkern (Charlevoix) — die Choktaw z. B. waren wie die Irokesen in 8 Geschlechter getheilt die zwei große Gruppen bildeten —, ebenso bei den Algonkin- und Irokesenvölkern (Huronen, Copway 69); bei den Sioux hat man sie zwar nicht gefunden, doch wohl nur aus Unachtsamkeit, da bei den verwandten Omaha eine Einrichtung dieser Art erwähnt wird (Say bei James I, 325). Ob eins der Geschlechter, wie Gallatin angiebt, immer vor den übrigen den Vorrang hatte und gleichsam Vorort war, scheint sich nicht mit Sicherheit entscheiden zu lassen. Oertlich waren die Geschlechter natürlich nicht gesondert, sondern in jedem Dorfe wohnten Leute von verschiedenen Familiennamen, Bär, Schildkröte, Wolf, zusammen (Irokesen, Lafitau I, 464, La Potherie III, 29). Daß bei den Huronen jedes Dorf seine besondere Marke gehabt habe (Sagard 348), ist schwerlich richtig.

Die höchste politische Entwickelung haben unter den einheimischen Völkern von Nordamerika die Irokesen erreicht. Die Sage von der Stiftung ihres Bundes (mit anderen Sagen gesammelt bei Schoolcraft, Notes on the Iroquois; Cusic bei Schoolcr. V, 635; Clark, Hist. of Onondaga I) ist in phantastischer Weise mit Erzählungen von Riesen und Ungeheuern verwebt und geht auf den Heros Thannawage, von Späteren meist Hiawatha genannt, zurück, obwohl das Ereigniß selbst keiner früheren Zeit als dem 15. oder 16. Jahrh. anzugehören scheint (Heckewelder 42 nach Pyrläus, Morgan 8). Es knüpft sich an den kleinen Onondaga See im Südosten des Ontario, den gewöhnlichen Versammlungsplatz der souveränen politischen Körperschaft der Irokesen (Morgan 61 f.) Nach der Erzählung eines Onondaga hielt Hiawatha bei der Gründung des Bundes folgende Rede: „Ihr Mohawks sollt das erste Volk sein, weil

ihr kriegerisch und mächtig seid, ihr Oneidas das zweite, weil ihr stets weisen Rath gebt, ihr Onondagas sollt das dritte sein, weil ihr die größte Gabe der Beredtsamkeit besitzt, ihr Senecas das vierte, weil ihr die listigsten Jäger seid, ihr Cayugas das fünfte, weil ihr die Feldarbeit und den Hausbau am besten versteht. Seid einig, ihr fünf Völker, handelt stets nach einem Sinn und kein Feind wird euch unterjochen" (Schoolcr. III, 317). Fast dieselbe Rangordnung der Völker hat Cusic angegeben, nach Heckewelder (106) und Charlevoix (216) dagegen kam der erste Platz vielmehr den Onondagas zu, die Mohawks hießen „der älteste Bruder", die Oneidas „der älteste", die Senecas „der jüngste Sohn." Gallatin bemerkt daß die Oneidas und Cayugas die jüngsten Glieder des Bundes gewesen seien, wie sich aus den Verhandlungen bei Abschließung des Easton-Traktates ergebe. Nach Morgan (96) war die Rangfolge diese: Mohawks, Onondagas, Senecas, Oneidas, Cayugas, und die drei ersten hießen „die Väter", die beiden letzten „die Kinder." Schoolcraft (V, 152) fabelt offenbar wenn er sagt, die Oneidas hätten für eins der jüngsten Glieder gegolten, der Gedanke des Bundes solle aber von ihnen ausgegangen sein. Die Tuscaroras kamen als sechstes Bundesvolk erst 1712/13 hinzu. Die Reste besiegter Völker wurden von den Irokesen stets incorporirt und als gleichberechtigt aufgenommen, doch ohne die Anzahl der Bundesglieder zu vermehren.

Wie dieses Letztere, so war die gesammte Organisation darauf berechnet einen festen Zusammenhalt bei unbegrenzter Vergrößerungsfähigkeit der Gesellschaft zu bewirken. Der Bund war oligarchisch regiert. An seiner Spitze stand eine Versammlung von 50 Häuptlingen (9 Mohawks, 9 Oneidas, 14 Onondagas, 10 Cayugas, 8 Senecas), deren Namen Titel und Würden erblich waren. Sie standen einander gleich an Macht, den höchsten Rang hatten aber die Onondagas zu denen nach Cusic das Oberhaupt des gesammten Bundes gehörte, wogegen der Oberfeldherr ein Mohawk war. In der Versammlung wurden nicht 50, sondern nur 5 Stimmen gezählt: jedes Volk hatte gleich jedem anderen eine Stimme und ein Veto (Morgan 62, 94). Der Bund ruhete auf voller Gleichberechtigung und Unabhängigkeit der einzelnen Völker voneinander in allen eigenen Angelegenheiten derselben; alle aber waren, wie z. B. aus Canassateego's Rede in Lancaster von 1773 hervorgeht (Schoolcr. III, 183), auf's Tiefste davon

durchdrungen, daß ihre Stärke einzig auf ihrer Einigkeit beruhte, und nur diese Ueberzeugung, verbunden mit einem äußerst lebhaften Ehrgefühl, machten es möglich daß Ehre und Ansehn die einzige Belohnung, Mißachtung die einzige Strafe von politischer Art war die es bei ihnen gab. Ihre Politik, höchst arglistig gegen die anderen Indianervölker in älterer Zeit (Heckewelder), war auch gegen die Weißen immer umsichtig und schlau, und bestand gegen Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrh. vorzüglich in dem Bestreben das Gleichgewicht der Macht zwischen Engländern und Franzosen möglichst zu erhalten (Charlevoix 397, 534).

Die Regierungsform des Bundes gab das Muster ab für die der einzelnen Völker. Jedes derselben hatte ein Oberhaupt im Frieden und ein zweites für den Krieg (Cusic). Eine Versammlung von Häuptlingen stand an der Spitze, deren Würde in der Familie zwar erblich war, doch so, daß sie durch Wahl zunächst unter den Brüdern und Schwesterkindern, seltener durch Wahl in weiterem Kreise übertragen und unter Umständen sogar auch wieder entzogen werden konnte. Zu jedem Beschlusse sowohl des Bundes als jeder Einzelregierung war Einstimmigkeit erforderlich. Diese zu erzielen, waren die Häuptlinge in mehrere Klassen getheilt, deren jede zuerst für sich allein zu berathen hatte (Morgan 75, 88, 112). Die Beschlüsse der Regierung wurden im Geheimen gefaßt und dem Volke in großen öffentlichen Versammlungen mitgetheilt (Lafitau I, 473 ff., La Potherie III, 11, 31). Ob letzteres gar keine Stimme in den allgemeinen Angelegenheiten hatte oder nur zuzustimmen pflegte, wissen wir nicht. Daß auch der weibliche Theil der Häuptlingsfamilien einen Einfluß hatte, scheint gewiß, doch schwerlich stimmte er selbst mit; er soll durch einen gewählten Redner seine Ansicht in den Versammlungen haben vertreten lassen (Lafitau I, 477, La Potherie III, 30). Welche Stellung die im Journal étranger (1762 Avril p. 124) erwähnten Hotouissache-Frauen hatten, wahrscheinlich eine besondere privilegirte Kaste, findet sich nicht näher angegeben. Die Gewalt der regierenden Häuptlinge war so groß, daß sie nicht bloß innerhalb des Volkes zu dem sie selbst gehörten, sondern ebenso bei jedem anderen Bundesvolke Gehorsam fanden (Morgan 96). Außer jenen gab es für jede der Banden oder Geschlechter aus denen ein Volk bestand, immer je zwei Häuptlinge welche die Privatstreitigkeiten zu schlichten hatten

(Cusic). Von späterem Ursprunge als die erblichen Häuptlinge ist der Verdienstadel, welcher auf Wahl beruhte; seine Macht wuchs aber in solchem Maaße, daß die Bundesorganisation durch ihn untergraben wurde (Morgan 71). Nach Sagard (370) besaß jedes Dorf einen Gemeindeschatz aus welchem die allgemeinen Ausgaben bestritten wurden. Wie er verwaltet wurde, ist ebenso unbekannt wie so vieles Andere das sich auf die gesellschaftlichen Einrichtungen der Irokesen bezieht, trotz der Menge von Nachrichten die wir über sie besitzen und trotz der Wichtigkeit und des Interesses, die sie namentlich auch noch dadurch erlangen, daß dieselben Institutionen von ihnen auf die Cherokee, Chippeway und andere Völker übergegangen sein sollen (Morgan 91).

Bei den Huronen war die Häuptlingswürde ebenfalls erblich und wurde während der Minderjährigkeit vom Muttersbruder verwaltet; der Häuptling entschied bei ihnen alle wichtigen Angelegenheiten endgültig allein, schlichtete die Streitigkeiten und verkündigte die Ehen (Copway 140, 143). Zu einer politischen Verfassung von ähnlicher Festigkeit wie die der Irokesen, haben sie es nicht gebracht, obwohl es unzweifelhaft ist daß zur Zeit der Ankunft der Weißen fast allerwärts eine festere sociale Organisation bestand die erst allmälich unter dem Einfluß der letzteren sich auflöste, nachdem die Eroberungen namentlich der Irokesen in dieser Richtung schon vorgearbeitet hatten. So waren z. B. die Völker im Westen des Connecticut-Flusses den Mohawk tributär geworden, die bei ihnen raubten und mordeten wenn sie nicht zahlten, und östlich von jenem Flusse scheinen die Pequots ähnlich verfahren zu sein (Trumbull I, 45).

Zur Zeit der Gründung der Kolonieen von Neu England stand dort Massasoit, König der Wampanoags an der Spitze eines Völkerbundes. Er residirte in der Gegend von Warren (Rhode Island) und seine Herrschaft erstreckte sich von Cap Cod bis zur Narraganset Bai (Steele 266). Wie er herrschten auch die Häuptlinge der Narraganset monarchisch, alle übrigen Häuptlinge, der Adel, waren ihnen untergeben, und die Würde blieb stets innerhalb derselben Familie (Potter 10). Ob die Häuptlinge der ersten Klasse Sachem und die der zweiten Sagamore hießen oder umgekehrt, oder ob beide Namen nur auf verschiedener Aussprache desselben Wortes beruhen (Young a, 210, Hutchinson I, 411, Thatcher II, 11 note) ist ungewiß,

das Letztere aber wenig wahrscheinlich, da beide Titel nebeneinander vorkommen. Die Gewalt der Sachems war allerdings meist nur discretionär: ohne die Zustimmung ihrer Vasallen konnten sie keinen Krieg anfangen, aber ein jeder derselben hatte sein fest begrenztes Land das er zum Landbau und zur Jagd an seine Vasallen auslieh, von denen er dafür einen bestimmten Antheil an der Ausbeute und alljährliche Geschenke in Getreide als Tribut erhielt. Alle Landverkäufe waren in alter Zeit von der Einwilligung der Sachems allein abhängig, denen daher auch der größte Theil der Kaufsummen zufloß. Sie hatten aber auch für die Wittwen und Waisen zu sorgen, überhaupt der Nothleidenden sich anzunehmen, und Freigebigkeit galt als ihre erste Tugend. Jeder Sachem hatte einen hohen Rath neben sich, an welchen er je nach seinem persönlichen Ansehn mehr oder weniger gebunden war: gewöhnlich entschied er allein und fand allgemeine Zustimmung. Die Verbrechen strafte er nach eigenem Ermessen und sogar meist eigenhändig an seinen Untergebenen, mit Schlägen und selbst mit dem Tode; die geringeren pflegte er der Privatrache zu überlassen (Young a, 360, Trumbull I, 40, Drake u. a.). Ganz dieselbe politische Verfassung bestand in Pennsylvanien (Holm in Memoirs H. S. P. III, 133, Buchanan 324). Höher im Norden bei den Micmac gab es gewählte Häuptlinge, wie überhaupt wo deren zwei nebeneinander bestanden, einer für die Friedenszeit, der andere für den Krieg, der letztere in der Regel aus Wahl hervorging. Auch dort erhielt der Häuptling Abgaben und die jungen unverheiratheten Leute arbeiteten nur für ihn (Charlevoix). In New Hampshire und Maine standen alle Sachems unter dem Baschaba als ihrem gemeinsamen Oberhaupt, dem man nur vermuthungsweise eine zugleich politische und priesterliche Gewalt zugeschrieben hat (Schoolcr. VI, 114). Daß de Laet (III, 3) nach J. Smith die Bassabes als ein mächtiges Volk im Westen der Tarratins nennt, beruht wohl auf einem Irrthum; nach Champlain (I, 65) führte nur ein bestimmter Häuptling den Namen Bessabez.

Daß in alter Zeit die Häuptlingswürde sehr allgemein erblich war, hat M'Culloh (123) mit Recht daraus geschlossen, daß auch Weiber und selbst Kinder als Häuptlinge genannt werden, für welche letzteren gewöhnlich der Muttersbruder die Regierung führte. Awashonks war die Königin der Sogkonate oder Seconet im südlichen Rhode

Island (Church 21) und Carver fand die Winibeg von einem Weibe beherrscht wie Juan Pardo die Bewohner von Guatari in S. Carolina (Coleccion de doc. 17) und de Soto die von Cofachiqui in Florida (Herrera VII, 1, 15). Am Potomac war im J. 1634 ein Kind mit der höchsten Würde bekleidet (Bozman 271). Wo das Oberhaupt gewählt wurde, war die Wahl meist auf gewisse Familien beschränkt. Mancherlei Intriguen, doch selten Streitigkeiten kamen bei dieser Gelegenheit vor, daß aber die Candidaten ihre Heldenthaten öffentlich erzählten und ihre Trophäen zeigten (Hunter 314), scheint eine Weise der Bewerbung zu sein die erst dem Verfalle der Gesellschaft in neuerer Zeit angehört. Erst dieser Verfall hat es mit sich gebracht daß die Macht der Häuptlinge sehr gesunken und noch weit mehr als früher von persönlichen Eigenschaften und selbst von bloß äußeren Dingen, besonders von ihrem Reichthum abhängig geworden ist. Tapferkeit und Freigebigkeit, Intrigue und Schmeichelei wurden dann die Mittel die Häuptlingswürde zu gewinnen und in Ansehn zu erhalten, was dem Uebermuthe Einzelner gegenüber oft sehr schwer war; denn jeder dünkte sich vollkommen frei und unverantwortlich für alle seine Thaten: es war nur persönliche freiwillige Nachgiebigkeit, wenn man sich dem Häuptlinge fügte. Nur im Kriege änderte sich meist das Verhältniß, da die allgemeine Sicherheit und das Gelingen des Unternehmens alsdann eine strenge Disciplin und eine dictatorische Gewalt des Häuptlings als nothwendig erscheinen ließ (Hunter 311, Morse App. 132). So haben die Apachen und die Navajos Häuptlinge nur im Kriege, im Frieden stehen bloß die Armen in einem gewissen Verhältniß der Abhängigkeit oder Hörigkeit zu den Reichen (Pfefferkorn I, 389, Schoolcr. IV, 89, 209). Aehnlich war es vor Alters auch schon bei den Völkern deren sociales Leben weniger entwickelt war: bei den Sioux, welche vor ihrer Bekanntschaft mit den Weißen gar keine Häuptlinge gehabt haben sollen, sind auch jetzt deren Anordnungen und Beschlüsse durchaus nicht maßgebend, sie können aus eigener Macht keine Verträge schließen und müssen sich durch Freigebigkeit in allgemeiner Gunst erhalten, denn obgleich ihre Würde eigentlich erblich ist, werden sie doch bisweilen abgesetzt (Prescott bei Schoolcr. II, 182, ebend. IV, 69, Parkman, Mrs. Eastman). Nur im Kriege giebt der Häuptling für dessen Dauer bestimmte Gesetze, deren Uebertretung er mit dem Zerbrechen der Flinte oder

Zerschneiden des Kleides straft (Schoolcr. IV, 62). Die rohen Tacualli haben Häuptlinge fast nur dem Namen nach und es scheint deren einziges Vorrecht zu sein, daß sie einen Uebelthäter durch ein geschenktes Kleid unantastbar zu machen vermögen (Morse App. 343). Hier und da hat man in neuerer Zeit die Häuptlinge ganz heruntergekommen und nur durch unerträgliche Bettelei ausgezeichnet gefunden (Schwarzfüße, Pr. Max. c, I, 624).

Bei den meisten der östlichen Völker waren die politischen Verhältnisse in früherer Zeit fester geordnet. In Virginien bestand zur Zeit der Gründung der englischen Kolonie in Chesapeake Bai (1606) ein ausgebreitetes Reich, das Powhatan theils durch Gewalt theils durch List gegründet hatte. Nach Capt. Smith's Darstellung, der bei ihm in Gefangenschaft gerieth, war er ein Mann von bedeutenden Geistesgaben und hatte seine Herrschaft von 8 kleinen Indianervölkern die ihm ursprünglich untergeben waren, allmälich auf einige dreißig ausgedehnt. Er wurde von allen seinen Nachbarn sehr gefürchtet und hoch geehrt und ließ sich von seinen Vasallen einen sehr großen Tribut zahlen, es heißt $^4/_5$ von ihrer gesammten Habe. Sein Wille war Gesetz und er verurtheilte den Schuldigen bisweilen zu grausamen Verstümmelungen. Zu seinem Hofstaate gehörten nächst einer Leibgarde, die auch Nachts seine Wohnung bewachte, hundert Weiber, von denen er einzelne nach Belieben verschenkte. Die englischen Kolonisten behandelte er ebenso wie diese ihn, mit List und Verstellung, ganz nur auf seinen eigenen Vortheil bedacht (Strachey 48 ff., Williamson, Thatcher I). Bei dem kleinen Volke der Santee oder Seretee in Süd Carolina bestand ebenfalls ein absolutes Königthum, und in Nord Carolina müssen die politischen Verhältnisse von ähnlicher Art gewesen sein, da wir hören daß dort über allgemeine Angelegenheiten von den versammelten Räthen des Königs entschieden wurde (Lawson 20, 195). Der Häuptling der Pani steht in so hohen Ehren, daß man vor ihm niederfällt, und er hält die Ordnung in der Gesellschaft hauptsächlich durch eine Polizeimannschaft aufrecht, die sogar Nachtwachen zu thun und den Dienst nach seiner Anordnung abwechselnd zu versehen hat (Morse App. 238, 240). Eine Art von Polizei, die jedoch nicht vom Häuptling angeordnet ist, sondern von besonderen Gesellschaften ausgeübt wird die ihre eigenen Abzeichen Tänze und Gebräuche haben, giebt es auch bei den Schwarzfüßen,

Mandan, Krähen, Riccari und anderen Völkern (Pr. Max. c, I, 576, II, 138 ff.). Die Osagen sind ihren Häuptlingen streng gehorsam. Die Würde derselben ist erblich und ihre Befugniß geht bis zu körperlicher Züchtigung. Das Volk ist in drei Stände getheilt, in Krieger Köche und Aerzte; die Köche dienen zugleich als öffentliche Ausrufer der Neuigkeiten (Pike II, 262, 265, Nuttall 172, Mc Coy 354, 358).

In Florida erzählt Laudonnière (9) von täglichen Versammlungen, in denen der König auf einem erhöhten Sitze von 10 Priestern und Aeltesten, seinem hohen Rathe, umgeben, begrüßt würde. Die Mutterstadt und der Hauptsitz des Bundes der Creek-Völker, in welchen späterhin auch die stammfremden Uchees und Natchez aufgenommen wurden, war Apalachucla. Dort wurden die allgemeinen Rathsversammlungen gehalten (Bartram 372). Die Creek hatten „weiße" und „rothe Städte": die ersteren waren Friedensorte, Asyle, wo das ewige Feuer brannte, und wurden nur von Friedenshäuptlingen oder Micos (beloved men) regiert, in deren Gegenwart kein Blut vergossen werden durfte, die letzteren gehörten den Kriegern. Die Micos, obwohl ohne äußere Auszeichnung und ohne entscheidende Stimme im Rathe, überhaupt ohne materielle Macht, beriefen die Versammlungen, waren hochgeehrt und wurden vom Volke fast wie eine unsichtbare Vorsehung angesehen (Bartram, Gallatin, Swan bei Schoolcr. V, 279). Die Cherokee waren, als die Engländer mit ihnen zuerst in Berührung kamen (1730), damit beschäftigt sich für jede ihrer sieben Mutterstädte einen König zu wählen. Die aus Wahl hervorgegangenen Häuptlinge bildeten bei ihnen einen Adel, zu welchem auch Weiber gehören konnten, wenn sie im Kriege tapfer mitkämpften, wodurch sie dann auch eine Stimme im Rathe erhielten; der Rest des Volkes war in zwei Klassen getheilt nach Maßgabe seiner kriegerischen Leistungen (Timberlake 70).

Die wenigen und fragmentarischen Nachrichten die wir über die politische Verfassung der Indianervölker in alter Zeit besitzen, lassen jedenfalls so viel durchblicken, daß bei vielen ein wohlgeordnetes politisches Leben sich entwickelt hatte, das zu der Desorganisation der Gesellschaft in späterer Zeit in auffallendem Gegensatze steht, und was wir am meisten an ihnen zu bewundern haben, daß, wie es scheint, der Bestand der politischen Ordnung in vielen Fällen durch das allgemeine Rechtsbewußtsein und den politischen Takt des Volkes allein

geschützt und ausreichend geschützt war, woraus wir ohne Zweifel auf eine hohe politische Befähigung schließen dürfen.

Außer dem früher schon besprochenen Erbrechte gab es bei den Indianern nur wenige feststehende Rechtsverhältnisse. Ordentliche Gerichte fehlten durchgängig. Wo die Häuptlinge, eine Versammlung der Notabeln oder ein Rath der Alten Recht sprachen, da geschah es vermöge ihres persönlichen Ansehens und ihrer factischen Macht, sie wurden darin von der öffentlichen Meinung unterstützt, die für sie selbst maßgebend war und von der sie sich gleich allen Andern abhängig fühlten, und richteten sich nächst der Natur des besonderen Falles nach dem Herkommen. Dieses letztere aber brachte es mit sich daß in Rechtsstreitigkeiten nur selten auf einen Richterspruch gewartet zu werden brauchte, da der Einzelne gewöhnlich seine Sache selbst in die Hand nahm und sich, wenn er nach dem Herkommen handelte, keinen weiteren nachtheiligen Folgen dadurch aussetzte. So blieben selbst die groben Verbrechen meist der Privatrache überlassen, und der Häuptling oder die Versammlung der Häuptlinge mischten sich meist nur ein, wenn der daraus entspringende Streit ganze Familien ergriff oder zu ergreifen drohte. War z. B. bei den Irokesen ein Mord geschehen, so traten zwar die Häuptlinge zur Berathung zusammen, aber private Mittelspersonen suchten inzwischen eine Ausgleichung unter den verfeindeten Parteien herbeizuführen (Morgan 331). Nur die allgemeinen Angelegenheiten gehörten dem Herkommen nach zur Competenz der Häuptlinge, Krieg und Frieden, der Aufbruch des Lagers, das Abhalten einer Jagd u. s. f., und sie konnten daher auch über einzelne Verbrechen richten, ein Todesurtheil fällen, vollstrecken oder vollstrecken lassen, wenn das öffentliche Interesse dieß zu fordern schien. Zauberei scheint meist als eine allgemeine Angelegenheit behandelt und mit dem Tode bestraft worden zu sein, Mord, Ehebruch, Diebstahl, Schulden, pflegten als Privatsachen zu gelten.

Die Eigenthumsverhältnisse waren allerdings meist fest geordnet, aber nur unvollkommen entwickelt. Die Grenzen des Landes das einem jeden Volke zukam, und das zu durchreisen der Fremde einer besonderen Erlaubniß bedurfte (Sagard 127), waren fast überall fest und sehr genau bestimmt (Roger Williams). Das Land galt entweder als Eigenthum des Häuptlinges oder als Gesammteigenthum des Volkes und wurde namentlich in späterer Zeit von vielen Völkern für un-

veräußerlich erklärt, wofür ein Osage einst den Grund anführte daß es ja nicht bloß ihnen selbst, sondern ihren Nachkommen mit gehöre (Brackenridge 103). Wo das Land Gesammteigenthum war, hatte der Einzelne der ein Stück urbar machte, die Nutznießung davon so lange er es bebaute (Irokesen, Morgan 326; Cartier sagt nach Schoolcr. VI, 57, Alles sei bei ihnen Gemeingut gewesen), oder es trat eine gemeinsame Bearbeitung und Ausbeutung desselben ein: Ernte und Jagdbeute wurden nach Bedürfniß vertheilt oder ein jeder nahm aus dem vorhandenen Vorrathe was er brauchte (Hunter 258). Bei den Huronen wurden sonst sogar die Häuser der Einzelnen mit gemeinsamen Kräften erbaut (Sagard 97). Jedes Dorf der Creek hatte ein gemeinschaftlich eingehegtes Feld, das in abgegrenzte Stücke für die einzelnen Familien getheilt war; Muschelhörner kündigten den Beginn der Feldarbeit an, welche gemeinsam verrichtet wurde, und von der Ernte wurde zuerst eine bestimmte Quote an den Gemeindeschatz abgeliefert, aus welchem der Mico die Bedürftigen zu unterstützen hatte (Bartram). Herrenlos blieb nichts im Lande der Indianer, Alles was für sie von Werth war, Biberteiche, Zuckerahornhaine, Preißelbeerplätze u. dergl., hatte auch seinen Eigenthümer (Kohl II, 263). Auch auf der Jagd war durch das Herkommen bestimmt wem die Beute oder die einzelnen Stücke derselben gehörten, wenn der Jäger sich fremder Waffen bedient oder ein Anderer vor ihm dem angeschossenen Wilde sich genähert hatte, und erst in neuerer Zeit hat bei den Dakota das Recht des Stärkeren sich über diese Bestimmungen hinweggesetzt (Schoolcr. IV, 60). Back (94) erzählt von einem Chippeway der nach tagelangem Hunger ein Musethier mit fremder Flinte schoß und es an deren Eigenthümer dem Jagdrechte gemäß unversehrt ablieferte.

Sonderbarer Weise scheinen die Weiber, durch welche, wie wir oben gesehen haben, alles Eigenthum vererbt wurde, selbst, außer bei den Cherokee (Timberlake 68) und Navajos, entweder gar kein Privateigenthum gehabt zu haben oder nur ein sehr geringes. Heckewelder versichert zwar das Gegentheil, steht aber mit dieser Behauptung allein. Daß keine Gütergemeinschaft unter den Ehegatten stattfand, folgt aus der Natur des Erbrechtes der Indianer von selbst.

Diebstahl soll in alter Zeit bei den Irokesen kaum vorgekommen sein und galt für sehr schimpflich. Wer häufig stahl, wurde dessen

von seinen Verwandten selbst angeklagt und erschlagen (Colden I, 14, Morgan 331, La Potherie III, 29). Anderen Völkern galt Lüge und Falschheit für noch schändlicher als Diebstahl, jene wie dieser waren selten, und die Ehrlichkeit der Weißen wurde ihnen verdächtig, da sie sahen daß diese alles Werthvolle sorgfältig verschlossen (Hunter 300, Heckewelder). Als Strafe des Diebes fand man es hinreichend seinen Namen öffentlich auszurufen und ihn durch den Anzug kenntlich zu machen (Copway 144); in Nord Carolina wurde er Sklave, bis er das Gestohlene ersetzte (Lawson 203). Von den Quappa sagt La Salle (Collect. N. Y. H. S. II, 267) daß man sie kaum Wilde nennen könne, weil alles Privateigenthum bei ihnen sicher sei und sie geordnete Gerichte hätten. Muß man sich hierbei daran erinnern, daß diese Sicherheit fremden Eigenthums bei vielen Völkern vermöge des Gastrechtes allerdings nur so lange stattfand als es unter ihrem Dache war, und daß sie draußen in der Prairie ungescheut stahlen und plünderten, so geht doch aus dem Vorstehenden zur Genüge die Unrichtigkeit der Behauptung hervor, daß nach der Ansicht der Indianer zu tödten zwar Sünde gewesen, daß aber wer stehle und böse Worte im Munde führe, von ihnen nur als „nicht weise" bezeichnet worden sei (Baseler Miss. Magaz. 1855, III, 142).

Ein großer Unterschied fand in Hinsicht der Ehrlichkeit zwischen der älteren und der neueren Zeit statt, ein zweiter betraf die Stammesgenossen und die Fremden, namentlich die Weißen: die letzteren zu belügen und zu bestehlen verbietet die Sitte und die Moral des Indianers nicht, und er fängt nur an sich solcher Vergehen auch gegen sie zu schämen und sie zu unterlassen, wenn er überlegenem Scharfblicke begegnet (Back 290). Schon bei der Gründung der ersten Niederlassung in Neu England fand man die Eingeborenen mit allen Geboten der christlichen Religion einverstanden, außer mit dem siebenten. Gleichwohl darf man behaupten daß Rechtschaffenheit und Treue einen Hauptzug im Charakter dieser Völker ausmachten, gegen den es nichts beweist, daß sie, als ihre Macht durch die Weißen gebrochen, als sie selbst moralisch gesunken waren und jene als ihre geschworenen Feinde zu betrachten sich gewöhnt hatten, auf alle Weise ihnen auch im Frieden zu schaden und sich an ihnen zu rächen suchten, was nur noch durch Betrug und Diebstahl gelingen konnte. Aus freier Entschließung eingegangenen Verträgen, in denen sie sich nicht übervortheilt sahen,

und Verpflichtungen die sie ehrlich und mit vollem Verständniß übernommen hatten, sind sie immer mit voller Treue nachgekommen; selbst ihr officieller Geschichtschreiber Schoolcraft (I fin.) erkennt dieß an und rühmt mit Rücksicht hierauf einen „edlen Zug volksthümlicher Ehrlichkeit und Redlichkeit" an ihnen. Freilich hielten sie sich durch das bloß formelle Recht der Verträge nicht für gebunden, wo sie sich materiell grob betrogen sahen, wie dieß so oft geschah, sondern griffen dann zu List, Verrath oder Gewalt je nach den Umständen. Der Integrität ihres Charakters thut dieß keinen Eintrag. Auch der Bezahlung ihrer Schulden an die Weißen sind die Einzelnen sehr häufig gewissenhaft nachgekommen und haben in Folge davon bisweilen hohen Credit erhalten (Hoffmann II, 33, nicht so die Omaha nach Say bei James I, 219), selbst die sonst so treulosen Taculli. Die Ungleichheit der bürgerlichen Stellung und der Lebensverhältnisse welche durch das Geld bei uns hervorgebracht wird, die Einsperrung eines Menschen weil er nicht zahlen kann und dergl., erschienen ihnen freilich von jeher als Ungeheuerlichkeiten und grobe Verhöhnungen des Rechtsgefühls (Carver 214). Der Werth äußerer Güter war nach der Ansicht der Indianer mit dem Werthe des Mannes, mit seiner Freiheit und Selbstständigkeit gar nicht vergleichbar, erschien gegen diesen gehalten als Nichts. Schulden drückten sie daher nur wenig und die Dakota waren der Meinung, daß ihre Verpflichtung zum Bezahlen an die Weißen, die ihnen stets als überschwenglich reich vorkommen mochten, theils mit der Zeit theils mit der steigenden Noth in die sie selbst geriethen, allmälich abnehme (Schoolcr. II, 195, Loskiel 127). Der Bankerottirer wurde bei den Cherokee an einen Baum gebunden und ausgepeitscht; damit waren seine Schulden getilgt. Anderwärts wurden Streitigkeiten über Geldsachen durch selbstgewählte Schiedsrichter geschlichtet; wer an Bezahlung seiner Schulden durch Krankheit oder andere Umstände ernstlich gehindert war, wurde nicht dazu angehalten, allgemeine Verachtung traf aber den der zahlen konnte und nicht wollte (Gregg II, 2, Hunter 294). Zu den Vergehen gegen das Eigenthum gehörte nach Indianerbegriffen auch der Ehebruch, von dem wir schon gehandelt haben: er wurde meist nur als eine bloße Verletzung der Rechte des Mannes angesehen und demnach nur gestraft, wenn er ohne dessen Erlaubniß geschehen war.

Grobe Verbrechen waren in der älteren besseren Zeit seltener als

späterhin. Das Strafrecht, soweit es ein solches gab, ruhte auf der strengen talio, die vor Allem für den Mord die allgemeine Regel war. Die Rache welche Blut mit Blut sühnt, erschien dem Indianer als eine sittliche Nothwendigkeit: der nächste Verwandte des Gemordeten lud eine unauslöschliche Schande auf sich, wenn er sich der Blutrache entzog. Die Weißen haben sich öfters die Verachtung der Indianer dadurch zugezogen, daß sie sich bei Verlusten im Kriege indifferent zeigten, ihre Todten nicht mit lautem Geschrei betrauerten und nicht die heiße Begierde ihren Tod zu rächen an den Tag legten (Lafitau II, 291), welche die Liebe und Pietät dem Indianer eingiebt. Heckewelder (231) erzählt zwar mehrere Fälle in denen Todtschlag und anderes Unglück das unvorsätzlich angerichtet wurde, ungerächt blieben, in denen sogar Schadenersatz nicht einmal angenommen wurde, man darf sie aber nicht als Regel betrachten. Während allerdings, wie früher bemerkt, für das im Trunke Gethane nicht der Thäter, sondern der Geist des Weines als verantwortlich galt, forderte doch ein im Trunke begangener Mord, auch wenn der Thäter selbst ihn bitter bereuete, die Blutrache heraus; indessen giebt es Beispiele von Selbstüberwindung und Großmuth, sogar ein solches der Adoption des Mörders von Seiten der Mutter des Erschlagenen (Tanner II, 227). Geschieht ein Mord durch einen Fremden, so muß der Tod eines Gefangenen der demselben Volke angehört wie der Mörder die That sühnen, außer wenn dieß von dem betreffenden Volke als Kriegsfall bezeichnet wird, den herbeizuführen man sich scheut (Adair 380). Ein Weißer hatte (1721) einen Irokesen im Streite umgebracht und es drohten ernstliche Feindseligkeiten; man veranstaltete eine genaue Untersuchung der Sache, und als diese ausgeführt war, erklärten sich die Irokesen für befriedigt und verlangten die Hinrichtung des Schuldigen nicht, „weil genug Blut geflossen und sie selbst versöhnt seien“ (Gordon 188): sie waren als gleichberechtigt mit den Weißen von diesen behandelt worden, ihrem Ehrgefühle war genug gethan, sie bewiesen sich großmüthig.

Der Grundsatz der strengen Vergeltung brachte es mit sich daß vor Allem bei Mord nächst dem Thäter selbst seine Verwandten und sogar seine Landsleute haften mußten; auch bei Ehebruch und Diebstahl trat diese Haftbarkeit der Verwandten bei manchen Völkern ein (Loskiel 20, Morse App. 99). Eine Verjährung der Blutschuld

gab es nicht; wo die Erinnerung an alle anderen Verbrechen bei einem jährlichen großen Feste begraben wurde, blieb der Mord davon ausgeschlossen (ebend.). Der Mörder wurde bei den Irokesen den Verwandten des Erschlagenen zur Rache übergeben, anderwärts ergriffen diese ihn gewöhnlich selbst, er floh in der Regel nicht und war meist zu stolz um seine Schuld zu leugnen oder zu verheimlichen (Beispiel bei James I, 306), fand aber bisweilen beim Häuptlinge Schutz, namentlich wenn er zur That provocirt worden war (Morgan 331, Copway 143). Es ist unrichtig daß die Indianer, insbesondere die Irokesen, keine andere Strafe als den Tod, keine Geldstrafe gekannt hätten (Colden II, 26). Es war bei diesen gewöhnlich daß Mord mit 60 verschiedenen Geschenken gesühnt wurde, deren erstes die Axt aus der Wunde ziehen, das zweite das Blut von der Wunde abwischen, das dritte das Land beruhigen sollte u. s. f.; aber es blieb den Verwandten freigestellt die Geschenke anzunehmen oder nicht, sie konnten statt dessen auch die Auslieferung des Schuldigen fordern, der alsdann ihr Sklave wurde und ganz zu ihrer Verfügung stand (Lafitau I, 491). Auch bei anderen Völkern war der Loskauf des Mörders gebräuchlich. Ob die Geschenke welche bei den Potowatomi an die Verwandten des Mannes oder der Frau gegeben werden mußten, die eines natürlichen Todes starben (de Smet 294), nach dieser Analogie des Loskaufes odcr Ersatzes gedeutet werden dürfen, wissen wir nicht.

Den Verbrecher, wie die Weißen verlangten, an eine Staatsbehörde auszuliefern zum Zwecke einer oft lange sich hinziehenden Untersuchung, in der sie nur Feigheit sahen, ist den Indianern stets als unsinnig erschienen; Ketten und Gefängniß hielten sie für unnütze Grausamkeit, da der Mörder bei ihnen die Folgen seiner That auf sich nahm und es unter seiner Würde hielt um Gnade zu betteln. Auch beim Vollzug der Strafe zu schreien galt ihnen für äußerst schimpflich (Young a, 364). Die früher erwähnte Prügelstrafe die in Neu England gebräuchlich war, galt für so entehrend, daß der Gestrafte bisweilen aus Schaam und Verzweiflung sein Volk ganz verließ und nie wieder zum Vorschein kam (Connecticut Hist. Collect. 427).

Bei den Nordindianern scheint keine Blutrache zu herrschen: Mord ist selten, den Verbrecher trifft allgemeiner Haß und Abscheu, Verwandte und Freunde verlassen ihn, er ist wie geächtet (Hearne 112).

Von geschickten Vergiftungen, die jedoch grausam gestraft werden, hören wir in Nord Carolina (Lawson 195), doch sollen sie auch anderwärts zeitweise häufig gewesen sein (Loskiel 152, Say bei James I, 226, de Smet 299).

Zu der inneren Leidenschaftlichkeit die den Indianer bewegt, steht sein äußeres Benehmen meist in auffallendem Gegensatz: die Nothwendigkeit einer vollkommenen äußeren Selbstbeherrschung mochte sich um so fühlbarer machen, je furchtbarer und unheilvoller die Ausbrüche waren zu denen das Ueberkochen der Leidenschaften führte. Allerdings erklärte sich die vorsichtige Zurückhaltung, die oft lauernde und berechnende Beobachtung, die langsamen Bewegungen, die ruhige und leise, nicht selten studirte Weise des Redens in Gegenwart von Fremden hauptsächlich aus einem allgemeinen und sehr gerechtfertigten Mißtrauen gegen diese (Morton), und wo letzteres hinwegfiel, zeigten sie sich nach der Angabe der älteren Berichterstatter (W. Penn u. A.) sehr heiter und lachlustig (de Laet II, 12), doch führen sie meist auch untereinander in der Unterhaltung wie in öffentlichen Versammlungen eine leise, stets leidenschaftlose Sprache, zanken und streiten nicht, bleiben äußerlich kalt und gleichgültig, auch wenn sie die schwersten Beleidigungen aussprechen (La Potherie III, 28) oder durch solche auf's Höchste erbittert und voll Rachedurst sind; Ironie und Sarkasmus sind die einzige Waffe die gebraucht und deren Wunden äußerst schmerzlich empfunden werden (Adair 429). Verwunderung, welche vier Finger auf den Mund legt (Hennepin), als ob ihr die Sprache verginge, ist eben so selten wie offener directer Wiederspruch; was der Andere sagt, wird ruhig angehört ohne ihn zu unterbrechen, und zustimmend hingenommen, beim eigenen Reden aber der dem die Rede gilt, meist nicht einmal angesehen (Timberlake 55). Dieses Betragen ist der unmittelbare Ausfluß der eigenthümlichen Ansichten von Höflichkeit Anstand und Würde die diese Menschen haben. Was in ihm zu Tage tritt, ist eine nichts weniger als aufrichtig gemeinte Bescheidenheit die sich Andern ganz unterzuordnen scheint; was ihm in Wahrheit zu Grunde liegt, ist ein fast erhabener Stolz, der sich in der ganzen Größe seiner Selbstüberwindung zeigt, wo es gilt Hunger, Kälte, Krankheit, Schmerz, selbst die qualvollsten Martern zu erdulden, ein Stolz, der es nicht nur zu keiner Klage kommen läßt, sondern den Schmerz nicht einmal eingesteht oder ihn selbst zu einem Triumphe

macht: auch das Weib muß ohne Stöhnen gebären, und die Weißen werden verachtet, „weil sie schreiend sterben und sauere Gesichter dazu machen". Ruhige Würde unter allen Umständen ziemt allein dem Manne, dieß ist ein unverbrüchlicher Grundsatz der Lebensansicht des Indianers.

Allerdings herrscht nicht die gleiche Strenge in dieser Rücksicht bei allen Völkern, und die Athapasken zeigen großentheils nicht dasselbe Benehmen. Die Cheppewyans und Biber-Indianer fand Mackenzie im Gegensatz zu den Knisteno gesprächig mittheilend und lebhaft, die Kenaier sind heiter und singen viel bei der Arbeit (Wrangell 111). Bei Gastmahlen und Festlichkeiten, beim Ballspiel und anderen Vergnügungen geben sich auch die Algonkinvölker der Lust und dem Scherze hin, oft bis zur Ausgelassenheit; sie sind dann sehr gesprächig, oft witzig, entwickeln vielen Sinn namentlich für die Auffassung des Komischen und wissen nicht selten schlagende Antworten zu geben, wogegen eine schnelle Erwiderung in wichtigen Verhandlungen ihnen immer als unbesonnen gilt, so einfach die Sache auch sein mag; religiöse Gegenstände und Handelsgeschäfte bleiben bei solchen Gelegenheiten durchaus unberührt (Schoolcr. II, 75). Bei Gastmahlen ißt der Gastgeber selbst in der Regel nicht mit (Keating I, 398). Die Potowatomi laden durch kleine Ruthen dazu ein die sie überschicken; die abschlägige Antwort zu versüßen, pflegt der Eingeladene der zurückgesendeten Ruthe etwas Tabak beizugeben (de Smet 298). Wie bei Festlichkeiten wird die würdevolle Ruhe des äußeren Betragens bisweilen auch beim Abschiednehmen von alten Freunden und Verwandten oder beim Wiedersehen derselben durchbrochen, das gepreßte Innere macht sich durch lautes Weinen oder durch Freudengeschrei und Gewehrsalven Luft (Beispiele bei Heckewelder 30, 62, Irving 161, Bouquet's Feldzug in Samml. v. Reisebeschr. XI, 331), aber die strenge alte Sitte forderte auch in solchen Fällen völlige äußere Ruhe und scheinbare Kälte (Carver 206 ff., Catlin u. A.). Daß sein Sohn eine Heldenthat vollführt hat oder daß er in Gefangenschaft gerathen oder erschlagen worden ist, hört der Vater mit derselben Miene an, er sieht ihn fortziehen dem Tode entgegen oder den todtgeglaubten zurückkehren und spricht darum nicht mehr zu ihm und keine anderen Worte als die gewöhnlichen von der Sitte vorgeschriebenen Begrüßungen. Wir können dieß unnatürlich finden, daß

aber eine gewisse Großartigkeit des Charakters darin liegt, ist vergebens zu leugnen; denn derselbe Mann der kein Wort und keinen Blick für den Scheidenden zu haben scheint, ist fähig sein Leben für ihn zu opfern, wenn es möglich ist ihn zu retten. Daß der eingeborene Amerikaner von kälterem Gemüthe sei als andere Menschen, kann nur behaupten wer ihn nicht kennt oder nur in seiner späteren Entartung kennt.

Die Begrüßung durch Händeschütteln wird zwar schon früh erwähnt, doch beruht sie wahrscheinlich auf Nachahmung europäischer Sitte. Der ursprüngliche Gruß auf der canadischen Küste war das Berühren oder Reiben der Brust, der Arme, Beine oder des Kopfes; auf dieselbe Weise verfuhr man in Virginien, wo nur die Berührung des eigenen Kopfes und der Brust vorausging. In Carolina scheint man dem zu Begrüßenden die Schulter gekratzt zu haben (Keating I, 263). Niederfallen und Händeküssen scheint, wie anderwärts, nicht sowohl ein Gruß als eine Bezeigung der Unterwürfigkeit gewesen zu sein. Um ein Zeichen der Freundschaft zu geben reiben die Schwarzfüße ihre Nase auf den Backen des Anderen (de Smet 116), was dem Eskimo-Grusse durch Zusammenstoßen der Nasen nahe kommt. Von den Eingeborenen von Florida erzählt Cabeza de Vaca (529), daß sie bei der Begegnung lange Zeit miteinander zu weinen anfangen, ohne Zweifel in der Erinnerung an erlittene Verluste, die bei dieser Gelegenheit gemeinsam zu beklagen die Sitte fordert. Angesehene Fremde anzureden und zu bewillkommnen ist Sache des Häuptlings und geschieht stets mit bestimmten Förmlichkeiten, der gemeine Mann würde, selbst wenn der Fremde ihn anredete, keine Antwort geben (Keating I, 185). Essen und Trinken ist beim Empfang eines Fremden natürlich eine Hauptsache, und wie bei Gastmahlen die Höflichkeit fordert daß jeder seine Portion vollständig aufesse, wobei jedoch Hülfe gestattet ist, so verlangt sie auch vom Fremden daß er in jeder Hütte etwas genieße in die er eingetreten ist (Gregg). Bei den Muskogee geht der Reisende in's erste beste Haus und spricht: „ich bin gekommen"; man antwortet ihm: „das ist gut". Hierauf ißt trinkt raucht er und unterhält sich mit der Familie nach Belieben, und wenn er genug hat, sagt er: „ich gehe", worauf man ihm antwortet: „das thust du" (Bartram). Erhält ein Familienglied allein Besuch, so entfernen sich alle übrigen, sobald dieser sich darüber erklärt hat mit wem er zu reden habe (Carver 208).

Das viele und das laute Reden der Weißen ist ebenso ein Gegenstand des Spottes für die Indianer wie ihr Naheherantreten aneinander in der Unterhaltung: die Weißen hören und sehen schlecht, sagen sie. Auch mit Gesticulationen pflegen die Indianer beim Reden sehr sparsam zu sein und die große Bestimmtheit des Ausdruckes die ihre Sprachen möglich machen, lassen jene in der That als überflüssig erscheinen; ihr Gesicht belebt sich aber, alle Glieder gerathen in Bewegung, der leise einförmige Redeton wird lebendig und modulirt, wenn sie von der Unterhaltung untereinander in ihrer Muttersprache, zu einem Gespräche mit Fremden und zum Gebrauch eines Jargons übergehen (Hale). Letzteres gilt in gleicher Weise von ihren Reden in feierlichen Versammlungen, wenn Weiße zugegen sind von denen sie verstanden sein wollen (Charlevoix 174, Bartram 491).

Ueber ihre geselligen Vergnügungen und Spiele ausführlich zu handeln fehlt uns der Raum. Die Irokesen haben eine Art von Carneval, eine Art von Würfelspiel und eines mit Strohhalmen (La Potherie III, 22). Kohl (I, 116) beschreibt ein solches bei welchem Figuren, denen unseres Schachspieles ähnlich, aus einer Schüssel so geworfen werden müssen, daß sie auf die Beine zu stehen kommen. Bei anderen Völkern sind die Würfel von der Gestalt der Aprikosenkerne und haben verschieden gefärbte Seitenflächen (Jones I, 173, complicirte Würfelspiele bei Schoolcr. II, 72 beschrieben, vgl. auch Morgan 294 ff., Copway 48, Tanner I, 228, Heriot 489). Eine der beliebtesten geselligen Vergnügungen, die jedoch ernsthaft und mit großem Ehrgeize betrieben zu werden pflegt, ist das Schlagballspiel (Beschreibung bei Copway 42, Bossu II, 101), in welchem die Creek einst an die Cherokee einen werthvollen Strich Landes verloren haben (White 404). Ganze Dörfer fordern einander zu demselben heraus und spielen dasselbe oft mehrere Tage lang, bald nur um die Ehre des Sieges bald auch um Geld: es sind dabei bisweilen Summen bis zum Betrage von 5000 Dollars verloren gegangen, doch trotz der Leidenschaft die sich entwickelt und trotz der bedeutenden Verletzungen die öfters vorkommen, entsteht nicht leicht ernsthafter Streit bei dieser Gelegenheit. Daß die Leidenschaft des Spieles bei den Indianern fast durchgängig herrschend war, ist bekannt. Es ist nichts Seltenes daß sie ihre gesammte Habe verspielen.

Die großen und feierlichen Versammlungen der Häupter des Vol-

tes oder der Aeltesten werden an manchen Orten in einem eigenen dazu bestimmten Hause gehalten, das z. B. bei den Natchez auf einem Hügel stand (Adair 421). Eröffnung und Schluß derselben geschah im Namen des großen Geistes, meist durch einen gewählten Sprecher, der diesen anrief und um Weisheit für die Versammelten bat (Morse App. 142). Die einzelnen Redner traten in bestimmter Reihenfolge auf und einem jeden derselben wurden etwa fünf Minuten zum Besinnen gestattet, damit er nichts Wichtiges vergesse; tiefes Schweigen herrschte unter den Zuhörern, alle Unordnung und alles stürmische Wesen blieb aus der Debatte streng verbannt. Bei verwickelten Discussionen führt der Hauptredner ein Bündel Stöcke in der Hand und giebt einen davon bei jedem Artikel an einen Häuptling, welcher damit den Auftrag erhält die richtige Auffassung und Beantwortung desselben zu controliren (Colden I, 107, White 404). Handelt es sich um wichtige Anträge von Seiten Fremder, so geschieht die Beantwortung immer erst nach längerer Zeit, oft nach mehreren Tagen, und die Versammlung zieht sich zur Discussion der gemachten Vorschläge immer zu langen eigenen Berathungen zurück.

Die feierlichen Reden welche in solchen Versammlungen gehalten wurden, hatten einen ganz bestimmten ceremoniellen Stil, der eine Menge von herkömmlichen Metaphern mit sich brachte: die Axt erheben (Krieg anfangen), die Kette der Freundschaft halten, das Rathsfeuer anzünden, die Gebeine der Todten bedecken (Buße geben und Vergebung erhalten für einen Mord); die schwarze Wolke bedeutete den Krieg, heller Sonnenschein und offener Pfad den Frieden zwischen zwei Völkern u. s. f. Der Anfang einer Rede in diesem Stile lautete ungefähr folgendermaßen: „Brüder, mit diesem Gürtel öffne ich euere Ohren damit ihr höret; ich nehme Kummer und Sorge von eueren Herzen; ich ziehe die Dornen aus eueren Füßen, die ihr euch eingestochen habt als ihr hierher reistet; ich reinige die Sitze des Versammlungshauses damit ihr bequem sitzet; ich wasche euer Haupt und euern Körper damit ihr erfrischt werdet; ich beklage mit euch den Verlust der Freunde die gestorben sind, seit wir zum letzten Male zusammen waren; ich wische alles Blut ab das zwischen uns geflossen sein mag" (Heckewelder 215, Parkman a, vgl. namentlich das sehr gute und ausführliche Beispiel einer Indianer-Gesandtschaft in d. Memoirs H. S. Penns. II).

Unter dem eben erwähnten Gürtel ist ein solcher aus Wampumperlen zu verstehen, der bei jedem Absatze einer feierlichen Rede und insbesondere bei jedem Artikel eines zu schließenden Vertrages übergeben wurde um als Symbol desselben zu dienen, und als Erinnerungszeichen an die betreffende Vertragsbestimmung im Staatsarchive der Nation (wenn dieser Ausdruck erlaubt ist) aufgehoben zu werden. Jeder Gürtel hatte seine besondere Stickerei und die verschiedenen Farben der Perlen ihre eigenthümliche Bedeutung. Wird eine Botschaft mit Verachtung aufgenommen, so wirft Einer dem Andern den Wampumgürtel der sie begleitet, mit entsprechenden Gesten zu (Parkman a, I, 134). Wampumschnüre dienten außerdem als werthvoller Schmuck um Hals und Arme, wohl später erst als Geld, denn letzteres scheint meist aus dem Schmucke seinen Ursprung genommen zu haben, wie auch der so allgemeine Gebrauch der edlen Metalle zu diesem Zwecke vermuthen läßt. Das Wampum, auch Sewan in Neu England, Peak, Wampumpeag oder Ronoake in Nord Carolina genannt, bestand aus Perlen von $^1/_4$—$^1/_5$'' oder noch geringerem Durchmesser. Je sechs derselben hatten die Länge des ersten Daumengelenkes (Holm in Memoirs H. S. P. III, 132), sie waren aus Stückchen von Muschelschalen (buccinum, venus mercatoria) geschliffen und wurden mit einem Nagel durchbohrt, den man auf einem Stocke befestigte und mit dessen Hülfe auf dem Schenkel drehte (Lawson 194). Den Indianern des fernen Westens fehlte das Wampum ganz (Squier Antiqq. 135), und in Neu England scheint es hauptsächlich den Pequot und Narraganset eigen gewesen zu sein, die es in größerer Menge besaßen und durch den Handel mit demselben nach den westlicheren Ländern reich und mächtig wurden (Steele 334). Insbesondere haben die Narraganset ihr Wampum häufig verwendet um Mohawk und andere Indianer als Hülfstruppen im Kriege zu miethen (Trumbull I, 167, 175). Das von Neu England war weiß schwarz und blau, die Mohawk verfertigten auch purpurfarbiges (Trumbull I, 42); drei Perlen des letzteren, das den doppelten Werth des weißen besaß, galten 1640 in Manhattan und Fort Orange = 1 penny. Elliott (87) giebt den Werth des Fadens (fathom) um 1633 zu 5 Schilling an. Daß die Eingeborenen vor ihrer Bekanntschaft mit den Europäern nur Wampum von Holz gehabt und dieses weiß und schwarz angestrichen hätten (Loskiel 34), ist ein Irrthum.

Große Talente haben sich unter den Indianern oft gezeigt, in der Beredtsamkeit von ihrer glänzendsten Seite. Weiß man zwar nichts von großen Rednern bei den Völkern von Neu England (Hutchinson I, 414), so gab es deren desto mehrere bei den Irokesen, wie die hohe Entwickelung ihres politischen Lebens dieß erwarten läßt. Von dem Seneca-Häuptling Red Jacket wird erzählt daß er begeistert durch die Redekunst des berühmten Logan, sich in die Einsamkeit zurückzog und dort um sich zu bilden ähnliche Studien machte wie Demosthenes (Schoolcr. V, 669). Ihm selbst kam das mit Mühe erworbene Talent sehr zu statten, als er später von Cornplanter's Bruder, „dem Propheten," der Zauberei angeklagt wurde, und es bewährte sich in dem Maaße, daß er diesen als Betrüger entlarvte und selbst über den Aberglauben des Volkes durch seine Kunst den Sieg davon trug (Collect. N. Y. H. S. II, 74). Als unpassend muß es freilich erscheinen daß Jefferson alle Redner der civilisirten Welt, Demosthenes und Cicero nicht ausgenommen, herausgefordert hat etwas aufzuweisen das die Muster indianischer Beredtsamkeit übertreffe, denn wo die Bewunderung wesentlich verschiedenen Eigenthümlichkeiten gilt, wie in diesen Fällen, sind Vergleichungen immer ungeschickt; aber jeder unbefangene Beurtheiler wird allerdings zugeben daß es unter den Indianern Redner giebt die durch einfache Naturwahrheit, schlagende Kürze und Kraft des Ausdruckes eine ebenso überwältigende und unwiderstehliche Wirkung auszuüben wußten wie nur die größten Redner civilisirter Nationen. So urtheilen viele der älteren Missionäre und Reisenden, und treffend bemerkt Colden in dieser Hinsicht daß die Schönheit ihrer Reden in der Uebersetzung durch die Dolmetscher jedenfalls stark gelitten habe und bei der großen Bildlichkeit der Sprache ihre Wirkung auf das Gemüth zum großen Theile verloren gegangen sei. Wir wollen hier nur einige Beispiele geben; für mehrere verweisen wir auf Drake, Hist. of the Indian chiefs, Heckewelder 210, Collect. N. Y. H. S. II, 99, Filson 194, Buchanan 38, Schoolcraft IV, 259. Die vielen im Magazin v. merkw. Reisebeschr. XXIII enthaltenen Reden sind, wie das Buch selbst, durchaus romanhaft.

Die bedeutendste Rede welche Logan, dem Sohne des Cayuga-Häuptlings Schikellimus, zugeschrieben wird, ist die von ihm an Lord Dunmore im J. 1774 gerichtete. Ihre Aechtheit, die School-

craft (IV, 619 f.) neuerdings zu beweisen gesucht hat, steht nicht ganz außer Zweifel, da jenem auch noch eine zweite von ähnlichem Inhalt aus dem J. 1754 beigelegt wird, die weit weniger oratorisch und von viel geringerer Wirkung ist. Wir theilen sie hauptsächlich deshalb mit, weil sie als Muster indianischer Beredtsamkeit zu einer gewissen Berühmtheit gelangt ist. Zum Verständniß derselben bemerken wir nur noch daß die ganze Familie Logan's von den Leuten des Capt. Cresap verrätherischer Weise umgebracht worden war.

„Ich fordere jeden Weißen auf zu sagen ob er je in Logan's Hütte hungrig kam und er ihm nicht Speise gab, ob er je kalt und nackend kam und ob er ihn nicht kleidete.

Während des letzten langen blutigen Krieges blieb Logan ruhig in seiner Hütte und rieth immer zum Frieden. So groß war meine Liebe zu den Weißen, daß meine Landsleute wenn sie an meiner Hütte vorbeigingen, auf sie hinwiesen und sagten: „Logan ist der Freund der Weißen."

Ich hätte sogar daran gedacht ganz unter euch zu leben, hätte nicht ein Mann mir Böses gethan. Oberst Cresap ermordete im letzten Frühjahr mit kaltem Blut und aus eigenem Antriebe alle meine Verwandten, selbst meine Weiber und Kinder verschonte er nicht.

Kein Tropfen von meinem Blut läuft mehr in den Adern eines lebenden Wesens. Das rief mich zur Rache. Ich habe sie gesucht. Ich habe viele umgebracht. Ich habe meine Rache ganz gesättigt. Für mein Land freue ich mich der Sonne des Friedens. Aber denkt nicht daß dieß die Freude der Furcht sei. Logan hat nie Furcht gekannt. Nie wird er den Rücken wenden um sein Leben zu retten. Wer ist denn noch da der um Logan trauern könnte? — Nicht Einer!"

Als sicher ächt fügen wir einen Theil der Rede Canassateego's an den Gouv. von Maryland hinzu, nach Colden (II, 61) und der actenmäßigen Darstellung in A Treaty held at the town of Lancaster in Pennsylv. by the Lt. Governor with the Indians of the six nations in June 1744. Philad. 1744, p. 11. Zugleich benutzen wir diese und die folgenden Beispiele um in die später zu besprechenden Verhältnisse der Indianer zu den Weißen schon hier einen Blick thun zu lassen.

„Bruder, als du gestern die Streitigkeit um Land erwähntest, bist du auf die alte Zeit zurückgegangen und hast gesagt, ihr wäret über

hundert Jahre im Besitze von Maryland. Aber was sind hundert Jahre im Vergleich mit der Zeit aus welcher unser Anspruch stammt, mit der Zeit da wir hier aus der Erde kamen! Denn du mußt wissen daß vor viel längerer Zeit als vor hundert Jahren unsere Vorfahren hier aus der Erde gekommen und ihre Kinder immer hier geblieben sind.

Ihr seid aus der Erde gekommen in einem Lande jenseits des Meeres, dort mögt ihr einen gerechten Anspruch haben, aber hier müßt ihr anerkennen daß wir eure ältern Brüder sind und daß das Land uns gehörte lange ehe ihr etwas davon wußtet.

Es ist wahr daß vor mehr als hundert Jahren die Holländer in einem Schiffe hierher kamen und mancherlei Güter mitbrachten, Pfriemen, Messer, Aexte, Flinten und manches Andere das sie uns gaben; und als sie uns den Gebrauch dieser Dinge gelehrt und wir gesehen hatten was für Leute sie waren, gefielen sie uns so wohl daß wir ihr Schiff an den Büschen am Ufer festbanden. Später, da sie uns immer besser gefielen und wir die Büsche für zu schwach hielten, befestigten wir das Seil an Bäumen; da diese aber vom Sturm gebrochen oder morsch werden konnten, befestigten wir ihr Schiff an einen großen harten Felsen, und selbst damit über seine Sicherheit noch nicht beruhigt, schlangen wir das Seil um einen großen Berg*, machten es sehr fest und legten Wampum rund um dasselbe herum, und zu noch größerer Sicherheit setzten wir uns selbst wieder auf das Wampum um es zu schützen und gaben uns alle mögliche Mühe es vor jedem Schaden zu bewahren.

Während dieser ganzen Zeit haben die Ankömmlinge, die Holländer, unser Recht auf das Land anerkannt, uns von Zeit zu Zeit gebeten ihnen Theile desselben abzutreten und mit ihnen ein Friedens- und Freundschaftsbündniß zu schließen.

Später kamen die Engländer in das Land und wurden, wie man uns sagte, ein Volk mit den Holländern. Ein paar Jahre darauf kam ein englischer Gouverneur nach Albany, billigte die große Freundschaft die wir zu den Holländern hatten und wünschte sich mit uns eben so fest zu verbünden wie diese. Bei genauerer Untersuchung fand er daß das Seil, mit welchem das Schiff an dem großen Berge festge-

---

* Mit dem Felsen ist das Land der Oneidas, mit dem Berge Onondago gemeint, wo die großen nationalen Angelegenheiten alljährlich gemeinsam von den Irokesen berathen werden.

bunden war, nur von Wampum gehalten wurde das zerbrechen und verderben kann, und sagte uns deshalb er wolle uns eine silberne Kette geben, die stärker wäre und ewig dauerte. Wir nahmen dieß an und die Kette hat seitdem stets gehalten.

Allerdings haben wir kleine Mißhelligkeiten mit den Engländern gehabt und manche ihrer jungen Leute haben uns da zu Zeiten gesagt, wir würden zu Grunde gegangen sein, wenn sie nicht in's Land gekommen wären und uns Aexte Flinten und andere Dinge gebracht hätten; aber wir haben ihnen immer zu verstehen gegeben daß sie sich irrten, daß wir vor ihrer Ankunft gelebt haben und eben so gut oder besser, wenn wir den Erzählungen unserer Väter glauben. Wir hatten damals Platz genug und Jagdthiere in Menge die wir leicht fingen, und obgleich wir keine Messer Aexte und Flinten besaßen wie jetzt, so hatten wir doch Messer und Aexte von Stein und Bogen und Pfeile, und diese dienten uns eben so gut als die englischen die wir jetzt haben.

Wir sind jetzt in schlechterer Lage, haben bisweilen Mangel an Jagdthieren und leiden noch manche andere Noth, seit die Engländer zu uns gekommen sind, besonders in Folge dieses Feder- und Dinten-Werks das hier auf dem Tische vor sich geht. Ich will euch ein Beispiel davon geben.

Unser Bruder Onas (der Gouverneur von Pennsylvania) kam vor langer Zeit nach Albany um das Land am Susquehannah von uns zu kaufen, aber unser Bruder der Gouverneur von New York, der mit unserem Bruder Onas nicht in gutem Einvernehmen war, widerrieth es uns, weil er einen schlimmen Gebrauch davon machen würde. Als Freund sich stellend rieth er uns, um jedem Betruge vorzubeugen, unser Land in seine Hand zu legen und versprach uns, er wolle es zu unserem Gebrauche aufheben und seine Hand fest schließen und sie nur öffnen auf unsern Wunsch. Wir vertrauten ihm, legten unser Land in seine Hand und baten ihn es uns aufzuheben. Aber nach einiger Zeit ging er nach England und nahm unser Land mit, und verkaufte es dort an unsern Bruder Onas für eine große Summe Geldes; und als wir auf Bitten unseres Bruder Onas geneigt waren ihm einiges Land zu verkaufen, sagte er uns daß er das Susquehanna-Land vom Gouverneur von New York in England gekauft habe, obwohl er uns, da er den Betrug des letzteren erkannte, freigebig noch einmal dafür bezahlte."

Daß auch den südlichen Völkern die Gabe der Rede nicht mangelte, mögen folgende Beispiele aus neuerer Zeit zeigen.

Als die Cherokee bei General Jackson über die Ungerechtigkeiten und Bedrückungen Klage führten die sich der Staat Georgia in dessen Gebiet sie lebten, gegen sie erlaube, ließ ihnen dieser erwidern daß er als Präsident gegen den Willen jenes Staates nichts für sie thun könne, daß er als liebender Vater für sie als seine Kinder fühle, aber ihnen rathe sich in ihr Schicksal zu fügen, ihr Land zu verlassen und nach Westen zu ziehen. In der Versammlung welcher diese Botschaft mitgetheilt wurde, hielt ein Häuptling folgende Rede:

„Brüder! Wir haben die Rede unseres großen Vaters gehört, sie ist voll Güte für uns. Er sagt, er liebe seine rothen Kinder.

Brüder! Als der weiße Mann zuerst an diese Küsten kam, gaben die Muskogee ihm Land und machten ihm ein Feuer sich zu wärmen und als die Bleichgesichter vom Süden (die Spanier) ihn angriffen zogen ihre jungen Männer den Tomahawk und schützten sein Haupt vor dem Skalpirmesser. Aber als der weiße Mann sich gewärmt hatte am Feuer des Indianers und sich gesättigt an seinem Maisbrei, da wurde er sehr groß, er reichte bis über die Berggipfel hinweg und seine Füße bedeckten die Ebenen und die Thäler. Seine Hände streckte er aus bis zum Meere im Osten und im Westen. Da wurde er unser großer Vater. Er liebte seine rothen Kinder, aber sprach zu ihnen: „Ihr müßt ein wenig aus dem Wege gehen, damit ich nicht von ungefähr auf euch trete." Mit dem einen Fuße stieß er den rothen Mann über den Oconnee und mit dem andern trat er die Gräber seiner Väter nieder. Aber unser großer Vater liebte doch seine rothen Kinder und änderte bald seine Sprache gegen sie. Er sprach viel, aber der Sinn von Allem war nur: „Geht ein wenig aus dem Wege, ihr seid mir zu nahe." Ich habe viele Reden von unserm großen Vater gehört und alle begannen und endigten ebenso.

Brüder! Als er früher einmal zu uns sprach, da sagte er: „Geht ein wenig aus dem Wege, geht über den Oconnee und den Oakmulgee, dort ist ein schönes Land." Er sagte auch: „es soll euer sein für immer." Jetzt sagt er: „das Land in dem ihr wohnt ist nicht euer, geht über den Mississippi, dort ist gute Jagd, dort sollt ihr bleiben, so lange Gras wächst und Wasser fließt."

Brüder! Wird nicht unser großer Vater auch dahin kommen? Er liebt ja seine rothen Kinder und seine Zunge ist ohne Falsch."

Ein Seitenstück zu der vorstehenden Rede ist die noch bedeutendere eines Choctaw-Häuptlings, des Obersten Cobb, eines Mischlinges von Geburt, eine Antwort an den Agenten der Vereinigten Staaten, wahrscheinlich aus dem Jahre 1843.

„Bruder! Wir haben deine Rede gehört, wie wenn sie von den Lippen unseres großen Vaters käme, des großen weißen Häuptlings in Washington, und mein Volk hat mir aufgetragen zu dir zu sprechen. Der rothe Mann hat keine Bücher, und wenn er seine Meinung mittheilen will, wie sein Vater vor ihm, so spricht er sie aus durch seinen eigenen Mund. Er fürchtet die Schrift. Wenn er selbst spricht, weiß er was er sagt, der große Geist hört ihn. Schrift ist die Erfindung der Bleichgesichter, sie gebiert Irrthum und Streit. Der große Geist spricht — wir hören ihn im Donner, im brausenden Sturm, in der mächtigen Woge — aber er schreibt niemals.

Bruder! Da du jung warst, waren wir stark, wir kämpften an deiner Seite, jetzt aber ist unser Arm gebrochen. Ihr seid groß, mein Volk ist klein geworden.

Bruder! Meine Stimme ist schwach, du kannst sie kaum hören; sie läßt nicht den Ruf eines Krieges erschallen, sondern den Ruf eines kleines Kindes; ich habe sie verloren durch das Klagen über das Unglück meines Volkes. Hier sind die Gräber der Geschiedenen, in diesen alten Fichten hörst du das Rauschen ihrer Geister. Ihre Asche ist hier und wir sind zurückgeblieben um sie zu schützen. Unsere Krieger sind fast alle weit nach Westen gezogen, aber hier sind unsere Todten. Sollen auch wir gehen und ihre Gebeine den Wölfen überlassen?

Bruder! Wir haben zweimal geschlafen seitdem wir dich reden hörten. Wir haben darüber nachgedacht. Du willst daß wir unser Land verlassen sollen und sagst uns es sei der Wunsch unseres Vaters. Wir möchten sein Mißfallen nicht erregen. Wir verehren ihn wie du, sein Kind. Aber der Choctaw denkt immer nach. Wir brauchen Zeit um zu antworten.

Bruder! Unsere Herzen sind voll. Vor zwölf Wintern haben unsere Häuptlinge unser Land verkauft. Jeder Krieger den du hier siehst, war gegen den Vertrag. Wenn die Todten hätten mitreden können, wäre er nimmer zu Stande gekommen; aber ach! obwohl sie rings-

umher standen, konnte man sie nicht sehen noch hören. Ihre Thränen kamen in den Regentropfen herab und ihre Stimmen im klagenden Winde, aber die Bleichgesichter wußten nichts davon und nahmen unser Land.

Bruder! Wir wollen jetzt nicht klagen. Der Choctaw leidet, aber er weint nicht. Euer Arm ist stark und wir vermögen nichts gegen ihn: aber das Bleichgesicht betet zum großen Geiste und so thut der rothe Mann. Der große Geist liebt Wahrheit. Da ihr unser Land wegnahmt, versprachet ihr uns ein anderes. Dort steht euer Versprechen im Buche. Zwölfmal sind die Blätter von den Bäumen gefallen, aber wir haben kein Land erhalten. Unsere Häuser sind uns genommen worden. Der Pflug des weißen Mannes gräbt die Gebeine unserer Väter aus der Erde. Wir wagen nicht unsere Feuer anzuzünden, und doch habt ihr gesagt wir sollen hier bleiben und ihr wolltet uns Land geben.

Bruder! Ist das Wahrheit? Aber wir glauben jetzt daß unser großer Vater unsere Lage kennt, er wird uns hören. Wir sind wie trauernde Waisen in unserem Lande, aber unser Vater wird uns bei der Hand nehmen. Wenn er sein Versprechen erfüllt, wollen wir auf seine Rede antworten. Er meint es gut. Wir wissen es. Aber wir können jetzt nicht darüber nachdenken. Der Kummer hat uns zu Kindern gemacht. Wenn unsere Sache geordnet ist, werden wir wieder Männer sein und mit unserm großen Vater reden über den Vorschlag den er uns gemacht hat.

Bruder! Du stehst in den Mocassins (im Dienste) eines großen Häuptlinges, du sprichst die Worte eines mächtigen Volkes und deine Rede war lang. Mein Volk ist klein, sein Schatten reicht kaum bis an dein Knie, es ist zerstreut und fortgegangen. Wenn ich rufe, höre ich meine Stimme in der Tiefe der Wälder, aber keine Antwort kommt zurück. Meiner Worte sind darum wenige. Ich habe nichts mehr zu sagen als dich zu bitten daß du meine Rede dem großen Häuptlinge der Bleichgesichter mittheilst dessen Bruder neben dir steht."

Der Choctaw-Häuptling Puschmataha, ein Indianer von reinem Blute, obwohl von Herzen ganz den Weißen zugethan, richtete 1824 an Lafayette, der gerade in Washington war als jener an der Spitze einer Gesandtschaft dahin kam, zur Begrüßung folgende Anrede: „Fast funfzigmal ist der Schnee geschmolzen seit du das Schwert als

Gefährte Washington's gezogen hast. Mit ihm kämpftest du gegen Amerika's Feinde. Du hast dein Blut mit dem der Feinde gemischt und dich als Krieger bewährt. Nach diesem Kriege kehrtest du in dein Vaterland zurück und jetzt bist du wiedergekommen um noch einmal ein Land zu sehen wo du von einem großen und mächtigen Volke verehrt wirst. Ueberall siehst du die Kinder derer an deren Seite du in die Schlacht gingest, sich um dich drängen und deine Hand schütteln wie die Hand eines Vaters. Wir haben davon gehört in unsern fernen Dörfern und unser Herz verlangte dich zu sehen. Wir sind gekommen, haben deine Hand in der unsrigen gehalten und sind zufrieden. Es ist das erste Mal daß wir dich sehen, es wird wahrscheinlich das letzte Mal sein. Wir haben nichts mehr zu sagen. Die Erde wird uns für immer scheiden."

Der alte Krieger sprach diese Worte mit ergreifender Feierlichkeit in Ton und Ausdruck wie im Vorgefühl seines nahen Todes. Nach wenigen Tagen starb er fern von der Heimath. Kurz vorher wendete er sich noch einmal zu seinen Freunden: „Ich werde sterben, ihr aber zu unsern Brüdern zurückkehren. Den Weg entlang werdet ihr die Blumen sehen und die Vögel singen hören, aber Puschmataha wird sie nicht mehr sehen und nicht mehr hören. Wenn ihr in die Heimath kommt, wird man euch fragen: „wo ist Puschmataha?" und ihr werdet ihnen sagen: „er ist nicht mehr." Sie werden die Kunde hören wie das Krachen vom Fall einer mächtigen Eiche in der Stille der Wälder."

Der hohe Werth und die große Bedeutung welche die Beredtsamkeit hatte, ist leicht verständlich aus der politischen und socialen Verfassung der Indianer. Die monarchische Regierungsform war ziemlich selten bei ihnen und meist nur von kurzer Dauer, die oligarchische häufiger, am weitesten verbreitet aber die Einrichtung, daß erbliche Häuptlinge an der Spitze des Volkes standen, deren Macht von ihrer persönlichen Autorität und nächstdem von dem Ansehn und dem Willen der Männer aus dem Volke abhing die sich durch Kriegsthaten ausgezeichnet hatten. Diese letzteren dünkten sich dem Häuptling nicht unterworfen, sondern vollkommen frei und selbstständig, sie thaten seinem Ansehn oft großen Eintrag und konnten Unternehmungen fast jeder Art auf eigene Hand organisiren, sobald sie andere zur Theilnahme daran zu gewinnen wußten: die Versammlung des Volkes,

d. h. der selbstständigen Männer, war die souveräne Macht; bald war es die Intrigue, bald die Beredtsamkeit welche hier den Ausschlag gaben; vielfache Unschlüssigkeit, langes Schwanken im Entschluß, allgemeine Planlosigkeit, Zersplitterung der Kräfte waren die häufigen und natürlichen Folgen dieser Verhältnisse.

Die Irokesen hatten zwar zwei oberste Kriegshäuptlinge, doch kam diesen nicht sowohl die Leitung im Kriege selbst, als vielmehr der Entwurf des Planes und die Sorge für dessen Ausführung im Allgemeinen zu; die meisten kriegerischen Unternehmungen gingen von Einzelnen aus, deren Ansehen andere dazu herbeizog (Morgan 73). Wer durch eigene Verluste gestachelt, zur Rache am Feinde auffordern will, malt sich schwarz, fastet und trauert, beachtet seine Träume und veranstaltet ein Festmahl für die welche geneigt sind mit ihm auszuziehen (Morse App. 130). Das Hauptgericht bei diesem Mahle war Hundefleisch bei den Irokesen, Arkansas u. a., weil der Muth des Hundes der bis zur Aufopferung für seinen Herrn in der Vertheidigung geht, auch dem Krieger eigen sein soll (Bossu I, 112). Wer mitißt, wer den Kriegsgesang und Kriegstanz mitausführt, in welchem man sich durch die pantomimische Darstellung der Heldenthaten der Vorfahren begeistert (Colden I, 7), verpflichtet sich dadurch zur Theilnahme an dem Unternehmen das der Versammlung vorgeschlagen und von ihr besprochen worden ist. Dieß geschah bei andern Völkern durch gemeinsames Rauchen, durch Uebergabe einer Wampumschnur oder eines Stückes Baumrinde auf welchem das Zeichen des Namens (Totem) stand; wieder zurückzutreten galt dann für schmachvoll und führte bisweilen Verluste an Eigenthum oder selbst Vertreibung herbei (Keating I, 121, Jones II, 165). Bei wichtigen allgemeinen Unternehmungen wurde der Bruch der eingegangenen Verpflichtung, die zu übernehmen einem jeden freistand, von den Huronen sonst sogar mit dem Tode bestraft; auch anderwärts erlitt der Feige bisweilen den Tod (Lafitau II, 186, Hunter 298). Dagegen fand ein massenweiser Abfall vom Anführer nicht selten statt, wenn im Laufe der Ausführung das Unternehmen mißlingen zu wollen oder den persönlichen Vortheil der Einzelnen zu gefährden schien. Das Mißlingen wurde sogar dem Führer leicht gefährlich, wenn man es als eine Folge davon ansah, daß er unrein sei und irgend welche religiösen Pflichten übertreten habe (Adair 388). Den Kriegstanz der

Irokesen, die ihn begleitenden Gesänge, welche in einer todten Sprache abgefaßt zu sein scheinen, und die Reden welche bei dieser Gelegenheit gehalten zu werden pflegten, hat Morgan (268 ff.) trefflich beschrieben.

In diesem Mangel an fester Vereinigung der Kräfte und der damit verbundenen vielfachen Planlosigkeit lag eine der Hauptursachen, aus welchen die Weißen den Eingeborenen so überlegen waren. Bei den Dakota gab es zwar Bündnisse von religiöser Art die durch Tänze und Fasten eingeweiht, die Theilnehmer verpflichteten selbst ohne Waffen allen Gefahren zu trotzen, aber sie erstreckten sich nur auf 30 bis 40 Krieger, wurden nur auf eine bestimmte Zeit geschlossen und häufig durch den Tod eines Mitgliedes allein wieder aufgelöst (Keating I, 436). In ähnlicher Weise pflegte die junge Mannschaft mancher Stämme im Felsengebirge, sobald sie waffenfähig geworden war, in die Wildniß zu ziehen und dort ihre religiösen Ceremonien zu verrichten, um nur mit dem Blute der Feinde befleckt wieder nach Hause zurückzukehren (Dunn 327), aber alle solche Streifpartieen waren einer wohl disciplinirten Truppe sehr ungefährlich. Außer dem Irokesenbunde und dem der Creekvölker hat in neuerer Zeit fast nur noch die Conföderation der Schwarzfüße einige Bedeutung und etwas längern Bestand gewonnen. Sie besteht, wie früher erwähnt, aus den Satsika Kena Piekan Arpahoe und Sarsi, deren versammelte Häuptlinge über alle allgemeinen Angelegenheiten beschließen und ihren Spruch durch den Kriegshäuptling und dessen Leute vollstrecken lassen (Schoolcraft V, 686).

Die Hauptleidenschaft des Indianers, sein eigentliches Lebenselement war der Krieg, der Ruhm der Tapferkeit das höchste Ziel seines Ehrgeizes. Es gab viele Völker für die der Krieg ein regelmäßig wiederkehrendes Bedürfniß und ein alljährlich zu bestimmter Zeit unternommenes Geschäft geworden ist. Es war nichts Ungewöhnliches Züge bis zu 200 deutschen Meilen zu machen um den Feind aufzusuchen, obwohl die Schlachten nur selten zu großen Menschenverlusten führten. In den nördlicheren Gegenden waren die Irokesen, in den südlicheren die Chickasaw das kriegerisch tapferste Volk (Charlevoix 618). So lange der Creek sich noch keinen Kriegs-Namen erworben hatte, blieb er zu niederen Diensten verurtheilt; erwarb er sich überhaupt keinen, so hieß er ein „altes Weib“ oder „Niemand“ (Swan bei Schoolcr. V, 280). Wer keine Kriegsthaten aufzuweisen hatte,

bekam bei vielen Völkern kein Weib, konnte an den Rathsversammlungen und selbst an den meisten Festen nicht Theil nehmen. Die waffenfähigen jungen Männer waren, so lange sie noch keine Proben der Tapferkeit abgelegt hatten, gewissen Einschränkungen unterworfen die der Aberglaube verlangte (Tanner I, 248). Die berühmten Helden, pnieses in Neu England, eine Art von Adel, glaubte man sogar mit höheren Geistern im Bunde, die sie schützten und unverwundbar machten. Sie waren höchst eifersüchtig auf ihre Ehre, ihre Kinder wurden hart erzogen und durch den Genuß von gewissen Erbrechen erregenden Tränken und andere Arten der Selbstpeinigung für ihren Stand herangebildet (Young a, 359).

Dem vorherrschenden kriegerischen Sinne der Indianer hat man ihre Tapferkeit oft wenig entsprechend gefunden. Abgesehen davon daß sich die einzelnen Völker in dieser Rücksicht verschieden verhalten und daß in neuer und neuester Zeit mit der physischen Verkümmerung der Indianer auch eine sittliche Entartung derselben eingetreten ist, liegt der Grund dieser Erscheinung in der Verschiedenheit ihrer Begriffe von Tapferkeit und Heldenmuth von den unsrigen. Offene Feldschlachten, wie sie die Weißen zu liefern pflegen, sind zwar von den Irokesen oft geschlagen worden, die als Bundesgenossen der Engländer gegen die Franzosen immer im Kampfe wenigstens eben so lange Stand hielten als jene, und selbst vor der Ueberzahl nicht zurückwichen (Lafitau II, 250, Colden); auch zwischen den Dakota und Menitari ist es zu förmlichen Schlachten gekommen, und den Osagen wird, obwohl im Widerspruch mit andern Zeugnissen, dieselbe Weise der Kriegführung zugeschrieben (Pr. Max. c, II, 68, Paul Wilh. 229). Dieß sind jedoch seltene Ausnahmen. Die Kühnheit mit welcher der Europäer in offenem Felde der Gefahr sich bloß stellt, erscheint dem Indianer geradezu als albern; seinen Ruhm sucht er vorzüglich in Waffenthaten, bei denen Schlauheit Schnelligkeit und Verwegenheit mit einander verbunden, eben so sehr den Erfolg sichern als sie zugleich das eigene Leben decken. Er verläßt sich daher fast immer auf listige Ueberfälle und den ersten Anlauf, Rückzug und Flucht gelten ihm, wo sie vortheilhaft erscheinen, für nichts weniger als schimpflich. „Es ist sein Ruhm zum Feinde heranzuschleichen wie ein Fuchs, ihn anzugreifen wie ein Tiger und wieder zu fliehen wie ein Vogel“ (West 57). Eine ganze Truppe geht deshalb selbst zum Angriff eines Ein-

zelnen oft nicht vor, wenn dieser eine kampfbereite und einigermaßen sichere Stellung eingenommen hat (Gregg I, 56), besonders, müssen wir hinzufügen, in neuerer Zeit, und wo es sich nicht um eigentlichen Krieg, sondern um einen räuberischen Anfall handelt.

Wenn wir lesen daß 6—8 Delawares einst auf eine große Reise sich begaben und in den Dörfern wo sie eine freundliche Aufnahme gefunden hatten, zum Abschied das Kriegsgeschrei erhoben, einige Skalps mitnahmen und dann die Flucht ergriffen, oder daß ein Dakota sich Nachts in ein Panidorf schlich, dort eine Hütte erstieg, durch den Rauchfang hinabgelassen sich seine Schlachtopfer mit Ruhe aussuchte und in seiner blutigen Arbeit fortfuhr, bis er durch das Geschrei eines Kindes gestört das Kriegsgeschrei ausstieß und floh, so haben wir für solche Heldenthaten nur Abscheu, keine Bewunderung. Indessen fehlt es bei den Indianern auch nicht an Beispielen von Tapferkeit Heldenmuth und Seelengröße, die unserem moralischen Maßstabe besser entsprechen (vgl. Parkman a, II, 46, Adair 392, Perrin du Lac I, 203). Außer den Irokesenkriegen sind besonders die äußerst erbitterten Kämpfe der Creek und Seminolen gegen die Weißen reich an Beweisen höchster Tapferkeit und Standhaftigkeit (J. L. Thomson I, 362, 383), und Adair (319) versichert daß ihm kein Fall in der Geschichte der südlichen Völker bekannt sei, in welchem auf der Flucht vor der Uebermacht des Feindes die Weiber und Kinder von ihnen preisgegeben worden seien. Als man den Indianern von Fond du Lac den Vorwurf der Feigheit gemacht hatte, verbanden sich deren 13 um ihren Ruf zu retten, griffen eine Schaar von 100 Sioux an und fielen alle bis auf den letzten, der die Kunde von dem Ausgange des Kampfes nach Hause zu bringen vorher bestellt worden war (Frost 426). Es ist müßig an dem Heroismus von Menschen wie die Irokesen zu zweifeln, bei denen man Kinder von 5—6 Jahren miteinander wetteifern sah, wer von ihnen im Stande sei eine glühende Kohle am längsten auf dem Arme zu halten (Lafitau II, 280).

Eroberungskriege sind außer von den Irokesen nicht leicht von den Indianern unternommen worden. Sie kämpften in den meisten Fällen um ihre Subsistenz, um den Besitz ihres Jagdgebietes oder der Fischereien (Ojibway und Sioux, Copway 55), um den Besitz des Landes ihrer Väter, deren Gebeine in früherer Zeit häufig ausgegraben und mitgenommen wurden, wenn sie fortzogen (Carver). Die

gewöhnlichen Veranlassungen zum Kriege gaben Noth, Grenzverletzung, der Aberglaube, welcher in Todesfällen die Wirkung einer Zauberei aus der Ferne sah, die Blutrache und der eingewurzelte erbitterte Haß der sich aus ihr entwickelte und von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt, allmälich ganze Völker in tödtliche Feindschaft stürzte und bisweilen dem Untergange entgegenführte.

Ehrliche Kriege, im Gegensatz zu bloßen Raubkriegen und alten nie geschlichteten, nur zeitweise ruhenden Fehden, wurden förmlich erklärt, meist auf symbolische Weise, durch ein Bündel Pfeile das auf dem Wege aufgestellt oder in eine Klapperschlangenhaut gewickelt überschickt wurde (Elliott I, 80) in Neu England, in Florida durch einen Pfeil mit einem daran befestigten Haarbüschel, anderwärts durch Uebersendung einer Axt oder eines Spießes mit roth bemaltem Stiele mittelst eines Sklaven (Laudonnière 164, Carver 266). Um ein Volk zur Bundesgenossenschaft aufzufordern schickte man ihm eine Axt oder einen Wampumgürtel, die von jenem dann entweder aufgenommen oder zurückgewiesen wurden. War von dem hohen Rathe der Irokesen Krieg beschlossen, so schlug man in jedem Dorfe eine roth gemalte Axt mit rothen Federn und schwarzem Wampum in den sogenannten Kriegspfahl und es stand von da an einem jeden frei eine Unternehmung zu organisiren (Morgan 339). Auf den Auszug zum Kriege bereitete man sich durch religiöse Ceremonien vor: die jungen Leute mußten vorher drei Tage lang im Schwitzhause zubringen und nahmen einen Talisman (Kriegsmedicin) mit, einen Knochen von der Schlange und einen von der wilden Katze (Morse App. 100); Purificationen durch Purganzen Fasten und Opfer vor dem Auszuge, Enthaltsamkeit vom Umgange mit Weibern unmittelbar vor und selbst nach dem Kriege scheinen allgemein gebräuchlich gewesen zu sein (Dunn 94, Say bei James I, 293, Adair 159). Nach der Rückkehr von den ersten Kriegsthaten soll bei den Natchez sogar eine sechsmonatliche Enthaltsamkeit eingetreten sein (Lettres édif. I, 761). Wer seine Ausrüstung zum Kriege nicht selbst zu beschaffen vermochte, wurde von den Reicheren oder von dem der an der Spitze des Unternehmens stand, ausgestattet (Tanner I, 297).

Ueble Vorbedeutungen und schlimme Träume stören den Kriegszug, man entschließt sich dann zur Umkehr (Adair 381). Geht er ungehindert vorwärts, so handelt es sich vor Allem darum Anzahl

Stellung und Operationen des Feindes genau auszukundschaften, was mit so großer Vorsicht und Sorgfalt geschieht, daß die Weißen sehr oft in nächster Nähe an den Büschen vorbeigegangen sind in denen die Indianer versteckt lagen. Der Indianer im Versteck schließt bei Gefahr selbst die Augen um sich durch deren Glanz nicht zu verrathen (Alexander 38). Oft verkleiden sie sich in Thiere oder geben einander durch nachgeahmte Thierstimmen verabredete Signale. Um ihre Anzahl nicht durch die Spur zu verrathen, marschiren sie gewöhnlich alle in einer langen Reihe (Indian file), der eine genau in den Fußtapfen des andern. Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln sichern sie sich oft nur schlecht oder gar nicht gegen Ueberfälle, da sie in dieser Hinsicht auf ihre Schutzgeister vertrauen (Carver); nur die Irokesen und einige andere Völker pflegten im Kriege regelmäßige Nachtwachen auszustellen (Charlevoix 102, Pr. Max. c, II, 198). Die Ausstoßung des Kriegsgeschreies, dessen schneidender Ton nur von Wenigen ohne Grausen gehört wird, und bisweilen einen Büffel oder Bären betäubt und fluchtunfähig gemacht haben soll (Tanner I, 295), ist das Zeichen zum Angriff. Von der außerordentlichen Geschicklichkeit und Kraft im Bogenschießen und dem gewandten Ausweichen durch Seitensprünge von Seiten des Gegners erzählt schon Cabeza de Vaca (537); mit großer Sicherheit wurde auch die Streitaxt geworfen, und vor Allem die Irokesen, welche schon um 1682 mit Flinten versehen waren, wußten auch diese sehr geschickt zu gebrauchen (W. Smith 81). Kämpfe zu Wasser kamen nicht vor.

Die Verwundeten und Todten zurücklassen zu müssen galt als ein großes Unglück und gab zugleich dem Feinde der das Feld behauptete, Kunde von dem erlittenen Verlust; daher nehmen die Indianer der Prairieen immer eine Anzahl von ledigen Pferden mit in den Krieg um die Kampfunfähigen fortzuschaffen (Kendall I, 222). Dagegen haben die Knisteno die sonderbare Sitte ihre getödteten Krieger schön geschmückt dem Feinde auszusetzen — wahrscheinlich in der Absicht der Bezauberung —, von welchem sie in Stücke gehauen werden (de Smet 115). So wenig Ritterliches die Kriegsführung der Indianer im Allgemeinen hat, so ist doch auch bisweilen eine Art von Duell unter den Häuptlingen oder den Tapfersten der feindlichen Parteien an die Stelle des allgemeinen Kampfes getreten; ja die Arkansas theilten einst mit den Chickasaw ihr Pulver, da diese daran Mangel litten,

griffen sie dann erst an und besiegten sie (Nuttall 85). Ein Ehrgefühl ähnlicher Art das alle äußeren Vortheile über den Feind verschmäht, um ihn nur durch eigene Tapferkeit zu überwinden, zeigten die Algonkin, als sie im Jahre 1609 nach Verschanzung des Lagers den Irokesen die Schlacht anboten, den Angriff aber unterließen, da diese ihnen vorstellten daß die Nacht schon hereinzubrechen beginne: beide Parteien überließen sich ruhig dem Schlafe (Charlevoix 104). Heckewelder (300) behauptet daß Gesandte in älterer Zeit auch während des Krieges unverletzlich gewesen seien und unter dem Schutze des großen Geistes gestanden hätten, Adair (278) und Lafitau (II, 314) aber stellen dieß in Abrede. Sicherer ist daß es für alle nördlicheren Völker ein gemeinsames nationales Heiligthum gab, in dessen Nähe jede Feindseligkeit aufhören mußte, weil dort einst der große Geist zu den Menschen geredet und sie zur Einigkeit unter einander ermahnt hatte, den früher schon erwähnten Rothpfeifensteinbruch von Prairie du chien.

Von Schonung war in den Indianerkriegen meist keine Rede, außer wenn sie der eigene Vortheil gebot. In Virginien zwar wurden in alter Zeit die Häuptlinge (weroances) Weiber und Kinder im Kriege nicht getödtet, sondern zu Gefangenen gemacht (Strachey 107), auch die Huronen brachten Weiber und Kinder nur in seltenen Fällen um (Sagard 186, 214); der Ehrgeiz des Siegers strebte aber nach dem Skalp des Feindes und dieß ließ keine Schonung zu. Den Skalp zu nehmen wurde nicht selten gefährlich, da Verwundete bisweilen sich todt stellten und mit Anstrengung ihrer letzten Kräfte den Sieger niederschlugen der sich ihres Haarschopfes bemächtigen wollte. Daß die Sitte des Skalpirens um 1675 noch neu gewesen sei und ursprünglich von den Franzosen in Canada herrühre (Talvj 571 not.), ist unrichtig, da sie schon von Laudonnière (164) in Florida und von Strachey in Virginien erwähnt wird; den Apachen scheint sie fremd geblieben zu sein (Schoolcr. V, 212). Wie groß die Begierde nach dieser Trophäe auch anderwärts war, ersieht man daraus, daß einst ein Missionär im Kriege ein lebendes Kind nur gegen einen Skalp von einem Huronen eintauschen konnte (Lettres édif. I, 713). Wo der Kampf erbittert und anhaltend war, mordeten die Sieger bisweilen bis zu gänzlicher eigener Erschöpfung, und obgleich in den Kriegen im Vergleich mit den unsrigen oft nur wenig Blut floß, sahen sich doch

namentlich die Irokesen durch bedeutende Menschenverluste genöthigt viele Heirathen mit gefangenen Weibern einzugehen und Fremde in größerer Anzahl in ihren Stamm aufzunehmen (La Potherie III, 43).

Wie der Ruhm des Läufers beneidet wird der das Jagdwild niederzurennen vermag, so ist es auch ein Gegenstand des Ehrgeizes eine Siegesbotschaft zuerst zu überbringen (Kohl I, 170). Die aus dem Kriege heimkehrenden Sieger, welche auf dem Marsche ihre Gefangenen Nachts mit Armen und Beinen an vier Pfähle und außerdem noch an ihren eigenen Leib fesselten, wurden bei manchen Völkern festlich empfangen, bei den Irokesen pflegten sie nur einen stillen Einzug zu halten, zuerst ihre eigenen Todten zu beklagen und erst später bei der Feier des Siegesfestes ihre Thaten zu erzählen (Heriot 455, W. Smith 81). An einem geschälten Baume (Colden I, 8), anderwärts hauptsächlich an den Pfeifenröhren wurden die Kriegsthaten in eingeschnittenen Figuren dargestellt (Adair 424). Bei den Nord-Indianern galten die mit Blut befleckten Krieger als unrein, durften nicht kochen, waren manchen Speiseverboten unterworfen u. dergl. mehr (Hearne 189). Der Friedensschluß geschah durch feierliches Begraben der Streitaxt und Uebergabe von Wampumgürteln in allgemeiner Versammlung, und wurde bei vielen Völkern durch gemeinschaftliches Rauchen aus der Friedenspfeife besiegelt. Diese letztere Sitte war nicht allgemein, die Irokesen und die Indianer des unteren Lorenzstromes hatten sie nicht (Lafitau II, 314). Ob sie erst, wie M'Culloh (145) glaubt, im 17. Jahrhundert größere Ausbreitung gewonnen habe, wird sich schwer entscheiden lassen; wahrscheinlich ist dieß nicht, da die Friedenspfeife schon von Pater Marquette (54, 60), dann von Hennepin und Carver erwähnt und beschrieben worden ist. Sie wird von den Indianern als ein Geschenk der Sonne an den Menschen bezeichnet (La Potherie II, 14); die Pani sollen sie zuerst von ihr erhalten haben, und sie richten daher die Pfeife zunächst zum Himmel, dann gegen die Erde, dann horizontal um ihren Mitmenschen den Frieden darzubieten (Morse App. 237). Nach Marquette wurde sie von den Illinois auch gegen die Sonne erhoben um gutes Wetter zu erhalten. Jedenfalls war das Rauchen der Pfeife ursprünglich eine religiöse Ceremonie und schützte schon in alter Zeit vor Feindseligkeit oder gab doch die eigene friedliche Ge-

sinnung kund. Die Friedenspfeife war von rothem Thon oder Marmor mit einem Rohre von 2½—4' Länge, das mit Figuren schön bemalt und mit bunten Federn, auch mit Haarlocken reich verziert wurde. Die Angaben darüber sind verschieden, da jedes Volk sie auf andere Weise schmückte, so daß auf den ersten Blick zu erkennen war, welchem Stamme die Pfeife zugehörte (Carver 303, Archaeol. Am. I, 70). Um Frieden beim Feinde zu bitten, wie die treulosen Jowa bei den Weißen thaten (Paul Wilh. 240), ist sonst dem Indianer fremd, er erbittet und gewährt keine Gnade außer nach vollständigem Siege, sondern hält seine Sache mit den Waffen aufrecht bis zum Untergange seines Volkes.

Eine Auswechselung der Gefangenen fand bei den Indianern gar nicht statt; diese wurden entweder umgebracht, in eine Familie adoptirt oder zu Sklaven gemacht. In den beiden letzteren Fällen verdanken sie ihr Leben der Gnade des Feindes und werden von ihrem eigenen Volke zurückgestoßen, wenn sie zu diesem entfliehen sollten (Carver 294). Das Gewöhnlichste war daß die waffenfähigen Männer getödtet, Weiber und Kinder als Gefangene in einer dienstbaren Stellung gehalten wurden. Die Irokesen gaben bisweilen einen großen Krieger seinem Volke zurück und dieser war dann moralisch verpflichtet sich vom Kampfe fern zu halten (Morgan 341). Sklaven wurden die Gefangenen bei ihnen niemals (Colden I, 11, anders Lafitau), sondern zunächst führte man sie im Triumphe umher und ließ sie Spießruthen laufen, dann bot man sie den Familien an welche Verluste im Kriege erlitten hatten. Wurden sie von diesen als Ersatz angenommen, so trat die Adoption ein, durch welche sie den Namen und alle bürgerlichen Rechte dessen erhielten den sie zu ersetzen bestimmt waren; wurden sie verschmäht, so erlitten sie einen qualvollen Tod (Colden I, 9). Die gewöhnliche Weise der Marter war die, daß der Gefangene an einen Pfahl gebunden, ringsum mit Reißholz umgeben und dieses angezündet wurde. Dazu kam das Brennen mit glühenden Eisen und das Abschneiden von Stücken Fleisch von dem Lebendigen. Darauf wurde er skalpirt, der Kopf mit heißer Asche bestreut und in diesem Zustande zwang man ihn umherzulaufen soweit seine Kräfte noch reichten. Der Tapfere pflegte alle diese Qual zu verspotten und während derselben seine Feinde zu verhöhnen. Daß die Irokesen dieses Martern der Gefangenen erfunden hätten (Lettres édif. I, 683), ist

bei der großen Allgemeinheit desselben nicht beweisbar, aber allerdings mögen sie es am weitesten darin getrieben und andere zu gleichem Verfahren, um Repressalien zu üben, veranlaßt haben. Es war hauptsächlich bei den östlichen Völkern in Uebung, auch im Süden, wo besonders die Weiber mit Feuerbränden den Gefangenen zusetzten (Adair 390). Weiter im Westen soll zwar bei den Pani, niemals aber bei den Mandan Menitari und Krähen etwas dieser Art geschehen sein (Pr. Max. c, II, 198). Auch die Osagen bringen ihre Gefangenen nur selten um (Brackenridge), die Dakota behandeln sie milde, obwohl sie in einzelnen Fällen ihnen erst nach Jahren den Tod gaben (Keating I, 415). Nur die Apachen machen eine Ausnahme, theils insofern als sie die Gefangenen quälen, theils auch insofern sie auf einen Austausch derselben mit den Spaniern eingehen und sie häufig verkaufen (Arricivita bei Buschmann 1854, p. 300, Pfefferkorn I, 400). Unter den Athapasken pflegen die Cheppewyans die Besiegten sämmtlich im Kriege umzubringen, Aufhebung derselben um sie später zu quälen findet bei ihnen so wenig statt als Adoption (Mackenzie).

Um diese barbarischen Sitten nicht unrichtig zu beurtheilen, muß man beachten daß der Aberglaube einen sehr wesentlichen Antheil an ihnen hatte: man dachte sich daß die Geister der Erschlagenen nicht eher zur Ruhe kämen als bis sie gerächt wären; hatte letzteres nicht geschehen können, so wurden die Gefangenen zum Ersatz dafür gequält (Adair 151). Eines gewaltsamen Todes zu sterben der nicht gerächt wurde, galt demnach für ein großes Unglück, daher man im südlichen Alabama Unruhstiftern die fortgejagt wurden, zugleich ankündigte daß ihr Tod unbeweint und ungerächt bleiben solle (Bossu II, 50). Der Abscheu vor diesen Greueln hat oft dazu verführt die Indianer für rohe Wilde zu erklären die alles Mitgefühles baar, den Charakter der Menschheit nur äußerlich an sich trügen. Man vergaß dabei daß Engländer und Franzosen ihnen nicht allein bisweilen Gefangene übergeben haben um sie lebendig zu verbrennen und zu schinden (La Potherie II, 298, III, 255, 281, IV, 75, 98 und sonst), sondern daß sie bei Vertilgung der Pequot (1637) und in den Irokesenkriegen (1691) wie die Holländer in Neu Amsterdam (New York, Valentine 50) sogar selbst zu wiederholten Malen ganz das Nämliche gethan haben (Colden I, 143, 190, 195, Parkman a, I, 71, Lafitau II,

289, Halkett 50ff.); man vergaß daß in späterer Zeit einzelne hervorragende Häuptlinge, wie Blackhoof, Tecumseh u. A., bemüht gewesen sind diese Grausamkeiten abzustellen (Drake), daß sie wirklich abgeschafft wurden, z. B. bei den Ojibway, bei den Schwarzfüßen (Pr. Max. c, I, 580), Seminolen (Bartram 204), und daß in alter Zeit gerade diejenigen Völker die sie am weitesten getrieben hatten, die Irokesen, die geistig am besten begabten und am höchsten entwickelten von allen waren. Wenn über den Besitz eines Gefangenen unter zwei Indianern Streit entstand, war es ein nicht seltenes Auskunftsmittel daß man jenen erschlug (Loskiel 193, Anburey im Magaz. v. Reisebeschr. VI, 143); auch hierin haben die ersten Ansiedler von Connecticut, fromme Puritaner, das Beispiel jener nachgeahmt (Talvj 278).

Wo von Sklaven die Rede ist welche die Indianer hatten, sind abgesehen von den wenigen früher erwähnten Fällen, in welchen ein verurtheilter Verbrecher Sklave wurde, durchgängig nur Kriegsgefangene darunter zu verstehen denen man das Leben geschenkt hatte. Eine solche Begnadigung trat bei mehreren Völkern hauptsächlich dann ein, wenn der Verfolgte einen als Asyl aufgerichteten rothen Pfahl noch lebend erreicht hatte und die Rathsversammlung über ihn keine andere Verfügung traf (Hunter 328). Wo es Sklaven gab, wurden sie bisweilen gegen Waaren verkauft (Marquette 50), von ihren Herren aber meist gut behandelt und nicht mit Arbeit überladen (Nord Carolina, Lawson 232; Navajos, Möllhausen II, 234; Irokesen und Huronen, Lafitau II, 308); das Gewöhnlichere war indessen, wie schon früher bemerkt, daß der Besiegte, wenn man ihn begnadigte, als Freier unter die Sieger aufgenommen, dem Stamme des Siegers einverleibt wurde (Irokesen, Creek).

Es hat öfters Befremden erregt daß die Indianer, mit einziger Ausnahmen der Apachen (Schoolcr. V, 212), gefangene weiße Frauen immer mit Achtung und Rücksicht behandelt und sich ihnen gegenüber in den Grenzen des Anstandes gehalten haben. Diese Erscheinung erklärt sich daraus, daß nach dem Glauben des Indianers der Krieger zur Enthaltsamkeit vom Umgange mit dem weiblichen Geschlecht vor wie nach dem Kriege aus religiösen Gründen verpflichtet, daß Unenthaltsamkeit seiner unwürdig ist, ihn lächerlich macht und sogar, wie man glaubt, seiner Tapferkeit für die Zukunft schadet (Hunter 299,

Swan bei Schoolcr. V, 269). Die Kriegshäuptlinge der Irokesen blieben deshalb sogar meist unverheirathet bis sie sich von der Theilnahme am Kriege ganz zurückzogen (Journal étranger 1762, Avril 132, 137).

Mit der glühenden Rache, die sich an der lange fortgesetzten Qual des Feindes weidete, verband sich bei den Indianern meist noch ein weiterer Greuel, der Cannibalismus. „Das Herz des Feindes essen, sein Blut trinken" waren gewöhnliche Ausdrücke in denen man ihm den Untergang schwor, und wenn sie auch in späterer Zeit oft nur figürlich zu verstehen waren, so lassen sie doch keinen Zweifel darüber worin der Ursprung ihres Gebrauches zu suchen ist. Daß bei den Algonkinvölkern und Irokesen diese Art des Cannibalismus fast ganz allgemein war, ist bekannt; unter den ersteren werden nur die Abenaki bestimmt davon freigesprochen (Lettres édif. I, 703, Lafitau II, 307), unter den letzteren sollen die Mohawk selbst ihren Namen davon haben (Mohawk, eig. Mauquawog, Menschenfresser, Drake III, 37). Noch im Jahre 1813 und selbst nach dieser Zeit sind Fälle von Cannibalismus bei Algonkinvölkern vorgekommen, obwohl sie immer seltener wurden (McCoy 314 f.) Auch die Sioux, welche später großen Abscheu davor zu zeigen schienen (Keating I, 412), aßen sonst das Herz des Feindes auf (Schoolcr. III, 241). Bei den Miami und Potowatomi gab es eine besondere Gesellschaft welche Menschenfleisch verzehrte; ihre Mitglieder mußten bestimmten Familien angehören und glaubten sich im Besitze höherer Kräfte, die sie durch Zauberei auf andere zu übertragen im Stande wären (Keating I, 103). In Louisiana gab es außer den Atacapa, deren Name dieß anzeigt, keine Anthropophagen (du Pratz II, 231), und wie die Pani so sollen auch die Natchez niemals Menschenfleisch gegessen haben (Paul Wilh. 375, Adair 412), obgleich Menschenopfer bei jenen bisweilen, bei diesen gewöhnlich vorkamen. Daß außer der Rache auch die Noth einzelne Völker zum Cannibalismus geführt hat, wurde schon früher angegeben. Als ein drittes Motiv zu demselben, das sich wahrscheinlich nicht selten mit dem ersten verband, ist noch der Aberglaube zu nennen: wie man vor dem Kriege vom Hunde aß um sich dessen Muth anzueignen, so verzehrte man das Fleisch und namentlich das Herz, den Sitz des Muthes, von einem tapferen Manne um sich selbst dadurch unwiderstehlich zu machen (Keating I, 102). So glaubte

man der Eigenschaften der Thiere überhaupt theilhaftig zu werden wenn man sie aß: der Schnelligkeit des Hirsches, des schlechten Gesichts des Maulwurfs u.s.f. (Adair 133 ff.).

5. Die Indianer sind Menschen von großen und gewaltigen Leidenschaften; wir haben dieß schon mehrfach hervorzuheben gehabt. Im Spiel, auf der Jagd, im Kriege verfolgen sie ihr Ziel mit einer so angespannten Thätigkeit und ausdauernden Energie, daß man sich um so mehr über die schläfrige Apathie und das unbewegliche Phlegma wundert, dem sie sich hingeben sobald kein Sporn dieser Art sie zur Anstrengung treibt. Zustände großer innerer Aufregung scheinen sie zu lieben und lange festzuhalten — nirgends kommt eine ähnliche Unersättlichkeit der Rache so häufig vor als bei ihnen —, Zustände großer Abspannung und träger Ruhe wechseln mit ihnen ab. Sie fallen aus einem Extrem in's andere, dieser schroffe Wechsel liegt ihrer Natur näher als anderen Menschen, eine gewisse Gleichmäßigkeit der Gemüthslage scheint selten von langer Dauer zu sein, große Reizbarkeit und gänzliche Abstumpfung sind ihre gewöhnlichen Stimmungen. Diese Neigung sich in extremen Gegensätzen zu bewegen mit Ausschluß der Mittelzustände ist das Charakteristische des nervösen oder sogenannten melancholischen Temperamentes; es äußert sich sinnlich in der großen Schreckhaftigkeit, die den Eingeborenen von Nord- wie von Südamerika oft bei unbedeutenden Veranlassungen zu plötzlichem Zusammenfahren bringt (Unanúe Observ. sobre el clima de Lima, 2. ed. Madr. 1815, p. 102 not.) und ihn durch Träume aufgestört schlaflos macht (de Laet II, 12), es zeigt sich auf geistigem Gebiete in seiner Empfindlichkeit gegen das Urtheil Anderer und der öffentlichen Meinung über ihn selbst, und vor Allem in seiner nie ruhenden abergläubischen Aufmerksamkeit auf die kleinsten Naturereignisse aus denen er den Willen höherer Geister herauslesen zu können glaubt.

Um sein Gemüthsleben und seinen moralischen Charakter näher kennen zu lernen, werden wir vorher den Maaßstab aufsuchen müssen nach welchem er ethische Verhältnisse mißt und beurtheilt. Dieser steht meist in keiner unmittelbaren Beziehung zu seinen religiösen Ueberzeugungen, obwohl eine solche nicht ganz fehlt; der Begriff der Sünde tritt völlig gegen den des Verbrechens zurück, für das der Thäter nur den Menschen und unter diesen wieder vorzugsweise, wenn nicht allein, den Verletzten und Beleidigten selbst verantwortlich ist. Nach

der Ansicht mancher Völker hat der große Geist den Menschen sogar eine unbeschränkte Freiheit des Handelns gegeben und kümmert sich nichts um ihre Thaten.

Am sichersten und richtigsten entnehmen wir jenen ethischen Maaßstab aus den Erzählungen welche im Familienkreise theils der Unterhaltung theils der Bildung der Jugend dienten (Schoolcr. A. R., vgl. auch Keating I, 126, 225). Ihre Moral ist hiernach folgende. Diebstahl und Mord, Grausamkeit und Zauberei sind schändliche Handlungen die im Leben nicht ungestraft bleiben; dieß gilt nicht minder von ehelicher Untreue, von der Verletzung religiöser Gelübde, der Impietät gegen das Alter und besonders dem Ungehorsam gegen die Eltern: wenn auch erst spät, führen sie doch immer in's Unglück. Dagegen sind Selbstverleugnung und Standhaftigkeit, Tapferkeit und Uneigennützigkeit, Geschwisterliebe, Freigebigkeit und Gastfreundschaft alles Lobes werth und es wird ihnen die verdiente Belohnung zu Theil. Stolz und Anmaßung kommen zu Schaden, Ueppigkeit stürzt sich selbst in's Verderben. Ein guter Mann ist nach der Vorstellung des Indianers immer mild sanft und freundlich, besonders gegen sein Weib, er streitet nie, zeigt sich grenzenlos gastfrei, vertheilt was er an Geschenken erhält unter die jungen Leute und bringt dem Herrn des Lebens Opfer dar. Demnach liegen dem Menschen zwar religiöse Pflichten ob, deren Erfüllung Segen bringt und Achtung erwirbt, z. B. langes Fasten und dergl., ebenso hat er eine Menge von moralischen Pflichten auf sich, deren Beobachtung ihm ein glückliches Loos bereitet, während der Uebertreter von der Nemesis ereilt wird, aber die Vorstellung daß die Forderungen der Moral zugleich solche der Religion seien oder daß der Wille des großen und guten Geistes selbst ihre Erfüllung verlange, scheint dem Indianer, wenn auch nicht völlig fremd geblieben, doch nicht zur Klarheit gekommen zu sein, wie vor Allem daraus hervorgeht, daß ihm die strenge talio als höchster und unbestreitbarer Grundsatz des Handelns galt.

Wie man bei uns die Moralität von der Moral unterscheiden muß, so auch bei den Indianern. In Rücksicht der erstern wird von manchen versichert daß sie im Allgemeinen sicherlich nicht hinter der Moralität der Weißen zurückstand, da die älteren Leute durch Rede Lehre und Beispiel einen großen und wohlthätigen Einfluß auf die jüngeren ausübten (Hunter 205). Mord, Raub, Ehebruch, auch Trunken-

heit, Völlerei u. dergl. kamen in alter Zeit bei den Eingeborenen von Neu England selten vor (Elliott I, 315, Potter 9 nach Roger Williams). Allenthalben aber stoßen wir auf die Zeichen einer rasch fortgeschrittenen Demoralisation seit der Ankunft der Weißen und unter deren Einfluß (Warren bei Schoolcr. II, 139), so daß wir sogar der Versicherung begegnen (Heckewelder 8), der spätere Charakter der Indianer „habe mit dem ehemaligen keine Aehnlichkeit mehr." Betrügerei und Lüge war bei den Algonkin fast allgemein verhaßt und zogen öffentlichen Tadel zu (La Potherie I, 132), auch unter den Irokesen herrschte große Offenheit und strenge Wahrheitsliebe (Morgan 335), bei den Huronen war es anders (Sagard). Filson (131) behauptet sogar Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit seien bei den Indianern weit allgemeiner verbreitet gewesen als bei uns; vorzüglich wurde die Lüge als ein Zeichen von Feigheit gescheut und verachtet (Jones I, 69). Vor Allem den Sachems war Unredlichkeit und Unwahrhaftigkeit fremd, sie hielten dergleichen unter ihrer Würde (Elliott I, 314, vgl. z. B. über Logan Schoolcr. IV, 619 f.). Großsprecherei bei Erzählung der Kriegsthaten, heißt es noch neuerdings, ist zwar allgemein, aber wer sich in Betreff des Thatsächlichen Lügen erlaubt, verliert alles Vertrauen und alle Achtung (Kohl I, 34). Bei manchen der nordwestlichen Völker gab es einen „Redlichkeitsbaum", einen Pfahl an welchem Gefundenes aufgehängt wurde um vom Eigenthümer abgeholt zu werden (Domenech im Ausland 1858, p. 940). In der Unterhaltung, sagt Hunter (271), rühmen die Weiber einander oft ihre Männer Söhne und sich selbst, von Abwesenden Uebles zu sagen gilt für sehr häßlich, sie verleumden nicht, man spricht überhaupt nicht von dem der Verachtung verdient und mischt sich nicht in die Angelegenheiten Anderer. Daher ist auch Zank und Streit selten, sowohl auf der Jagd und über die Beute im Kriege, als auch beim Spiel und bei anderen Gelegenheiten (Carver).

Diesen Zeugnissen gegenüber ist es befremdend daß Roger Williams, der einzige unter den ersten Ansiedlern Neu Englands der sich eifrig mit der Erlernung der Indianer-Sprachen beschäftigte, ein Mann von wohlwollender Gesinnung und tüchtigem Verstande (in seinem Key to the Indian languages, mit welchem Edw. Winslow, Good news from N. England zu vergleichen ist), bei näherer Bekanntschaft die Indianer als habsüchtig und rachgierig, lügnerisch und be-

trügerisch bezeichnet hat. Die zu große Strenge dieses Urtheils im Ganzen geht schon daraus hervor daß Williams selbst, wie wir sahen, versichert hat, grobe Verbrechen seien selten bei ihnen. Der Vorwurf der Habsucht ist jedenfalls ungerecht und überhaupt nur dem Weißen gegenüber verständlich: dieser trat dem Indianer mit einer Menge von äußeren Gütern ausgerüstet entgegen die ihm neu und unbekannt waren, er lernte ihren Werth kennen — dürfen wir uns wundern daß seine Begierden in hohem Grade erregt wurden und daß sie ihn zu manchen Handlungen verleiteten die den Stempel der Habsucht trugen, eines Fehlers der, wie wir sogleich zeigen werden, ihm sonst gänzlich fremd ist? Mit der Rachbegierde hat es seine Richtigkeit und gegen den Vorwurf der Lüge und des Betruges können die Eingeborenen von Neu England nur bedingter Weise in Schutz genommen werden. Die Kunst des Ränkeschmiedens und Intriguirens stand bei vielen Völkern in Blüthe, vor Allem den Weißen gegenüber, die sie von Anfang an als das was sie waren, als Eindringlinge, und daher mit dem größten Mißtrauen, oft wohl auch mit dem heimlichen Wunsche ansahen sich ihrer zu entledigen. Aber auch untereinander behandelten sie sich nicht immer mit Offenheit: die vielfachen Kriege in denen sie mit ihren Nachbarn standen, der sehr lebhafte politische Ehrgeiz Einzelner und die patriarchalisch-demokratische Verfassung der meisten Völker erzeugten und nährten ein System der Intrigue, oft so fein gesponnen wie man es nur bei höher gebildeten Nationen zu finden erwartet, aber dieses scheint sich fast ausschließlich auf das politische Leben beschränkt zu haben, während im Privatverkehr meist eine große Integrität herrschte.

Die Tugenden welche durchgängig von den Indianern am höchsten geschätzt werden, sind Tapferkeit und Freigebigkeit. Von jener ist schon die Rede gewesen, diese legt William Penn den Indianern in hohem Maaße bei: „Nichts", sagt er, „ist ihnen zu gut für einen Freund. Giebt man ihnen eine Flinte, einen schönen Rock oder was sonst, so kann das Geschenk zwanzig Hände durchlaufen ehe es in einer bleibt… Reichthum circulirt bei ihnen wie das Blut, alle Glieder nehmen Theil daran, und da keiner zu besitzen wünscht was ein anderer hat, achten sie das Eigenthum." In Chicago stritt sich einst eine Gesellschaft von Weißen, ob die Indianer freigebig seien. Man rief einen alten Mann herbei der keinen der Anwesenden kannte, und in kurzer Zeit hatte man

ihn dazu beredet alle seine Sachen an sie zu verschenken (Hoffmann II, 94 note). Wer von der Jagd oder vom Fischfang heimkommt, muß viel von der Beute an die Bedürftigen austheilen, wenn er sich selbst nicht beschimpfen will, und bei Hungersnoth theilen sie alles unter einander was sie haben (Lafitau II, 89f.) Mit Recht nimmt sie Kohl (I, 99) in Schutz gegen die oft versuchte Herabsetzung des Werthes ihrer Freigebigkeit: sie helfen einander und selbst dem Fremden bei allgemeinem Mangel, im Glücke aber geben sie mit vollen Händen denen die sich als wahre Freunde bewährt haben, es wird dann nicht gerechnet. In Krankheitsfällen sucht man die Ursache des Uebels nicht selten in unbefriedigt gebliebenen Wünschen des Patienten, die dann der Häuptling oder ein Anderer auf die freigebigste Weise befriedigt; daraus entspringt diesem aber auch die Verpflichtung sich bei dem nächsten Feste das gefeiert wird, für gesund und geheilt zu erklären, wenngleich ihm der Tod auf der Zunge säße (Heriot 526).

Die Veranlassung zum Zweifel an ihrer Freigebigkeit hat nächst der Bettelhaftigkeit zu welcher viele Indianer in neuerer Zeit herabgesunken sind, hauptsächlich der Umstand gegeben, daß viele Dienste und Geschenke von ihnen allerdings nur in der bestimmten Absicht angeboten werden einer noch größeren Gegenleistung theilhaft zu werden, und daß es nach Indianersitte eine fast gleich grobe Unhöflichkeit ist Anerbietungen dieser Art zurückzuweisen, als Geschenke einem Freunde zu weigern wenn er sie erbittet.

General Johnson erhielt eines Tages eine Sendung reich gestickter Kleider aus England, an denen Hendrik, ein Häuptling der Mohawk, großes Wohlgefallen fand. Daher kam dieser eines Tages mit der Erzählung zu ihm, er habe geträumt daß er von ihm eine seiner neuen Uniformen zum Geschenk erhalten habe. Der General gerieth in Verlegenheit, doch entschloß er sich rasch zu dem was sich anständiger Weise allein thun ließ und ließ den Traum in Erfüllung gehen. Einige Zeit darauf ließ er sich nun auch seinerseits träumen daß Hendrik ihm einen Strich Landes von ungefähr 500 Acker geschenkt habe und beschrieb ihn genau. Hendrik besann sich keinen Augenblick, trat ihm das Land ab und setzte gewitzigt hinzu: „Sir William, ich will niemals wieder mit Euch träumen."

So richtig es auch ist daß, wie Gregg sagt, Geschenke immer der Eckstein der Freundschaft mit Indianern sind, so muß man doch die

Freigebigkeit derselben nicht verdächtigen, weil sie so oft bei ihr auf ein Gegengeschenk rechnen (Lettres édif. I, 746), denn diese Art des Schenkens, wie überhaupt das Schenken an die Weißen, die ihnen als unerschöflich reich erscheinen, ist eben nichts weiter als eine höfliche Art um etwas zu bitten, ganz wie sie bei uns auch oft genug vorkommt. Den besten Beweis für ihre Liberalität liefert ihre unbegrenzte Gastfreundschaft. Freilich auch diese hat man als Unbedachtsamkeit und Sorglosigkeit bezeichnen wollen, ja Morton behauptet sogar, sie werde nur in beschränktem Maaße und mit Zurückhaltung, wenn nicht mit Widerstreben vom Indianer ausgeübt, obwohl er die Erfahrungen welche Lewis und Clark auf ihren Reisen in dieser Rücksicht machten, richtig daraus erklärt, daß die Völker zu denen sie kamen, theils selbst Mangel litten, theils voll Verdacht und Mißtrauen in die Absichten der Weißen zu sein schienen. Ueberhaupt giebt es kaum eine gute Seite an dem Charakter des Indianers die man nicht mißverstanden und übel gedeutet hätte. So hat man ihm auch sein häufiges höfliches Schweigen, seine Zurückhaltung oder anerkennende Beistimmung oft als Stupidität ausgelegt. Lafitau (II, 479) erzählt z. B. daß die Missionäre einen Diener hatten der zwar kein Wort von der Sprache der Huronen verstand, aber deren Laute und Manieren beim Reden gut nachzuahmen wußte. Dieser hielt öfters zu seinem Vergnügen den Indianern lange Reden die natürlich gar keinen Sinn hatten, und wurde deshalb von diesen wegen seiner Fertigkeit bewundert, obwohl sie bemerkten daß sie selbst nichts davon verständen. Gelehrte Europäer waren naiv genug diesen höflichen Spott „der Wilden" für Dummheit zu nehmen. So wenig hat man sich bis heute um ein genaueres Verständniß dieser Menschen bemüht!

Ihre Gastfreundschaft zu bezweifeln ist thöricht. Der Hungrige konnte in jede Hütte treten um mitzuessen und wohl nicht leicht hat dieß ein Indianer versagt in älterer und selbst in späterer Zeit (Hennepin 70 u. A.). Ich kenne keinen Fall, sagt Irving, in welchem ein ausgehungerter kranker und müder Mensch von den Indianern schlecht behandelt worden wäre und nicht die Hülfe gefunden hätte die sie leisten konnten. Von den Weißen läßt sich jedenfalls nicht dasselbe rühmen. Der Gastfreund den die Irokesen bei sich aufnahmen, stand ganz unter dem Schutze des Volkes, er wurde nicht von ihnen herausgegeben, ja sie haben, um sich gegen solche Zumuthungen sicher zu

stellen, bisweilen sogar die Schulden der zu ihnen geflohenen Weißen selbst bezahlt (Colden I, 12f.). Sagard erzählt vielfach von der ausgezeichnet sorgsamen und wohlwollenden Behandlung welche die Huronen den Missionären erwiesen: der Gastfreund schien ganz an die Stelle dessen zu treten der ihn bei sich aufgenommen hatte und redete dessen nächste Verwandten selbst als „Mutter, Bruder" u.s.f. an. Tanner (I, 50, 62, 102, II, 223 und sonst) erzählt viele Beispiele der aufopferndsten Gastfreundschaft der Indianer unter einander wie gegen die Weißen und weist oft auf den Contrast ihres Benehmens zu dem der letzteren hin. Nach seiner Ansicht sind es nur die an den Europäern gemachten Erfahrungen gewesen, in Folge deren bei jenen eine Aenderung der alten Sitte eingetreten ist.

Allerdings ist der Schutz des Gastrechtes verwirkt, wenn man in dem Gaste einen Feind entdeckt (Keating I, 98). Wie ein Fremder der sich draußen allein betreten läßt, etwa gar auf dem Kriegspfade, von vielen Völkern je nach den Umständen als Feind behandelt wurde, so kam es besonders in neuerer Zeit nicht selten vor daß dieselben Menschen die den Gast und sein Eigenthum schützen und vertheidigen sobald und solange er unter ihrem Dache ist, draußen im Felde ungescheut jeden plündern der ihnen begegnet. Indianer die kurz vorher einige Weiße umgebracht hatten, nahmen andere die bei ihnen einkehrten (1755) kalt aber höflich in ihrem Dorfe auf und bewirtheten sie, dieß hinderte sie aber nicht dieselben am anderen Tage unterwegs zu überfallen und ebenfalls zu tödten (Gordon 614).

Seltener als Beispiele der Gastfreundschaft sind solche der Bescheidenheit, wie sie Pr. Maximilian erzählt, daß sich nämlich die Indianer von ihm zurückzogen wenn die Essenszeit kam; vielmehr pflegen sie ihrer Sitte gemäß alsdann zu bleiben und zu erwarten daß alle Anwesenden auch bewirthet werden. Dagegen schließt sich an die allgemeine Gastlichkeit bei manchen Völkern ein gewisser Sinn für Wohlthätigkeit an: arbeitsunfähige und blödsinnige Kinder werden von den Potowatomi sorgsam gepflegt, Hülflose geschont und mit Rücksicht behandelt (Keating I, 96); hat in Nord Carolina einer durch Brand oder anderes Unglück einen großen Verlust erlitten, so wird ein Fest veranstaltet, bei welchem ihn alle reichlich beschenken (Lawson 178); an Festtagen erhalten bei den Cherokee die Armen Geschenke (Timberlake 69); die Knisteno und andere Stämme haben die sinnige

Sitte, daß der Hungrige selbst Opfergaben angreifen darf, wenn er nur irgend eine Kleinigkeit namentlich etwas Tabak als Ersatz hinlegt (Dunn 95), nur die dem großen Geiste dargebrachten Gaben sind hiervon ausgenommen (Keating I, 409).

Daß der Indianer inniger Anhänglichkeit an seine Freunde und warmer Dankbarkeit fähig ist, steht außer Zweifel. General Harrison bezeichnet aus eigener reicher Erfahrung Treue in der Freundschaft als eine ihrer glänzendsten Eigenschaften. „Ein Pfand dieser Art", sagt er, „das ein Indianer, von welchem Charakter er auch sonst sei, einmal gegeben hat, wird bei ihm zur herrschenden Leidenschaft, von der jede andere zum Schweigen gebracht wird." Viele Beispiele von aufopfernder Freundschaft hat Heckewelder (480 ff.) zusammengestellt mit der Bemerkung, „welche Fehler den Indianern auch immer eigen sein mögen, Undankbarkeit ist keine derselben." Roger Williams, der sich stets als Freund und Wohlthäter der Indianer bewiesen hatte, ging während ihrer erbitterten Kriege gegen die Kolonisten von Neu England unangefochten zu ihnen hin und verkehrte mit ihnen ganz wie sonst. Ebenso blieb in dem Kriege König Philip's (1675) das Haus eines Schmiedes Namens Leonard, dem jener Dank schuldig zu sein glaubte, verschont; das Haus ist noch jetzt bewohnt von den Nachkommen des Schmiedes (Talvj 557). Oberst Cole, der mit König Philip stets in persönlicher Freundschaft gelebt hatte, erhielt von diesem am Tage vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten die Nachricht von der drohenden Gefahr, so daß er noch zur rechten Zeit flüchten konnte (Drake zu Church 339). Der Missionär Lambreville, erzählt Charlevoix, war 1687 zur hinterlistigen Gefangennehmung mehrerer Irokesenhäuptlinge von den Franzosen benutzt worden und fiel bald darauf in die Hände der Oneida. Sie sagten daß sie ihn seit lange kennten und nicht glauben könnten daß er an der Verrätherei Theil habe, daß sie aber vielleicht außer Stande wären ihn vor der Wuth ihrer jungen Leute zu schützen, die ihn als Feind betrachten würden: sie gaben ihm daher Wegweiser mit die ihn begleiteten bis er in Sicherheit war. So haben die Indianer die Missionäre öfters geschont und geduldet, während sie alle übrigen Weißen dem Tode weihten, und dieß ist ihnen um so höher anzurechnen, als sonst der Grundsatz der Vergeltung nach ihrer Ansicht keine Ausnahme gestattet.

Die aufopfernde Freundschaft des Häuptlings Atakullakulla für

Capt. Stuart im Cherokeekrieg (1760) kann man bei Ramsey (58), andere Beispiele dieser Art bei Parkman (a, I, 308), Frost (65, 317) und Hunter (326) nachlesen. Nimmt man noch die aus eigener Erfahrung unter den Dakota entworfene Schilderung von Mrs. Eastman hinzu, welche versichert und in eingehender Weise zeigt daß die Indianer welche sie kennen lernte, „die wärmste Dankbarkeit gegen jeden zeigten der sie jemals freundlich behandelt hatte", so bedarf es wohl keiner weiteren Beweise dafür, daß der Indianer, so versunken und verwildert man ihn auch hier und da gefunden haben mag, doch nicht der gefühllose Barbar ist den man so oft aus ihm gemacht hat. Das Beispiel der Pocahontas, zu dem es mehr als eine Parallele giebt, steht allerdings insofern einzig da, als es ein Muster ächter Weiblichkeit, hohen Zartgefühls und moralischer Größe in allen Lagen des Lebens darstellt, selbst abgesehen von der zweifachen Aufopferung für Capt. Smith und von dem edelmüthigen Schutze seiner Landsleute in seiner Abwesenheit, es steht einzig da auch in dem Bilde über dem westlichen Thor der großen Rotunde des Capitoles in Washington, wo die weißen Amerikaner zu ihrer eigenen Schmach den Edelmuth der rothen Raçe der ihre ersten Kolonieen vom Untergange rettete, vor aller Welt Augen hinstellten.

Es ist vergebens zu bestreiten daß diese Menschen, wie man sonst auch über sie urtheilen mag, einer Großartigkeit der Gesinnung fähig sind, die dem stolzesten Römer Ehre gemacht haben würde, und daß Beispiele dieser Art selbst nicht allzu selten bei ihnen sind. Ein 60jähriger Ajowa, dessen Häuptling im Kampfe gegen die Dakota gefallen war, sprengte mit seiner Frau, als er dessen Tod gehört hatte, gegen den Feind an und stürzte von vielen Pfeilen durchbohrt mit den Worten: „Wo der Skalp meines Freundes hängt, mag auch der meinige sein!" (Paul Wilh. 299). Ein Choctaw, erzählt Gregg, verbürgte sich für seinen Bruder der einen Mord begangen hatte. Dieser zeigte sich ängstlich und wagte nicht sich zu stellen. Da sprach jener: „Bruder, du bist nicht tapfer und fürchtest dich vor dem Tode; bleibe hier und sorge für meine Familie, ich will statt deiner sterben." Er ging sogleich und erlitt den Tod.

Ein starkes Rechtsgefühl steht bei den Indianern oft in Verbindung mit lebhafter Ehrliebe. Streng gerechte Behandlung imponirt ihnen und macht sie auch gegen den Schwächern zur Nachgiebigkeit geneigt

(Beispiele bei Tanner), während Ungerechtigkeit sie leicht erbittert. Die Aeußerung ihres Rechtsgefühles erscheint freilich bisweilen als Rohheit wie bei jenem Irokesen, der über die Schlechtigkeit der Juden die Christus kreuzigten aufgebracht ausrief: „wäre ich dort gewesen, ich würde ihn gerächt und die Juden skalpirt haben!“ (La Potherie IV, 91). Einen Fall in welchem das Ehrgefühl dem Rechtssinne zu Hülfe kam, erzählt Blundell (Colonial Magazine XXIII, 207): Ein Indianer war wegen Mordes von seinem Stamme zum Tode verurtheilt worden. Ein weißer Ansiedler gab ihm ein Pferd zur Rettung, aber in der Nacht zwar geflohen, kehrte der Verbrecher am anderen Tage zurück um sich zu stellen. Er hatte es nicht über das Herz bringen können sich der verdienten Strafe zu entziehen, die nach der Sitte seiner Väter über ihn verhängt worden war.

Die Rechtsbegriffe der Indianer und das Ehrgefühl zu erläutern mit welchem sie an ihnen festhalten, mögen noch folgende Fälle dienen.

Ein Indianer von einem andern schwer beschimpft, erstach diesen. Das Dorf lief zusammen, Alles schrie um Rache, der Mörder aber setzte sich ruhig neben die Leiche und erwartete den Tod. Da man jene fortgetragen und ihn selbst geschont hatte, ging er hin zur Mutter des Ermordeten und übergab sein Leben ihrem Willen. Die Frau war nicht rachsüchtig, sie verschmähte es noch ein zweites Leben zu opfern und bat den Mörder um seinen Sohn, der von ihr adoptirt werden und sie versorgen solle. Jener erwiderte daß sein Sohn erst 10 Jahre alt und dazu nicht tauglich, er selbst aber bereit sei wie ein Sohn für sie zu sorgen. Die Frau ging darauf ein und nahm den Mörder an Kindesstatt an mit seiner ganzen Familie (Heckewelder 119).

Ein junger Choctaw hatte einen Mord begangen und sollte eben umgebracht werden, als sich seine Mutter erbot seine Stelle zu vertreten. Dieß wird angenommen. Sie nimmt von einer Wohlthäterin Abschied die sie um einen Sarg und ein Leichentuch „für ihren Sohn“ bittet, wie sie sagt, „so groß wie sie selbst, dann würden sie für ihn passen.“ Als sie fort ist, hört jene den wahren Zusammenhang der Sache und eilt auf den Richtplatz, aber sie kommt zu spät, die Indianerin hat ihren Tod möglichst beeilt. Einige Zeit später wird der Sohn als Feigling verspottet, weil er seine Mutter habe für sich sterben lassen; er ersticht einen der Spötter mit den Worten: „Jetzt sollt ihr sehen daß ich auch sterben kann wie ein Mann!“ Er läßt sich ein

Grab machen und versucht wiederholt ob es für ihn groß genug sei. Die Rächer sind fern, man will ihn überreden es mit einem Lösegelde zu versuchen und bietet ihm Hülfe dabei an. Doch vergebens; nach Beendigung aller Vorbereitungen erschießt er sich in Gegenwart seiner Familie, der er vorher streng verboten hatte zu weinen, damit er in seinem Entschlusse nicht wieder wankend werde (Morse App. 260).

Ein empfindliches Ehrgefühl und ein hoher Stolz, namentlich auch den Weißen gegenüber, sind Charakterzüge die sich beim Indianer häufig finden. Spott, Geringschätzung, beschimpfende Strafen verletzen ihn auf's Tiefste. Daß die Delaware von den Irokesen sich den Weiberrock anziehen lassen mußten, war deshalb eine Strafe von ausgesuchter Härte. Wir sehen häufig den Tod der Gefangenschaft oder Entehrung von Indianern vorgezogen. Durch die Hand eines Fürsten oder Helden zu fallen war ein Ruhm, aber wie Chopart 1729 im Aufstande der Natchez von einem gemeinen verachteten Manne mit hölzernem Tomahawk niedergeschlagen zu werden, die tiefste Erniedrigung.

Das hohe Selbstgefühl des Indianers spricht sich vor Allem in dem sonst öfter gehörten Lobe aus, das sie einem Weißen durch die Worte zu spenden glaubten: „Du bist fast so geschickt wie ein Indianer", während auf der anderen Seite „So dumm wie ein Weißer" ein Sprüchwort bei ihnen war (West 153, Keating II, 163 ff., 241, Hunter 40). Sie glaubten längere Zeit daß die Europäer eben nur gut genug dazu seien um Tuch Flinten Aexte u. dergl. für sie selbst zu verfertigen, im Grunde aber nur zu ihnen kämen, weil die Armuth ihres Vaterlandes sie zur Auswanderung zwänge. Worauf diese Verachtung der Weißen beruhete und inwiefern sie allerdings nicht ohne natürliche Berechtigung war, geht aus folgender Anekdote hervor.

Bei Schließung des Vertrags von Lancaster 1744 (erzählt Franklin Works 2d ed. III, 384) zwischen der Regierung von Virginien und den sog. „fünf Nationen" (Irokesen) wurde den Indianern angeboten einige junge Leute nach Virginien in ein College zu schicken um sie dort erziehen zu lassen. Auf dieses Anerbieten antworteten sie folgendermaßen: Wir wissen daß ihr die Art von Gelehrsamkeit hochschätzt die in solchen Colleges erworben wird und daß die Erziehung unserer jungen Leute euch große Kosten machen würde. Wir sind von eurer Güte überzeugt und danken euch von Herzen. Aber ihr die ihr

so klug seid, müßt wissen daß verschiedene Völker verschiedene Vorstellungen haben und werdet es deshalb nicht übelnehmen wenn unsere Vorstellungen von dieser Art von Erziehung nicht dieselben sind wie die eurigen. Wir haben darüber einige Erfahrung: einige unserer jungen Leute sind früher in den Colleges der nördlichen Provinzen erzogen worden. Man hat sie in allen euren Wissenschaften unterrichtet, aber da sie zu uns zurückkamen, waren sie schlechte Läufer, unwissend in Allem was nöthig ist um in den Wäldern zu leben, unfähig Kälte oder Hunger zu ertragen, sie verstanden keine Hütte zu bauen, keinen Hirsch zu fangen, keinen Feind zu tödten, sprachen unsre Sprache schlecht, taugten also weder zu Jägern noch zu Kriegern oder Rathgebern, sie waren vollständige Taugenichtse. Wir sind darum jedoch euch für euer Anerbieten nicht weniger verbunden, obwohl wir es nicht annehmen, und um uns dankbar zu zeigen wollen wir, wenn ihr uns ein Dutzend eurer Söhne zur Erziehung schicken wollt, uns ihrer mit aller Sorgfalt annehmen, sie in Allem unterrichten was wir wissen und Männer aus ihnen machen.

Läßt sich nach der vorstehenden Schilderung nicht leugnen daß der Charakter des Indianers an edeln und bewundernswerthen Zügen reicher ist als der vieler anderen Völker, so bleibt doch, wie es scheint, ein Flecken an ihm haften der unauslöschlich ist, gemüthlose Rohheit und hartherzige Grausamkeit, die sich vor Allem in dem kaltblütigen Martern der Gefangenen kundgiebt. Es ist wahr, sie können von diesem Vorwurf nicht freigesprochen werden. Es ist nicht unsere Absicht sie besser erscheinen zu lassen als sie waren, sondern nur ihnen gerecht zu werden, und wir möchten darum nicht so verstanden sein als wenn wir die angeführten Beispiele moralischer Kraft und Größe die sie gegeben haben, für das mittlere Maaß ihrer sittlichen Gesinnung überhaupt genommen wissen wollten. Diese Beispiele sind großentheils Ausnahmen von der Regel, aber trotzdem sind sie geeignet zu zeigen was der Indianer fähig war zu leisten, was er bewunderte und welche Ideale den bessern und begabteren Naturen unter ihnen vorschwebten und zum Muster dienten. Eine große Rohheit der sittlichen Denkweise spricht sich unzweifelhaft darin aus, daß die Vergeltung allein zum obersten Princip des Handelns gegen Andere gemacht und daß dessen Ausbeutung bis in seine äußersten und gräßlichsten Consequenzen meist der Rache des Einzelnen überlassen wurde; und doch tritt uns

auch hier zweierlei entgegen das unser Urtheil milder stimmen muß, wenn wir uns der Gerechtigkeit nicht verschließen wollen.

Es liegt oft in den Handlungen der Indianer eine eiserne Strenge. So hart wie die Schicksalsidee im Drama irgend auftreten kann, so hart und unerbittlich ist ihre talio. Oft vermag selbst kein Beweis von Edelmuth und Großherzigkeit sie zu brechen, obwohl es dem Indianer nicht an stiller Bewunderung für diese fehlt. Es liegt etwas Großes in dieser Auffassung, und wer sie tadelt, kann ihr doch eine gewisse Achtung nicht versagen; denn wie der edlere Indianer keine Beleidigung vergiebt, so vergißt er auch keine Wohlthat. Dazu kommt daß er sich selbst, wo ein unglückliches Schicksal oder seine eigene Schuld ihn dazu bestimmt jener Vergeltungsidee zum Opfer zu fallen, seinem Loose nicht selten mit der erhabensten Ruhe unterwirft und so noch im Tode über seinen Feind triumphirt: er weiß für seine Vergeltungsidee zu sterben und zwingt uns zur Bewunderung, mögen wir auch seinen Irrthum beklagen. Wir wollen dieß noch etwas näher beleuchten; man mag dann selbst urtheilen, ob die Grausamkeit dieser Menschen, welche wenigstens in sehr vielen Fällen erst eine Folge vielfach von den Weißen provocirter und genährter Erbitterung war, noch in demselben Lichte erscheint.

Ruhe und Standhaftigkeit im Tode flößt dem Indianer Achtung ein und gilt ihm als Beweis von Pflichttreue und geistiger Größe (Hunter 353). Auch bei vollkommen sicherer Voraussicht desselben zeigt er oft gänzliche Furchtlosigkeit (Beispiele bei Frost 50), der Wunsch vorher nur noch eine Pfeife in Ruhe rauchen zu dürfen oder ein ähnliches unbedeutendes Verlangen, verrieth bisweilen sogar eine gewisse Coquetterie in dieser Hinsicht. Wie die Todesfurcht hat man ihn öfters auch großen inneren Schmerz mannhaft bekämpfen sehen (James I, 243). Der Qual des physischen Schmerzes weicht er nicht aus, er trägt oft noch selbst dazu bei sie zu erhöhen um den Ruhm der Standhaftigkeit zu ernten, und leidet sie triumphirend, wenn ihm vergönnt ist seinen Feind zugleich dabei zu verspotten.

Ein alter Häuptling der Oneida, der als Kriegsgefangener von einem Indianer erstochen wurde, verhöhnte diesen weil er ihn nicht dem Feuertode ausgesetzt habe, damit die französischen Bundesgenossen sähen, wie Männer sterben. — Als General Armstrong ein Dorf zerstörte, wurde ein Haus in Brand gesteckt in das sich Indianer zu-

rückgezogen hatten. Er ließ sie daher auffordern sich zu ergeben, aber der Häuptling der dieß für schimpflich hielt, gab zur Antwort: „Verbrennt nur das Haus, wir können Feuer essen!" (Williamson 186).

„Als ich mich in dem Hauptorte der Ottogamie aufhielt," erzählt Carver, „wurde ein gefangener Illinois-Indianer eingebracht. Nach den zu seiner Verurtheilung nöthigen Ceremonien führte man ihn am frühen Morgen vor das Dorf hinaus und band ihn an einen Baum. Hierauf erhielten alle Jungen aus dem Orte deren es eine große Menge gab, Erlaubniß mit Pfeilen nach ihm zu schießen. Da keiner von ihnen über zwölf Jahre alt war, und sie außerdem sehr weit von ihm standen, so konnten ihre Pfeile nicht tief in den Körper eindringen, so daß das unglückliche Schlachtopfer seine Qualen zwei volle Tage erduldete. Unterdessen besang er seine Kriegsthaten und erzählte alle Listen die er angewandt hätte um seine Feinde zu überfallen. Er zählte die Menge der Skalps und Gefangnen auf, die er fortgeschleppt hätte. Er beschrieb alle grausamen Qualen die er diesen angethan, und schien bei dieser Erzählung das lebhafteste Vergnügen zu empfinden. Vorzüglich aber verweilte er bei den Grausamkeiten die er gegen Anverwandte seiner jetzigen Peiniger verübt hätte, und suchte sie durch alle möglichen Beleidigungen zur Vermehrung seiner Qualen aufzureizen, um desto größere Proben der Standhaftigkeit ablegen zu können. Selbst als er schon mit dem Tode rang und nicht mehr sprechen konnte, zeigte er noch Züge von Hohn und Stolz auf seinem Gesichte.

Man erzählte mir daß ein Indianer als er gequält wurde, sich rühmte, er habe seine Gefangenen an einen Pfahl gebunden, sie mit vielen kleinen Splittern vom Lärchbaum durchstochen und diese angebrannt. Seine Peiniger seien dagegen nur alte Weiber, die es gar nicht verständen einen tapfern Krieger hinzurichten. Diese Prahlerei hatte selbst für das Ohr eines Indianers zu viel Beleidigendes und brachte die Sieger so auf, daß einer ihrer Häuptlinge ihm das Herz aus dem Leibe riß und damit den Mund verstopfte aus dem sie so fürchterliche Dinge gehört hatten."

Hat jene kecke Herausforderung der Grausamkeit etwas Wildes und Barbarisches, so steigert sich dieß in der frohlockenden Freude über die dem Feinde angethanen Qualen zum Dämonischen, doch giebt es unter den Indianern auch edlere Erscheinungen, die an würdevoller

Festigkeit und großartiger Ruhe im Unglück den gefeiertsten Römern nicht nachstehen.

Nanuntenoo, Haupt der Narraganset, wurde in seinem Lager von den Engländern überrascht und auf der Flucht von ihnen gefangen genommen. Ein junger Mann, Robert Staunton, wendete sich zuerst an ihn und stellte ihm einige Fragen. Anfangs schien der Häuptling den jungen Menschen mit stillem Unwillen zu betrachten, dann aber warf er auf ihn einen verachtenden Blick und sprach: „Du bist noch ein Kind, verstehst nichts vom Krieg, laß deinen Bruder oder Häuptling kommen, ihm will ich antworten.“ Man bot ihm sein Leben an für die Unterwerfung seines Volkes; er wies es stolz zurück und erklärte ruhig daß sein Tod dem Kriege kein Ende machen würde. Man suchte ihn zu reizen, erinnerte ihn daran daß er sich gerühmt habe die Engländer in ihren Häusern verbrennen zu wollen und daß er seinem Versprechen alle Wampanoags ihnen auszuliefern zuwider, vielmehr vor den Seinigen geprahlt habe, nicht den Abfall des Nagels von einem Wampanoag sollten die Weißen erhalten. Er hörte dieß Alles ruhig mit an und erwiderte nur: „Andere waren ebenso voreilig als ich und ich will jetzt nichts weiter davon hören.“ Als man ihm ankündigte daß sein Tod beschlossen sei, zeigte er keine Spur von Schrecken und soll nur noch gesagt haben: „Es ist mir lieb; ich werde sterben ehe mein Herz weich geworden ist und ich etwas gesprochen habe das meiner unwürdig wäre.“

Daß der Indianer trotz seiner glühenden Rache der Großmuth nicht unfähig ist, haben wir schon oben durch ein Beispiel belegt. Ein anderes findet sich bei James (I, 161). Ein Pani-Häuptling schützte einen Schurken der ihm vielfach durch Verleumdung geschadet hatte, gegen Unrecht, und entließ ihn dann mit stolzer Verachtung. Keating erzählt zwei Fälle in denen die Kühnheit eines Einzelnen, der furchtlos in das feindliche Lager der Dakota ging um ein gefangenes Kind zurückzufordern, diesen so imponirte, daß er gastlich aufgenommen und in Frieden wieder entlassen wurde. Demselben Eindruck war ohne Zweifel auch der Erfolg Petaleſcharu's zuzuschreiben, welcher das von den Pani dem großen Sterne geweihte und schon an den Pfahl gebundene Opfer befreiete, entführte und in die Heimath entließ*

* Seine That, die das Glück hatte bei den jungen Damen von Washington Beifall zu finden, wurde von diesen mit einer silbernen Medaille belohnt.

(Say bei James I, 358). Wo das Bessere mit kühner Entschlossenheit durchgeführt wird, findet es selten Widerstand bei dem Indianer, er vermag es zu würdigen und sich zu ihm zu erheben, nur wo die Rache noch kocht, bleibt er taub gegen alle höheren Motive. Wir zeigen dieß noch an einem Beispiele aus Heckewelder.

Seit mehreren Jahrzehnten hatten sich die mährischen Brüder unter den Irokesen und Delawares angesiedelt und lebten mit ihnen friedlich zusammen. Die Indianer wurden in den Krieg der Franzosen und Engländer gegeneinander hineingezogen und schützten sie, aber viele von ihnen auf ihre Unschuld und Friedfertigkeit vergebens vertrauend fielen den letzteren in die Hände und wurden schmählich ermordet. Auf einer solchen Expedition im J. 1782 gerieth Oberst Crawford der sich selbst indessen nicht thätlich dabei betheiligt hatte in die Gefangenschaft der Delawares. Dem Tode noch entfliehen zu können durfte er nur noch darum hoffen, weil er von früher mit einem der Häuptlinge befreundet war. Dieser Häuptling Wingenund hielt sich absichtlich fern von ihm und von dem Gerichte das über ihn ergehen sollte. Crawford ließ ihn rufen und beschwor ihn seinen Tod abzuwenden. Nur widerwillig war der Häuptling herbei gekommen und zeigte sich tief ergriffen von dem Schicksal des Freundes den er nicht verleugnete und dessen eigene Unschuld er anerkannte, aber er blieb dabei ihn zu versichern daß es in diesem Falle außer seiner Macht liege etwas für ihn zu thun. „Wäre euer Oberanführer Williamson mit dir gefangen worden, sagte er ihm zuletzt, so hätte ich vielleicht dich retten können. Aber jetzt da er es nicht ist, vermag ich es nicht. Das Blut der mährischen Brüder, das ihrer Weiber und Kinder schreit um Rache. Die Verwandten der Erschlagenen und das Volk dem sie angehören verlangt Rache. Die Schawanoes fordern deinen Mitgefangenen um Rache zu nehmen, alle Völker die mit uns verbündet sind, schreien: Rache! Rache! Es bleibt dir nur übrig dich in dein Schicksal zu ergeben." Mit Thränen im Auge soll er von seinem Freunde geschieden sein. Er überließ ihn dem grausamsten Tode und zog sich in die Einsamkeit zurück.

Unter den einzelnen Völkern gab es natürlicher Weise manche Verschiedenheiten der Charaktere. Die Kickapu standen im Rufe der Hinterlist, Verrätherei und laxer Sitten, und waren von den übrigen Stämmen wenig geachtet, während von den Kansas in jeder Hinsicht

das Gegentheil galt (Hunter 19). Als vorzüglich ausschweifend und grausam werden die Winebagoe geschildert, die durch ihre Verrätherei gegen die Illinois sich alle ihre Nachbarn zu Feinden machten (La Potherie II, 73). Die Krähen-Indianer sind als treulose Menschen, arge Räuber und geschickte Pferdediebe verrufen (Irving). Dagegen hat man die Schwarzfüße mit Unrecht vielfach der Verrätherei und des Blutdurstes beschuldigt, sie sind stolz wild und unbeugsam, Treulosigkeit liegt nicht in ihrem Charakter, aber allerdings schenken sie dem Feinde, und als solchen sehen sie vor Allem den Weißen an, keine Gnade (Schoolcr. V, 687, Dunn 319). Den Miami schreibt Charlevoix (263) eine vorzüglich sanfte und stille Gemüthsart zu. Auch die Sioux zeigten sich bei ihrer ersten Bekanntschaft mit den Weißen (1659) sanft, gut begabt und minder grausam gegen ihre Gefangenen als die östlicheren Völker (ebend. 213). Die Apachen und Navajos zeichnen sich durch ihre große Raublust aus, erstere feig und grausam, bei weitem nicht so kühn als die Indianer der Vereinigten Staaten, letztere treulos und falsch selbst gegen ihre Stammgenossen (Möllhausen a, II, 232). Unter den südöstlichen Völkern entwirft Adair (283, 304) ein sehr ungünstiges Bild von den Choctа: im Krieg und auf der Jagd sind sie durch List, im Rathe durch Ueberredungskunst ausgezeichnet, diebisch treulos undankbar und bettelhaft. Ueber den Charakter der Seminolen finden sich widersprechende Urtheile bei Bartram (204, 419), die Cherokee bezeichnet er (461 ff.) als ernst, vorsichtig und beständig, ehrlich und gutmüthig, den Muskoge, die äußerlich lebhafter sind als jene, schreibt er Tapferkeit und Eroberungssucht, aber Güte und Milde gegen die Besiegten zu, und rühmt ihre Rechtschaffenheit und Freigebigkeit, ihren Fleiß und ihre Mäßigkeit.

Gehen wir nach Norden zurück, so werden die Assineboin vorzüglich geschwätzig zänkisch und eifersüchtig genannt, auch sind sie äußerst schmutzig (de Smet 101). Unter den nördlichen Algonkinvölkern zeigen sich namentlich die Knisteno durchaus ehrlich im Verkehr (Heriot 302). Die Micmac, früher kriegerisch und den Europäern mit Ausnahme der Missionäre sehr feindlich, betragen sich jetzt friedlich und sanft gegen diese, wogegen sie mit den Eskimo beständig in erbitterten Kriegen leben; von den Weißen stehlen sie bisweilen Kinder wie die Zigeuner (Charlevoix, Alexander II, 233). Den friedlichen Cheppewyans ist Mord Blutvergießen und Grausamkeit ein Greuel,

sie beschränken ihre Rache auf einige Faustschläge und sind eher furchtsam und schreckhaft als muthig, obwohl sie sich im Kampfe tapfer vertheidigen; harte Behandlung ertragen sie ruhig, wenn sie solche verdient haben, hängen sehr an Erwerb und Besitz und sind nicht freigebig, doch skrupulös ehrlich und dem Diebstahl durchaus abgeneigt, aber unverschämte Bettler (Mackenzie, N. Ann. des voy. 1852, IV, 327 ff.). Die Nord-Indianer werden als äußerst roh und gefühllos geschildert, sie betrügen und schmeicheln aus Eigennutz und werden unverschämt wenn man sie gütig behandelt; alte Leute finden bei ihnen nur geringe Pflege und schlechte Versorgung (Hearne 258, 283). Das versunkenste von allen diesen Völkern scheinen die Takhali zu sein: faul und schmutzig, leben sie hauptsächlich von Fischen (Lachs), genießen das Fett der Fische und Jagdthiere in großen Massen und lieben vorzugsweise faules Fleisch und faulen Fischroggen; sie wohnen in Erdhöhlen, ohne Keuschheit, ohne Kinderliebe, ohne irgend eine bestimmtere Vorstellung von einem höheren Wesen (Hale, Wilkes IV, 452). Ebenso fand Cox (332) die Eingeborenen von Neu Caledonien alles feineren Gefühls ermangelnd, unmenschlich und lieblos untereinander, und erzählt mehrere Beispiele von großer Brutalität und Barbarei bei ihnen.

6. Der Glaube an den „großen Geist", den „Herrn des Lebens" oder „Geber des Lebens", ist der bekannteste und auffallendste Zug der die Religion des Indianers charakterisirt, obwohl er weder überall gleich deutlich hervortritt noch so bestimmt im Mittelpunkte derselben steht als man bisweilen behauptet hat. Gallatin (Transact. Am. Ethnol. Soc. II, p. CXLVI) will sogar den Theismus, welchen namentlich Heckewelder den Delaware zuschreibt, erst von ihrem Verkehr mit den Europäern, insbesondere den Quäkern herleiten, da sie ursprünglich die Gottheit mit keinem besonderen Worte benannt hätten, und Brasseur (I, 22) versichert daß von den Irokesen die ursprüngliche vage Vorstellung vom höchsten Wesen erst mit der bestimmten vom großen Geiste, die ihnen die Missionäre dargeboten hätten, vertauscht worden sei.

Man muß gestehen daß die Schnelligkeit und Allgemeinheit mit welcher diese Vertauschung geschehen sein müßte, etwas sehr Befremdendes hätte im Vergleich zu der Zähigkeit mit welcher sonst die Indianer ihre religiösen Vorstellungen festzuhalten pflegen; auch würden

die Lettres édifiantes welche über die Religion der Eingeborenen fast gänzlich schweigen, schwerlich unterlassen haben einen so entschiedenen Erfolg der Mission in helles Licht zu setzen. Doch wir haben nicht nöthig bei indirecten Gegenbeweisen stehen zu bleiben. Als Winslow (1622) bei dem König Massasoit von Gott als dem Schöpfer und Geber alles Guten erzählte zu dem sie beteten und dem sie dankten, antworteten die Indianer, dieß sei sehr gut und sie glaubten fast ganz dasselbe von ihrem Kiehtan, dem Schöpfer aller Dinge, er wohne weit im Westen im Himmel und die guten Menschen kämen zu ihm nach dem Tode, die bösen weise er ab und stoße sie in's Elend, er sei von niemand geschaffen und erscheine ihnen nicht, sie bäten ihn aber um Alles was sie wünschten (Young a, 326, Elliott I, 312). Im Wesentlichen denselben Glauben wie in Neu England an einen höchsten Gott im Himmel, Ahoue (Strachey 82), den Schöpfer aller Dinge, fanden Hariot (1587), Whitaker (1613) und White (1634) in Virginien (Jarvis in Collect. N. Y. H. S. III, 251, Schoolcr. VI, 87, 129). Von den Sioux erzählt Charlevoix (213) daß sie zur Zeit ihrer ersten Bekanntschaft mit den Europäern (1659) im Besitze „einer deutlichen Erkenntniß von einem Gotte" gewesen seien, woraus wir wenigstens wohl so viel schließen dürfen, daß sie gleich den anderen Indianern an ein höchstes Wesen als Weltschöpfer und Geber alles Guten glaubten. Wenn ein neuerer Bericht (Pond bei Schoolcraft IV, 642f.) dieß in Abrede stellt, weil die Dakota ihre Götter nur Tahuwakan d. i. „das was wakan, unbegreiflich ist", nennen und weder Tänze noch Gesänge haben die sich auf den großen Geist beziehen, so liegt es nahe entweder an einen Irrthum des Berichterstatters zu denken, dem Mrs. Eastman, Keating u. A. bestimmt widersprechen, oder an eine spätere Erstickung des reineren Glaubens durch unreinere Elemente, welche sehr vielfach eingetreten zu sein scheint.

Der große Geist steht an der Spitze der Religion des Indianers, aber nicht im Mittelpunkte derselben. Hoch erhaben über die Welt die er geschaffen, kümmert er sich wenig oder nicht um deren Lauf noch um das Treiben der Menschen, nur selten richten diese ihre Bitten an ihn, denn auch ohne diese giebt er ihnen alles Gute, und nicht oft danken sie ihm für seine Gaben. Es ist eine ungewöhnliche, vielleicht aus christlichem Einfluß zu erklärende Erscheinung daß ein Chippeway ihn am Abend um Verzeihung für begangenes Unrecht zu bitten pflegte (Back

458), und daß ein Dakota öfters zu ihm betete ihn vor Sünde zu bewahren und seine Familie im Rechtthun zu stärken (Mrs. Eastman). Gleichwohl erzählen mannigfaltige Sagen von einem alten Verkehr des großen Geistes mit den Menschen, dessen Schauplatz der oft genannte Pfeifensteinbruch von Côteau des Prairies war, das gemeinsame Heiligthum vieler Sioux- und Algonkinvölker. Bei manchen knüpft sich daran die Sage daß er sich später von den Menschen nur zurückgezogen habe, weil sie ihm nicht gehorsam waren. Dort bei dem Pfeifensteinbruch sind noch die Fußspuren die er zurückgelassen zu sehen, denen eines großen Vogels ähnlich. Am häufigsten nämlich wird der große Geist unter der Gestalt eines Riesenvogels vorgestellt der mit seinen Schwingen das Meer berührend die Erde schuf, seine Augen waren Feuer, seine Blicke Blitze, sein Flügelschlag Donner (Chippeway, Mackenzie; Sioux, Prescott bei Schoolcr. III, 233); auch bei den Irokesen, den Pani und anderwärts finden sich Spuren dieser Auffassung, die jedoch mancherlei Mißverständnisse erfahren zu haben scheint (Schoolcr. V, 157, de Smet 292, 305). Da die Sage auch von Kämpfen des großen Vogels mit der Schlange (dem bösen Principe) erzählt welche die Eier des Vogels fressen will, so ist über die Deutung des oben (p. 66) angeführten alten Bauwerkes kein Zweifel. Mit Schoolcr. (I, 32) dabei an das Weltei und an asiatische Analogieen zu denken liegt keine Veranlassung vor. Der große Geist ist dem Indianer vor Allem der Donnerer — daher die Todesfurcht besonders bei Gewittern (Loskiel 49) —, was man nicht nöthig hat mit Kohl (I, 236) aus dem donnerähnlichen Geräusch auffliegender Waldhühner zu erklären, denn das schnelle Heranziehen der Gewitter legt dieses Bild nahe genug, und läßt es zugleich als natürlich erscheinen daß sein gewöhnlicher Sitz im Himmelsraum, vor Allem in der Sonne gesucht wird, die bei manchen Völkern geradezu das Haus des großen Geistes heißt (Copway 165). Außer der Gestalt des Vogels findet sich dem großen Geiste sonst nur noch die Menschengestalt beigelegt (Cheppewyans, N. Ann. des v. 1852, IV, 317; Sauk, Keating I, 216), er wird bisweilen als „der weiße Mann von oben" oder „der große Häuptling im Himmel" bezeichnet (Berghaus Zeitschr. f. Erdk. X, 54, Memoirs H. S. P. III, 139). Man glaubt von ihm daß er Alles hört und sieht, den Menschen nicht erscheint, aber gleichwohl nicht körperlos ist. Mag dieß dem Nachdenkenden widersprechend

scheinen, so hört es doch auf dieß zu sein, sobald man gleich dem Indianer keine Consequenzen zieht, sondern einfach dabei stehen bleibt, daß der höchste Gott überall gegenwärtig ist und daß er einen Körper hat, uns aber sich entzieht, und daß sich die Menschengestalt immer als die nächstliegende und erträglichste Personification desselben darbietet.

Als Herr des Lebens wurde der große Geist für manche der Gott des Krieges (Jones I, 44), weit allgemeiner aber war er als Himmelsgott unter dem Bilde der Sonne und des Feuers verehrt. Sonnencultus herrschte in Florida und von hier nach Westen bis zu den Apachen; die Sonne scheint hier vielfach an die Stelle des großen Geistes selbst getreten zu sein, sie wird um Sieg in der Schlacht gebeten, ihr werden Loblieder gesungen, und überhaupt finden nur sichtbare Gegenstände Verehrung (Laudonnière 8, 99, Herrera VII, 1, 15 u. 2, 6, Arricivita III, 3, Buschmann 1854, p. 300), während man von den nördlicheren Völkern neuerdings behauptet hat daß sie nur den großen Geist, nicht sinnliche Dinge anbeteten (Hunter 114). Die Spanier galten in Florida für Söhne der Sonne weil sie viele Kranke durch Beten und Anblasen heilten (Cabeza de V. 535). Auch der Mond soll dort Verehrung gefunden haben (Garcilasso Hist. de la c. de la Fl. I, 1, 4, Coreal I, 32), wie bei den Schwarzfüßen (de Smet 245), wogegen den Osagen die Sonne als der große Geist gilt der den Mond und die Erde regiert (Morse App. 229), und die Winebagoe dem Monde überhaupt keinen Einfluß auf den Menschen zuschreiben (Schoolcr. IV, 240), die Potowatomi aber ihn für eine böse Gottheit halten (Keating I, 216). Alle bekannten Völker Amerika's, sagt Lafitau (I, 130), verehren die Sonne; es gilt dieß bis zu den Krähen-Indianern und den Schwarzfüßen im Westen (Pr. Max. c, I, 401, 584, de Smet 245) und den Ottawa und Knisteno im Norden (Charlevoix 233, 236).

Allerdings tritt bei den meisten nördlicheren Völkern der Sonnencultus nicht so deutlich hervor*, aber er zeigt sich mittelbar in der Bewahrung eines heiligen Feuers und in der religiösen Bedeutung des

---

* Was J. G. Müller von der Vermischung eines südlichen Natur- und Sonnencultus mit einem nördlichen Schamanismus sagt, ist gänzlich grundlos. Das (p. 120 ff.) über die Erscheinung des großen Geistes in verschiedenen Thiergestalten Gesagte, vieles von dem über die Menschenopfer (p. 142 ff.) Mitgetheilten u. A. beruht auf Mißverständniß, und es fehlt dem Buche sehr an Kritik der Quellen, wie sich schon aus der Benutzung von Vollmer ergiebt.

Rauchens, denn die Pfeife ist nach dem Glauben der Huronen Mandan Menitari u. a. ein Geschenk der Sonne und wird, wie auch bei den südlichen Völkern geschieht, mit aufwärts gewendetem Gesichte nach dieser, nach der Erde und nach den vier Weltgegenden hin geraucht (Lafitau II, 134ff., 314ff., Bartram, Lettres édif. I, 763, Nuttall 274, Keating I, 408, Mackenzie u. a.); sie ging in der Versammlung stets rechts herum, wie es heißt, dem Laufe der Sonne folgend (Perrin du Lac I, 179). Die Häuptlinge der Indianer an der Hudsonsbai rauchten dreimal der aufgehenden Sonne zu und redeten sie ehrfurchtsvoll dabei an, auch ihrem persönlichen Schutzgott und selbst den Franzosen rauchten sie zu als Ehrenbezeigung (La Potherie I, 121, 131, II, 106). Die Osagen welche eine Lamentation, wohl als Gebet, beim Aufgang der Sonne sprachen, leiteten jede ihrer Unternehmungen mit dem Rauchen einer Pfeife ein, das sie mit den Worten begleiteten: „Großer Geist, lasse dich herab mit mir zu rauchen als Freund! Feuer und Erde rauchet mit mir und helfet mir meine Feinde zu Grunde richten! Meine Hunde und Pferde (unter diesen sind nach Frost (437) vielleicht die Diener zu verstehen) rauchet auch mit mir!" (Nuttall 95). Bei den Irokesen wie bei den Algonkin war das Rauchen eine religiöse Ceremonie (Morgan 164, Lettres édif. I, 645). Die Sioux nannten sich selbst das Volk der sieben Rathsfeuer, der Name „Potowatomi" bedeutet „wir machen Feuer" (Keating I, 89), und wie die Ojibway unterhielten auch viele andere Völker beständig ein heiliges Feuer als Symbol ihrer Nationalität (Schoolcr. II, 138). Den Namen der Cherokee leitet Adair von cheera „Feuer" ab, vielleicht dasselbe Wort welches Lawson (211) als den Namen des guten Geistes in Nord Carolina Quera schreibt. Besonders aber tritt der Feuercultus bei dem Feste der ersten Früchte hervor, das die Creek und Natchez wie die Virginier und Knisteno in ähnlicher Weise begingen: die Häuser wurden gereinigt, alles alte Feuer ausgelöscht, nach dreitägigem Fasten eine allgemeine Amnestie ertheilt und endlich das neue Feuer angezündet. So beschreibt es Bartram bei den Creek. Das Ganze entspricht im Wesentlichen einem Feste der Mexicaner (vergl. Squier, Serpent symbol 112ff. von der Heiligkeit des Feuers Schoolcr. V, 63ff.). Nach dem Glauben der Chickasaw-Priester ist der höchste gute Gott auf Erden in dem reinen heiligen Feuer gegenwärtig wie er auch im Himmel in der Gestalt eines feinen Feuerwesens

lebt (Adair 92). In den Gesängen der Propheten der Algonkin ist eine Verehrung des großen Geistes unter dem Bilde der Sonne, durch das er oft dargestellt wird, deutlich zu erkennen (Schoolcr. I, 399). Die Potowatomi stiegen bisweilen bei Sonnenaufgang auf ihre Hütte hinauf und brachten ihre Kniee beugend der Sonne ein Opfer von Maisbrei dar (Journal étranger 1762 Mai p. 7).

Es gilt dem Indianer als eine Grundwahrheit daß Böses nicht von Gutem kommen kann noch Gutes von Bösem (Heckewelder): der gütige Himmelsgott, das belebende Princip der Natur, die wohlthätige Macht der Sonne und des Feuers herrscht nicht allein in der Welt; neben ihm steht der böse Geist, welcher im Gegensatz zum überirdischen Gotte als unterirdisches Wesen, als Wassergott, im Gegensatz zum Vogel als kriechende Schlange dargestellt zu werden pflegt (Copway 134); dieß ist — so hörte schon Winslow bei Massasoit (Young a. 355) — die gewöhnliche Form unter welcher Hobbamock (auch Abamocho, Chepian, Hutchinson 421) erscheint, doch nimmt er auch andere Thiergestalten an und scheint vorzugsweise an gewissen unheimlichen Orten gegenwärtig zu sein: eine natürliche Folge des Umstandes daß das Uebel und Unglück an den Menschen so viel gewaltiger herantritt, auf ihn einen so viel stärkeren Eindruck macht und in so vielen verschiedenen Formen sich ihm entgegenstellt, während er das Gute und Wohlthuende gleichmüthiger und gleichgültiger hinnimmt. Hiermit steht weiter in Verbindung daß man sich seinem Dienste meist viel eifriger widmet als dem des großen Geistes oder ihn sogar allein verehrt und zu versöhnen bestrebt ist, da man ohnehin von dem guten Geiste nichts zu fürchten hat (Memoirs H. S. P. III, 139, Schoolcraft VI, 129, Strachey 82 u. a.). Er erhielt Geschenke und Opfer, zu ihm betete man hauptsächlich, um den Ausbrüchen seiner Bosheit zuvorzukommen oder sie zu beschwichtigen.

Zwar wird versichert daß Einzelne an die Existenz eines bösen Geistes nicht glaubten und daß man ihm geringere Macht zuzuschreiben pflegte als dem guten Geiste (Hunter 218, 215), im Ganzen aber läßt sich die Annahme jener Duplicität der Principien als der allgemeinste und am bestimmtesten ausgeprägte Zug in der Religion der Indianer bezeichnen (Schoolcr. III, 60, Keating I, 408, Lawson 211 u. a.); neueren und christlichen Ursprunges (wie im Journal étranger 1762 Mai p. 33 angegeben wird) ist sie gewiß nicht. Bei

den Irokesen treten der gute und der böse Geist, Hawennéyu und Hanegoategeh (Kluneólux, Schoolcr. V, 155) als Zwillingsbrüder auf, die gleichen Theil haben an der Schöpfung der Welt (Morgan 156, Cusic bei Schoolcr. V, 632), während sonst der erstere allein als Schöpfer und Herr des Lebens gilt und der andere ihm entschieden untergeordnet wird. Jener wohnt nach dem Glauben der Creek in einer Art von Paradies, dieser in einem unglücklichen dornenvollen Lande (Swan bei Schoolcr. V, 269). Abweichend von der gewöhnlichen Auffassung scheint es nur daß die nördlichen Algonkinvölker das gute und böse Princip auch als Sonne und Mond benannten (La Potherie I, 121); man darf dieß nämlich nicht im eigentlichen Sinne verstehen: „Sonne und Mond" bezeichnen nach einer gewöhnlichen Ausdrucksweise der Indianer zwei Gegenstände oder Erscheinungen überhaupt die einander stets begleiten oder einander regelmäßig folgen. Eine wirkliche Umkehrung des Verhältnisses, die sonst nirgends vorzukommen scheint, liegt in der von einem Attivoindaron (Atirondack?) herrührenden Ueberlieferung der Huronen, daß der Weltschöpfer Yoscaha eine Großmutter Ataensiq habe und daß diese das böse, jener das gute Princip sei (Sagard 228). Am verbreitetsten ist bei ihnen der Glaube an die Oki, wie die Algonkins zugleich die höheren Geister und ihre Zauberärzte nennen (Champlain I, 296); und mit demselben Worte Okee oder Okeus wurde in alter Zeit auch in Virginien der böse Geist benannt (Strachey 82, Schoolcr. VI, 129).

Die Schöpfungssagen der Indianer erheben sich in der Abstraction von dem sinnlich Wirklichen nicht höher als bis dahin, daß ursprünglich außer dem großen Geiste nur Himmel und Wasser war: nur die Himmelskörper und die Erde werden geschaffen und letztere mit lebenden Wesen bevölkert, oft sind auch solche schon vorhanden und der schaffende Gott erscheint dann zugleich als der erste Mensch. Ja es werden Einzeldinge bisweilen geradezu für ungeschaffen erklärt, z. B. der wilde Reis von den Sioux: sie sagen er sei von selbst gekommen (Schoolcr. II, 197). Wir theilen einige dieser Sagen mit.

Alles, erzählen die Chippeway, war ursprünglich Wasser. Wieska hieß den Biber untertauchen um ein wenig Erde heraufzuholen, aber dieser vermochte es nicht. Der ausgesendeten Moschusratte gelang es besser, doch nur nach mehrfacher vergeblicher Anstrengung. Wieska nahm die Erde und blies darauf, da wurde sie größer. Darauf ließ

er den Raben um sie herumfliegen, doch dieser kehrte schnell zurück, die Erde war noch zu klein: Wieska fuhr daher fort zu blasen bis sie groß genug wurde (de Smet 281, La Potherie II, 5 ff.). Mit geringen Modificationen und Zusätzen findet sich diese Geschichte bei den Ottawa, welche Michabou, den Stammvater ihrer Bande des großen Hasen, an die Stelle des Wieska setzen (Lettres édif. I, 679), bei den Menitari (Pr. Max. c, II, 221), im Westen bei den Takhali (Morse App. 345 nach Harmon), deren religiöse Vorstellungen überhaupt nur sehr unklar und schwach sind, und selbst die Erzählung der Atna und Kenaier, welche die Welt und den Menschen vom Raben erschaffen werden läßt, der die Elemente eines nach dem anderen entwendete, scheint nur eine Abschwächung der Chippeway-Sage zu sein (Wrangell 100 ff.). In der kosmogonischen Mythe der Irokesen spielt hauptsächlich die Schildkröte eine große Rolle, die schon vor der Erde existirte und auf deren Rücken diese als eine große Insel ruhete und immerfort wuchs (Lafitau I, 94, Cusic bei Schoolcr. V, 155, 632, VI, 166). Sie selbst glauben aus der Erde heraufgekommen, von der Erde geboren zu sein, eine weit verbreitete Ansicht der Indianer, die in vielen Abänderungen wiederkehrt und mit welcher es wahrscheinlich zusammenhängt, daß sie sich immer auf ein wenig Rasen oder einen Baumzweig, nie auf die nackte Erde niedersetzen (Tanner I, 250), da sie in dieser ihre gemeinsame Mutter verehren. Dahin gehört die Sage der Mandan daß ihr Volk vor Zeiten unter der Erde lebte, wo nur eine Rebe die ihre Wurzeln hinunterstreckte etwas Licht einfallen ließ. Einige der Kühnsten erkletterten sie, fanden auf der Oberwelt Büffel und Früchte in Menge vor, pflückten Trauben und brachten sie ihren Verwandten hinunter die nun sämmtlich den Versuch nachmachen wollten. Es geschah; als aber die Hälfte des Volkes oben war, brach die Rebe unter der Last eines dicken Weibes und entzog den Leuten unter der Erde alles Licht von oben und alle Hoffnung jemals hinaufzukommen (Lewis et Cl. I, 138, Pr. Max. II, 160, nebst einer anderen Sage ebend. 152). Eine bloße Variation der vorstehenden Erzählung scheint die der Navajos zu sein, daß sie nur mit Hülfe des Waschbärs und einer Raupe welche Löcher in die Erde bohrten von unten heraufgestiegen seien (Schoolcr. IV, 89, anders wird dieß ebend. 218 erzählt). Dahin gehört auch die sich öfters findende Angabe daß die ersten Menschen aus einer Felsenhöhle gekommen seien

(Hunter 29). Nach der Sage der Schwarzfüße kamen die Männer aus dem See der Männer, die Weiber aus dem der Weiber; eine Gottheit lehrte jenen die Jagd, diesen die häuslichen Geschäfte, führte beide zusammen und ließ sie einander feierlich versprechen jene Theilung der Arbeit streng zu beobachten (de Smet 118). Von den beiden Stämmen der Miami will der eine aus dem Wasser, der andere aus der Erde gekommen sein (Keating I, 104).

So beschränkt sich häufig die Schöpfungsgeschichte der Indianer auf eine Erzählung von der Entstehung des Menschen, und fast nirgends zeigt sie eine Spur tieferen Nachdenkens, sondern hat meist den Charakter einer Geschichte wie sie ein müßiger Kopf zur Unterhaltung und Belustigung ersinnt. So verhält es sich in der That vielfach damit, man scheint diesen Dingen nur selten eine große Wichtigkeit beizulegen, wie sich auch daran bestätigt, daß diese Traditionen oft innerhalb desselben Volkes mit vielen Veränderungen vorgetragen werden. Die Winebagoe erzählen: der große Geist war zuerst allein. Er schuf vier Männer und ein Weib; jene sind die vier Winde, dieses die Erde. Um die letztere zu befestigen stellte er sie auf den Rücken von vier Landthieren, vier Schlangen und zuletzt auf den des Büffels. Endlich bildete er auch aus Theilen seines eigenen Leibes einen Mann und ein Weib. Auch der böse Geist versuchte sich im Schaffen. Das Einzelne wird von Verschiedenen verschieden erzählt (Fletcher bei Schoolcraft IV, 229). Den Charakter einer müßigen und nach unseren Begriffen frivolen Erfindung hat auch die Sage der Nordindianer bei Hearne (281): ein Weib das mit einem zahmen Hunde lebte welcher sich zeitweise in einen schönen jungen Mann verwandelte, wurde die Mutter des Menschengeschlechtes. Einst erschien bei ihnen ein Riese dessen Haupt bis in die Wolken reichte, zeichnete die Seen und Flüsse mit einem Stocke auf die Erde und füllte sie mit Wasser, den Hund aber zerriß er in Stücke und verwandelte diese in vierfüßige Thiere, Fische und Vögel. Diese Fabeln, die für sich so bedeutungslos und nur insofern interessant sind, als sie die Indianer selbst charakterisiren, finden sich häufig vermischt mit Erzählungen von Riesenthieren, welche von den Herren der Vorzeit bekämpft und vertilgt wurden, und mit Fluthsagen der verschiedensten Art, die sich bei Rougemont (Le peuple primitif 543 ff.) gesammelt finden.

Wie Vieles von diesen letzteren auf die Lehren der Missionäre zu-

rückzuführen ist, kann man oft kaum zu entscheiden wagen; da indessen die Beweglichkeit und Veränderlichkeit der kosmogonischen Mythen sich, trotz der allgemein feststehenden Lehre vom guten und bösen Geiste, ziemlich groß zeigt, und der Einfluß der mosaischen Schöpfungsgeschichte auf jene in mehreren Fällen ganz unverkennbar hervortritt (Kohl I, 264, Gregg II, 175), ist man berechtigt den Antheil der Missionäre ziemlich hoch anzuschlagen. So heißt es z. B. bei den Creek daß während der großen Fluth zwei Tauben ausgesendet wurden die zuerst nur die Excremente des Regenwurmes, zum zweiten Male ausgeschickt aber einen Grashalm fanden und daß darauf das Wasser fiel und das Land erschien (Schoolcr. I, 266). Die Potowatomi erzählen daß der große Geist zuerst zwei Männer aus Erde und zwei Weiber aus den Rippen jener bildete (Morse App. 138), wobei sich die Zweiheit sehr natürlich daraus erklärt, daß der Indianer dem rothen und weißen Menschen stets verschiedenen Ursprung zuzuschreiben geneigt ist: der große Geist selbst hat nach seiner Ansicht die Rollen an sie vertheilt, dem einen Künste und Kenntnisse, dem andern nur Bogen und Pfeil und den treuen Hund zum Begleiter gegeben (Keating I, 231). Demgemäß darf auch der Fluthsage der Potowatomi, obgleich sie nach Indianerbegriffen umgearbeitet ist, ein mosaischer Ursprung zugeschrieben werden; de Smet (280) erzählt sie so. Als der große Geist die Erde aus der Fluth wieder hervorgezogen hatte, schuf er einen jungen Mann und gab ihm eine Schwester. Einem Traume gemäß wurde dieser von fünf jungen Leuten besucht, dem Tabak, der Citrone, der Wassermelone, der Bohne und dem Mais. Die vier ersten starben bald vor Kummer und wurden begraben, der fünfte aber heirathete die Schwester jenes ersten Menschen und von ihm stammen alle Indianer ab. Meist erst in Anknüpfung an die Fluthsagen und den Untergang des Menschengeschlechtes findet sich auch von einer zweiten Schöpfung des Menschen gesprochen (Jowa, Schoolcr. III, 263), doch fand R. Williams eine solche Sage ohne Beziehung auf jene bei den Narraganset. Die Apachen erzählen von einer großen Fluth die in Folge der Schlechtigkeit der Menschen hereingebrochen sei, und von der Gründung eines großen mexicanischen Reiches durch Montezuma unmittelbar nach derselben (Schoolcr. V, 688). Daß beide Angaben ausländischen und die erste christlichen Ursprunges ist, läßt sich schwer bezweifeln. Das Merkwürdigste dieser Art ist das

große Fest der Arche bei den Mandan, das früher auch die Riccari hatten (Pr. Max. c, II, 243, 172, 658). Die dabei gebräuchlichen Tänze in mannigfaltigen Thierverkleidungen, die langen Fasten und äußerst schmerzhaften Büßungen sind zwar ächt indianisch, mit diesen aber ist die Darstellung der Arche Noah und der biblischen Geschichte von der Sündfluth verbunden, deren Einzelnheiten so bestimmt festgehalten werden, daß sich an keinen andern Ursprung als den von christlichen Missionären denken läßt. Einen vollkommen sichern Fingerzeig in dieser Richtung giebt der Umstand, daß es nach Catlin's Bericht über jenes Fest ein weißer Mensch war, der allein aus der großen Fluth sich rettete. Alle Fluthsagen der Indianer ohne Unterschied aus derselben Quelle abzuleiten würde sich durch nichts rechtfertigen lassen, dagegen reicht das Vorstehende zu dem Beweise hin, daß in solchen Traditionen wohl einige verwirrte Reminiscenzen aus neuerer Zeit, sicherlich aber keine Erinnerungen an die Urgeschichte des Menschengeschlechtes enthalten sind.

Daß eine Aufnahme fremder Elemente in die mythologischen Vorstellungen der Indianer in großer Ausdehnung und ohne erhebliche Schwierigkeiten stattgefunden hat, wird vor Allem daraus verständlich, daß die Zauberärzte und Wunderthäter durch die Verbreitung und theilweise Erfindung thörichter Geschichten die sie in ihrer Weise aufputzen, stets bemüht sind ihr eigenes Ansehen zu heben und zu stützen, während dem Indianer, dem schon die gute Sitte den Widerspruch verbietet, seine Indifferenz und geistige Trägheit das Glauben näher legt als das Zweifeln. Bestimmt ihn diese zu einer allgemeinen Toleranz die allerdings nicht viel werth ist, so versteht sich die große Vielgestaltigkeit der religiösen Ansichten auch darum für ihn von selbst, weil ein jeder die vollste persönliche Unabhängigkeit für sein Denken und Handeln in Anspruch zu nehmen und Andern zuzugestehen bereit ist. Daher kann es nicht befremden daß namentlich der Glaube an untergeordnete Geister und an ein anderes Leben individuell sehr verschieden ist (Hunter 219), daß bei den Nordindianern jeder Zauberer andere Geister citirt und der Aberglaube der Einzelnen nicht derselbe ist (Hearne 284), daß die Irokesen erst von den Völkern die sie besiegten, eine große Menge von Aberglauben angenommen haben (La Potherie III, 8). Wie der Indianer über Andersgläubige denkt, geht deutlich aus der Antwort der Creek-Häuptlinge hervor, die

in England nach der Religion ihres Landes gefragt wurden: eine herrschende Religion, sagten sie, gebe es bei ihnen nicht, und sie dächten daß in Dingen, über die zur Uebereinstimmung zu kommen doch nicht möglich wäre, das Beste sei „einen jeden seinen Kahn auf seine eigene Weise rudern zu lassen.“

Während nach der älteren und reineren Ansicht der große Geist der Schöpfer der Welt und des Menschen ist — nach der Sage der Sioux am oberen Missouri bildete er diesen aus dem rothen Pfeifenstein (Catlin) —, hat man später den großen Geist, den man sich oft selbst in Menschengestalt dachte, bisweilen mit dem ersten Menschen oder mit dem Culturheros verschmolzen, welcher von den Stammessagen als der große Lehrer und Wohlthäter des Menschengeschlechts bezeichnet wurde. Eine solche Verschmelzung ist hauptsächlich eingetreten in Rücksicht des Stammheros der Algonkin, Menabozho (Menaboschu, Nanaboojoo), „des Neffen des Menschengeschlechts“, der bald als Vermittler zwischen den Menschen und dem großen Geiste, als Vertilger der schädlichen Thiere, als Schöpfer alles dessen was dem Menschen nützlich ist, verehrt wird, obwohl man auch von ihm erzählt daß er sich gegen den großen Geist einst selbst einmal aufgelehnt habe (de Smet 280 ff., Tanner II, 99), bald auch als Stammvater aller Menschen gilt und zugleich seinem Namen gemäß — Menabozhoo heißt „der die Erde gemacht hat“ — als zweiter Schöpfer der Welt erscheint, nachdem diese durch böse Geister zerstört worden war (Schoolcr. V, 418 f.). In der großen Menge belustigender Legenden welche die Ojibway von ihm haben (Schoolcr. A. R.) treten an ihm nächst der Zaubermacht mit der er ausgerüstet ist, Prahlerei und Arglist als Hauptzüge hervor, obwohl er trotz seiner Künste nicht selten hinter's Licht geführt wird. Alle Kenntnisse und Geschicklichkeiten der Indianer stammen von ihm: er hat sie die Jagd und Fischerei, den Bau der Kähne, die Gewinnung des Zuckers, das Malen des Gesichtes und das Tabakrauchen gelehrt. Sein Lieblingsaufenthalt sind die Apostel-Inseln im westlichen Theile des Oberen See's (Kohl I, 4, II, 256). Scheint er demnach vom großen Geiste als irdischer Halbgott ursprünglich verschieden, so kommt doch die Verwechselung mit diesem besonders auch darin zu Tage, daß der Schlangenkönig oder Wassergott, der böse Geist, als sein geschworener Feind auftritt, und daß er von letzterem mit Wasserfluthen verfolgt, sich ebenso wie andere

Sagen vom großen Geiste erzählen, der Moschusratte bediente um sich aus der Tiefe einige Sandkörner heraufholen zu lassen und die Erde aus ihnen neu zu schaffen (Kohl I, 321).

Der Culturheros der Irokesen, Thannawage, Tarenyawago, später Hiawatha genannt, ist von mehr menschlichem Charakter. Er kämpft in der Urzeit mit Riesen und Ungeheuern und stiftet den Bund der fünf Völker; mit dem großen Geiste selbst scheint man ihn nicht verschmolzen zu haben (Schoolcr. V, 157). In ähnlicher Weise wird von den Mandan der erste Mensch als Heros verehrt (Pr. Max. c, II, 149). Die Sagen der Eingeborenen von Pennsylvanien erzählen von Wunderthätern mit großen Bärten die in alter Zeit unter ihnen gelebt, später aber sich in den Himmel zurückgezogen hätten (Holm, Memoirs H. S. P. III, 140).

Je mehr der große Geist für den Indianer in unerreichbare Ferne zurückzutreten pflegt, desto stärker ist sein Bedürfniß sich an niedere Gottheiten zu wenden, die ihm näher stehen und über die er jenen nicht selten ganz vergißt. Die Anzahl derselben ist groß, nicht geschlossen, wie es scheint, und jeder Einzelne verehrt so viele und welche er will. Diese niederen Götter sind Personificationen der drohenden oder Segen spendenden Naturgewalten: bei den Irokesen z. B. Héno, der Gott des Donners und des Regens, Gæoh der Gott der Winde u. a. (Morgan 157). Bei höherstehenden Völkern sind manche derselben recht sinnig gebildet und zeigen von einem gewissen poetischen Sinne, bei anderen sind sie wüste Traumgebilde einer rohen und maßlosen Phantasie.

Den Todesgott, Pauguk, denken sich die Ojibway als ein menschliches Knochengerippe mit feurigen Augen das nur mit dünner Haut überzogen und sprachlos ist. Er führt Bogen und Pfeil und eine Keule, doch tödtet er schon mit dem Blicke, ist ein Jäger, der aber nur auf Menschen Jagd macht. Weeng, der Gott des Schlafes, übt seine Macht vorzüglich durch seine Trabanten, eine Menge von kleinen mit Keulen bewaffneten Gnomen, die den Menschen leise auf die Stirn klopfen und dadurch betäuben. Dem Menschen freundlich gesinnt, wollen sie seine erschöpften Kräfte durch Ruhe stärken; unsichtbar sitzen sie auf seinem Bette, hängen an den kleinen Vorsprüngen der Rindenhütte herum und kriechen dem Jäger selbst in den Tabaksbeutel: wenn ein Kind gähnt, wenn ein Krieger zaudert oder ein Redner stockt, sagt man daß Weeng sie geschlagen habe. Mudjekewis, der jüngste von

zehn Brüdern, der den Riesenbären besiegte und die heilige Wampumschnur gewann von welcher das Glück der Menschheit abhing, ist der Vater des Shawondasee, des Südwindes. Dieser letztere wird als ein beleibter brustleidender Alter vorgestellt, der durch Schlemmerei faul geworden, sich nur selten regt; sein Seufzen im Herbste bringt die Wärme und den balsamischen Duft vom Süden, den sog. Indianer-Sommer (Schoolcr. A. R. II, 140, 214, 226, 240). Bei Schoolcraft IV, 496, pl. 41 findet sich eine Abbildung des Kampfes zwischen dem Gotte des Nordens und dem des Südens von einem Dakota: der letztere schickt die Krähe und den Taucher in Begleitung eines Gewitters aus um die Wölfe des Nordens anzugreifen; der Angriff ist glücklich, Schnee und Eis werden geschmolzen und der Gott des Nordens ertränkt, doch sein kleiner Sohn hat sich vom Kampfe fern gehalten, er ist zu Hause geblieben und daher muß dieser alle Jahre von Neuem beginnen.

Was wir sonst von der Mythologie der Dakota wissen (Mrs. Eastman 206, Pond bei Schoolcr. IV, 642 ff., II, pl. 55, III, pl. 36) ist bei weitem weniger anziehend und erlaubt nur theilweise eine verständige Deutung ihrer Götter auf bestimmte Naturmächte. Am höchsten geehrt werden die Onkteri-Götter welche die Erde und den Menschen geschaffen und den Medicin-Tanz eingerichtet haben. Sie sind von der Gestalt sehr großer Ochsen; der Erdgeist ist der vornehmste unter ihnen, unter diesem stehen die Schlange, die Eidechse, der Frosch, die Eule, der Adler, die Geister der Todten u. a. Eine zweite Klasse mit verschiedenen Unterabtheilungen bilden die Wakinyan, welche die Onkteri befehden und hauptsächlich zerstörende Kriegsgötter sind, obwohl sie auch Schöpferkraft besitzen: der wilde Reis und eine Grasart verdanken ihnen den Ursprung. Sie haben sämmtlich phantastische Vogelgestalten und wohnen auf einem hohen Berge im Westen; am östlichen Thore ihrer Wohnung steht ein Schmetterling Wache, am westlichen ein Bär, am nördlichen ein Rennthier, am südlichen ein Biber. Die Gottheit Takuschkanschkan wohnt im heiligen Speer und Tomahawk, in Donnerkeilen (boulders) und den vier Winden. Sie freut sich der in der Schlacht Fallenden und hat mehrere Thiergeister unter sich, den Bussard Raben Fuchs u. a. Die Riesen Heyoka oder Haokah sind von verschiedener Gestalt, sie leisten dem Verliebten und dem Jäger Hülfe, geben Krankheit und Gesundheit. Das Warme ist

für sie kalt, das Gute böse, das Gefährliche sicher u. s. f. Außer diesen giebt es noch eine Menge von andern Göttern und nach der Aussage eines intelligenten Dakota „ist nichts das sie nicht als Gottheit verehrten."

In den wohlthätigen Naturgegenständen, z. B. dem Mais, vorzüglich aber in allen Dingen die ihm Schaden thun können, sieht der Indianer eine geistige Macht: in dem Feuer Wasser Donner, der Kanone, dem Pferde u. s. f. (Virginien, Strachey 82). Diese erscheint ihm als etwas Geheimnißvolles, flößt ihm religiöse Ehrfurcht ein, und er sucht sich daher auf seine Weise mit ihr auf möglichst guten Fuß zu setzen. „Die ganze Natur ist für den Indianer voll von geheimnißvollen Einflüssen. Kein wildes Thier jagt in seinen Bergen, kein Vogel singt, kein Blatt rauscht das nicht sein Schicksal lenken und ihn warnen könnte. Er beobachtet die Natur um sich her wie ein Astrolog die Sterne" (Parkman); denn fast jeder höhere Geist kann jede beliebige Form annehmen und zu ihm reden durch jeden Naturlaut, es kommt nur auf seine eigene Spannung an ob er den Geist vernimmt und was er hört. Aus dieser Menge von Gegenständen seiner religiösen Verehrung treten für den Indianer hauptsächlich drei hervor, der persönliche Schutzgeist jedes Einzelnen, der auf die früher beschriebene Weise um die Zeit der Pubertät gewonnen und stets mitgeführt wird, die Geister der Todten und die Geister der Thiere.

Wie hoch die Stellung ist welche die Indianer den Thieren geben, geht schon daraus hervor, daß der persönliche Schutzgeist eines jeden meist ein Thier ist. Ferner leiten sie ihre Abstammung meist von Thieren her (S. oben p. 119), die Chippeway vom Hunde (Mackenzie), die Delaware vom Adler, die Tonkaway vom Wolfe (Schoolcraft V, 683), die Osagen wollen von einer Mensch gewordenen Schnecke stammen, welche sich mit der Tochter eines Bibers verheirathete (ebend. IV, 305, Gregg II, 175) u. s. f. Adair (16) versichert zwar daß sie den Thieren nach denen sie ihre Stämme benennen, keine religiöse Verehrung bewiesen, viele andere Berichterstatter aber haben ihm darin widersprochen, und es scheint sich diese Verehrung für sie jedenfalls erst in späterer Zeit verloren zu haben. Die Nanticokes stellten in ihrer Mythologie neben den großen Geist ein weibliches Wesen, die Mutter der Thiere von denen die Menschen stammen, und

leiteten die Charaktereigenschaften der letzteren von den Thieren her als deren Nachkommen sie galten, die Weisheit von der Eule, den Blutdurst vom Wolfe, die Gefräßigkeit und den Schmutz vom Bären u. s. f. (Jones II, 93). Die Indianer sahen in den Thieren die Vorfahren und Stammverwandten der Menschen, schrieben ihnen Verstand und eine ganz menschliche Handlungsweise zu, manchen von ihnen sogar noch höhere Einsicht und übermenschliche Kräfte, während andere welche ungefährlich waren und keine erheblichen Kunstfertigkeiten zeigten, von ihnen dagegen mit Verachtung behandelt wurden.

Am höchsten werden die Klapperschlange und der Biber gestellt; nur der Eule trauen sie noch größeren Verstand zu als der ersteren, die als ein höchst ehrwürdiger Verwandter betrachtet, als „Großvater" angeredet und selbst mit Tabaksrauch angeblasen wird; sie gilt nach einer Legende als ein großer Wohlthäter der Menschen (Parkman a, II, 135, Jones II, 259, III, 33). Sie ist der König oder Häuptling der Schlangen, wie auch jede andere Thiergattung ihren König hat, dessen Tod von den übrigen an dem Mörder gerächt werden würde (Adair 238). Aus Furcht vor dieser Rache, zu welcher der Geist der getödteten Klapperschlange seine Anverwandten aufwiegeln würde, schonen die Seminolen Sioux und Jowa sie stets (Bartram 252, Schoolcr. III, 273). Anderwärts wird sie trotz der Ehrfurcht die man vor ihr hat, nicht so milde behandelt: „Sei willkommen, Freund aus dem Geisterland!" redet der Indianer sie an der ihr begegnet. „Wir waren unglücklich, unsere Freunde dort wußten es. Der große Geist wußte es. Du bist gekommen uns zu trösten. Wir kennen deine Botschaft. Nimm diese Spende Tabak," (er streut ihr etwas Tabakspulver auf den Kopf) „sie wird dir eine Stärkung sein nach deiner langen Reise." Mit diesen Worten ergreift er sie am Schwanze, fährt ihr mit einem Kunstgriff rasch über den Rücken hinauf bis zum Kopfe und zerquetscht sie. Die abgezogene Haut trägt er als Trophäe (M'Kenney). Auffallend ist dabei vor Allem daß der Indianer es wagt selbst das Geisterreich zu überlisten und zu bekämpfen, der Europäer hat nicht Muth genug mit den Gespenstern zu kämpfen an die er glaubt.

Dem Grafen v. Zinzendorf hat jener Aberglaube (1742) das Leben gerettet. Die Cayuga bei denen er am Wyoming lebte, hatten ihn im Verdachte schlimmer Absichten. Sie beschlichen ihn eines

Abends um ihn zu erschlagen. Er saß an einem kleinen Feuer auf einem Bündel Holz und schrieb, neben ihm und von ihm selbst unbemerkt eine Klapperschlange. Die Mörder dadurch von dem göttlichen Ursprunge des Fremden überzeugt, gaben ihr Vorhaben auf und kehrten still nach Hause zurück.

Von den Bibern gehen unter den Indianern eine Menge mysteriöser und wunderbarer Geschichten (Parkman, Jones III, 69); besonders gelten die weißen Biber, welche indessen nur in der Fabel zu existiren scheinen, für Wesen die mit übernatürlichen Kräften begabt sind. Ein sonst recht verständiger Indianer versicherte Parkman alles Ernstes daß er die Biber und die weißen Menschen für die klügsten Leute auf der Erde halte. Die Geschichte von der treulosen Freundschaft der Bisamratte zum Biber (bei Back 167) ist aus der Gegend des Aylmer See's: die Biberverehrung findet sich also auch bei den Athapasken; „der Geist des Bibers", sagte der Erzähler am Ende seiner Geschichte mit leiser dumpfer Stimme, „schwebt noch um seine alte Wohnung her und beherrscht das Wasser, und wehe dem der ohne Gebet um Hülfe bei ihm vorüberfährt!" Auch andere Thiere von denen man Vorbedeutungen hernimmt oder die man um Orakel fragt, z. B. manche Heuschrecken, stehen in Ansehn und werden ehrfurchtsvoll angeredet. Auf welchen Fuß man sich mit den Thieren stellt, kann eine Geschichte bei Kendall (II, 418) und folgende Rede lehren die einst ein Indianerweib einem alten Hunde hielt: „Du solltest dich schämen," sprach sie. „Ich habe dich gut gefüttert und gepflegt seit der Zeit da du noch klein und blind warst. Da du alt wurdest, habe ich gesagt du seist ein guter Hund. Du warst immer brav wenn du bepackt wurdest und bist nicht den Pferden zwischen die Beine gelaufen. Aber du hast ein schlechtes Herz. Wenn ein Kaninchen aus dem Busche sprang, bist du immer zuerst ihm nachgelaufen und hast die andern Hunde verleitet. Du hättest wissen sollen daß dieß gefährlich war, denn weit draußen auf der Prärie hätte dir niemand helfen können gegen einen Wolf, und kein Hund kann sich vertheidigen mit der Last auf dem Rücken. Noch neulich bist du davongelaufen und hast die hölzernen Nadeln umgeworfen mit denen ich die Hütte festmache. Siehst du wohl wie sie nun offen steht und klafft? Und diese Nacht hast du ein Stück Fleisch gestohlen das für meine Kinder gekocht werden sollte. Ich sage dir, du hast ein schlechtes Herz und mußt ster-

ben.“ Mit diesen Worten ging die Frau in die Hütte, holte einen großen steinernen Hammer und schlug den Hund todt.

So schlecht der Hund auch im Leben behandelt wird, so werden doch die Gebeine des todten geehrt (Keating I, 453). Man bewahrt sie vor Profanation um den Geist der Thiere nicht zu erzürnen, denn jede Thierart hat ihren besonderen Geist der nicht ausstirbt, sondern in den übrigen fortlebt, oder vielmehr der Geist des einzelnen todten Thieres bespricht sich noch und verkehrt mit den Geistern der lebenden Thiere von derselben Art. Diese Thiergeister glaubt der Indianer auch durch gewisse Tänze und andere Zaubermittel sich geneigt machen und anlocken zu können. Der Büffeltanz und Bärentanz z. B., welche mit den entsprechenden Thierköpfen als Masken aufgeführt werden, dienen diesem Zwecke: man hofft die Thiere dadurch herbeizuziehen und ihnen die Furcht so weit zu benehmen, daß sie sich schießen lassen. Bisweilen bedient man sich hierzu auch desselben Zaubermittels das man gebraucht um einem Menschen das Leben zu nehmen: man fertigt kleine Bilder der Jagdthiere und bestreicht sie mit einem gewissen Pulver (Tanner II, 58).

Endlich liegt noch ein Motiv der Ehrfurcht mit welcher der Indianer viele Thiere behandelt, in dem Umstande daß die Geister der Todten, wie er glaubt, oft in Thiergestalt erscheinen: so wird namentlich der Bär wenn man ihm begegnet, von manchen mit einer eigenthümlichen Formel begrüßt und nach den Todten gefragt zu welchen man wünscht daß er baldigst wieder zurückkehre. Von einem eigentlichen Thiercultus kann demnach bei den Indianern zwar keine Rede sein, aber die Thierwelt erscheint ihnen als ein geisterhaftes Reich in das sie selbst durch ihre Abstammung verflochten sind, als ein Reich von höheren und niederen Geistern das nicht von dem Menschen beherrscht wird, sondern ihm ebenbürtig ist und zum Theil sogar über ihm steht.

Die Vorstellungen der Indianer von der menschlichen Seele sind abenteuerlich genug. Diese ist ein von dem Leibe völlig verschiedenes Wesen, ein Bild des Menschen im Kleinen (une ressemblance de l'homme, de Smet 305). Eine alte und weit verbreitete Lehre schrieb dem Menschen zwei Seelen zu, eine vegetative und eine sensitive (Keating I, 232, 410), nach einer anderen hatte er drei Seelen, eine gute die nach dem Tode in ein warmes, eine böse die in ein kaltes Land kommt, eine dritte die beim Körper bleibt (Sioux, Journal

hist. 55), oder selbst deren vier, von denen eine im Geisterlande fortlebt, die zweite in die Luft geht, die dritte im Leibe, die vierte am Wohnorte zurückbleibt (Pr. Max. c, II, 206, Schoolcr. IV, 70). Im Traume verläßt die Seele den Körper und wandert umher nach den Dingen von denen sie sich angezogen findet: der Wachende muß sich bemühen diese zu erlangen, damit sich die Seele nicht betrübe und den Körper ganz verlasse (La Potherie III, 6). Was ein Indianer träumt, dazu glaubt er sich unabänderlich bestimmt; sei dieß selbst ein Mord oder Cannibalismus, er führt es aus (Kohl II, 186). Die Seelen der Ohnmächtigen Verzückten Scheintodten kommen entweder nur bis an die Grenze des Landes der Seelen oder besuchen dieses bloß auf kurze Zeit: durch sie hat man aus diesem Lande und von dem Wege der dahin führt, Nachricht erhalten (ebend. I, 295, Keating II, 154). Mit dem Tode verläßt die Seele den Körper, doch glaubt man daß sie sich noch einige Zeit in der nächsten Umgebung aufhalte, ja bei den Takhali weiß der Zauberer sogar eine directe Transfusion der Seelen zu bewirken: er hält dem Sterbenden oder Todten die Hände auf die Brust, legt sie dann auf den Kopf eines Verwandten desselben und bläst hindurch; das Kind welches dem letzteren zunächst geboren wird, hat dann die Seele des Verstorbenen in sich und nimmt den Rang und Namen desselben an (Morse App. 345, vgl. Hale und Wilkes IV, 453).

Von der Ruhe und Fassung mit welcher sie häufig dem Tode entgegensehen, ist schon oben die Rede gewesen. Der Häuptling pflegt bei dieser Gelegenheit eine Sterberede zu halten, nimmt Abschied von den Seinigen und läßt ein Gastmahl zurichten (Carver 333), läßt sich waschen, bemalen, mit Fett einreiben und in die Stellung des Todten bringen (Lafitau II, 408). Erleichtert wird ihm der Abschied durch den Glauben, daß er auch in Zukunft noch in das irdische Leben herüberzuwirken und mit den Seinigen in Verbindung zu bleiben im Stande sein werde. Deshalb speist man die Seele noch ein ganzes Jahr am Grabe (Potowatomi, de Smet 294), oder unterläßt dieß erst wenn die Speisen einige Zeit unberührt auf dem Grabe liegen geblieben sind, da man daraus schließt daß der Todte ihrer nicht mehr bedürfe, sondern ein reiches Jagdgebiet im Jenseits gefunden habe (Nuttall). Die Irokesen bringen sogar in jedem Grabe ein kleines Loch an, damit die Seele ungehindert aus- und eingehen könne (Mor-

gan 176). Hauptsächlich um den abgeschiedenen Seelen zu schmeicheln, deren Zorn und Rache gefürchtet wird, veranstaltet man eine große und reiche Todtenfeier, hält wiederholte laute Lamentationen, die schwerlich immer so aufrichtig gemeint sind* als Hunter (359) versichert (in Nord Carolina werden Leute zum Trauergeheul sogar gemiethet, Lawson 183), trauert lange Zeit und meist in sehr ostensibler Weise: der Leidtragende malt sich schwarz — nur bei den Omaha weiß (Say bei James I, 282) —, fastet, schlägt sich Wunden „um den Kummer herauszulassen" und läßt das Haar lang wachsen. Bloß die Jowa schneiden letzteres in der Trauer vielmehr ab oder raufen es aus. Manche Indianer am Missouri, ebenso die Berg- und Biber-Indianer (Mackenzie) hacken sich sogar ein Fingerglied ab. In Florida, wo alte Leute sonst nicht betrauert wurden, mußte die von einem Todesfalle betroffene Familie drei Monate lang ganz von Andern mit Lebensmitteln versehen werden, da sie nicht ausgehen durfte um für ihren Unterhalt zu sorgen (Cabeza de V. 528). Bei den Cheppewyans gilt das Weinen zur Trauer nur für Weiber als anständig (Mackenzie), wogegen anderwärts die laute Klage allgemein war und in späterer Zeit nicht selten benutzt wurde um Branntwein zu betteln, entweder „den Kummer zu ertränken" oder „desto reichlicher weinen zu können" (Keating I, 433). Auch die Nothwendigkeit der Blutrache scheint, wie die bisweilen wegen übler Nachrede gegen Verstorbene verhängte Todesstrafe, in naher Verbindung mit der Furcht gestanden zu haben, die man vor der Rache hegte welche der Todte noch nehmen könnte; um ihn nicht zu citiren vermied man es sogar streng seinen Namen auszusprechen.

Die Seelen der Todten gelangen ganz in der Verfassung und mit den Eigenthümlichkeiten in's Jenseits, mit welchen sie das irdische Leben verlassen: daher verwandelte sich die Trauer einer Nadowessierin die ihr vierjähriges Kind verloren hatte, in Freude, als kurz darauf auch dessen Vater starb, weil jenes unfähig sich selbst zu versorgen, nun gegen Mangel und Gefahr durch den nachgefolgten Vater geschützt war (Carver 337, vgl. auch Kohl I, 154). Das Leben nach dem

---

* Seine Freude über das bevorstehende Wiedersehen des Grabes seines Bruders drückte ein Indianer einst in den Worten aus: „O sir, what fine shoutin' and bawlin' I'll have when I go to my brother's grave. 'Tis I that'll play murther over it!"

Tode, von dem sich Viele überhaupt keine bestimmtere Vorstellung machen, wird demnach meist für eine einfache Fortsetzung des irdischen Lebens angesehen, nur denkt man sich das Jenseits reicher ausgestattet und das Leben müheloser. Die Sage von den „glücklichen Jagdgründen" des Jenseits findet sich bei Jones in sechs verschiedenen Formen mitgetheilt, die sechs verschiedenen Völkern angehören. Die Osagen glauben daß die Seelen der Todten sich auf dem Monde aufhalten (Morse App. 229), die Takhali und Kenaier daß sie im Innern der Erde im Helldunkel fortleben (ebend. 345, Wrangell 111 ff.). Die Winebagoe halten die Milchstraße für den Weg den sie nehmen (Fletcher bei Schoolcr. IV, 240). Bei den Algonkin, den Cheppewyan, Dakota und Pani herrscht die Vorstellung, daß die abgeschiedenen Seelen um in's Jenseits zu gelangen auf einer großen Schlange, einer schwankenden Brücke oder in einem steinernen Kahne einen Strom zu passiren oder einen schmalen Felsen zu überschreiten haben, und daß diejenigen welche herabfallen, im anderen Leben unglücklich und elend sind (Keating II, 154, I, 172, 410, Mackenzie, de Smet 305 u. a.). Ob der Uebergang über jenen Strom gelingt oder nicht, hängt nach dem Glauben mancher Indianer mit der Vergeltung zusammen die im anderen Leben der Todten für ihre Thaten auf Erden wartet (nur Kohl I, 294 widerspricht hierin den älteren Berichterstattern). Daß dieser Glaube ihnen erst von den Missionären gekommen sei, wie man neuerdings mehrfach behauptet hat, ist jedenfalls nicht allgemein richtig; seine Verbreitung würde sonst geringer und die Vorstellungen die sich an ihn knüpfen den christlichen mehr analog sein als sie sind. Nur bei den Irokesen findet eine solche Analogie mit der katholischen Lehre vom Fegefeuer und dem christlichen Paradiese statt, die von den Jesuiten herstammen mag (Morgan 170, 177). Schon R. Williams fand in Neu England den Glauben daß die Seelen der guten Menschen nach ihrem Tode zu dem Gotte Kautantowit im Südwesten gingen, die der Mörder Diebe Lügner und Ehebrecher dagegen ruhelos umherwanderten (Potter 10, Elliott I, 312). Die Eingeborenen im Westen der Hudsonsbai hatten die Lehre von einer moralischen Vergeltung im Jenseits schon vor der Mitte des 18. Jahrh. (Ellis 213 not.), sie wird von Lafitau (I, 404) als einheimisch angegeben, und im Süden scheint sie bei den Cherokee und Natchez vor der Ankunft christlicher Missionäre verbrei-

tet gewesen zu sein (Timberlake 64, Lettres édif. I, 758). Bei einem Chickasaw-Priester fand Adair (92, 118) religiöse Vorstellungen von so entschieden ethischer Färbung, daß nach dessen Ansicht das höchste Wesen schon auf Erden die Schicksale der Menschen nach Verdienst vertheilt, und die Uebelthaten der Menschen galten überhaupt den südlichen Völkern für die Ursachen alles Unglückes das sie zu dulden hatten. Auch Bartram berichtet daß nach der Ansicht der Floridavölker der große Geist alle Guten und Tapferen liebe, was ihnen nahe genug lag, da sie ihn als die Personification und den Geber alles Guten betrachteten, obgleich ihnen trotzdem das Sittengesetz nicht als göttliches Gebot erschien. Bei den Dakota und Mandan, über welche sich der Einfluß der christlichen Vorstellungen in älterer Zeit sicherlich nicht verbreitet hat, herrschte der Glaube an eine moralische Vergeltung im anderen Leben (Jones I, 228, Pr. Max. c, II, 206), doch war er bei den letzteren neuerdings wieder in Abnahme gekommen. Aehnlich verhält es sich mit vielen andern Völkern (Lawson 180, Bossu II, 48, Loskiel 49, Mc Coy 70, Hunter 215, Swan bei Schoolcr. V, 269, Morse App. 138, 144). Der Unterschied von den christlichen Vorstellungen beruht zumeist darauf, daß an die Stelle der christlichen Moralbegriffe die der Indianer treten, denen gemäß der tüchtige Jäger und Krieger, der Tapfere und Freigebige im Jenseits glücklich, der Geizige Feige Betrüger Lügner u. s. f. unglücklich wird, und daß anstatt der Hölle oft nur von einem unfruchtbaren dornenvollen Lande die Rede ist. Virginien macht davon eine Ausnahme: dort sprach man nur den Vornehmen und den Priestern, welche später auf Erden wiedergeboren werden sollten, ein zweites genußreiches Leben zu (Strachey 96).

Die Leiche zu conserviren war man in verschiedenen Gegenden auf verschiedene Weise bemüht. Lafitau (II, 389) erzählt daß bei manchen Völkern vornehmen Todten die Haut abgezogen, nach Entfernung aller Weichtheile aber dem Skelete wieder umgelegt, mit Sand gefüllt und zugenäht wurde. Die Santee in Süd Carolina hatten eine Art der Einbalsamirung, zu welcher sie ein rothes Pulver und Bärenfett anwendeten (Lawson 21). In Florida, wo die Tempel zugleich die Begräbnißplätze der Großen waren, scheint man ein ähnliches Verfahren beobachtet zu haben (Herrera VII, 1, 15, Garcillasso, Hist. de la conq. I, 4, 15). In Virginien befanden sich in den Tempeln

nur die Kenotaphien der Häuptlinge, ihre Leichen wurden mit Kostbarkeiten ausgestopft, in Matten gewickelt und auf Gerüsten ausgestellt (Strachey 89). Die ersten Europäer welche nach Cap Cod kamen (1620), fanden dort in einem Grabe schöne Matten, einen Bogen, ein mit Schnitzwerk verziertes und gemaltes Bret nebst zwei Bündeln voll rothen Pulvers, worin Menschenknochen lagen (Elliott I, 60, Young a, 142): es scheint also daß ein großer Theil der Indianervölker sich künstlicher Mittel bediente um die Leichen angesehener Leute möglichst lange vor Verderbniß zu schützen. War es nicht mehr möglich die Leiche zu erhalten, so bewahrte man wenigstens die Knochen auf: bei vielen Völkern wurde zu diesem Zwecke die Leiche wieder aus der Erde gegraben, die Gebeine sorgfältig gereinigt und in einem Beinhause zusammen aufgehoben; im Falle der Auswanderung in ein anderes Land war man vor Allem darauf bedacht, diese Reliquien mitzunehmen (Lawson 21, 182, Adair 183, Morgan 173, Loskiel 156 u. a.). Nur von den Navajos hören wir daß sie sich scheuen eine Leiche anzurühren (Davis 414), ein Aberglaube der wohl aus Mißverständniß von Adair (124) auch den südöstlichen Völkern zugeschrieben wird, denn er verträgt sich mit der sonstigen Pietät der Indianer gegen ihre Todten und mit der Art wie sie deren Ueberreste zu behandeln pflegen, kaum besser als der wahrscheinlich neuere Gebrauch der Ojibway den Verstorbenen eiligst zu begraben, damit er nicht Andere nachziehe, und ihn nicht zur Thüre, sondern zu einem an der Seite gebrochenen Loche aus dem Hause hinauszubringen (Kohl I, 149).

Das Einreißen des Hauses, sobald der Besitzer gestorben war, darf wie das Verbrennen oder Begraben seiner Habe mit ihm, das in Florida wie im Norden gewöhnlich war (Cabeza de V. 534, Laudonnière 10), bei den Ojibway aber in neuerer Zeit abgekommen ist (Schoolcr. A. R. II, 127), nicht auf eine Scheu vor dem Gebrauche der hinterlassenen Gegenstände als unreiner Dinge gedeutet werden, sondern als ein Opfer das man dem Todten bringt. Man giebt ihm seinen besten Schmuck, sein werthvollstes Eigenthum und hinreichende Nahrung mit auf die Reise, ja nach Sagard (233) wäre die Meinung der Huronen sogar die, daß die Seelen der mitbegrabenen Sachen ihrem Herrn in der andern Welt dienen sollten, wie ehemals in Florida selbst Weiber und Diener in dieser Absicht mit ihm

beerdigt wurden (Herrera VII, 7, 4, Garcilasso a. a. O. II, 3, 11). So herrschte auch bei mehreren der nördlicheren Völker die Ansicht, daß die Geister der erschlagenen Feinde den Sieger im anderen Leben zu bedienen hätten: dem Todten eine solche Bedienung zu schenken, konnte auch ein Anderer auf dessen Grabe einen von ihm selbst gewonnenen Skalp aufhängen; wer den Haarschopf im Leben getragen hatte, wurde dadurch jenem dienstbar im Jenseits (Morse App. 137, McCoy 360). Bei den Takhali wird die Wittwe zwar nicht mit ihrem Manne verbrannt, aber sie muß nicht nur 9 Tage lang neben dem Todten liegen, sondern ihn auch auf den Scheiterhaufen begleiten, den sie erst verlassen darf, wenn sie selbst halb verbrannt und fast erstickt ist; darauf muß sie die Gebeine ihres Mannes sammeln und mehrere Jahre lang stets auf dem Rücken mit sich tragen. Während dieser Zeit wird sie allgemein als Sklavin behandelt, bis an einem Feste mit der Beisetzung der Asche des Todten in einem besonderen Hause die Wittwenschaft von ihr genommen wird (Morse App. 336, 339, Cox II, 339) — eine Sitte deren Grausamkeit vermuthlich keinen weiteren Zweck hatte als dem Weibe den Gehorsam und die Dienstbarkeit einzuschärfen die sie ihrem Manne während des Lebens leisten sollte.

Morton hat behauptet daß in alter Zeit von Feuerland bis nach Canada hin die Sitte geherrscht habe die Todten in sitzender oder vielmehr kauernder, zusammengebogener Stellung zu begraben. Dieß ist unerweislich und man kann es kaum wahrscheinlich finden daß eine solche allgemeine Gleichförmigkeit jemals stattgefunden habe; richtig ist nur dieß, daß jene Begräbnißweise in den entlegensten Gegenden Amerika's erwähnt wird und daß sie in neuerer Zeit seltener geworden zu sein scheint. Sie war in Uebung und ist es zum Theil noch an der Hudsonsbai, bei den Irokesen, bei den Völkern am oberen Missouri, den Congaree in S. Carolina, in Alabama, bei den Muskoge und Creek u. a. (Ellis, Morgan 173, Barber in Connecticut H. Coll. 79, Perrin du Lac I, 176, Lawson, Bossu II, 49, Bartram, Swan bei Schoolcr. V, 270), doch bemerkt Lafitau (II, 407) ausdrücklich daß sie den Huronen und Illinois fehlte. Die Bedeutung derselben hat man oft in entlegenen Dingen gesucht; es liegt am nächsten an Raumersparniß zu denken, besonders wo steiniger Boden es erschwerte ein tiefes Grab zu machen: man brachte den Körper auf

sein kleinstes Volumen um nicht dem Grabe größere Dimensionen geben zu müssen als nöthig war. Ist diese Voraussetzung richtig, so erscheint die zusammengekrümmte Stellung nicht mehr als auffallend und man kann die Uebereinstimmung welche sich in ganz Amerika in dieser Hinsicht so vielfach gefunden hat kaum noch als so merkwürdig und interessant ansehen als man gethan hat.

Nur ausnahmsweise kommt es vor daß der Todte im Grabe die aufrechte Stellung erhielt (Barber a. a. O. 295), z. B. zu dem Zwecke daß er eine Kohlengrube bewache (McCoy 136). Der Kopf wird ihm häufig so gestellt daß er „nach dem glücklichen Lande im Westen hinsehen" kann (Algonkin, Loskiel 155; Irokesen, Morgan 173; Mandan, Pr. Max. c, II, 206; Winebagoe, Schoolcr. IV, 54), die Mohawk richteten ihm das Gesicht nach Süden (Barber a. a. O. 79). Nächst der Beerdigung, welche das Gewöhnlichste war und bisweilen in beträchtlicher Tiefe geschah (6—8' tief bei den Chippeway, Keating II, 155), war die Ausstellung der Leiche auf hölzernen Gabeln oder einem ähnlichen Gerüste mit oder ohne Sarg sehr häufig (Sioux, Mandan, Krähen-Indianer, Mönitari, Irokesen, Jowa, Pr. Max. c, I, 345 f., 402, Lewis et Cl. 82, Morgan 173, McCoy 533). Als Grund davon wird von den Indianern angegeben daß ihnen als freien Menschen die Erde zu schwer sei (Wagner und Sch. III, 82); wahrscheinlicher ist daß man zu diesem Auskunftsmittel zuerst nur griff, wenn die Erde gefroren oder Beerdigung aus einem anderen Grunde nicht möglich war (McCoy 83), auch mochte man wünschen die geliebten Todten noch möglichst lange vor Augen zu behalten. Bei den Choctaw und den Dakota wurden die Knochen später von dem Gerüste herabgenommen und bei einer allgemeinen Todtenfeier die man veranstaltete, begraben (Bartram, Bossu II, 95, Schoolcr. IV, 65 f.). Das Begräbniß in zusammengebogener Stellung ist bei den letzteren eine Auszeichnung der im Kriege Gefallenen. Auch in Süd Carolina, bei den Irokesen und Huronen wurden große Todtenfeste gehalten, bei denen man die Leichen ausgrub, ihre Gebeine reinigte und schmückte, und mit Geschenken auf's Neue beerdigte in einem gemeinsamen Grabe (Herrera II, 10, 6, Sagard 290, Lafitau II, 446, La Potherie III, 10). Anstatt des Gerüstes auf welchem man die Leichen ausstellte, bediente man sich wohl auch der Bäume, an denen man die in Felle gehüllten oder in einen Trog

gelegten Todten befestigte (Illinois, Lettres édif. I, 681; am Arkansas, Gregg u. a.).

Ueberhaupt finden sich verschiedene Begräbnißweisen nicht selten bei demselben Volke (Hunter 355) wenigstens in neuerer Zeit, je nach dem Wunsche des Todten oder den Träumen seiner Verwandten (Morse App. 143): in einem Sarg, in Häuten, auf Bäumen, in einer Verzäunung, unmittelbar am Boden zwischen Steinen über die etwas Erde aufgeschüttet ist. Am seltensten war die Verbrennung der Leichen. Sie findet bei den Takhali oder Carriers statt, welche die Todten vorher 9 Tage in der Hütte aufstellen (Parker 238, Cox II, 339), bei den Kenaiern, die gleich jenen die Asche beerdigen und später ein Gedächtnißfest für die Todten halten (Wrangell 106). Unter den Algonkinvölkern scheint die Verbrennung nur bei den Ottawa vorgekommen zu sein, nämlich bei der Bande des großen Hasen (Michabou), während die Bande des Karpfen und die des Bären die Leichen zu begraben pflegte (Lettres édif. I, 679). In Florida wurden nur die Zauberärzte in alter Zeit verbrannt und deren Asche von den Verwandten im Getränk genossen (Cabeza de V. 528), die übrigen begrub man oder stellte sie eingesargt im Tempel auf (Herrera VII, 1, 15, Laudonnière 10). Die Leichen in einen Fluß zu werfen, wie bei den Cherokee als gewöhnlich angegeben wird (Timberlake 67), widerstrebt sonst der Pietät der Indianer vollständig, besonders auch deshalb weil sie sich das böse Princip als Wassergott vorstellen.

Auf dem Grabe wurde in der Regel ein Pfahl mit dem Familienwappen des Todten (Totem der Algonkin) aufgepflanzt, an welchem man die von ihm gewonnenen Trophäen oder wenigstens die Symbole derselben anbrachte. Wer die Ruhestätte des Todten besuchte, schlug mit einem dort bereit stehenden Stocke an den Pfahl (McCoy 195). In Nord Carolina baute man um ihn her das Grab selbst mit Rinde und Stöcken zu einer Art von Haus in der Erde aus, auch pflegte ihm dort der Zauberarzt eine Lobrede am Grabe zu halten, in welcher er u. A. die Freuden des Paradieses schilderte zu dem er eingegangen war (Lawson 180 ff.). Die Santee in S. Carolina errichteten über den Gräbern der Vornehmen glatte Hügel und auf diesen ein Regendach, das auf 9 Pfählen ruhete und mit Federn und anderem Schmucke geziert war (ebend. 21 f.). Wo jemand eines gewaltsamen Todes gestorben war, warfen sie einen Haufen von Steinen oder Zwei-

gen auf, den jeder Vorübergehende zu vergrößern sich angelegen sein ließ. Nach Adair (185) wäre dieß bei den Choctaw nur mit den Gräbern berühmter Männer geschehen. Die Irokesen bedeckten ihre Todten mit Rinde Steinen und etwas Erde und überbauten das Grab mit einer Hütte (La Potherie III, 9). In Neu England wurde das Grab eines Sachem mit einem Palisadenzaune von 30—40 Fuß Höhe umgeben in dessen Mitte eine Hütte stand (Drake a, 45).

Der religiöse Cultus der Indianer war ohne Gepränge, seine äußere Ausstattung selbst unbedeutend, so wesentlich die Stelle auch war die der Gottesdienst in ihrem inneren Leben einnahm. Nur im Süden scheint es Tempel von größeren Dimensionen gegeben zu haben. Garcilasso (a. a. O. I, 4, 15) giebt den von Talomeco als 100 Schritte lang und 40 Schritte breit an, er war mit großen hölzernen Statuen und mit Muscheln geschmückt und besaß einen großen Reichthum an Perlen und Waffen aller Art. Die Tempel in Louisiana waren dagegen oft kaum besser als gewöhnliche Hütten (du Pratz III, 21). Auch in Virginien glichen sie den übrigen Häusern in der Bauart, nur hatten sie die Thüre auf der Ostseite, enthielten viele Idole, die Gräber der Häuptlinge und ein ewiges Feuer; der Haupttempel des Landes stand in Pamunky, nur Priester und Könige durften ihn betreten (Strachey 82, 90). Der Cultus den man in den Tempeln verrichtete, bestand in Gebeten Gesängen und Opfern (de Laet III, 23). Die Völker weiter im Norden hatten meist nur eine Zauberhütte in welcher der Zauberarzt sein Wesen trieb; neben ihr stand oft ein hoher Pfahl mit einem geschnitzten Menschenkopfe (McCoy 195), sie war außen und innen mit sonderbaren Heiligthümern und Zaubermitteln aller Art aufgeputzt. Zur Feier ihrer religiösen Feste hatten die Indianer des oberen Missouri eine besondere Hütte, in welcher die Alten wohnten, Fremde aufgenommen wurden und selbst Feinde eine Freistätte fanden (Perrin du Lac I, 171). Hunter (224) sah nur noch bei den Riccara einen von Steinen auf einem künstlichen Hügel gebauten Opferaltar, auf welchem Tabak und Abfälle von Büffeln und Hirschen als Opfer für den großen Geist verbrannt wurden. Ein Tempel mit heiligem Feuer wird auch bei den Narraganset erwähnt (M'Culloh 111 nach Purchas Pilgrims IV, 1868).

Wo es besondere Tempel gab, fehlten auch Götzenbilder nicht, obwohl beide zusammen schon in ziemlich früher Zeit verschwunden und

daher nicht selten ganz übersehen worden sind. Bartram fand bei den südlichen Völkern keine Idole mehr, und Adair (22) bemerkt zwar daß die oberen Muskoge ein hölzernes Bild hatten dem sie an Festtagen die erste Schale von ihrem Tranke darbrachten, dieses Bild aber war seiner Ansicht nach kein Idol, sondern stellte einen verstorbenen Helden dar. In Süd Carolina wurden zwei kleine Götzenbilder alljährlich von den Priestern in großer Prozession umhergetragen; auch ist dort von einem hölzernen Bilde die Rede das bei Gelegenheit eines Festes im Felde aufgestellt und verehrt, darauf aber in's Wasser geworfen wurde um den Gott, von dem man wahrscheinlich das Gedeihen der Feldfrüchte erwartete, zu den übrigen Wassergöttern zurückkehren zu lassen (Herrera II, 10, 6). Vielleicht ist dieß derselbe Gott von welchem Lawson (174) in Nord Carolina erzählt daß man sein Bild in's Feld gestellt und den jungen Leuten gesagt habe, er sei ein großer Krieger der ihren Fleiß bei der Feldarbeit beobachten und durch seine Vermittelung beim großen Geiste ihnen Erntesegen und Tapferkeit im Kriege auswirken wolle, wenn er sie dessen würdig finde. Auch in Virginien gab es auf den Feldern Altäre für die Oki oder Okeus (de Laet III, 18), worunter man ebenso die Götterbilder wie die Götter selbst verstand. Andere Idole wurden in den Tempeln verehrt. Sie scheinen dort in großer Anzahl vorhanden gewesen zu sein. Auch die Hinrichtung der von Powhatan verurtheilten Missethäter geschah an einem „Altar oder Opferstein", auf welchem ihnen der Kopf zerschmettert wurde (Strachey 79, 52, Schoolcraft VI, 87 nach Hariot). Wie in Virginien erwähnen die ältesten Berichte auch in Neu England oft hölzerne Bilder (Collect. N. Y. H. S. III, 255 ff.), doch wissen wir nicht genauer welche Rolle diese im Cultus der Eingeborenen spielten. Sie scheinen schon frühzeitig verloren gegangen zu sein. Daß die Pani religiöse Tänze und Gesänge vor dem Bilde eines Vogels auszuführen pflegten, haben wir schon früher bemerkt. Bei den Irokesen hat man einige grob geschnitzte Figuren gefunden, die wahrscheinlich eine Art von Hausgöttern waren (W. Smith 89); sicherer ist von den Mandan daß sie vor sonderbar gestalteten Figuren aus Reisig Gras und Fellen heulend und klagend ihre Bitten und Wünsche aussprachen (Pr. Max. c, II, 172, 187). Die Peoria hatten zwar keine eigenen Götzen dieser Art, „fanden aber einst am Fuße eines Berges im Walde" ein monströses Bild von Thiergestalt, das

sie auf Bossu's Rath verbrannten (Bossu I, 219). Ein Idol der Ottawa, das in einem Menschenkopfe auf einem hinten ausgehöhlten Pfahle bestand, wird von McCoy (298), kleine aus Holz geschnitzte Familiengötter der Knisteno von etwa 8'' Länge von Dunn (96) erwähnt. Die letzteren pflegen diese Figuren auf verschiedene Weise eingewickelt in dem sogenannten Medicinsacke mit sich zu führen; sie nehmen dieselben bei feierlichen Gelegenheiten heraus und behandeln sie mit großer Verehrung (Schoolcr. V, 169).

Der Indianer ist in hohem Grade gottesfürchtig. Die Art und Weise seiner Gottesverehrung legt ihm oft die schwerste Selbstüberwindung auf, denn es sind nicht blos Tänze und Feste durch die er seine Götter ehrt, sondern seine Religion verlangt auch Opfergaben, strenge Fasten und Nachtwachen, selbst schmerzhafte Büßungen von ihm, und er ist gewissenhaft genug um jede wichtigere Unternehmung mit Gottesdienst zu beginnen. „Auf eine Reise gehen wie es ein Weißer thun würde", d. h. ohne eine religiöse Handlung die dem Antritt der Reise vorhergeht, ist ein gewöhnlicher Ausdruck für ihn (McCoy 305). Vorzüglich streng sollen die Osagen in ihrer Gottesverehrung sein (Paul Wilh.); in lautem Recitativ beten sie jeden Morgen eine Stunde lang bei Tagesanbruch, oft auch Abends: „Wohkonda (Vater des Lebens), habe Erbarmen mit mir, ich bin arm" u. s. f.; ehe sie auf die Jagd oder in den Krieg ziehen, wenn sie einen Verwandten verlieren oder sonst eine Unglücksbotschaft erhalten, reiben sie sich Kopf und Gesicht mit Erde, die sie nicht eher wieder abwaschen als bis sie die Gunst ihrer Götter erlangt zu haben glauben (McCoy 359, Morse App. 213, 224). In Virginien kauerten die Eingeborenen nieder beim Auf- und Untergang der Sonne und erhoben zu ihr die Augen und Hände (Strachey 93). Wie hier wurden auch anderwärts die Gebete bisweilen laut, meist aber nur innerlich gesprochen; bei feierlichen Gelegenheiten, bei Kriegserklärung oder Friedensschluß, bei der Ernte oder bei einem nationalen Unglück fanden gemeinsame Gebete statt (Hunter 216). Die Dakota pflegen nur kurz die Bitte auszusprechen die sie auf dem Herzen haben, mit Hinzufügung der Worte: „Geister der Todten seid mir gnädig!" (Prescott bei Schoolcr. III, 226, 237). Auch die Irokesen sollen sonst gewisse Gebete gehabt haben (W. Smith 90). Bei den Mandan fand Pr. Maximilian c, II, 157) über den Ursprung des Gebetes folgende sinnige Legende.

Der erste Mensch (ein Halbgott) hatte den Mandan versprochen beizustehen, wenn sie in Noth geriethen, und war darauf nach Westen gegangen. Von Feinden angegriffen, schlug einer von ihnen vor einen Vogel an ihn abzusenden um ihn zu Hülfe zu rufen, aber Vögel konnten nicht so weit fliegen. Ein anderer meinte, der Blick des Auges müsse zu ihm dringen, aber die Prärie-Hügel begrenzten ihn. Da sagte ein dritter: Gedanken müssen das sicherste Mittel sein den ersten Menschen zu erreichen. Er wickelte sich in sein Bisonfell, fiel nieder und sprach: „Ich denke — ich habe gedacht — ich komme zurück!" Er warf das Fell ab und war ganz in Schweiß gebadet. Der Helfer den er angerufen hatte in der Noth, erschien.

Das Fest zur Einweihung und Wehrhaftmachung der jungen Männer scheint den doppelten Zweck zu haben, diese dem großen Geiste ihre Ergebenheit beweisen zu lassen und zugleich ihre Standhaftigkeit einer schweren Prüfung zu unterwerfen. So bei den Dakota Mandan Mönitari u. a. (Catlin, Pr. Max. c, II, 226). Sie stoßen sich starke Holzsplitter, an welche schwere Büffelschädel angebunden sind, durch das Fleisch an der Brust oder auf dem Rücken und laufen dann, während zwei Andere die Arme gefaßt halten, mit voller Kraft vorwärts bis das Fleisch heruntergerissen ist und die schwere Last zurückbleibt. Aehnliche grausame Selbstpeinigungen vollziehen sie bisweilen in Folge von Gelübden um ihre Dankbarkeit und Ergebung zu beweisen, wenn einer ihrer heißesten Wünsche in Erfüllung gegangen ist (Keating I, 448). Auch bei den Schwarzfüßen gehört es zu den gottesdienstlichen Handlungen sich Wunden zu schlagen, und selbst ein Fingerglied schneiden sie sich bisweilen ab um es als Opfer darzubringen (de Smet 245).

Daß jeder seinen persönlichen Schutzgeist nur durch langes Fasten und anhaltende Nachtwachen in der Einsamkeit gewinnt, haben wir schon früher bemerkt. Strenge Fasten, bei denen man sich das Gesicht schwärzte, waren überhaupt die Einleitung zu jeder wichtigeren Unternehmung, zu welcher man der Gunst der Götter bedurfte; sie gingen selbst dem Ballspiele voraus (Adair 401), wurden nie gebrochen und nach ihrer Beendigung, welche mit der Abwaschung der Kohle vom Gesicht geschah, wurde immer nur mäßig gegessen (Keating I, 94).

Die Opfer welche die Indianer ihren Göttern darbrachten, waren

von verschiedener Art. Die herrschende Vorstellung scheint dabei gewesen zu sein daß die Götter dieser Opfergaben bedurften oder sie doch genossen, daß sie den dargebotenen Tabaksrauch einsogen und von den Speisen aßen, denn sie lebten untereinander ganz nach menschlicher Weise und entführten sogar einzelne Menschen um sich mit ihnen zu verheirathen (Schoolcraft A. R. II, 140). Nach Garcilasso (a. a. O. II, 3, 11) wurde in Florida das erstgeborene Kind der Sonne geopfert*, auch in Virginien soll dieß bisweilen mit den eigenen Kindern geschehen sein, während dort sonst auf Altarsteinen außerhalb der Tempel Blut von Thieren, Tabak u. dergl. und der erste Bissen von jeder Mahlzeit, den man in's Feuer warf, den Göttern dargebracht wurden. In manchen Gegenden des Landes schlachtete man Knaben, denen Okeus, wie die Eingeborenen sagten, „das Blut aus der linken Brust sauge"; einige der zum Opfer bestimmten Knaben wurden aber geschont und diese traten dann in den Priesterstand ein (Strachey 82, 93f.). In Neu England scheint man ebenfalls in alter Zeit bisweilen Kinder geopfert zu haben (Young a, 358); auch von den Sioux ist ein Beispiel dieser Art aus dem vorigen Jahrhundert bekannt (Keating I, 409, Schoolcr. II, 132). Der Zweck desselben war sich des Kriegsglückes zu versichern, wogegen die Pani dem von ihnen besonders verehrten „großen Sterne", der Venus, ein Menschenopfer alljährlich im Frühling zu bringen pflegten (zuletzt im Jahre 1837 oder 1838) um eine gute Ernte zu erhalten. Der Gefangene den man hierzu ausersehen hatte, es war in den letzten und bekanntesten Fällen ein Sioux-Mädchen, wurde vorher wohl genährt und gepflegt, über sein Schicksal aber in Unwissenheit erhalten. Das Opfer wurde auf einen Scheiterhaufen gebunden und mit Pfeilen durchschossen, doch ehe es starb, schnitt man Stücke Fleisch von ihm ab und ließ das Blut welches man herauspreßte auf die junge Saat fallen (de Smet, J. Irving II, 136, Schoolcr. IV, 50, V, 77). Auf welche Weise diese grausame Sitte beseitigt wurde, haben wir schon oben angeführt.

Von den Thieropfern galt das des Hundes, namentlich eines weißen Hundes, für das größte (Kohl I, 86), ohne Zweifel weil der Hund

---

* Oviedo's Angabe (XVII c. 26) daß de Soto's Leute in Florida Menschen im Tempel gefunden hätten die als Opfer verbrannt worden seien, ist zu vag als daß man viel darauf geben dürfte.

in alter Zeit das werthvollste Thier war das die Indianer besaßen. Bei manchen Völkern war es gewöhnlich den dargebrachten Hund selbst lebendig zu verzehren (Quapaw, Nuttall). Nächstdem wird den Göttern Alles dargeboten was man selbst werth hält und ihnen angenehm glaubt, besonders Tabak. Das Verbrennen war die gewöhnlichste Form der Darreichung und geschah in der Regel durch den Priester oder Zauberarzt, da dieser der Gottheit am nächsten stand. Manche Gegenstände wurden auch nur aufgehängt an einem Pfahle: so machen es z. B. die Dakota, wenn sie dem großen Geiste eine scharlachrothe Decke weihen (Mrs. Eastman). Sehr allgemein waren auch die Libationen bei jeder Mahlzeit und beim Beginn eines Festes: der erste Bissen oder der erste Löffel voll Getränk wurde in's Feuer geworfen (Pamlicoe, Lawson 232; Knisteno, Dunn 99 u. A.). Dieser Sitte analog war es daß man die Erstlingsfrüchte des Feldes darbrachte, was bei dem großen Erntefest geschah. — Die Cheppewyan bringen nur wenige und geringe Opfer, ihr religiöser Cultus ist überhaupt beschränkt, nur bei großen Festen pflegen sie den großen Geist um Gesundheit, glückliche Jagd und dergleichen zu bitten (N. Ann. des v. 1852, IV, 318).

Das Fest der ersten Früchte hat sich am längsten und in der eigenthümlichsten Form bei den Creek und deren Verwandten erhalten, obwohl es auch sonst nirgends gefehlt zu haben scheint. Der Priester oder „Feueranmacher", welcher dabei ganz weiß gekleidet war — Weiß war das Symbol der Reinheit und des Glaubens hier wie bei den Irokesen (Adair 111, Morgan 210) — besorgte die Anordnung desselben. Mehrtägige strenge Fasten des Volkes machten den Anfang. Darauf brachte jener das neue heilige Feuer zum Altar, das die Muskoge ihren „Großvater" nannten, verbrannte in ihm nach sorgfältiger Auslöschung aller alten Feuer etwas von allen Arten der neu geernteten Früchte, und ermahnte ausführlich die Männer und Weiber. Jene nahmen die „Kriegsmedicin" ein, die in heftigen Brech- und Purgirmitteln bestand (Schoolcr. V, 685), diese badeten und wuschen sich mit Wasser: alle Uebelthaten des vergangenen Jahres, außer Mord, wurden in Folge hiervon als getilgt betrachtet und das Fest mit einer reichen Mahlzeit am vierten Tage beschlossen (Adair 105, 120, Swan bei Schoolcr. V, 266 f.). Daß die Vorstellung einer Reinigung von Sünde diesen Ceremonien zu Grunde lag, insbeson-

dere beim Baden und beim Trinken des sog. „schwarzen Getränkes", eines Aufgusses der getrockneten Cassineblätter, wird bestimmt versichert. Letzteres wurde mit eigenthümlichen Formalitäten genossen und hatte außerdem den Zweck „Tapferkeit zu verleihen und die Freundschaft fest zu binden". Auch die Cherokee nahmen einen ähnlichen Trank ein um, wie sie sagten, „ihre Sünden wegzuwaschen" (Timberlake 78). So nahe es liegt hierbei an Reminiscenzen christlicher Lehren zu denken, so scheint es doch bei näherer Betrachtung wenig annehmbar daß in die Feier eines so wichtigen ächt einheimischen Festes, dessen Mittelpunkt der alte Feuercultus ist, christliche Elemente eingedrungen sein sollten, nach denen wir sonst bei diesen Völkern vergebens suchen. Mit besserem Grunde darf man mexicanischen Ursprung hier vermuthen. Eine Art von Beichte selbst der geheimsten Uebelthaten an den Priester, soll in schwerer Krankheit bei den sonst so rohen Tacully vorkommen und als wesentliche Bedingung der Genesung betrachtet werden (Morse App. 345). Auch die Ojibway haben einen Monat im Jahr in welchem sie sagen: „ich werfe meinen schlechten Lebenswandel weg" (Kohl I, 167) — vielleicht ein Rest einer ähnlichen Festfeier wie man sie bei den Creek kennt. Was Adair (109, 124, 130) sonst noch von dem erzählt was den Creek als rein oder unrein galt, verdient wohl weniger Zutrauen, da er zu den Schriftstellern gehört, welche jüdische Eigenthümlichkeiten an den Eingeborenen mit allzugroßer Vorliebe aufsuchen.

In Virginien scheint es keine festen Feiertage gegeben zu haben außer einem ähnlichen Erntefeste. Wir erfahren nur daß man dabei um ein Feuer her tanzte, Beschwörungen und Anrufungen vornahm (Strachey 91). Durchgängig ist seit der Ankunft der Weißen mit der einheimischen Religion auch der Cultus rasch in Verfall gerathen, und die Eingeborenen selbst wissen meist über die Bedeutung der religiösen Gebräuche die sich noch erhalten haben, keine Auskunft mehr zu geben. Außer dem Feste der ersten Früchte wurde ein anderes vor der Bestellung der Felder sehr allgemein von ihnen gefeiert unmittelbar nach ihrer Rückkehr von der Winterjagd (McCoy 194). Die Irokesen hatten sechs religiöse Dankfeste zu verschiedenen Zeiten im Jahre, die sich ausführlich und mit den dabei gehaltenen Reden bei Morgan (187) beschrieben finden. Der Morgen war ursprünglich bei diesen Festen dem großen Geiste, der Nachmittag den Seelen

der Todten geweiht. Sie traten ein mit der Reife der verschiedenen Früchte von denen sie lebten, und ihr Hauptzweck war dem großen Geiste und den Gaben der Natur für ihre Wohlthaten zu danken, hauptsächlich „ihren Erhaltern", „den drei Schwestern", dem Mais, der Bohne und dem Kürbis. Am Neujahrsfeste zu Anfang des Februar erdrosselten sie einen ganz weißen Hund, der vier Tage lang aufgehängt und dann verbrannt wurde; wahrscheinlich sollte er ein Bote sein, der den großen Geist von der fortdauernden Treue des Volkes gegen ihn zu unterrichten hatte.

Einen Haupttheil des Cultus machten die Tänze und Aufzüge aus, welche zum Theil in höchst eigenthümlichen Kostümen oder Verkleidungen vorgenommen wurden und oft mehrere Tage dauerten. Sie sind keine bloßen Vergnügungen, sondern haben alle eine bestimmte Bedeutung, die sich jedoch meistentheils nicht mehr ermitteln läßt, und kehren alljährlich wieder. Ihre Vernachlässigung würde vom großen Geiste gestraft werden. Edw. James (im Append. zu Tanner) hat deren 9 aufgezählt, die Irokesen hatten deren neuerdings noch 21, es sollen aber früher 32 gewesen sein (Morgan 261); den Skalptanz Medicintanz Hundetanz u. s. f. der Dakota hat Mrs. Eastman ausführlich beschrieben (vgl. auch McCoy 207, Timberlake 80 u. A.). Manche wurden nur von Männern, andere nur von Weibern, wieder andere von beiden Geschlechtern zusammen aufgeführt (Dakota, Schoolcr. IV, 63). Die meisten waren nach Thieren benannt, wurden in Thiermasken dargestellt und glichen mehr pantomimischen Farçen als unseren Tänzen. Beim Bärentanz der Dakota z. B. verkleidete sich der junge Mensch welcher in die Gesellschaft aufgenommen werden sollte — denn viele dieser Tänze wurden als Geheimnisse angesehen die einer besonderen Gesellschaft angehörten — in einen Bären; dieser kam aus seiner Höhle hervor und mußte sich, nachdem die Uebrigen auf ihn Jagd gemacht hatten, dreimal in diese wieder zurückziehen (Keating I, 283). Daß diese dramatischen Possenspiele einen obscönen Ausgang hatten, scheint fast nur bei den Creek vorgekommen zu sein (Swan bei Schoolcr. V, 277); Heckewelder (350) hebt ausdrücklich hervor daß dieß anderwärts nicht der Fall war. Die Nord-Indianer besitzen keine eigenen Tänze und Lieder, sondern haben die ihrigen sämmtlich von den südlicheren Indianern oder den Hundsrippen entlehnt (Hearne 276).

Da diese Dinge wenig lehrreich sind, begnügen wir uns mit einem einzigen Beispiele.

Der Skalptanz der Dakota wird von den Weibern ausgeführt, seine Bestimmung ist die Feier der Siege. Die Zauberärzte singen zum Tanze, schlagen die Trommel, schwingen die Klapper (einen hohlen Kürbis der einige kleine Steinchen enthält) oder bedienen sich irgend welcher anderen Instrumente mit denen sich ein Ohren zerreißender Lärm hervorbringen läßt. Zu diesen gehört namentlich ein eingekerbter Knochen, dessen eines Ende auf einer zinnernen Schüssel als Resonanzboden ruht, das andere in der linken Hand, während der Zauberarzt mit einem Knochenstücke in der Rechten über die Kerben hinfährt um so kratzende und schrille Töne als möglich hervorzubringen (Abbildung bei Schoolcraft II, pl. 75). Die Weiber tanzen in concentrischen Kreisen um die Skalps herum, zu vieren bis zu zwölfen ihre Schultern gegen einander pressend. Bei jedem Trommelschlag erheben sie sich so hoch als möglich, springen und gleiten etwas nach links und singen dabei fortwährend mit den Zauberärzten zusammen. Sie halten vollkommenen Takt. In der Mitte hängen die Skalps an einem Pfahle oder eins der Weiber hat sie auf den Schultern. Jeder derselben ist an einem Bügel ausgespannt und auf einem Stock von einigen Fuß Länge befestigt, roth bemalt, mit Federn Bändern Perlen u. dergl. geschmückt, gewöhnlich auch mit einer Scheere oder einem Kamm, je nachdem er von einem Manne oder einer Frau genommen ist. Nach einigen Minuten ruhen die Weiber aus. In der Pause erzählt eine von ihnen die einen Sohn Gatten oder Bruder im Kriege verloren hat, die Geschichte seines Unglücks und schließt mit den Worten: „Wessen Skalp habe ich jetzt auf meiner Schulter?“ In diesem Augenblicke jauchzen alle laut auf, und der Tanz beginnt von Neuem. Bisweilen wird er mit einigen Unterbrechungen Monate lang fortgesetzt. Nach Beendigung des Tanzes wird der Skalp begraben oder zu dem Todten der ihn im Kriege erbeutete, auf das Gerüst gelegt (Mrs. Eastman).

Die vorhin erwähnten musikalischen Instrumente zeigen deutlich auf wie niedriger Stufe die Musik der Indianer steht. Außer einer Art von Trommel und Klapper die sich überall finden — beide, und namentlich die Klapper, wesentliche Attribute der Zauberärzte — werden nur noch Flöten oder vielmehr Pfeifen, meist aus dem Knochen

eines Adlerflügels, gewöhnlich erwähnt; eine solche mit 6 Löchern die 6 aufeinander folgende Töne gab, ist die bedeutendste Erfindung dieser Art welche den Eingeborenen zugeschrieben wird (Morgan 380). Die Melodieen der Gesänge sind meist schlecht und unbedeutend (Beispiele in Noten bei Keating I, 456 u. A.), der Takt aber wird beim Singen und Tanzen genau beobachtet (Morgan 289). Nur Bartram (236), der sie überhaupt wohl öfters in einem zu günstigen Lichte erscheinen läßt, hörte sanfte melancholische Gesänge bei den Seminolen und anderen Völkern des Südens.

Die eigentlichen Träger und Vertreter des religiösen Cultus und die theologischen Autoritäten der Indianer, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, waren eine Menschenklasse, welche in hohem Ansehen stand, für ihre Dienste reich belohnt und oft, wie es scheint, mehr gefürchtet als geachtet wurde. Sie waren gewöhnlich Priester Zauberer Aerzte und Wahrsager in einer Person, nur bei einzelnen Völkern blieben diese Functionen getrennt, standen mit höheren Geistern im Bunde, konnten diese citiren und befragen oder bannen, wurden hauptsächlich dadurch die Mittelspersonen zwischen der Gottheit und dem Menschen und damit die Zuflucht in aller Noth: über Entferntes oder Zukünftiges Aufschluß zu geben, verlorene oder gestohlene Sachen zu entdecken und wieder herbeizuschaffen, Regenwolken oder Jagdthiere heranzuziehen, gesund oder krank zu machen, selbst aus der Ferne, Verliebten Gegenliebe zu schaffen, dieß Alles mußten sie verstehen, und noch überdieß den Willen der Götter zu erkunden und sie, wenn nöthig, günstig zu stimmen im Stande sein. Daß hierbei vieler schlaue Betrug mit unterlief, bedarf keines Beweises, doch ist es mehr als wahrscheinlich daß dort wie bei uns der Selbstbetrug oft weit größer war als der Betrug welcher Andern gespielt wurde.

Die Beaufsichtigung und Leitung der Feste besorgte bei den Irokesen eine Art von Priestern, „die Bewahrer des Glaubens". Sie wurden gewählt und bildeten keinen besonderen Stand; jeder, auch Weiber konnten diesen Auftrag erhalten, mit welchem zugleich eine Art von Censorenamt verbunden war (Morgan 184). Zauberkünste Wahrsagerei und anderen Unfug scheinen sie nicht getrieben zu haben. Auch bei den südlichen Völkern gab es nach Adair (152) eigentliche Priester, welche die Opfer darbrachten; sie zogen nicht mit in den Krieg, weil sie kein Menschenblut vergießen durften. Dagegen läßt der gro-

teske Schmuck der Priester in Virginien und die Zauberklapper die sie führten (Strachey 90), darauf schließen daß ihnen jene Gaukeleien nicht fremd waren. Bei den Dakota finden wir sie in schönster Blüthe. Ihre Priester hatten eine besondere geheime Sprache, in welcher die Wörter des gemeinen Lebens zwar gebraucht wurden, aber in ganz verschiedenem Sinne; auch die Häuptlinge bedienten sich dieses Vortheiles um sich dadurch gegen das Volk abzuschließen (Riggs). Schon ihre Geburt glaubte man in tiefes Geheimniß gehüllt: die Medicin-Männer und Medicin-Weiber kommen nämlich zuerst als geflügelte Samen, wie z. B. die der Disteln, in die Welt, werden von den Winden umhergetrieben und treten so in Gemeinschaft mit höheren Geistern deren Einsicht und Macht sie sich aneignen. Darauf gelangen sie in ein irdisches Weib und werden als Menschen geboren, nach dem Tode aber kehren sie zu den Göttern zurück; endlich nachdem sie viermal das irdische Leben durchlaufen haben, trifft sie Vernichtung. Alles was die Fassungskraft Anderer übersteigt auf Erden und im Himmel, benutzen sie und wissen es sich dienstbar zu machen. Von ihnen hängt das Glück im Krieg und auf der Jagd ab, aus ihrer Hand empfängt daher der Krieger und Jäger seine gefeiten, mit geheimnißvollen Bildern bemalten Waffen, die er heilig hält und besonders vor jeder Berührung eines Weibes bewahrt (Pond bei Schoolcr. IV, 646). Wie einträglich dieses Handwerk sein muß, sieht man besonders daraus daß in jedem Dorfe sich 20 und mehr solche Medicin-Männer und -Weiber aufhalten.

Hier und da waren die Aerzte, die indessen meist durch Zaubermittel ihre Kunst übten, von den Wahrsagern und Wunderthätern verschieden (z. B. bei den Potowatomi, Keating I, 133); da jedoch die innern Krankheiten durchgängig als eine Art der Besessenheit von bösen Geistern betrachtet wurden, erwartete man deren Heilung nur von den Geisterbeschwörern, die ihr Wesen ganz in der Art der asiatischen Schamanen trieben. Ihr Zauberbeutel oder Medicinsack enthält die Heilmittel und Heiligthümer die gegen Schlangenbiß sichern, den Einfluß böser Geister abwenden u. s. f. Trommel und Klapper dienen ihnen bei den Tänzen und Manipulationen durch welche sie sich zu der Kur vorbereiten die sie ausführen wollen. Bald saugen sie an der schmerzenden Stelle um dann den Dämon auszuspeien von dem sie den Kranken befreien, bald blasen sie darauf, oder machen ein kleines

Thierbild das sie erstechen oder erschießen, wenn der böse Geist sich in Thiergestalt in den Leib des Kranken eingeschlichen hat. Mißglückt die Kur, so zieht dieß in Neu Caledonien wie bei den Natchez und den Creek dem Zauberer oder „klugen Manne“ (cunning man), wie ihn die letzteren nennen im Gegensatz zum Häuptling, dem „geliebten Manne“, nicht selten die Rache der Verwandten zu und kostet ihm das Leben (Cox II, 332, Lettres édif. I, 762, Swan bei Schoolcr. V, 271). Anderwärts denkt man in dieser Hinsicht liberaler und hält unglückliche Kuren für genügend motivirt durch den übermächtigen Einfluß höherer Geister oder das verkehrte Verhalten des Kranken: sie thun dem hohen Rufe des Arztes keinen Eintrag. Auf dieselbe Weise wie mit dem kleinen Thierbilde verfährt der Zauberer mit dem Bilde des Feindes um diesen durch Krankheit zu tödten (La Potherie II, 39, Keating II, 159), und es ist nichts Ungewöhnliches daß der Bezauberte oder vielmehr der sich dafür hält, in tiefe Melancholie versinkt und in Folge davon wirklich stirbt. Ein ganz ähnliches Mittel, ein Pulver das man auf das Herz des Bildes der Geliebten streut, zwingt diese zur Gegenliebe (Kohl II, 233). Nur die Osagen sollen überhaupt an keine Bezauberung eines Menschen durch einen anderen glauben (Nuttall), während die Ojibway schon jede Arzenei die sie nehmen als eine Zauberei ansehen und sie deshalb immer mit einem gewissen Gesange begleiten um ihr die erforderliche Wirksamkeit zu geben (Keating II, 158). Die Nordindianer haben ganz dieselben Zauberkuren wie die Algonkin (Hearne 176, 199). Wer im Besitze von Geheimmitteln ist, seien es Zauberformeln, magische Gesänge, Amulete oder Anderes dieser Art, verkauft natürlich seinen Schatz nur zu sehr theurem Preise, wenn er sich überhaupt entschließt sich von ihm zu trennen.

Wie man Krankheiten allgemein von der Wirksamkeit böser Geister ableitet und häufig als göttliche Strafen ansieht, so geschieht es auch mit angeborenen Deformitäten, die deshalb immer mit abergläubischer Furcht betrachtet werden (Hunter 350, 191). Auch der Verrückte genießt allgemein eine gewisse Achtung (Schoolcr. IV, 49), da man ihn unmittelbar in der Gewalt höherer Wesen glaubt. Die Masse ihres Aberglaubens läßt sich nicht vollständig aufzählen, da er bei den Einzelnen verschieden ist und vielfach wechselt. Sie ist so groß (vgl. Pr. Max. c, II, 188) daß die Indianer dadurch oft zu ganz un-

berechenbaren Menschen werden. Eine Vision, ein kleines unerwartetes oder ungewöhnliches Geräusch, ein unvermutheter Anblick bestimmt sie plötzlich einen Plan aufzugeben, denn sie sehen darin eine Vorbedeutung oder einen Befehl von dessen Ausführung, so albern die Sache auch sein mag, ihnen plötzlich ihr ganzes Lebensglück abhängig scheint. Der Glaube an Verwandlung der Menschen in Thiere durch Zauberei ist sehr verbreitet (Morgan 165), wie ja auch die Geister der Verstorbenen in Thiergestalten erscheinen. Die Dakota sehen sogar Männer und Weiber als feurige Meteore durch die Luft fliegen. Gegen ein Gewitter, ein Nordlicht oder andere ungewöhnliche Himmelserscheinungen wird oft förmlich ausgezogen, man schreit pfeift lärmt und schießt ihnen entgegen, um wie bei Mondfinsternissen die bösen Geister zu erschrecken und zu verscheuchen in deren Gewalt sich der Himmel befindet. Besonders gefährlich war es meist Indianer abzumalen, denn wie sie selbst kleine Bilder als Zaubermittel gebrauchten, so hegten sie auch hierbei den Verdacht der Zauberei, da sie glaubten daß die Seele des Menschen ihm entlockt und zum Theil in das Bild übertragen werde das der Maler anfertigt. Der Aberglaube hat die Indianer bisweilen ihrer besten Hülfsmittel beraubt: Tanner (II, 10) erzählt von einem Schawanoe-Propheten der unter den Ojibway auftrat und neben manchen moralischen Verbesserungen auf denen er bestand, auch die Abschaffung der Jagdhunde, des Feuerzeuges und anderer Dinge dieser Art durchsetzte.

Ganz verschieden von den eigentlichen Zauberkünsten, deren Ausübung, wo sie Andern nach dem Leben trachtet, meist als todeswürdiges Verbrechen behandelt wird, sind die religiösen Mysterien der verschiedenen Orden und geheimen Gesellschaften, welche bei den Indianern im höchsten Ansehen stehen; indessen sind Geisterbeschwörungen auch bei ihnen durchgängig die Hauptsache. Schoolcraft führt drei solche Gesellschaften an, die Jossakeed, Meda (Meday, Midé) und Wabeno, unter denen die zweite die bekannteste ist. Zu dem Meda-Orden gehören Individuen verschiedener Stämme und Sprachen: sie werden in das Versammlungshaus zugelassen, wenn sie nur den Meda-Dienst verstehen (Copway 168). Was über den Ursprung desselben erzählt wird (ebend. 169) ist offenbar werthlos, da das alttestamentliche Paradies, der Baum der Erkenntniß und der vom Weibe ausgegangene Sündenfall darin nicht zu verkennen sind. Das höchste und

wichtigste Fest des Ordens ist das Medawin, das jedoch von den Sioux in etwas anderer Weise begangen wird als von den Chippeway. Die dabei vorkommenden Gesänge werden durch eine Geheimschrift in symbolischen Bildern aufbewahrt: sie kann nur von den Eingeweihten gelesen werden, welche die wahre Bedeutung der Bilder kennen und die Gesänge selbst auswendig wissen, an deren Inhalt jene nur im Allgemeinen zu erinnern bestimmt sind. Die Aufnahme in diese Gesellschaft, welche selbst kleinen Kindern schon gestattet ist, geschieht in einer besonders zu diesem Zwecke erbauten Hütte. Ein Priester hält dabei eine Rede über die Güte des großen Geistes, dann folgt ein Umgang der Bundesglieder im Kreise mit ihren Medicinsäcken, aus denen die einzelnen, vorzüglich aber der Aspirant angeblasen wird. Durch die Macht des Zauberbeutels fällt der Angeblasene wie todt nieder und wird ebenso durch ein zweites Anblasen wieder ins Leben zurückgerufen. Darauf erhält er selbst einen solchen Medicinsack, mit diesem wird ihm die Kraft eines Meda zutheil, und er erprobt diese sogleich indem er Andere mit demselben berührt, die in Folge davon ebenfalls niederstürzen. Ist ein Kind aufzunehmen, so wird es den Medicinsäcken im Kreise präsentirt und man giebt ihm zu seinem eigenen Namen noch einen zweiten hinzu, den es als Glied der Gesellschaft führt. Jeder Ordensbruder giebt bei dem Feste eine Muschel von sich, das Symbol des Bösen und der Krankheit die in ihm stecken, der Festgeber theilt Geschenke aus, besonders das Kind wird mit Amuleten und Zaubermitteln verschiedener Art versorgt und eine Mahlzeit macht den Schluß der Feier (Schoolcr. V, 430 ff., Kohl I, 59, II, 71).

Die Medas sind mehr Zauberer und Aerzte, die Jossakeed mehr Propheten und Wahrsager, doch kann wer zu den ersteren gehört, zugleich auch Mitglied der letzteren sein, und selbst Weiber sind hiervon nicht ausgeschlossen. Der Jossakeed vermag von den vier Weltgegenden her acht verschiedene Geister in seine Zauberhütte herbeizuziehen, von denen die Schildkröte unter mancherlei übernatürlichem Geräusch und eigenthümlichem Erzittern der Hütte immer zuerst ankommt. Ist dieß geschehen, so beginnen die Fragen an das Orakel dieses Geistes, dessen Antworten durch dargebotene Geschenke und Gelübde sollicitirt, nach der nöthigen Berathung der Geister mit einander (der Wunderthäter ist oft Bauchredner) unter ähnlichen geheimnißvollen Anzeigen wie die erwähnten erfolgen. Zur Ausübung seiner Function bereitet

sich der Jossakeed durch Fasten und Schwitzbäder vor, welche dazu dienen ihn in einen Zustand der Ekstase und Verzückung zu versetzen, der ihm den Schaum vor den Mund treibt und die äußeren Sinne zu schließen scheint. Ob der Genuß gewisser Gifte hierzu auch noch mitwirkt, ist unbekannt. Das Schwitzbad, dessen Gebrauch bei den Indianern sehr verbreitet ist, wird in einer kleinen eigenthümlich construirten Hütte (Morse App. 330) durch Aufgießen von Wasser auf erhitzte Steine bereitet und nur von Eingeweihten genommen: es ist eine religiöse Handlung (Dakota, Knisteno, Keating I, 432), durch die man sich auf eine Zauberkur oder zur Ausübung von Zauberkünsten vorbereitet, und spielt namentlich auch eine große Rolle bei der Aufnahme in den Orden der Jossakeed, deren Ceremonien von denen der Medas verschieden sind. Als Candidat kann hierzu nur derjenige präsentirt werden, dessen Verwandten oder Freunde geträumt haben daß ihm ein naher Tod in Aussicht stehe (Schoolcraft V, 421 ff.).

Anhang.

Ueber die Natchez.

Die eigenthümlichste und entschiedenste Ausprägung des Sonnencultus in Verbindung mit theokratischen Staatseinrichtungen fand sich bei den Natchez und deren Verwandten. Daß sie und die Floridavölker überhaupt auf einer höheren Stufe materieller und geistiger Cultur standen als die Mehrzahl der nördlicheren Indianer, hat M'Culloh (151 ff.) zu erweisen gesucht, und wir haben im Vorhergehenden mehrfache Gelegenheit gehabt diese Ansicht zu bestätigen, nur scheint es daß die Floridavölker, insbesondere die Muskoge, deren Stammverwandtschaft zu den Natchez unerwiesen und kaum wahrscheinlich ist, erst als die Erben der von diesen erreichten höheren Cultur aufgetreten sind.

Als die beiden Hauptzweige der Natchez giebt du Pratz die Taensas im nordöstlichsten und die Chetimaches im südlichen Lousiana an. Bei den Tonicas oberhalb Point Coupee, heißt es (Lettres édif. I, 754), hätten die Natchez ihr ewiges Feuer wieder anzünden müssen, wenn es ihnen ausgegangen wäre: wir dürfen also anneh-

men daß auch diese zu den Natchezvölkern gehörten und daß sie eines der ältesten derselben waren. Die Oumas am Mississippi 25 lieues oberhalb Neu Orleans sind ebenfalls wahrscheinlich zu ihnen zu rechnen (Bossu I, 39). Der religiöse Cultus der Temas stimmte mit dem der Natchez überein (Journal historique 29). Die Nachitoches im Westen besaßen (1690) Tempel welche denen der Taensas glichen, und eine weitere, später von Charlevoix bestätigte Aeußerung Tonti's (Collections N. Y. H. S. II, 334 f.) über die Aehnlichkeit des religiösen Cultus der sämmtlichen Völker von Louisiana macht es wahrscheinlich daß, wenn vielleicht auch keine Stammverwandtschaft, doch wohl wenigstens ein politischer Verband derselben in alter Zeit vorhanden war welcher diese Gleichförmigkeit hergestellt hatte. Die Nechas welche Rivera (1728) an dem gleichnamigen Flusse in Texas fand, sind vermuthlich mit den Natchez identisch. Sie hatten, wie er bemerkt, die Nabidachos (die Nacodoches, sagt Villa-Señor V, 42) von dort vertrieben und waren ein Zweig der Aynays oder Assinais, des Hauptvolkes von Texas, dessen Name ein Fluß führte der sich unter 32° n. B. zwischen dem Neches und Sabine findet. Espinosa (V c. 10—12) giebt außer den Naichas auch die Nacocdochis (Nachitoches?) als zu den Assinais gehörig an, von denen sie wie die Nazonis ihr heiliges Feuer mitgetheilt erhalten hatten; als Feinde der Assinais nennt er namentlich die Apachen, als Nachbarvölker die Yatasis, die Adays (50 leguas nach Osten von den Assinais und nur 10 von dem französischen Fort im Lande der Natchez) * und die Caddodachos (im Norden derselben). Auf ihre weite Verbreitung in Texas läßt insbesondere auch der Umstand schließen daß Indianer in der Nähe der Bai von Espiritu Santo den Spaniern auf die Frage nach ihrem Namen (1688) das Wort „Texia" zuriefen, das in der Sprache der Assinais „Freunde" bedeutete (ebend. V, c. 4). Wie weit nach Osten über den Mississippi hinüber sich dieses Reich der Natchez, wie wir es kurz nennen wollen, erstreckt haben möge, läßt sich nicht mehr ermitteln, da der gänzliche Untergang des Hauptvolkes selbst kurze Zeit nach dem großen Streiche erfolgte den sie 1729 gegen die Franzosen führten. Indessen fehlt es nicht an Thatsachen welche darauf hindeuten daß namentlich die Muskoge oder Creek in die Cultur der Natchez früh-

* Lake Soda hieß sonst „der große See der Adaes" (Villa-Señor V, 44).

zeitig mithineingezogen worden sind und an derselben theilgenommen haben: hauptsächlich tritt in ihrem vorhin besprochenen Feste der ersten Früchte ein ähnlicher Feuercultus zu Tage wie bei den Natchez, als deren wichtigstes Fest ebenfalls das der ersten Früchte beschrieben wird (Espinosa V, 12); die Culmination der Plejaden wurde bei dieser Gelegenheit von den Assinais sorgfältig beobachtet und der Aufgang der Sonne, wie bei dem großen Säcularfeste der Mexicaner, mit Ungeduld erwartet. Die Aehnlichkeit der Natchez und Creek erstreckte sich bis in's Einzelne auf viele eigenthümliche Gebräuche (Nuttall 277, Lettres édif. I, 760), insbesondere auch auf die sonst nicht in Nordamerika vorkommende Sitte, daß Alles was ein Glied der königlichen Familie betraf, seine Handlungen Zustände Eigenschaften u. s. f. mit anderen Wörtern bezeichnet wurde als wenn es einen Adeligen anging, und wenn einen solchen, wieder mit andern als bei einem Gemeinen, so daß man je nach dem Range namentlich die Anrede an den Einzelnen einzurichten und in verschiedene Sprachen einzukleiden hatte (du Pratz II, 324, Nuttall 268, 277).

Das Reich der Natchez war eine absolute Monarchie an dessen Spitze „der Bruder der Sonne" stand, welcher alle Morgen die aufgehende Sonne begrüßte und ihr zurauchte. Seine Gewalt war so groß, daß ihm das Leben jedes Einzelnen zur Verfügung stand, und im Kriege bot man Alles auf das seinige vor Gefahr zu schützen. Er ernannte alle Beamten, sowohl für den Krieg als für den Frieden und sogar die Priester, da er selbst zugleich Oberpriester war. Bei der Geburt des Thronerben, welcher stets der Schwestersohn des Herrschers war — denn die Kinder folgten auch hier dem Stande der Mutter — wurde sogleich eine Anzahl von Kindern zu seinem persönlichen Dienste ausgewählt. Diese blieben zeitlebens in demselben Verhältniß zu ihm und folgten ihm nebst mehreren seiner Frauen selbst in den Tod; sie wurden auf seinem Grabe erwürgt oder brachten sich selbst um. Auch die Brüder und Schwestern des Staatsoberhauptes wurden mit einer solchen Dienerschaft umgeben, deren Leben ebenfalls mit dem ihrer Gebieter ein Ende nahm. Die königliche Familie, das Geschlecht der Sonne, das schon zu Anfang des 17. Jahrh. stark zusammengeschmolzen war, stand als eine erbliche Aristokratie dem Volke gegenüber und war hoch erhaben über dieses, keines ihrer Mitglieder konnte am Leben gestraft werden, sie genossen eine Menge von Privilegien,

doch durften sie nicht untereinander, sondern nur in das Volk heirathen. Die Weiber welche zu diesem Geschlechte gehörten, konnten sich indessen beliebig viele Liebhaber halten und ihre Männer nach Willkür verstoßen, ja diese mußten ihnen sogar in den Tod folgen (Bossu I, 44).

Der Tempel, welchen außer den Schwestern des Herrschers kein Weib betreten durfte, hatte Mauern von 10′ Höhe und 2′ Dicke, ein kuppelförmiges Dach, und war mit einer Ringmauer, nach einer anderen Angabe mit einem Palisadenzaune umgeben, auf welchem die Köpfe der Feinde als Trophäen aufgesteckt waren. Sein Umfang betrug 100′, doch hatte er eine nur 4′ hohe Thüre und keine Fenster. In der Mitte desselben stand ein Altar mit einem ewigen Feuer, welches die im Vorgemache sitzende Tempelwache so zu unterhalten hatte, daß es stets ohne Flamme fortbrannte. Hier wurde dreimal täglich gebetet. Hier standen auch die Körbe deren einige die Gebeine der verstorbenen Häuptlinge und der Opfer enthielten die mit ihnen gestorben waren, während andere die Götterbilder einschlossen, welche sehr zahlreich gewesen zu sein scheinen: männliche und weibliche Figuren, Köpfe und Schwänze von Schlangen, ausgestopfte Eulen, Stücke von Kristall, Kiefer von Fischen. Drei adlerartige hölzerne Vögel waren auch am Dache des Tempels angebracht. Der Cultus, welcher von Priestern in weißen Gewändern besorgt wurde, war fest geregelt. Die Verehrung des Feuers trat bei demselben entschieden hervor, wie sich u. A. darin zeigt, daß kein Feuer, selbst nicht das gewöhnliche Küchenfeuer mit Wasser gelöscht werden durfte (Adair 405). Das Saatkorn mußte, ehe es gebraucht wurde, im Tempel vor dem heiligen Feuer eingesegnet werden und das Rauchen hatte als religiöse Ceremonie bei den Natchez dieselbe hohe Bedeutung wie bei den nördlicheren Völkern; die Assinais rauchten dem Himmel, der Erde und den vier Winden zu um ihre Verehrung auszudrücken und das Rauchen als Zeichen des Friedens und der Freundschaft war zu Anfang des 18. Jahrh. in Texas allgemein im Gebrauch (Espinosa V, 12 u. 8). Die große Gewalt der Priester bei den Natchez ist namentlich darin zu erkennen, daß sie es waren welche beim Siegesfeste den Kriegern ihre Ehrennamen und Insignien zum Lohne der Tapferkeit verliehen (Adair 398). Abgesehen von den angegebenen Eigenthümlichkeiten scheinen sich die Natchez nur wenig von den übrigen Indianern unterschieden zu haben. Die ehelichen Verhältnisse waren bei ihnen von ganz ähnlicher

Art, sie skalpirten und verbrannten ihre Kriegsgefangenen wie diese, auch die Eigenthumsverhältnisse waren schwerlich weiter entwickelt, da Feldarbeit und Ernte von allen gemeinsam besorgt wurden. (Das Vorstehende hauptsächlich nach den Lettres édif. I, 756 ff. und La Salle in Collect. N. Y. H. S. II, 296 ff., da du Pratz zwar viele Details giebt über den Culturheros The, die Schöpfungsgeschichte, den Hofstaat, den Tempel u. s. f. — II, 327 ff., 360 ff., III, 16 — aber zu leichtfertig und selbst nicht frei vom Verdachte der Lüge ist).

Von den Assinais oder Ainais erzählt Espinosa (V, 9 f. u. 13) daß sie mit den Naichas ein gemeinsames Haus des heiligen ewig brennenden Feuers hatten. Es stand in der Mitte zwischen beiden Völkern, war von runder Form, von Stroh gebaut und enthielt einen Thronhimmel aus Matten, vor welchem man auf einer Bank Rauchwerk und andere Opfergaben darbrachte. Nächst diesem Tempel, der zugleich als Rath- und Versammlungshaus diente, gab es noch zwei kleinere in denen auf einem hölzernen Altar ein paar Lederkoffer standen, welche mit einigen Schüsseln Federn und Musikinstrumenten gefüllt waren. Die Assinais glaubten an einen Gott und Schöpfer der Welt der im Himmel wohne, doch erzählten sie mehrere absurde Mythen von ihm. Die Seelen der Todten gelangten auf ihrer Wanderung nach Westen zunächst zu ihm, wendeten sich später aber nach Süden dem Hause des Todes zu. Den Menschen haben nach ihrer Ansicht Feuer und Wasser hervorgebracht, doch führten sie ihre Abstammung auch auf gewisse Thiere zurück. Im Ganzen scheinen die Assinais auf einer etwas höheren Culturstufe gestanden zu haben als die anderen nordamerikanischen Indianervölker: die Weiber waren bei ihnen vollständig bekleidet mit zwei Wildhäuten; der Landbau wurde in bedeutender Ausdehnung und mit großer Sorgfalt betrieben, die Felder, bis auf das Einsäen welches der Eigenthümer selbst besorgte, wie der Hausbau mit vereinigten Kräften bestellt, und zwar zuerst die der Priester; der Häuptling, bei dessen Minderjährigkeit eine Stellvertretung stattfand, besaß zugleich eine richterliche Gewalt, die von den Einzelnen angerufen wurde, wenn sie ihre Eigenthumsrechte beeinträchtigt glaubten.

7. Mißt man die geistige Begabung der Indianer an ihren Leistungen allein, so kann das Urtheil nur sehr ungünstig ausfallen; mißt man sie nach dem Verhältnisse ihrer Leistungen zu der Enge und

Beschränktheit ihres Gedankenkreises, so gelangt man zu einem entgegengesetzten Ergebniß. Was in den Umfang ihrer Beobachtung und Ueberlegung wirklich eintritt, wird von ihnen meist richtig, gewandt und selbst scharfsinnig benutzt, vor Allem aber was ihre Fassungskraft übersteigt oder dessen Zusammenhang ihnen nicht unmittelbar klar ist, so einfach er übrigens auch sein mag, steht ihr Verstand rathlos still, sie untersuchen es nicht näher, sondern beruhigen sich in der Ueberzeugung daß es ein Wunder und menschlicher Einsicht undurchdringlich ist.

In dem Gebrauche ihrer geringen Hülfsmittel zur Jagd und zum Kriege, in allen Künsten und Fertigkeiten die ihrem Lebensunterhalte dienen, sind sie völlig Meister, sie leisten mit ihnen was sich irgend leisten läßt, aber sie schaffen sich keine neuen und verbessern sie nicht leicht. Im Verkehre mit Anderen beurtheilen sie sehr treffend was ihr Interesse berührt, wägen und berechnen äußerst umsichtig was ihnen entfernte Vortheile oder Nachtheile bringen kann, führen ihre Verhandlungen über wichtigere Angelegenheiten mit klarer Einsicht und schlauer Zurückhaltung, daß sie aber dennoch den Weißen gegenüber sich oft höchst kurzsichtig zeigten, war eine Folge, nicht ihres Mangels an Verstand, sondern ihrer Unkenntniß der Civilisation und der Macht der neuen Verhältnisse in welche sie durch diese verwickelt wurden.

Es fehlt ihnen nicht an Feinheit und Schärfe der Beobachtung. Einen Fremden aus seiner Physiognomie und seinem Benehmen zu beurtheilen verstehen sie meist vortrefflich. Die Spur des Wildes oder des Feindes wissen sie mit Benutzung aller noch so unbedeutenden Nebenumstände mit einer Sicherheit zu verfolgen die oft bewundert worden ist. Aus den Ueberresten eines Lagerfeuers schließen sie auf das Volk von dem es herrührt und auf die Zeit seit welcher es verlassen wurde. Ihre Pferde kennen sie genau und ohne sie zu zeichnen; es entsteht niemals Streit über sie. In unbekannten Gegenden orientiren sie sich an der Rinde der Bäume welche sie anschneiden, da sie wissen daß diese an der Nordseite am dicksten ist (Ballantyne 319); die Karte ihres eigenen Landes vermögen sie genau zu zeichnen wie sie bei Gelegenheit von Landverkäufen oft gezeigt haben (Neu England, Beispiele bei Drake; N. Carolina, Lawson 205), und selbst in Gegenden die sie seit langer Zeit geräumt haben, wissen sie auf große Strecken unabhängig von der Landstraße den geraden Weg zu

finden (Weld 475 ff.). Einen Wald oder eine baum- und hügellose Ebene durchschneiden sie in einer Linie von 200 engl. Meilen so sicher, daß sie genau an einer bestimmten Stelle eintreffen, und geben auch an dunklen Tagen den Stand der Sonne jederzeit richtig an (Carver 209). Große Reisen werden bisweilen von Einzelnen unternommen — obwohl die von du Pratz (III, 89) mitgetheilte dessen eigene Erfindung zu sein scheint — und finden sich in ihren Erzählungen oft erwähnt (Kohl I, 168). Dem unter den Weißen gereisten Indianer ist es freilich in früherer Zeit gewöhnlich begegnet, daß seine Berichte von dem was er gesehen und erlebt hatte zu Hause keinen Glauben fanden, und daß er als Lügner verachtet wurde: menschliche Leistungen die sie nicht verstanden und nicht zu erklären wußten, erschienen ihnen viel unglaublicher als eine Beschreibung des Geisterlandes, das die Seele des Menschen im Traume oder in der Verzückung besuchen konnte.

Die allgemeinen geographischen Vorstellungen der Indianer sind immer sehr kindlich. Manche bezeichnen das Felsengebirge als „die Spitze der Welt" und als den Ort wo der Herr des Lebens seinen Sitz hat: dort sind auch die glücklichen Jagdgründe, der Aufenthaltsort der abgeschiedenen Seelen, den Lebenden verborgen und unsichtbar (W. Irving 186). Den Eingeborenen von Nord Carolina gilt zwar die Welt für rund (Lawson 211), Amerika selbst aber halten die meisten für eine große viereckige Insel aus deren vier Ecken die Winde blasen (Chippeway, Schoolcr. A.R. II, 89, Winebagoe, Fletcher bei Schoolcr. IV, 231; Jones I, p. XVII), und unterhalb derselben liegen, wie sie meinen, noch andere ebenfalls bewohnte Inseln, die Weißen aber wohnten ursprünglich ganz auf dem Wasser in Schiffen (Creek, Schoolcr. I, 266 ff.). Daß die Sonne jeden Morgen von einem Weibe neu an den Himmel gesetzt werde und der Mond ein Reiter auf einem Maulthiere sei, wird als die Ansicht der Navajos berichtet (Davis 414), doch scheint sie nicht weiter verbreitet zu sein; sehr allgemein ist dagegen der Glaube daß dem Monde ein Unglück drohe wenn er sich verfinstere, daß er in die Gewalt böser Geister zu fallen Gefahr laufe, welche man daher ganz wie beim Tode eines Verwandten durch Schießen und Lärmen aller Art zu verscheuchen sucht (südliche Völker, Adair 36). Andere, die Potowatomi, denken sich daß ein altes Weib im Monde wohne und dort einen großen Korb flechte,

mit dessen Vollendung die Welt untergehen müsse, daß aber ein Hund diesen Korb immer wieder zerreiße und mit dem Weibe kämpfe, wenn Mondfinsterniß eintritt (de Smet 298). Das Prügeln der eigenen Hunde welches bei dieser Gelegenheit bei den Huronen (Charlevoix) wie in Peru, in Grönland (P. Egede 187) und anderwärts vielfach gewöhnlich ist, weist auf eine sehr ausgedehnte Verbreitung ähnlicher Fabeln in Amerika hin (vgl. namentlich Rougemont, Le peuple primitif I, 467 ff.). Die Dakota erzählen daß eine Menge kleiner Mäuse den Mond alle vier Wochen auffresse, daß dieser aber allmälich wieder wachse (Riggs). Die Irokesen und die Ojibway benannten eine Anzahl von Gestirnen mit besonderen Namen, und die letzteren bezeichneten die verschiedenen Zeiten der Nacht mit Genauigkeit nach deren Auf- und Untergang (Lafitau II, 235, Kohl I, 165). Dasselbe gilt von den Osagen: sie kannten den Polarstern und die scheinbare Bewegung der benachbarten Sterne um ihn herum, die Plejaden, die drei Sterne im Gürtel des Orion und die Venus (Nuttall 172 ff.).

Das Zahlensystem der meisten Indianervölker scheint minder unvollkommen als man oft geglaubt hat: im Chippeway, Choctaw und Dakota läßt sich bis zu 1000 Millionen, im Cherokee bis 300 Mill. zählen. Die Anwendung desselben ist nur meist ziemlich beschränkt, denn die Jahre werden nicht fortlaufend von einer bestimmten Epoche an gezählt und des Rechnens bedürfen sie überhaupt nur in sehr geringem Maaße. Sie zählen jene nach Wintern, die Tage, z. B. auf einer Reise, nach Nächten oder Schläfen. Soll ein gewisser Tag vorausbestimmt werden, so helfen sie sich um Zahlenangaben zu umgehen mit einem Bündel Stöcke, deren einer an jedem Tage herausgezogen und weggeworfen wird, so daß der letzte an dem bestimmten Tage allein noch übrig ist (Natchez, Chickasaw, Creek, Nuttall 280). Was Lafitau (II, 226) von dem Sonnenjahre der Indianer erzählt, ist wahrscheinlich unbegründet, denn es wird allgemein nach Mondmonaten gerechnet, welche nach periodisch wiederkehrenden Naturerscheinungen benannt sind, besonders nach nützlichen Thieren und Früchten (Mandan, Mönitarri, Pr. Max. c, II, 191, 233; Dakota, Riggs; La Potherie II, 331). Gleich den meisten anderen Völkern haben die Dakota deren zwölf, je 5 für Sommer und Winter, 2 für Frühling und Herbst, da aber der Waschbär und die Augenkrankheiten

nicht immer genau zu derselben Zeit eintreffen, entsteht häufig Streit unter ihnen über den Monat in welchem sie leben. Bei dieser Zeitrechnung sind sie genöthigt alle paar Jahre einen Monat zuzugeben. Nach Carver (216) und Heckewelder geschähe diese Einschaltung eines sog. „verlorenen," namenlosen Monates nach Verlauf von je 30 Monaten, nach Kohl (I, 167) alljährlich; eine feste Regelmäßigkeit herrscht darin schwerlich. Schoolcraft (V, 419) giebt an daß die Algonkinvölker nur 11 Monate haben die sie nach den 11 Brüdern benennen, welche nach der Reihe dasselbe Weib, den Mond, zur Ehe nahmen, sich aber wenig darum kümmern daß von einem Winter zum andern bald 12 bald 13 Monate verfließen. (Die Namen der Monate finden sich a. a. OO., die der Winebagoe bei Schoolcr. IV, 239). Die Creek fingen ihr Jahr unmittelbar nach dem großen Erntefeste an (Swan bei Schoolcr. V, 276), die Irokesen das ihrige im Februar; wann dieß bei den andern Völkern geschah, ist noch unermittelt.

Alle großen Organe des menschlichen Leibes sind den Indianern bekannt und werden von ihnen mit besonderen Namen bezeichnet; sie wissen daß das Blut vom Herzen ausgeht, daß die Lungen das Athmen besorgen und daß das Gehirn der Sitz der geistigen Thätigkeit ist (Pitcher bei Schoolcr. IV, 505, Hunter 429). Es giebt auch, wie schon erwähnt, eigentliche Aerzte bei ihnen, Männer und Weiber, die nicht durch Zauberei und überhaupt ohne alles phantastische Beiwerk ihre Kunst üben und dafür mit Geschenken belohnt zu werden pflegen (Hunter 345, Schoolcr. V, 445), aber die Zauberer, an die man sich vorzugsweise und immer dann wendet, wenn die Kur der ersteren erfolglos ist, sind und bleiben natürlich die erste Autorität. Die Menge der Heilpflanzen welche die eigentlichen Aerzte benutzen — sie werden getrocknet, pulverisirt und sorgfältig in Beuteln aufbewahrt — ist allerdings nicht unbedeutend (Aufzählung bei Pitcher a. a. O. 516, vgl. Kohl II, 131 ff.), und außer diesen stehen ihnen auch noch manche andere Medicamente zu Gebote (Hunter 402); da es ihnen aber am Verständniß der inneren Krankheiten im höchsten Grade fehlt, beschränkt sich die Hülfe die sie wirklich leisten, großentheils auf einfachere chirurgische Fälle. Schnittwunden werden auf 6 Tage zusammengenäht und dann wiederholt ausgewaschen, einfache Brüche verbunden und comprimirt, Knochenbrüche mit Holz geschient,

so daß die Bewegung der gebrochenen Knochenstücke und zum Theil auch der Muskeln gehindert wird. Vorzeitiges Heilen eiternder Wunden verhütet man sorgfältig (Pitcher a. a. O. 513 f.). Die Amputation wird verabscheut, dagegen scarificiren sie desto häufiger mit einem Feuersteine oder mit Klapperschlangenzähnen um örtliche Schmerzen zu beseitigen, und schröpfen mit einer Hornspitze die sie durch den Mund aussaugen (ebend. 516, Lawson 224); auch blutstillende Mittel und Aderlässe, Blasenpflaster und Pflaster gegen Frost, Kräuterumschläge, Brechmittel und Purganzen fehlen nicht (Hunter 430). Brechmittel werden besonders bei Fieberanfällen und Vergiftungen gegeben, Aderlässe in entzündlichen Krankheiten verordnet (Pitcher a. a. O. 511, 515). Gegen Syphilis kennen sie kein gründliches Heilmittel, die Kranken dieser Art müssen ganz abgesondert leben (Huronen, Sagard 273). Fasten und Schwitzen finden häufige Anwendung, besonders das letztere, welches man durch Eingrabung des Kranken in heiße Erde bis an den Hals, am gewöhnlichsten aber durch das schon früher erwähnte Dampfbad herbeiführt, auf das man oft noch ein kaltes Bad folgen läßt. Das Schwitzbad fand sich als allgemeines Heilmittel und zum Zwecke der Wiederherstellung der Kräfte fast allerwärts im Gebrauch (Neu England, Cotton Mather und Belknap III, 71; Huronen, Sagard 272; Mandan, Catlin; Virginien, Strachey 108; Choctaw, Bossu II, 98; Hunter 423; Kenaier, Wrangell 110; über die Behandlung einzelner Krankheiten Pitcher a. a. O. 511 f.). Die abenteuerlichen Vorstellungen welche über das Wesen der Krankheiten herrschen, bestimmen in vielen Fällen das Heilverfahren: locale Uebel pflegt man von der Gegenwart kleiner Würmer herzuleiten (McCoy 303) und richtet daher auf diese die Kur; schwere Geburten sucht man durch das Trinken des Absudes von einem Klapperschlangenschwanze zu befördern, damit das Kind aus Furcht vor dem Geräusche der Klapper sich beeile den Mutterleib zu verlassen (Ausland 1858 p. 937 nach Domenech).

Die große Menge von Sprachen in welche die Indianervölker geschieden sind, erschwerte vielfach ihren Verkehr untereinander; doch wußten sie diese Schwierigkeit, wo es ihr Bedürfniß forderte, auf mehr als eine Weise glücklich zu überwinden. Wie Humboldt (R. in d. Aeq. ed. Hauff II, 30) von den Indianern in den Wäldern am Orinoco erzählt daß sie sich, wenn sie verschiedenen Völkern angehören,

oft durch eine dritte Sprache miteinander verständigen, so kommt es auch in Nordamerika häufig vor, daß Einzelnen mehrere Sprachen geläufig sind: als ausgezeichnete Beispiele dieser Art werden genannt der Mischling Lasallier der außer Englisch und Französisch noch neun verschiedene Indianersprachen, und ein Delaware der geläufig englisch französisch spanisch und etwa noch acht Indianersprachen redete (Schoolcr. IV, 235, Möllhausen 57), und es wird oft versichert daß die Eingeborenen überhaupt mit großer Leichtigkeit mehrere, namentlich amerikanische Sprachen lernen. Außerdem besitzen insbesondere die Völker am Mississippi und im Westen desselben eine systematisch ausgebildete Zeichensprache, durch welche sie die verwickeltsten Mittheilungen zu machen vermögen. Sie wird gebraucht wo man sich auf keine andere Weise zu verständigen vermag, oder mittheilen will was nicht gehört werden soll, und ist den Riccara, Mandan, Mönitarri, Krähen-Indianern, Schienne, Schlangen-Indianern und Schwarzfüßen gemeinsam (Näheres bei Pr. Max. c, II, 645, Say bei James I, 378, Kohl I, 190). Außerdem bedienen sich die Indianer häufig auch einer Art von telegraphischen Zeichen, indem sie Haufen von trockenem Präriegras oder Reisholz an bestimmten Stellen anzünden, oder an ausgezeichneten Punkten Steine oder Büffelschädel zusammenhäufen, deren Anordnung wie die Größe und Anzahl der aufsteigenden Rauchsäulen eine bestimmte Bedeutung hat (Gregg). Büffelherden, Feinde u. dergl. signalisiren sie in die Ferne durch Herumlaufen im Kreise, durch Hin- und Herreiten oder Gegeneinanderreiten (Keating II, 17, W. Irving 156). Das wichtigste Mittel der Verständigung mit entfernten Personen ist aber ihre Bilderschrift.

Von eigentlicher Schrift besaßen sie zwar vor ihrer Bekanntschaft mit den Europäern keine Vorstellung und sahen die Mittheilung durch sie als eine Art von Zauberei an, doch hatten namentlich die Ojibway und Sioux, die seit alter Zeit in erbitterter Feindschaft lebten, durch Bilder auf einem Stücke Birkenrinde das sie aufstellten, oft einander Nachrichten mitgetheilt und sich verständigt (Schoolcr. VI, 389 nach Gov. Cass), wovon sich bei Carver ein Beispiel findet. Wir führen hier ein anderes aus Cook Taylor an (Nat. hist. of society Lond. 1840 I, 32), da dessen Analyse vollständiger ist.

Eine kriegerische Unternehmung einiger Franzosen gegen das Irokesenvolk der Tsonontuans wurde folgendermaßen dargestellt: 1) das

französische Wappen mit einer Axt darüber, daneben 18 Symbole der Zahl 10: „180 Franzosen zogen zum Kampfe aus." 2) Ein Berg von dem ein Vogel herunterspringt und ein Hirsch mit dem Mondviertel auf dem Rücken — der Berg bedeutet Montreal, der Vogel die Abreise: „sie brachen von Montreal auf, im ersten Viertel des Hirschmonates oder Juli." 3) Ein Kahn mit 21 Hütten: „sie fuhren auf dem Wasser und landeten 21mal um zu übernachten." 4) Ein Fuß mit 7 Wigwams: „dann marschirten sie 7 Tage." 5) Eine Hand und 3 Wigwams, über deren einem zwei hängende Zweige, das Zeichen der Tsonontuans, und eine Sonne: „sie hatten sich dem Stamme der Tsonontuans bis auf 3 Tagereisen genähert und standen im Osten des Dorfes." 6) 12 Symbole der Zahl 10, ein Wigwam mit zwei hängenden Zweigen und ein schlafender Mann: „120 Tsonontuans wurden schlafend überrascht." 7) Eine Keule und 11 Köpfe, 5 Männer über ebenso vielen Symbolen der Zahl 10: „11 Tsonontuans wurden erschlagen, 50 gefangen genommen." 8) Ein Bogen der 9 Köpfe enthält und 11 Striche darunter: „von den Siegern wurden 9 getödtet, 11 verwundet." 9) Ein Regen von Pfeilen in der Luft von beiden Seiten: „der Kampf war hartnäckig." 10) Pfeile die nur von einer Seite kommen: „die Besiegten flohen dann ohne Widerstand."

Auf solche Weise werden Reisenachrichten, Kriegszüge und ihre Erfolge, Heldenthaten Einzelner u. dergl. allgemein verständlich mitgetheilt. Die Bemalung der Festkleider, der Schilde, der Hütten bringt die Thaten ihrer Eigenthümer zur Anschauung (Beispiele bei Catlin, Tanner I, 88), oder stellt die Geschenke dar welche sie an andere gemacht haben (Mandan, Pr. Max.), oder dient zur Bewahrung des Stammbaumes bis auf 9 Generationen hin (Ojibway, Kohl I, 203). Auch die Pfosten welche auf Gräbern errichtet werden, schmückt man häufig mit Bildern welche den Zweck einer Grabschrift erfüllen. Eine Mischung von Kohlenstaub und Bärenfett dient am häufigsten zur Bemalung, welche meist auf der Rinde der betula papyracea (sie geht bis zu 42° n. B. herab), seltener auf Stein ausgeführt wird. Die Bilderschrift der Dakota ist schlecht und unentwickelt, sie bezeichnet nur durch einige wenige rohe Linien die Gefangenen und die Getödteten, die Männer und Weiber, durch verschieden zugeschnittene Federn den erschlagenen, skalpirten, verwundeten Feind u. s. f. (Schoolcr. IV, 70,

Mrs. Eastman); weiter ausgebildet ist sie bei vielen Algonkinvölkern, den Ojibway, Potowatomi, Ottawa und Menomini, auch bei den Winibeg, besonders aber sollen die Irokesen sich in dieser Beziehung ausgezeichnet haben, deren Bilder auch insofern besser waren, als an ihnen die Muskulatur deutlicher hervortrat.

Aus dem vorhin mitgetheilten Beispiele ergiebt sich, daß diese Art der Schrift nächst der Abbildung des Gegenstandes selbst bei einigen symbolischen Zeichen stehen blieb, deren Bedeutung nicht schwer zu erlernen war — eine rothe Hand bezeichnete z. B. eine vom Feinde erhaltene Verwundung, eine schwarze daß dieser erschlagen wurde (Wagner u. Sch. III, 49); ihre richtige Beziehung aufeinander aber und damit das Verständniß des Ganzen überließ man der glücklichen Combination des Lesers, dessen Einbildungskraft durch den augenscheinlichen Zweck des Bildes, durch den Ort wo und die Art auf welche es angebracht war und durch andere äußere Kennzeichen, bei der Beschränktheit des Gedankenkreises dieser Menschen allerdings meist leicht genug auf die rechte Spur geleitet werden konnte. So unzureichend diese Bilderschrift auch war zur Aufbewahrung historischer Traditionen oder Vertragsbestimmungen und überhaupt alles dessen, wofür eine möglichst wortgetreue Ueberlieferung erfordert wurde, so kam man doch über sie nicht hinaus, sondern bemühte sich nur durch sie dem Gedächtniß möglichst zu Hülfe zu kommen, indem man Reihen von Bildern als mnemonische Zeichen benutzte, welche eine auswendiggelernte Geschichte, eine Legende oder einen memorirten Gesang successiv zu reproduciren veranlaßten. Dadurch wurde die Malerei eine Art von Geheimschrift die nur den Eingeweihten verständlich war; eben deshalb fand man sie vorzüglich brauchbar für die Mysterien des religiösen Cultus, der Zauberei, der geheimen Gesellschaften und für Alles was die Kunst der Aerzte Wunderthäter und Propheten betraf, und bediente sich ihrer vorzüglich für diese Zwecke. Text und Melodie wurden auswendig gelernt und bei der Recitation des Gesanges eine Bildertafel als mnemonisches Hülfsmittel benutzt. Die Art auf welche dieß geschah, ist leicht ersichtlich aus folgender Darstellung der Sprüche Salomonis 30, 25—32. Die zu dieser Stelle gehörigen Bilder sind: eine Ameise; ein Kaninchen; eine Heuschrecke; eine Spinne; ein Fluß als Symbol der Bewegung; ein Windhund, Widder und König; ein Mann der wie ein Narr die Hände ausstreckt um den Himmel zu fassen.

Diese Geheimschrift in Bildern läßt sich außerdem auch deshalb von keinem Uneingeweihten enträthseln, weil viele der gebrauchten Bilder sich auf Mysterien beziehen die uns unbekannt sind, und jedenfalls eine bloß symbolische Bedeutung haben, die wohl nur selten so leicht zu entdecken war wie der Sinn der Linien welche in der gemalten Bittschrift der Chippeway (bei Schoolcr. I) die Augen und Herzen der Thiere verbinden: diese sollen nämlich die Einheit der Ansicht und der Gesinnung bezeichnen, welche unter den sämmtlichen an jener Gesandtschaft betheiligten Völkern herrschte, deren jedes durch sein Thiersymbol (Totem) dargestellt ist. Andere Beispiele dieser Bilderschrift finden sich bei Schoolcraft I pl. 47 B, vgl. p. 355, pl. 51, I, vgl. p. 362, pl. 56 C u. B, vgl. p. 401 u. 403, pl. 58 f. vgl. p. 407 ff.; ebend. II pl. 13, vgl. p. 57, IV pl. 31 ff. vgl. p. 250 und sonst. Die gegebene Deutung entzieht sich freilich meist jeder näheren Controle; daß aber die Malerei von den Indianern in der bezeichneten Weise wirklich zur Aufbewahrung heiliger Traditionen und religiöser Gesänge benutzt wurde, ist nach den übereinstimmenden Zeugnissen Kohl's, Copway's (128 ff.) und Tanner's (II, 100) nicht zweifelhaft. Es ist nicht unwahrscheinlich daß auch die Bilder an Felsen welche schon Pater Marquette (64) in rother grüner und schwarzer Farbe am Pekitanoui, einem nordwestlichen Zufluß des Mississippi, nördlich von 36° n. B. und nach ihm Andere in verschiedenen Gegenden fanden (Schoolcr. IV pl. 18, vgl. p. 172), ursprünglich eine ähnliche Bestimmung hatten. Die von Marquette gesehenen stellten riesenhafte Thiere, wohl mythologische Wesen dar. Die sog. Pictured Rocks bei Portailles am Südostufer des Oberen See's scheinen dagegen ein bloßes Naturspiel zu sein.

Copway erzählt daß die nationalen Ueberlieferungen auf Tafeln von Stein, Kupfer, Blei oder auf Baumrinde aufgezeichnet und in dieser Form an einem oder mehreren bestimmten Orten unter der Erde in einem hohlen Cedernstamm aufbewahrt wurden. Alle 15 Jahre unterwarf man sie einer Untersuchung und besserte aus was schadhaft geworden war. Bei dieser Gelegenheit erhielten die jungen Leute eine Belehrung über den Inhalt dieser Documente, welcher auf eine Mittheilung von Seiten des großen Geistes zurückgeführt wurde und nur von vier Priestern vollkommen erklärt werden konnte. Auch anderwärts war es üblich die jungen Leute an einem hohen Feste mit den

historischen Traditionen ihres Volkes bekannt zu machen (S. Carolina, Lawson 39), und das Versammlungshaus scheint bei manchen Völkern zugleich als eine Art von Staatsarchiv gedient zu haben, in dem die Abbildungen von den Grenzen der Jagdgebiete niedergelegt wurden welche die einzelnen Häuptlinge auf ihren Mänteln trugen (Hunter 186). Sonst wird Bilderschrift als Hülfsmittel zur Aufbewahrung geschichtlicher Ereignisse nicht leicht erwähnt, sondern wir hören nur vielfach von Wampumgürteln welche als historische Denkmäler aufbehalten wurden. Die auf ihnen dargestellten Figuren hatten alle eine bestimmte Bedeutung und gaben, Hieroglyphen ähnlich, den dazu besonders bestellten Männern den Faden an die Hand an den sie sich hielten, wenn sie dem versammelten Volke seine frühere Geschichte vortrugen. In Nord Carolina dienten Bündel von Rohr, das mit gewissen eingeschnittenen Zeichen versehen war, zu demselben Zwecke (Lawson 181). Nach Hunter (308) waren es die Weiber welche bei mehreren Völkern die historischen Traditionen im Gedächtniß bewahrten. Auch die Bestimmungen von Verträgen welche das Volk schloß, wurden, wie es scheint, nicht leicht in Bilderschrift aufgesetzt, sondern vollkommen genau im Gedächtniß bewahrt und von einer Generation der anderen überliefert; die Treue und Sicherheit der Erinnerung war so groß, daß die Indianer, wenn sie bisweilen den Weißen welche die Sache schriftlich hatten, den Vorwurf machten daß „ihr Papier lüge," bei genauer Untersuchung des streitigen Punktes schließlich doch Recht behielten (vgl. Heckewelder 81).

Was wir früher über die Mythologie der Indianer beigebracht haben, beweist daß es ihnen an poetischer Erfindungskraft nicht ganz fehlt, daß aber die Schöpfungen ihrer Phantasie meist an einer gewissen Maaßlosigkeit leiden welche die Production des Schönen in hohem Grade beeinträchtigt. Dieß bestätigt sich an ihren Liedern und Gesängen. Sie sind bisweilen schwer verständlich, weil den Wörtern in ihnen oft ganz andere Bedeutungen beigelegt werden als sie in der gewöhnlichen Sprache haben, und die Antiphrase sehr beliebt ist, so daß z. B. der Dakota um einen Tapferen zu loben zu ihm sagt: Freund, du hast dich von den Ojibway schlagen lassen. Die Lieder haben meist einen Refrain den der Chor singt. Ihr Hauptgegenstand ist der Krieg: sie ergehen sich in wilden Prahlereien des Muthes und der Kraft, den mannigfaltigsten zum Theil symbolischen Ausdrücken

der Tapferkeit, der Verspottung der Feinde, den Anspielungen auf die Schutzgötter u. dergl.; andere feiern den Sieg, oder sind als Klagelieder der Erinnerung der Todten, eines Kindes, eines Helden, gewidmet, noch andere sind von der Furcht vor bösen Geistern eingegeben (Schoolcr. III, 326). Häufig bestehen sie aus einer einzigen Zeile die in endloser Wiederholung von Einzelnen und vom Chore gesungen wird: „Wenn ich dem Feinde entgegengehe, zittert die Erde unter meinen Füßen," oder „das Haupt des Feindes ist abgeschnitten und fällt mir zu Füßen" (Keating I, 134, andere Beispiele bei Heckewelder 354, Kohl II, 40, Strachey 79, Schoolcr. a. a. O. u. II, 60 ff.). Wie die Potowatomi scheinen auch die Osagen und Cherokee keine Liebeslieder zu haben (Atwater 313, 315), doch giebt es deren bei anderen Völkern. Einige Gesänge welche dem religiösen Cultus angehören, hat Edw. James (im Append. zu Tanner) mitgetheilt. Wir geben hier nur noch ein Liebeslied und ein Kinderlied nach Schoolcraft (V, 559 ff.), welche jedenfalls unter den bekannten Indianerpoesien eine hervorragende Stelle einnehmen.

O, wenn ich an ihn denke — mein Geliebter!
Da er in den Kahn stieg zur Rückkehr, legte er das weiße Wampum um meinen Nacken — mein Geliebter.
Ich werde mit dir gehen in dein Vaterland, mein Geliebter!
Ach, mein Vaterland ist weit, weit weg, mein Geliebter.
Da ich mich umsah nach dem Platz wo wir schieden, stand er dort und sah mir nach, mein Gliebter.
Noch stand er auf einem Baume der in das Wasser des Flusses gefallen war, mein Geliebter.
O, wenn ich an ihn denke — O, wenn ich an ihn denke.

Feuerfliege, Feuerfliege, leuchte mir zu Bett.
Komm, komm, kleiner Leuchtwurm.
Du bist mein Licht, leuchte mir auf meinem Weg.

Vorzüglich geeignet um die intellectuelle Bildungsstufe zu charakterisiren auf welcher die Indianer stehen, sind ihre Sagen Mährchen und Erzählungen. Wir haben hierbei nicht diejenigen von ihnen im Auge welche eine bestimmte historische Grundlage besitzen, wie z. B. die Geschichte von der Trennung der in alter Zeit vereinigt gewesenen Wyandot und Seneca (Schönau, Ausland 1857 p. 605), sondern die große Menge derer in welchen die Phantasie ein freieres Spiel treibt,

die selbstständigen Schöpfungen des Indianers auf diesem Gebiete. Sie sind theils bloß zur Unterhaltung erfunden, theils sollen sie wichtige moralische Wahrheiten in symbolischer Einkleidung oder im Gewande der Fabel darstellen. Manche von ihnen bewegen sich auf dem Gebiete der Mythologie allein, andere verknüpfen die Götter und Heroenwelt in der Weise des Mährchens mit dem Treiben der Menschen. Nicht selten fehlt es ihnen allerdings an tieferem inneren Zusammenhang und an psychologischer Motivirung: mächtige Zauberer mit ihren vielfachen Verwandlungen, Thiergeister und andere Genien, die den Menschen bald hülfreich sind, bald sie plagen und quälen, spielen in ihnen die Hauptrolle, Riesen welche Menschen fressen und Zwerge die mit Wunderkräften begabt sind, treiben darin ihr Wesen. Viele dieser Erzählungen sind offenbar bloß Fragmente. Longfellow (The song of Hiawatha Lond. 1855) hat eine Menge der Mythen und Sagen, welche Schoolcraft und Andere gesammelt und in Prosa erzählt haben, in Verse gebracht und zum Theil mit sorgsamer Verwendung des Poetischen und Sinnigen das sie enthalten, zu einem wenn auch nur lose zusammenhängenden Ganzen verwebt. Man darf dabei nicht vergessen daß die Form dieses Ganzen, „das geistige Band", der Zusammenhang und die specielle Ausmalung der zerstreuten Elemente die der Dichter vorfand, und somit die ganze künstlerische Gestaltung dem letzteren allein angehört und nach modernem Geschmacke von ihm hinzugedichtet worden ist. Gerade die poetischen Vorzüge dieses Werkes sind es durch welche der Spiegel getrübt und selbst verfälscht wird den es uns von den dichterischen Leistungen der Indianer vorhalten will: das zusammenhanglose, abenteuerlich bunte Durcheinander das die Phantasiegebilde dieser Menschen charakterisirt, ist öfters abgestreift, das Spröde geglättet und in Fluß gebracht, das Abstoßende und Widrige in den Hintergrund gedrängt und gemildert: wir haben ein anziehendes, interessant colorirtes Bild erhalten, das in seinen Elementen großentheils wahr, als Ganzes aber unwahr ist, unwahr besonders aber auch insofern, als der Heros Hiawatha mit Manabozho und Michabou ganz unbegründeter Weise identificirt, und die Sagen verschiedener Völker, die höchst wahrscheinlich nie in irgend einem Zusammenhange gestanden haben, miteinander verschmolzen worden sind.

Ein richtigeres Urtheil über ihre Leistungen und Fähigkeiten auf

diesem Gebiete läßt sich auf die Sagen-Sammlungen gründen die ihren Stoff aus erster Hand erhalten haben. Die von Jones gelieferte stimmt vielfach in ihren Mittheilungen mit dem überein was sich bei Loskiel, Heckewelder, Lewis and Clarke und Anderen findet, und weist ihre Quellen überall möglichst vollständig nach. Werthvolle authentische Beiträge, die großentheils gewissenhaft aus dem Munde der Indianer gesammelt wurden, bietet das Buch von Mrs. Eastman (40, 81, 165, 119, 212) und namentlich Schoolcraft (Hist. I, 319, II, 235, III, 321, Algic Res. I, 57, 84, 135, 233, 239, II, 40, 61, 77, 152, 165, vgl. note p. 117, 181, 216, 243), Einzelnes bei Kohl, Mrs. Robinson's Letters, J. Irving (I, 110), Copway (98), Mrs. John Kinzie of Chicago, Early Day in the North West Lond. 1856 (vgl. Ausland 1856). Obgleich die äußere Form dieser Erzählungen unzweifelhaft modern ist und dem Sammler selbst angehört, liegt doch in den meisten Fällen kein Grund vor die Aechtheit ihres Inhaltes anzufechten oder ihren Ursprung anderwärts als bei den Indianern zu suchen. Schoolcraft (I, 45) hebt hervor, daß in ihnen kein Instrument von Metall, keine Flinte, kein Messer, oder ein anderer erst von den Europäern eingeführter Artikel erwähnt wird, und wenn hier und da Fabeln und kleine Parabeln vorkommen, wie die von der Eiche und dem Weinstock u. a., oder wenn die Sage von einer goldenen alten Zeit und einem paradiesischen Leben in der Urzeit erzählt (Copway 98), so ist man zwar versucht sich nach fremden Quellen umzusehen, doch gestattet die Beschaffenheit des Uebrigen nicht dieser Vermuthung einen großen Spielraum zu geben. Diese Sagen enthalten gar manchen Gedanken den man der Phantasie des Indianers kaum zutrauen sollte, und warnen dringend vor der unverdienten Geringschätzung mit der man gewohnt ist von ihnen zu sprechen. Der immer nach neuen Abenteuern dürstende Paupukewiss (Schoolcr. A. R. I, 200) straft den Vorwurf der unüberwindlichen Geistesträgheit Lügen, den man so oft dem Indianer gemacht hat, und die Erzählung von Jagoo (ebend. 229), dem Münchhausen der Ojibway, zeigt daß es ihnen an Sinn für Humor und Komik nicht fehlt.

Die Zeit der Erzählungen sind die langen Winterabende: der Schnee der dann die Erde deckt, treibt auch die Geister die sonst alles beleben und überall umherschwärmen, sich in ihr Versteck zurückzuziehen;

vom Frost gedrückt, überlassen sie sich dem Schlafe und es ist ungefährlich sie bei Namen zu nennen, über sie zu lachen und zu spaßen, denn sie hören es nicht, da sie erst mit dem Frühling wieder erwachen. Da uns der Raum zu ausführlicheren Mittheilungen mangelt, beschränken wir uns auf die kurze Angabe einiger Beispiele, welche moralische Sätze in der Form der Allegorie einschärfen oder sich durch Züge feiner Ironie gegen die herrschenden Vorstellungen von Anstand und Sitte auszeichnen, wie man sie bei diesen Menschen schwerlich erwarten wird. In einer Erzählung (bei Schoolcraft) giebt das Haupt der Familie vom Falken, dessen Verwandter das Unglück hat einen Flügel zu zerbrechen, ein großes Beispiel von brüderlicher Liebe durch eine Reihe von Opfern die er bringt und durch kluges Benehmen während einer langen Zeit des Mangels. In einer anderen verläßt die Seele eines Kriegers das Schlachtfeld um zu sehen ob der Verlust eines so tapferen Mannes wirklich so tief gefühlt und betrauert wird als man gewöhnlich glaubt. In einer dritten kehrt ein geliebtes Weib oder eine Schwester aus dem Jenseits auf diese Erde zurück um zu erfahren ob die Trauer um ihren frühen Tod tief gefühlt und aufrichtig oder nur ein conventionelles Schauspiel sei. Ein berühmter Krieger besucht im Traume die glücklichen Jagdgründe der anderen Welt und findet dort die Seelen der Todten schwer belastet mit dem was man ihnen mit in's Grab und auf den Weg gegeben hat: er schafft daher diesen Gebrauch ab (Jones II, 181). Ehe die Weiber entstanden, erzählt eine andere Sage (ebend. III, 176) waren die Männer alle aus Thon gemacht und hatten lange Schwänze. Da sie aber höchst übermüthig waren, ließ der große Geist ihnen diese abnehmen und gab ihnen Weiber zur Plage.

„Wir müssen die Indianer nach den ausgezeichnetsten Beispielen beurtheilen", sagt Schoolcraft (III, 54), „die sie von geistiger Kraft und Talent gegeben haben, wie wir dieß mit civilisirten Völkern thun. Daß ein vielfach gedrücktes und durch Anstrengung für seinen Lebensunterhalt auf's Aeußerste gebrachtes Volk überhaupt noch Beispiele von Geistesgröße und erhabenen Gedanken hervorbringt, verdient unsere Bewunderung." Die Urtheile der älteren Berichterstatter über die geistige Begabung der Indianer finden sich zusammengestellt bei Halkett (4ff.). Sie sind durchgängig äußerst günstig. Aehnlich wie sich Roger Williams über die Eingeborenen von Neu England

ausgesprochen hat, urtheilt Pater Jerome Lallemant: „Ich kann versichern daß sie an Verstand den Europäern durchaus nicht nachstehen. Wäre ich in Frankreich geblieben, so würde ich nie geglaubt haben daß die Natur ohne Unterricht eine so kräftige Beredtsamkeit und ein so gesundes Urtheil über die eigenen Angelegenheiten hervorzubringen im Stande sei wie ich sie an den Huronen bewundert habe.“ Diese letzteren fand La Potherie (I, 227) vorzüglich begabt, besser als andere Indianer; er hebt besonders ihr insinuantes Wesen, ihre Feinheit im Gespräch und ihre politische Klugheit hervor, wogegen ihr Charakter kein Lob von ihm erhält. Pater Paul le Jeune sagt über die Fähigkeiten der Indianer: „In Rücksicht ihres Verstandes stehen sie auf einer hohen Stufe, wie ich glaube. Ihre Geisteskräfte sind leicht und erfolgreich in Thätigkeit zu versetzen. Ich kann die Indianer wohl mit einigen unserer Bauern vergleichen die man ohne Unterricht gelassen hat, doch kenne ich kaum irgend jemand der aus Frankreich hierher gekommen wäre und nicht zugäbe, daß sie höhere geistige Fähigkeiten besitzen als die meisten unserer Bauern.“ Pater Vivier (Lettres édif. I, 775) und Loskiel (17) stimmen hiermit vollkommen überein; ebenso Lafitau (I, 105 ff.), welcher außer ihrer Charakterkraft, vorzüglich ihr gesundes Urtheil rühmt, das in ihren eigenen Angelegenheiten treffender sei als beim gemeinen Manne in Frankreich, dann ihre lebendige Phantasie und leichte Auffassung, ihr vortreffliches Gedächtniß.

Man sieht hieraus zur Genüge daß es erst der Oberflächlichkeit und Parteileidenschaft der späteren Zeit vorbehalten war verkehrte Ansichten über die geistige Begabung der Indianer zu verbreiten und für unumstößliche Wahrheiten zu erklären. Es ist Zeit diese Vorurtheile fahren zu lassen. Die Spuren einer höheren Cultur in alter Zeit, die man neuerdings immer weiter zu verfolgen bemüht ist, nöthigen ohnehin zu einem günstigeren Urtheile über die Fähigkeiten dieser Völker, da man keinen Grund hat jener Cultur einen ausländischen Ursprung zuzuschreiben. Auch dürfen wir nicht verschweigen daß vorurtheilsfreie neuere Reisende, wie z. B. Pr. Maximilian (c, II, 134), die geistige Capacität der Indianer durchaus nicht für geringer halten als die der Weißen, und daß die Erfahrungen der neueren Missionäre dieß zu bestätigen fortfahren: in Carey-mission-house fand man die Fortschritte der Indianerkinder gleich gut wie die der weißen (Keat-

ing I, 153), besonders groß zeigte sich ihr Talent für die nachahmenden Künste*.

Zum Schlusse können wir es uns nicht versagen für diejenigen welche die Begabung der Indianer geringschätzig beurtheilen zwei Anekdoten mitzutheilen, welche zeigen daß die geistige Ueberlegenheit der Europäer über sie sich nicht ausnahmslos bewährt hat. Beide finden sich bei Lahontan (I, 189 u. 45), dann bei Colden (I, 88 und 70), Charlevoix, Drake u. A. Schoolcraft (III, 518) giebt nach Colden den Namen Adario statt Kondiaronk.

Mit vieler Mühe hatten die Franzosen im Jahre 1688 Kondiaronk, einen Häuptling der Huronen, dazu vermocht, sich mit ihnen gegen die Irokesen zu verbünden. Als er eben seinen Beistand versprochen hatte und gegen diese auszog, erfuhr er zu seinem Erstaunen daß die Franzosen Gesandte der Irokesen erwarteten um Frieden mit ihnen zu schließen. Ohne sich über diesen Verrath im mindesten zu beklagen legte er sich in einen Hinterhalt, tödtete einige der Gesandten als sie vorbeikamen und nahm die übrigen gefangen. Den letzteren versicherte er daß die Franzosen allein ihn zu diesem Schritte bewogen hätten und setzte, um jeden Verdacht von sich und den Seinigen abzuwenden, alle in Freiheit bis auf einen den er als Aequivalent für einen bei dem Ueberfall getödteten Huronen behalten wollte. „Geht, Brüder, sagte er zu den übrigen, ich löse eure Fesseln und sende euch in eure Heimath zurück, obgleich unsere Völker im Kriege sind. Der Gouverneur der Franzosen hat mich zu dieser schwarzen That verführt, und ich werde nicht eher ruhen bis ihr vollständige Rache an ihnen genommen habt." Um die Franzosen, welche die Irokesen über den wahren Hergang der Sache aufzuklären bemüht waren, desto sicherer mit diesen zu verfeinden begab er sich mit dem zurückbehaltenen Gefangenen zu einem französischen Offizier, der von den Friedensverhandlungen die angeknüpft werden sollten noch nichts wußte, bestimmte diesen den Gefangenen als Feind erschießen zu lassen und sorgte durch Boten dafür daß die Sache bei den Irokesen überall bekannt wurde. Die letzteren dadurch auf's Höchste erbittert, überfielen plötzlich die französischen Niederlassungen und verwüsteten sie mit der unerhörtesten Grausam-

* Die Official Records des General Clark (Proceedings with the Indians) sollen vieles werthvolle Material zur Beurtheilung der Begabung der Eingeborenen liefern, namentlich I, 319, IV, 259.

keit. Nur ihre Unwissenheit in der Angriffskunst auf befestigte Plätze rettete diese von gänzlicher Vernichtung.

Der Generalgouverneur von Canada de la Barre, war im Jahre 1684 in bedrängter Lage. Krankheiten waren unter seinen Soldaten ausgebrochen und die Irokesen standen mit den Engländern zusammen ihm feindlich gegenüber. Da berief er jene zu einer großen Versammlung und suchte sie durch eine imponirende Rede einzuschüchtern, in welcher er ihnen Frieden versprach, wenn sie sich in Zukunft aller feindseligen Handlungen enthalten wollten, außerdem aber mit Krieg und mit seiner ganzen Strenge drohte. Hierauf erwiderte ihm Grangula im Namen der Irokesen, daß er geträumt haben müsse ihrer Macht gegenüber in diesem Tone zu reden; sie wüßten wohl daß er nicht zu ihnen gekommen wäre um die Friedenspfeife mit ihnen zu rauchen, sondern um sie auf's Haupt zu schlagen, wenn nicht Krankheit in seinem Heere seine Macht geschwächt hätte; den französischen Kaufleuten hätten sie ihre Flinten, ihr Pulver und Blei nur deshalb abgenommen, weil sie selbst nicht damit todtgeschossen sein wollten — das sei kein Raub — zum Frieden seien sie gern bereit, den Krieg mit ihm scheuten sie aber nicht im Geringsten. Grangula behandelte die Franzosen höchst freundschaftlich und bewirthete sie vor ihrem Abzuge auf das Beste. De la Barre sah sich durch seine Rede vollständig geschlagen, er war durchschaut und überdieß beschämt.

8. Was man zu Gunsten der Befähigung der Indianer auch sagen möge, immer scheint ein wichtiger Einwurf dagegen ungelöst und unlösbar zurückzubleiben: sie haben Jahrhunderte lang das Beispiel civilisirter Menschen vor Augen gehabt, sind mit diesen in die vielfachste Berührung getreten, und man hat die mannigfaltigsten Versuche gemacht sie aus dem Zustande der Rohheit zu erheben in welchem sie bis dahin versunken waren, aber vergebens. Dürfen wir daraus nicht schließen daß ihre ursprüngliche geistige Begabung hinter der der Weißen wesentlich zurücksteht? Ihre unbesiegbare Trägheit, sagt man, giebt sie dem Mangel preis und ihr kriegerisch unbändiger Sinn macht alle feste Ordnung und geregelte Entwickelung des socialen Lebens unmöglich; es sind dieß constitutionelle Eigenthümlichkeiten der rothen Raçe (mit Ausnahme freilich des immer geduldigen und bis zu äußerster Anstrengung fleißigen Indianerweibes) in Folge deren sie zur Civilisation unfähig ist.

Allerdings liegt es nahe die Ursachen ihres Verharrens auf einer tiefen Stufe der Bildung nächst der Zersplitterung dieser Völker und der geringen Dichtigkeit der Bevölkerung vielmehr in der Noth und dem Elende zu suchen in das sie durch Trunk, verheerende Krankheiten und Kriege versanken welche großentheils erst von den weißen Ansiedlern über sie gebracht worden sind, in der furchtbaren und ununterbrochenen Bedrängniß überhaupt welche dadurch über sie kommen mußte, daß die letzteren sich ihrer Länder theils mit Gewalt theils mit List bemächtigten und sie hinauswarfen. Eine motivirte Antwort wird sich aber auf die Frage nur geben lassen, wenn wir die Verhältnisse der Indianer zu den eingewanderten Europäern von der frühesten Zeit bis auf die Gegenwart einer näheren Untersuchung unterwerfen.

Schon das große Selbstgefühl des Indianers ließ es zu keiner unbefangenen Würdigung des Guten kommen das die fremdländische Civilisation ihm hätte bringen können. Es erschien ihm als eine Albernheit der Weißen so große und dauerhafte Häuser und andere höchst mühevolle Werke herzustellen, da der Mensch doch nur so kurze Zeit zu leben hat (Lafitau I, 105 ff.). Er verachtete an ihnen daß sie beständig voll Sorgen um ihren Besitz, in einer wahren Sklaverei desselben lebten, er warf ihnen Geiz und Habsucht vor, und sein sittliches Gefühl sträubte sich gegen eine gesellschaftliche Organisation in welcher Manneskraft und persönlicher Charakter so geringe geschätzt werden, Reichthum Titel und andere Aeußerlichkeiten dagegen so überwiegend das Urtheil über den Werth der Menschen bestimmen. Die bürgerlichen Gesetze nach denen die Europäer lebten, galten ihm für schlecht, weil sie nicht einfach genug und dem oft übervortheilten gemeinen Manne unverständlich seien, weil für Geld und oft gegen die natürliche Billigkeit Recht gesprochen werde, weil schlechte Menschen große Macht zu gewinnen im Stande seien (Adair 431). Versuche wer es kann, diese Gründe tiefer Abneigung gegen die Civilisation bei dem besseren und denkenden Theile der Eingeborenen ganz zu widerlegen. Daß die Ueberzeugung von der Verkehrtheit der gesammten Lebenseinrichtung der Weißen bei vielen Indianern feststand und ihnen nahe genug lag, ergiebt sich aus unseren früheren Erörterungen über ihre moralischen Ansichten von selbst; sie sahen die ihrige als vernünftiger und glücklicher an. Nicht selten ist es daher vorgekommen daß sie be-

freundete Weiße einluden fortan mit ihnen nach Indianerweise zu leben (Hoffmann I, 161), Anerbietungen der Europäer aber, die Erziehung einiger Eingeborenen zu übernehmen um durch diese dem Volke die Keime der Civilisation einimpfen zu lassen, stets ablehnten (1744 die Irokesen, Colden II, 110).

Man darf daraus nicht schließen, wie man öfters gethan hat, daß sie der Civilisation unfähig seien, sondern nur daß sie einen entschiedenen Widerwillen gegen sie hatten, und dieser ist erklärlich und gerechtfertigt genug. Es giebt zwar einzelne seltene Fälle in denen ein Indianer in den Kreis der Civilisation gezogen wurde und eine haltbare und befriedigende Lebensstellung erlangte: der Mohikaner Occum ist als christlicher Missionär ein glänzendes Beispiel eines gebildeten Indianers (Schoolcr. V, 518), und Möllhausen (a, I, 160) erzählt von einem Chickasaw der von Kind auf mit einer Ansiedlerfamilie befreundet, später sich von seinem Stamme lossagte und als praktischer Arzt ausgebildet, die Tochter seines Wohlthäters heirathete. Der gewöhnliche Ausgang solcher Versuche ist aber der des Peter Otsaquette, welchen Lafayette in Frankreich erziehen ließ: zu den Seinigen zurückgekehrt wurde er als Lügner und Taugenichts von diesen verachtet, denn was er wußte konnten die Indianer nicht brauchen, und was sie brauchen konnten und schätzten hatte er verlernt, so daß ihm nur übrig blieb selbst wieder ein Wilder zu werden. Apaumet, ein sorgfältig in Princeton (N. Jersey) erzogener Mohikaner, fand die erworbene Bildung unnütz für sich und für Andere, und ergab sich zuletzt dem Trunke. „Ich habe keine Briefe zu schreiben und keine Rechnungen zu führen," sagte er; „die Geschichte hat mich gelehrt daß mein Volk aus Wilden besteht und daß ich selbst ein gelehrter Wilder bin, unfähig des Indianerlebens wie des civilisirten" (Schoolcr. VI, 507). M'Kenney adoptirte einen jungen Choctaw und erzog ihn ganz mit seinem eigenen Sohne. Er hatte ihn bis dahin gebracht daß er Jurisprudenz studiren konnte, als der junge Indianer von seinem Bruder, der Lieutenant in der Armee der Vereinigten Staaten war, eines Tages einen Brief erhielt, in welchem ihm dieser schrieb: „Du kannst nur zwei Dinge thun: entweder alles wegwerfen was der weißen Raçe angehört und Indianer werden, oder aufhören ein Indianer zu sein und ein Weißer werden. Das Eine steht in deiner Macht, das Andere nicht. Der Weiße haßt den Indianer und wird nie dul-

den daß dieser sich ihm verbinde oder gleichstelle." Die Wahrheit dieses Gedankens verfolgte ihn von da an unausgesetzt, doch gelang es M'Kenney durch die Macht der Jugenderinnerungen und der persönlichen Anhänglichkeit das Gespenst zu bannen. Der junge Mann wurde Advocat, seine Aussichten waren glücklich, bis verschmähte Liebe den alten Zwiespalt in ihm auf's Neue wach rief: er ertränkte sich. Im Angesicht dieser Thatsachen ist wohl die Frage erlaubt, ob denn die Indianer wirklich eine so große Verblendung zeigen, wenn sie mit aller Entschiedenheit widerstreben sich in die Civilisation hineinziehen zu lassen?

Wie selbst religiöse Motive dazu beitrugen sie in diesem Widerstande zu befestigen, mag folgende Rede eines Pani-Häuptlings an den Präsidenten der Vereinigten Staaten vom Jahre 1821 zeigen. „Der große Geist", sprach er, „hat uns alle gemacht; er hat meine Haut roth gemacht und euere weiß; er hat uns auf diese Erde gesetzt und gewollt daß wir verschieden von einander leben sollten. Er hat gewollt daß die Weißen das Land bauten und von Hausthieren lebten, uns Rothhäute aber hat er dazu bestimmt die Wälder und Steppen zu durchstreifen, von wilden Thieren uns zu nähren und uns in ihre Felle zu kleiden. Er hat gewollt daß wir in den Krieg zögen um Skalps zu nehmen, Pferde zu stehlen und über unsere Feinde zu triumphiren, zu Hause aber Frieden hielten um unser Glück gegenseitig zu fördern... Ihr liebt euer Land, ihr liebt euer Volk, ihr liebt euere Lebensweise und haltet euer Volk für tapfer; ich liebe mein Land und Volk und unsere Lebensweise und halte unsere Krieger für tapfer. Laß mich also gewähren, mein Vater, laß mich meines Landes mich freuen, den Büffel und die anderen Jagdthiere verfolgen" (Morse App. 243). Diese Auffassung der Sache scheint sehr allgemein gewesen zu sein, doch erklärt sie noch nicht den glühenden Haß mit welchem gerade die einsichtsvollsten und begabtesten Indianer der späteren Zeit Alles, bis auf Anzug und Sprache herab, verfolgten und bei ihrem Volke auszurotten strebten was an die Civilisation der Weißen erinnerte. Ein historische Betrachtung ihrer Verhältnisse zu den Ansiedlern wird darüber Licht verbreiten.

Schon vor der Gründung von Plymouth, der ersten Kolonie von Neu England (1620), hatten Feindseligkeiten zwischen den Eingeborenen und Europäern stattgefunden: aus der Gegend von Cap Cod und

von anderen Punkten der Küste von Massachusetts waren (1611) Indianer weggeführt worden, die als Führer zu den Goldminen dienen sollten welche man im Lande zu finden hoffte; 1614 nahm Hunt verrätherischer Weise 27 Indianer mit um sie als Sklaven zu verkaufen; 1616 wurde die Mannschaft eines bei Cap Cod gestrandeten französischen Schiffes fast ganz niedergemetzelt, und die Wenigen welche verschont blieben, im Lande umhergeschickt und zur Schau gestellt (Drake a, 18ff., Elliott I, 70). Gleichwohl gestaltete sich das Verhältniß der Kolonisten zu den Eingeborenen anfangs friedlich und freundlich. Verheerende Krankheiten hatten an der Küste gewüthet (1618) vom Penobscot bis nach Narraganset Bai hin — eine besondere Gnade Gottes, nach der Ansicht der frommen Puritaner, da für ihre eigene Ausbreitung dadurch Raum geschafft wurde (Hutchinson I, 38 note): die Indianer wagten es nicht zu hindern oder konnten es vielleicht nicht hindern daß sie festen Fuß faßten; daß das Land herrenlos gewesen sei, wie Steele (257) angiebt, ist nicht glaublich.

Die Untersuchung und Beraubung eines Grabes in welchem sie Mais fanden, scheint die erste Handlung der Kolonisten gewesen zu sein welche die Indianer erbitterte. Sie ist entschuldigt durch den Mangel den sie litten, sie bedurften des Maises zur Aussaat und erboten sich nach einiger Zeit das Geraubte zurückzuerstatten (Steele 234, Young a, 204). Das gute Einvernehmen blieb ungestört: die Kolonisten rühmten damals (1621) die Freundlichkeit, die Treue und das hülfreiche Wesen der Indianer unter denen sie sich vollkommen sicher fühlten (Young a, 232, 258). In einer Predigt Cushman's aus jener Zeit heißt es: „Man sagt die Indianer seien sehr grausam und verrätherisch in diesem Lande, wie Löwen, aber gegen uns sind sie wie Lämmer gewesen, so sanft unterwürfig und treu, daß man in Wahrheit behaupten kann, viele Christen seien nicht so freundlich und ehrlich" (Schoolcr. II, 25 note). Mit dem mächtigsten der dortigen Häuptlinge, mit Massasoit (Massasoiet, viersilbig, Thatcher I, 117 note), dem Könige der Wampanoags, schlossen die Kolonisten ein Schutz- und Trutzbündniß, das auf Gegenseitigkeit beruhte und von diesen treu gehalten worden ist so lange er lebte (bis 1661), da er durch Winslow von einer schweren Krankheit geheilt wurde, wofür er stets aufrichtig dankbar blieb, und von den Kolonisten bei mehreren Gelegenheiten Hülfe gegen seine Feinde erhielt. Er schenkte ihnen eine

große Strecke Landes ohne Anspruch auf Vergeltung, zeigte sich oft großmüthig gegen sie und half ihnen aus der Noth (in dem harten Winter 1622 und später).

Ernstlich getrübt wurde das freundschaftliche Verhältniß zuerst durch das gesetzlose Betragen einiger Ansiedler von Weston's Kolonie in Wessagusset, welche sich gegen die Eingeborenen Betrügereien Räubereien und Willkürlichkeiten aller Art erlaubten, da sie selbst unordentlich lebten und Mangel litten. Da nun die Nachricht von dem Verrathe nach Massachusetts kam, den die Indianer in Virginien gegen die dortigen Ansiedler ausgeführt hatten (1622), fürchtete man in Neu England eine ähnliche Verschwörung der Eingeborenen, kam ihr durch einen Ueberfall zuvor und strafte sie, wie späterhin in vielen Fällen, für den Verdacht den man gegen sie hegte, weil man sich des Unrechtes bewußt war das sie zu leiden gehabt hatten (Elliott I, 95). Hiervon abgesehen, hatten sich indessen die Indianer in der frühesten Zeit über die Behandlung wenig zu beklagen welche sie von den Kolonisten erfuhren: das Land das diese sich aneigneten, wurde durch Kauf von ihnen erworben (Young a, 259), die Indianer leisteten und erhielten Hülfe, ihre Klagen wurden gehört, und wenn sie gegründet waren, wurde ihnen ihr Recht auch vor Gericht beim Gouverneur von Boston (Drake a, 108, 112, 130, Young 159, 176). Das dissolute Leben und die Betrügereien Einzelner (ebend. 83) führten wenigstens zu keinen allgemeineren Streitigkeiten. So lange die Kolonieen schwach und hülfsbedürftig waren, schonten sie die Indianer: die Klugheit gebot Maaß zu halten und Billigkeit zu üben, daher blieb der Friede ungestört.

Anders gestalteten sich die Verhältnisse mit dem Pequot-Kriege. Capt. Stone war 1633 zur Rache für begangenen Menschenraub (Thatcher I, 254, vgl. Potter 176) und drei Jahre später, es ist unbekannt auf welche Veranlassung hin, Capt. Oldham durch Pequots* ermordet worden. Ob und in wie weit diese Thaten provocirt waren, blieb außer Frage. Die Kolonie von Connecticut schien durch die feindlich gesinnten Pequot bedroht: man schlug daher ganz nach Indianerweise das summarische Verfahren ein, Block Island und

* Oldham scheint durch Indianer von Long Island umgebracht worden zu sein, welche dann zu den Pequot flohen und bei diesen Schutz fanden (Thatcher I, 256).

das Land der Pequot zu verwüsten, schloß hierauf ein Bündniß mit den Narraganfets unter Canonicus und Miantonimo, welche die Pequots sogleich angriffen, und hierauf ein zweites mit den Mohikans unter Uncas. Die Pequots wurden unvermuthet überfallen und deren 6 bis 700 niedergemacht. Hiermit noch nicht zufrieden machte man Jagd auf die Fliehenden bis sie sämmtlich vernichtet, zerstreut oder gefangen waren, und erntete endlich als Frucht dieser Grausamkeit den Besitz von Block Island und des Landes der Pequot (Ausführliches bei Drake a, 164 ff.). Nach dem Schlusse des Krieges wurden die Gefangenen unter die Kolonisten, die Mohikan und Narraganset vertheilt und die Behörden von Massachusetts verkauften 15 Knaben und 2 Weiber als Sklaven (Elliott I, 257). In dem sogleich zu erwähnenden Kriege König Philip's traf dieses Schicksal die Indianer hundertweise, oft auch solche die sich auf bessere Bedingungen ergeben hätten (Easton 22 ff., Church 52, Potter 94 u. A.). Dasselbe geschah in großem Maaßstabe in Carolina, von wo viele Indianer als Sklaven nach Westindien geführt wurden (Schoolcr. VI, 180 nach Hewitt), und aus einem pennsylvanischen Gesetze vom Jahre 1705 das den Sklavenverkauf verbot, müssen wir schließen daß es auch dort gewöhnlich war (Gordon 555). Sehr ausgebreitet war namentlich der Sklavenfang der Spanier im Süden, welche die Apachen erst dadurch zu der unversöhnlichen Erbitterung gegen die Weißen getrieben haben sollen durch die sie sich auszeichnen (Pike II, 95).

Nach dem Pequot-Kriege, den nur Trumbull (I, 60 ff.) als einen gerechten darzustellen versucht hat, wußten die Indianer von Neu England was sie von den Weißen zu erwarten hatten, wenn sie feindlich gegen sie auftraten. Die letzteren waren seit dieser Zeit häufig der angreifende Theil, stellten die Eingeborenen, selbst ihre Bundesgenossen vor ihr eigenes Gericht, sobald diese ihnen gefährlich wurden oder auch nur gefährlich schienen und behandelten sie willkürlich, da sie sich von jetzt an stark genug dazu fühlten. Es ist ihnen niemals eingefallen die Indianer als gleichberechtigt anzusehen: die Heiden galten ihnen als Kinder des Teufels. Die frommen Puritaner, deren religiöse Richtung durch die erbitterten Verfolgungen der Quäker und die Hexenverbrennungen charakterisirt ist die sie vornahmen, hielten Lobgesänge und Dankgebete wenn die Indianer massenweise zu Grunde gingen, sahen jeden Gräuel der Christen gegen sie als eine That Gottes an

(vgl. das bei Talvj 280 Erzählte, über ihre Sitten ebend. 299ff.) und jedes Mißlingen eines ihrer Streiche als göttliche Ungnade. Sie betrachteten sich als die alleinigen rechtmäßigen Herren des Landes das die englische Krone ihnen verliehen hatte, erklärten die ihnen feindlichen Indianer für „Rebellen", forderten ihnen die Waffen ab sobald ihr Benehmen Mißtrauen erregte, stellten sie vor Gericht oder bekriegten sie, ganz nur wie es ihr eigener Vortheil verlangte. Sie schlossen Verträge durch Einschüchterung, legten sie völlig willkürlich aus und hielten sie nur so weit es ihnen nützlich schien, unterhandelten mit dem dessen Hülfe sie bedurften oder dessen Feindschaft sie fürchteten und gaben ihn dann wieder preis. Allerdings giebt es schon aus dem Jahre 1621 eine Urkunde in welcher sich mehrere Häuptlinge als Unterthanen der englischen Krone bekennen (Young a, 232 note). Auf solche und ähnliche Documente, deren Bedeutung und Tragweite die Indianer sicherlich gar nicht oder falsch verstanden, wie Potter an vielen Beispielen zeigt, gründete man den Anspruch die Indianer der Jurisdiction der Kolonieen zu unterwerfen, und obwohl nach dem Rechte der Eingeborenen nur der oberste Häuptling oder anderwärts der souveräne Rath des Volkes Land verkaufen konnte, so wurden diese Käufe doch oft genug mit Einzelnen geschlossen die dazu nicht berechtigt waren, oft wurden auch diese in der gröbsten Weise dabei betrogen, und selbst wo der Kauf in rechtlicher und ehrlicher Weise geschah, ist es häufig zweifelhaft ob die Indianer ihn so verstanden, daß sie von da an jeden Anspruch auf das Land rein und vollständig aufzugeben bereit seien. Daß sich die Indianer bald durch Diebstähle bald durch Verräthereien zu rächen und schadlos zu halten suchten, ist ebensowenig zu verwundern, als daß sie nicht im Stande waren der Politik der Weißen, die Völker gegeneinander zu hetzen und einzeln zu vernichten, auf die Dauer zu widerstehen. Roger Williams hat seit 1635 ununterbrochen 40 Jahre lang unter den Indianern gelebt, hoch geehrt und geachtet von ihnen, selbst während der erbitterten Kriege derselben mit den Weißen: sein Beispiel zeigt daß sie Freund und Feind wohl zu unterscheiden wußten und daß es für Menschen die es ehrlich mit ihnen meinten und ihnen aufrichtig wohlwollten, nicht unmöglich war in einem dauernden freundlichen Verkehr mit ihnen zu bleiben.

Unter den Bundesgenossen der Kolonisten herrschte heftige Feindschaft. Uncas, aus der königlichen Familie der Pequot stammend,

hatte sich gegen Sassacus, den obersten Sachem dieses Volkes, empört und war für seine Hülfe im Pequot-Kriege durch Land und Gefangene reich belohnt worden. Als ein Mann ohne jede Spur von edlem Stolze, stets bereitwillig zu Landverkäufen, immer fügsam und ergeben, selbst eine gewisse Neigung zum Christenthum heuchelnd, war er ganz ein Bundesgenosse wie man ihn brauchen konnte. Seine Betrügereien, Unterschlagungen, Verräthereien und Angriffe sogar gegen einzelne Weiße sah man ihm nach und sprach ihn stets frei von allen Anklagen, oder verurtheilte ihn höchstens einmal in eine unbedeutende Geldstrafe und begnügte sich ihn für erwiesene Schlechtigkeiten zu tadeln (Trumbull I, 28, 186, Thatcher I, 266, 270, 277, 280 ff.; völlig verkehrt und parteiisch urtheilt Schoolcraft VI, 111 über ihn). Diesem Manne wurde der andere Bundesgenosse Miantonimo (Miantonomo, Meantinomy) geopfert, welcher mit Canonicus, dessen jüngster Brudersohn er war, zugleich an der Spitze der Narraganset stand (Potter 4 nach Roger Williams). Auf das Gerücht einer allgemeinen Indianerverschwörung hin citirte man ihn 1642 nach Boston und ließ seinen Leuten die Waffen abnehmen. Er rechtfertigte sich vollständig und verlangte Bestrafung der Verleumder, insbesondere des Uncas als des Urhebers der Intrigue: der Gouverneur befand sich in großer Verlegenheit. Dieß hinderte nicht Miantonimo 1643 zum zweiten Male vor Gericht zu stellen. Ein paar untergeordnete Häuptlinge waren von ihm abgefallen, widersetzten sich einem Landverkaufe den er geschlossen hatte und unterwarfen sich der Oberhoheit von Massachusetts: Miantonimo sollte vor dem englischen Gerichte beweisen daß ihm die Obergewalt über jene zukomme! (Hutchinson I, 108 ff., Drake a, 264 ff., Thatcher I, 191 ff.). In Folge einer Kriegslist fiel er bald darauf in Uncas' Hand, der den Kolonialbehörden die Entscheidung überließ. Diese gaben ihn seiner Willkür preis, nur unter der Bedingung daß er ihn mit sich nehme und „in seinem eigenen Lande" über ihn verfüge. Dieses Urtheil über einen der größten und edelsten Häuptlinge von denen die Geschichte Neu Englands zu erzählen weiß, über einen früheren Wohlthäter und Bundesgenossen der Kolonieen, gründete sich formell auf einen Vertrag vom Jahre 1638, welcher bestimmte daß die Streitigkeiten zwischen Miantonimo und Uncas dem Richterspruche der Weißen unterworfen werden sollten (Potter 177), die schmachvolle Ungerechtigkeit desselben

wurde jedoch schon damals von mehreren gefühlt und eingestanden. Uncas fraß ein Stück von dem Fleische seines Feindes und rühmte dessen Süßigkeit, Gov. Winthrop aber schickte an Canonicus, der sich zu aller Zeit treu und hülfreich gegen die Kolonisten bewiesen hatte und auch in Zukunft bewies (vgl. Potter 47), ließ ihm seine „Verrätherei“ vorhalten und demonstriren, daß jener Todtschlag des Miantonimo für den allgemeinen Frieden und zum Besten der Narragansets selbst nöthig gewesen sei (Trumbull I, 136).

Die zweifelnde Hoffnung welche Canonicus bei seinem Tode (1647) ausgesprochen hatte daß die Kolonisten einst noch seinem Volke das Gute vergelten würden das er ihnen gethan hätte, ging nicht in Erfüllung. 1653 wurde den Narragansets wiederum der Krieg erklärt auf ein ungegründetes Gerücht hin daß sie sich mit den Holländern verschworen hätten (Drake a, 333 ff.). Man fürchtete nämlich damals den Häuptling Ninigrate und wollte ihn vor Gericht stellen wegen seines Zuges gegen die Indianer von Long Island; dieser aber antwortete, die letzteren hätten ihm den Sohn eines Sachem und 60 seiner Leute getödtet, und die Engländer würden ihn auch nicht erst um Erlaubniß zum Kriege fragen, wenn der Sohn ihres Governors von Fremden umgebracht worden wäre (Trumbull I, 230, Hutchinson I, 171, Thatcher I, 231 ff.).

Auf Massasoit war sein Sohn Wamsutta, auch Alexander genannt, als König der Wampanoags gefolgt. Da man ihn im Verdacht von Feindseligkeiten hatte, wurde er nach Plymouth beschieden, und als er nicht erschien, ließ man ihn durch eine bewaffnete Truppe fangen und einbringen. Er starb auf dem Wege an einem Fieber, man glaubt in Folge des Aergers und des Ingrimms über dieses Verfahren (Drake a, 365, Hutchinson I, 252 note). Sein Bruder Metacom* (Metacomet, Pometakom), gewöhnlich König Philip genannt, trat an seine Stelle. Er wurde feindseliger Pläne gegen die Kolonieen überwiesen und war ihrer geständig (1670, Hutchinson I, 255). Sassamon, einer seiner Vertrauten, verrieth seine Geheimnisse an die Weißen und wurde dafür, ohne Zweifel auf Philip's Befehl, von drei Pokanokets umgebracht, welche das Gericht von Plymouth dafür zum Tode verurtheilte, während es sonst den Kolonialbehörden nie einfiel Indianer

* Nach Andern war Metacom nicht Sohn, sondern Enkel Massasoit's (Drake zu Church p. XIII).

wegen eines Mordes an anderen Indianern zu strafen (Easton 5, Elliott I, 341). Die Erbitterung stieg beiderseits auf das Höchste, zumal da die Weißen fort und fort den Verträgen zuwider die Ländereien der Eingeborenen occupirten. Philip warf den Kolonisten vor daß sie von den Indianern in früherer Zeit immer nur Wohlthaten empfangen, diese aber mit Bösem vergolten hätten, daß sie vor ihren Gerichten nicht 20 ehrliche Indianer als Zeugen einer Uebelthat zuließen, während ihnen ein einziger Schurke als Zeuge in ihrem eigenen Interesse genüge, daß sie durch den Branntweinhandel Unglück anrichteten und ihr Land an sich rissen (Easton 12). Philip suchte und fand Bundesgenossen. Man fürchtete daß die Narragansets sich auf seine Seite schlagen würden und griff sie an um sie zum Frieden zu zwingen, obwohl dieß in Rhode Island selbst als ungerecht und unvortheilhaft angesehen wurde (Potter 93); man sprach wieder von einer allgemeinen Indianerverschwörung, die Räubereien und Gewaltthätigkeiten einzelner Kolonisten ließen eine summarische Rache von Seiten der Eingeborenen befürchten, doch ist es zweifelhaft, ob etwas dieser Art im Werke war (Belknap I, 107 ff., 115). Wider Philips Willen brach vorzeitig der Krieg aus (1675), durch welchen außer den Narragansets die Wampanoags und Nipmucks zu Grunde gingen. Von beiden Seiten fehlte es während desselben nicht an Verräthereien und Grausamkeiten (Talvj 572 ff.). Viele Kolonisten sollen um diese Zeit dafür gewesen sein die Indianer gänzlich auszurotten ohne Unterschied (Hutchinson I, 269 note); doch wird versichert daß „damals und später die Engländer viele Zweifel darüber hatten ob es sich mit dem Christenthum und der Menschheit vertrage die Feinde lebendig zu verbrennen" (Trumbull 358 note). Die Indianer glaubten daß es auf ihre gänzliche Vertilgung abgesehen sei, und es fielen daher fast sämmtliche Bundesgenossen von den Kolonisten ab, doch wußten diese 1677 die Mohawks für sich zu gewinnen (Belknap I, 125). Philip selbst zeigte sich in diesem Kriege als arglistig und ränkevoll (vgl. Drake zu Church 68, 73), indessen fehlten (nach Thatcher's Darstellung) in seinem Charakter auch feinere Züge der Dankbarkeit, Pietät und selbst des Zartgefühles nicht. Auf Seiten der Engländer war Oberst Church der hervorragendste Held, gleich ausgezeichnet durch Kühnheit und Menschlichkeit; er ließ den durch Verrath von Indianerhand gefallenen König Philip viertheilen und schickte sei-

nen Kopf nach Plymouth. Viele der Gefangenen denen er das Leben geschenkt hatte, wurden nachträglich von den Gerichten zum Tode verurtheilt (Church 146). Die Kolonisten blieben Sieger, doch mußten sich diejenigen von ihnen welche auf ihre Besitzungen zurückkehrten, im Frieden (1678) zu einer jährlichen Abgabe in Mais an die Indianer als „die Herren des Bodens" verpflichten (Belknap I, 129).

Wir verlassen für jetzt Neu England um die früheste Entwickelung der Verhältnisse zwischen Kolonisten und Eingeborenen weiter im Süden zu verfolgen. Hudson hatte (1609) die Indianer an dem nach ihm benannten Flusse dem Handel überall sehr geneigt gefunden und meist, wenn auch nicht durchgängig, mit ihnen in freundlichem Verkehr gestanden. Kurz darauf ließen sich die Holländer an der Mündung des Flusses fest nieder und kauften später den Eingeborenen die Manhattan-Insel ab (1626). Der Handel welcher anfangs ganz freigegeben war, führte durch die Gewissenlosigkeit und Unvorsichtigkeit Einzelner manche Gefahr für den Frieden herbei, doch blieb dieser erhalten, bis 1640 ein angeblicher Schweinediebstahl, der sich später als unwahr auswies, ernste Feindseligkeiten veranlaßte (Valentine 40 ff.). Die Ermordung eines Holländers durch einen Indianer — nach Einigen ein Act 20 Jahre lang aufgeschobener Rache, nach Andern die That eines Betrunkenen — mußten die Eingeborenen, welche damals ohnehin durch die Mohawk hart bedrängt waren, durch eine Reihe von Ueberfällen büßen, in welchen selbst ihre Weiber und Kinder schonungslos niedergemacht wurden (ebend. und Trumbull I, 138). Der 1644 geschlossene Friede war unsicher und von kurzer Dauer. Die Willkürlichkeiten und Gewaltthaten Einzelner unterhielten die Feindschaft: der äußerst gefährliche Angriff auf Neu Amsterdam im Jahre 1655 geschah aus Rache dafür, daß eine Indianerin die einem Holländer Pfirsiche stahl, von diesem erschossen worden war (Valentine 60). Noch vor der definitiven Uebergabe der holländischen Kolonie an die Engländer (1674) waren dort allerdings weise Gesetze gegeben worden: alle Länderkäufe Einzelner ohne die Beglaubigung des Gouverneurs sollten nichtig sein; die Kolonisten sollten ihr Vieh von den Feldern der Eingeborenen fern halten und ihnen auf alle Weise bei der Einzäunung derselben behülflich sein; es sollte den letzteren unentgeltlich Recht gesprochen und Schadenersatz geleistet, Waffen Kriegsmaterial und geistige Getränke aber ihnen ohne besondere

Ermächtigung des Gouverneurs nicht zugeführt werden (1664f. Collect. N. Y. H. S. I, 354). Hier wie anderwärts sind Gesetze dieser Art den Indianern nur wenig zu Gute gekommen. Fast überall (Virginien, Maryland, Bozman 297) bedurfte es besonderer Erlaubnißscheine für die Händler, aber dieß hinderte weder den ungesetzlichen Handel noch die Betrügereien derer die ihn trieben. Auch das Vordringen der Ansiedler in das Land der Indianer und die damit verbundene Beschädigung der Personen und des Eigenthums wurden durch Gesetze nirgends aufgehalten, und die Behörden selbst haben wohl, wo die Kolonisten stark genug waren ihre Ansprüche zu vertheidigen, kaum irgendwo den ernsten Willen gehabt die gesetzlichen Bestimmungen aufrecht zu halten.

Ein ebenso seltenes als erfreuliches Beispiel billiger Behandlung der Indianer gab W. Penn. Er erwarb sein Land von den Delaware durch Kauf (1682) und wurde in dessen Besitz von ihnen niemals gestört. Alle Streitigkeiten mit den Weißen sollten nach seiner Anordnung durch ein Geschorenengericht entschieden werden, das zur Hälfte aus Indianern bestände; diese sollten wirklich den Kolonisten gleichberechtigt sein. Penn wurde um seiner Billigkeit willen von den Eingeborenen wie ein Vater geliebt und geehrt und erst 3 Jahre nach seinem Tode und 40 Jahre nach seiner Ankunft in Pennsylvanien (1721) wurde dort der erste Indianer von einem Weißen getödtet (Memoirs H. S. Penns. III, 2, 159): es läßt sich daher schwer bestreiten daß die Kolonisten mit diesen recht wohl hätten in Frieden leben können, wenn sie von einer ähnlichen Gesinnung beseelt gewesen wären wie die Quäker, welche mit ihnen stets im besten Einvernehmen standen. Wie die Indianer sich gegen diese betrugen, mag folgendes Beispiel zeigen.

Zwei Kinder aus einer Quäkerfamilie in Pennsylvanien von 9—10 Jahren gingen eines Tages in den Wald um das Vieh ihrer Eltern zu suchen das sich verlaufen hatte. Ein Indianer der ihnen begegnete, rieth ihnen nach Hause zurückzukehren, da sie sich leicht verirren könnten. Nach einiger Zeit folgten sie seinem Rathe, konnten aber erst in der Nacht ihre Wohnung wieder erreichen, und fanden dort den Indianer der sie erwartete und sich überzeugen wollte daß ihnen nichts zugestoßen sei. Als die Eltern verreisten, nahmen sich die Indianer der Kinder an und kamen täglich in ihr Haus um zu sehen wie es ihnen gehe (Proud, Hist. of Pensylv. I, 223).

Wahrscheinlich ist es dieser wohlwollenden Behandlung von Seiten der Weißen hauptsächlich zuzuschreiben, daß sich noch 22 Jahre lang nach der ersten Besiedelung des mittleren Potomac und bis zum Ausbruche des französischen Krieges gegen die englischen Kolonieen (1754), die Indianer dieser Gegenden durchaus freundlich und ehrlich bewiesen: selten stahlen sie etwas, und die Häuptlinge, welche dieß streng straften, sorgten stets für die Zurückgabe des Entwendeten (Kercheval 74).

Weiter im Süden an der Küste von Carolina fand Verazzani (1524, Collect. N. Y. H. S. I, 50 ff.) und später Sir W. Raleigh (1584) bei dem Häuptling Granganimo auf Roanoke Island die freundlichste Aufnahme. Die Entwendung einer silbernen Schale von Seiten der Eingeborenen wurde von Grenneville mit der Verbrennung eines Indianerdorfes gestraft und mit einem Ueberfall gegen die Indianer die sich zu einem Feste versammelt hatten. Die zurückgelassenen Kolonisten wurden von den Eingeborenen angegriffen und zerstreut. White der sie 1587 wieder aufzusuchen kam, beschloß sie zu rächen. Der von ihm zu diesem Zwecke ausgeschickte Capt. Stafford erzählt selbst: „Wir kamen zu dem Dorfe der Indianer, wo wir sie an ihrem Feuer sitzen sahen, und griffen sie an. Die Elenden flohen erschrocken in's Dickicht, wo einer todgeschossen wurde, und wir glaubten nun vollständig gerächt zu sein, aber wir hatten uns geirrt, denn jene Leute waren befreundete Indianer die gekommen waren ihre Feldfrüchte zu ernten. So getäuscht, bemächtigten wir uns des Getreides das wir reif fanden, ließen das übrige stehen und nahmen Menatonon, den obersten Häuptling, nebst seiner Familie mit uns fort" (Drake). So verfuhr man mit befreundeten Eingeborenen! Fernere Gewaltthätigkeiten riefen eine Verschwörung gegen die fremden Eindringlinge hervor, die jedoch verrathen wurde und die Häuptlinge der Eingeborenen selbst in's Verderben stürzte (Williamson I, 31, 39 ff.). Die ersten Niederlassungen mußten in Folge dieser Feindseligkeiten nach kurzer Zeit wieder aufgegeben werden, und die nachtheilige Wirkung derselben scheint sich auf die Kolonieen welche zwanzig Jahre später in Virginien gegründet wurden, erstreckt zu haben. Die Eingeborenen am Paturent (Maryland) kamen allerdings den Weißen auf's Freundlichste entgegen und die Anwohner des Susquehannah behandelten sie mit der größten Ehrerbietung und sahen

sie als höhere Wesen an (Strachey 39 f.). Anders aber scheint von Anfang an König Powhatan über sie gedacht zu haben, der die Kolonisten — Jamestown war ihre erste Niederlassung in Virginien und 1607 gegründet — scharf überwachte und stets mit List Feinheit und Argwohn behandelte. Indessen duldete er sie nicht nur, sondern ließ auch zu daß seine Tochter Pokahontas sie vom Hungertode rettete (Schoolcr. II, 29 nach Capt. Smith's eigenem Briefe an die Königin Anna), nachdem er vorher schon einmal auf ihre Fürsprache dem Manne das Leben geschenkt hatte, ohne welchen die Ansiedler rettungslos zu Grunde gegangen sein würden.

Eingeborene zu rauben, besonders auch sie zu pressen um an ihnen Führer zu gewinnen in einem unbekannten Lande, war damals ein ganz gewöhnliches Verfahren (vgl. Drake zu Church 287). Es geschah auch hier, denn die Engländer waren gekommen um Gold zu suchen. Sie occupirten das Land der Indianer, einiges kauften sie, anderes gewannen sie durch Betrug. Diese geriethen in Noth und dürsteten nach Rache, da sie bald einsehen mußten daß der friedliche Verkehr mit den Weißen ihnen noch verderblicher war als ein Krieg. Sehr unrichtig stellt Schoolcraft (vol. VI) die Sache dar, indem er die große Verschwörung, die nach Powhatan's Tode 1618 von Opechanganough organisirt und vier Jahre lang geheim gehalten wurde, nur von der Perfidie der Indianer herleitet, wie er überhaupt die Ansiedler von aller Schuld an den Feindseligkeiten mit ihnen freisprechen möchte, um den Untergang der rothen Raçe aus einem Widerwillen und einer Feindschaft gegen die Civilisation als solche zu erklären, die sich jedoch nirgends bei ihr nachweisen lassen. Der verrätherische Ueberfall in Virginien (1622), welcher durch eine lange Reihe von Feindseligkeiten auf beiden Seiten vorbereitet war, kostete 347 Männern Weibern und Kindern das Leben. Nur Jamestown selbst und die nächste Umgebung wurden gerettet, da hier ein Indianer das Complott entdeckt hatte. Die Kolonisten vergalten Gleiches mit Gleichem: sie schlossen Frieden und fielen kurz darauf in ebenso verrätherischer Weise über die Eingeborenen her. Mehrere kleinere Völker wurden von ihnen gänzlich ausgerottet. Einem zweiten Angriffe Opechanganough's fielen gegen 500 (nach anderen Angaben 300) Weiße zum Opfer (1641), in dem darauf folgenden Kriege aber wurde jener gefangen und die Macht der Indianer so vollständig

gebrochen, daß die Herrschaft der Fremden seit dieser Zeit unbestritten blieb.

In Süd Carolina, erzählt Lawson (4), stehen die Indianer gänzlich unter der Botmäßigkeit der Kolonisten (1700): läßt sich einer von ihnen ein Vergehen zu Schulden kommen, so holt man ihn herbei und bestraft ihn mit dem Tode oder auf andere Weise, je nach Befinden. Die erste Niederlassung in jenem Lande am Cap Fair Fluß, setzt er weiter hinzu (p. 73), würde den schönsten Aufschwung genommen haben, wenn nicht die Ansiedler durch Entführung von Kindern und andere Schlechtigkeiten, die Feindschaft der Eingeborenen herausgefordert hätten. Das Verhältniß zwischen beiden war kein freundliches, doch kam es zu keinen allgemeineren Kriegen vor dem Anfang des 18. Jahrh., weil die Kolonisten ohne Schutz von Seiten der Regierung des Mutterlandes, sich anfangs ohnmächtig fühlten, das Land den Indianern abkauften und mit ihnen Frieden zu halten bemüht waren (Williamson I, 161, 187). Später führten Landvermessungen und unrechtmäßiges Eindringen der Kolonisten in das Indianergebiet (ebend. 189 ff., 284) zu Streitigkeiten: die Tuscarora fielen im Bunde mit einigen kleineren Völkern mordend über die Niederlassungen südlich von Albemarle Sund her (1712), doch diese vertheidigten sich mit Hülfe der Cherokee Creek und Catawba so glücklich, daß die ersteren nach Norden auszuweichen genöthigt waren. Daß die Weißen die Hauptschuld an diesen Indianerkriegen hatten und die Eingeborenen überhaupt weit schlechter behandelten als sie von ihnen behandelt wurden, versichert Lawson (235 f.) bestimmt.

Die Floridavölker hatten schon früh von den Spaniern zu leiden. Die Entdeckungs- und Plünderungszüge des Ponce de Leon (1512), des Vazquez de Aillon (1520, vgl. Navarrete III, 45, 70), des Narvaez machten den Anfang. Cabeza de Vaca und seine unglücklichen Gefährten, der Rest von Narvaez' mißlungener Expedition, wurden nackt an die Küste geworfen (1528). Die mitleidigen Eingeborenen weinten mit ihnen über das erlittene Unglück, machten unterwegs viele Feuer an um sie zu wärmen und nahmen sie mit nach Hause um sie zu pflegen (Cabeza de V. 527). Später freilich wurden sie anderwärts zu Sklaven gemacht und erfuhren eine sehr üble Behandlung. Es folgte 10 Jahre später der berühmte Zug Hernando de Soto's, der überall Feindseligkeit und Erbitterung bei den India-

nern hervorrief, da er nur auf Erpressung von Schätzen gerichtet war und jene allerwärts der rücksichtslosesten Willkür roher Soldaten preisgab. Seine Wirkungen waren um so schädlicher über ein je größeres Ländergebiet er sich erstreckte, von Florida im Osten bis weit über den Mississippi hinüber.

Nach den Spaniern kamen die Franzosen unter Ribault (1562) nach Florida. Sie fanden die Eingeborenen freundlich und milde und wurden von ihnen auf das Bereitwilligste unterstützt, theils mit Lebensmitteln, theils mit Arbeit beim Hausbau und Schiffbau. Da sie eifrig nach Gold suchten und Festungen errichteten, entstand zwar Uneinigkeit, doch kam es zu ernsten Feindseligkeiten erst als sie sich gröbere Gewaltthätigkeiten erlaubten, und der Hunger sie zu einem Ueberfall gegen die Eingeborenen trieb (Laudonnière 152 und sonst, Charlevoix). 1565 kamen die Engländer unter Hawkins nach Florida und die Spanier auf's Neue unter Menendez, doch blieben die Fremden um diese Zeit noch zu ohnmächtig als daß sie auf die Indianer einen solchen Druck hätten ausüben können wie dieß im 18. Jahrh. geschah, da diese sich zwischen jene einander feindlichen europäischen Völker eingeklemmt fanden. Im J. 1703 führten die Engländer die Alibamons und einige andere verbündete Völker zum Angriff auf die Spanier von S. Augustine an (Journal hist. 77); diese aber rächten sich durch die Intriguen, denen die Verschwörung der Yamassee (1715) hauptsächlich ihren Ursprung verdankte (J. L. Thomson 50): sie kostete mehr als 800 Engländern das Leben (Journal hist. 119). Spanier und Franzosen waren bis dahin miteinander befreundet gewesen, seit 1719 aber begannen die Feindseligkeiten auch unter diesen, und die Eingeborenen waren es immer vorzugsweise, welche darunter zu leiden hatten. Oglethorpe gründete 1732 seine Kolonie in Georgia und machte von hieraus wiederholte Angriffe auf das spanische Florida. Während die Indianer von der einen Seite hierunter litten, suchten auf der anderen die Franzosen durch Emissäre seit 1736 die Cherokee in ihr Interesse zu ziehen und reizten sie gegen die Engländer, welche für begangene Verbrechen und Gewaltthaten den Eingeborenen jede Genugthuung versagten: daraus entsprangen die lange fortgesetzten Feindseligkeiten der Cherokee gegen die englischen Kolonieen, während die Muskoge lange Zeit hindurch die kluge Politik befolgten neutral zu bleiben und den Fran-

zosen sich gleich freundlich zu zeigen wie den Engländern (Adair 240, 260).

Eines der hervorstechendsten Ereignisse in der älteren Geschichte der südlichen Kolonieen ist das Natchez-Massacre vom 28. Nov. 1729. Die Franzosen hatten sich im Lande des genannten Volkes niedergelassen und dieses durch Tribut Frohnen und Bedrückungen aller Art gegen sich aufgebracht. Unter dem Gouverneur Chopart stieg die Bedrängniß auf's Höchste. 1716 ermordeten die Natchez mehrere Franzosen und begannen 6 Jahre später neue Feindseligkeiten (Journal hist. 123, 343). Endlich kam es zu einer allgemeinen Verschwörung, welche die gänzliche Vertilgung der Fremden bezweckte. Ein Weib das sie verrieth, fand keinen Glauben. Verfrühter Ausbruch allein rettete vielen Franzosen das Leben, die Natchez aber wurden bald darauf mit Hülfe der Choctaw geschlagen und zwei Jahre später vollkommen zu Grunde gerichtet, viele nach S. Domingo deportirt, die anderen niedergemacht oder zerstreut. Ihrer Vernichtung folgten (1736) die Kämpfe der Franzosen gegen die Chickasaw, welche stets auf Seiten der Engländer standen, während die Choctaw jenen anhingen (Adair 353, Bossu I, 55, II, 87 u. A.).

Ein Blick auf die angeführten Thatsachen, von denen nur wenige sich bezweifeln oder in einem milderen Lichte darstellen lassen, lehrt daß die feindselige Stellung welche die Indianer allerwärts zu den Weißen angenommen haben, ganz überwiegend durch die letzteren verschuldet war, denn die Hauptursachen der Verfeindung lagen in der unbefugten Occupation des Indianerlandes (den encroachments), in den Betrügereien Bedrückungen und Gewaltthaten, die sich einzelne gesetzlose Europäer und nicht selten auch die Kolonialbehörden selbst erlaubten, nächstdem in dem Umstande daß die Eingeborenen zwischen feindliche weiße Völker eingeschlossen und in deren Kriege untereinander hineingezogen wurden. Daß es bei gehöriger Vorsicht und Ehrlichkeit, bei aufrichtig gutem Willen und kräftigem Schutze der Indianer gegen Uebelthaten von Seiten der Kolonisten durch deren eigene Regierung, unmöglich gewesen wäre mit den Eingeborenen in Frieden zu leben, läßt sich durchaus nicht behaupten. Es wird sich zeigen daß man in der späteren Zeit, weit entfernt etwas von dem begangenen Unrecht wieder gut zu machen, fortgefahren hat es zu vergrößern.

In der zweiten Hälfte des 17ten Jahrh. war im Norden und in

der ersten des 18ten auch im Süden die Erbitterung der Indianer bereits allgemein: dieß muß man vor Allem im Gedächtniß behalten, wenn man ihr späteres Verhalten nicht unbillig beurtheilen will. Dieß zeigt sich deutlich an ihrem Verfahren im Kriege gegen die Weißen in jener Zeit, das von Belknap (I, 225) folgendermaßen geschildert wird.

„Die Indianer ließen sich selten oder nie sehen ehe sie den Angriff machten. Sie zeigten sich nicht im offenen Felde, sondern machten nur Ueberfälle, meist in den Morgenstunden sich hinter die Büsche verbergend in der Nähe der Waldpfade oder hinter den Hecken in der Nähe der Häuser. Ihr Versteck verrieth sich nur durch die von ihnen abgefeuerten Schüsse, die nur schwach waren, da sie das Pulver sparten und nur in möglichster Nähe schossen. Selten griffen sie ein Haus an ohne die Gewißheit nur geringen Widerstand zu finden, und man hat in Erfahrung gebracht daß sie oft Tage lang im Hinterhalt lagen die Bewegungen der Leute belauernd ohne sich hervorzuwagen. Verkleidet in erbeutete Kleider schlich sich öfters einer Abends in die Straßen von Portsmouth und sah durch die Fenster der Häuser um zu lauschen und zu horchen.

Ihre Grausamkeit traf hauptsächlich Kinder Alte und Schwache oder Wohlbeleibte welche die Anstrengung der Reise durch die Wildniß nicht ertragen konnten. Wenn sie ein hochschwangeres Weib fingen, stachen sie ihr die Messer in den Leib. Wurde ein Kind lästig, so stießen sie ihm den Kopf ein am nächsten Baum oder Stein. Bisweilen um die unglückliche Mutter zu quälen, peitschten und schlugen sie das Kind fast zu Tode oder hielten es unter Wasser bis ihm fast der Athem ausging und warfen es dann der Mutter zu damit sie es beruhige. Vermochte sie dieß nicht, so wurde es mit der Axt auf den Kopf geschlagen. Ein Gefangener der vor Müdigkeit seine Last nicht mehr schleppen konnte, hatte oft dasselbe Schicksal. Wer widerspänstig war oder mitschuldig an dem Tode eines Indianers oder einem solchen verwandt, der wurde langsam gemartert, meist am Pfahle, während die übrigen Gefangenen seinen Qualen zusehen mußten.* Bisweilen

* Größere Schonung der Gefangenen fand in dem Kriege statt der mit der Eroberung von Canada endigte, 1754—62, da die Indianer für sie ein gutes Lösegeld erhielten (Belknap II, 222). Nur die Huronen haben in den späteren Kriegen das Quälen der Gefangenen unterlassen (Doddridge bei Kercheval 322).

wurde ein Feuer angezündet und eine Drohung gegen einen oder mehrere ausgesprochen, obgleich man nicht die Absicht hatte sie umzubringen, sondern nur sich an ihrer Angst zu weiden. Die jungen Leute behandelten oft die Gefangenen unmenschlich in Abwesenheit der älteren, und wenn die Sache zur Untersuchung kam, mußten jene schweigen oder gute Miene dazu machen, damit es ihnen in Zukunft nicht noch schlimmer gehe. Wenn ein Gefangener traurig und niedergeschlagen war, wurde er sicherlich verhöhnt, wenn er aber singen tanzen und lachen konnte mit seinen Herren, so wurde er geliebkost wie ein Bruder. Gegen Neger hatten sie eine starke Abneigung und tödteten sie gewöhnlich wenn sie ihnen in die Hände fielen.

Hunger war ein gewöhnliches Leiden für die Gefangenen, da die Indianer, wenn sie Wild erlegten, es sogleich ganz aufzehrten und dann den Schmachtriemen umschnallten. Ein Wechsel der Herren, bisweilen für sie eine Erleichterung, rückte die Aussicht auf Befreiung in noch weitere Ferne. Hatte ein Indianer einen Verwandten verloren, so mußte ein Gefangener, den er für eine Flinte, eine Axt oder ein paar Felle kaufte, in die Stelle des Verstorbenen eintreten und der Vater Bruder oder Sohn des Käufers werden, und diejenigen welche sich in eine solche Adoption zu finden wußten, wurden dann mit derselben Güte behandelt wie diejenigen deren Platz sie eingenommen hatten. . .

Auf der andern Seite muß man anerkennen, daß Beispiele von Gerechtigkeit Edelmuth und Zartgefühl in diesen Kriegen vorgekommen sind, die einem civilisirten Volke zur Ehre gereichen würden. Ein Freundschaftsdienst, einem Indianer bewiesen, blieb ihnen so lange im Gedächtniß als eine Beleidigung, und das Leben von manchen ist geschont worden um guter Handlungen willen die den Vorfahren derer erwiesen worden waren in deren Hände sie fielen. Drei Indianer z. B. plünderten einst das Haus eines Mannes Namens Crawley, brachten ihn aber nicht um, weil die Großmutter des einen von ihnen einmal eine gütige Behandlung dort gefunden hatte. Bisweilen trugen sie Kinder auf dem Arme oder Rücken fort, gaben ihren Gefangenen das Beste zu essen was sie hatten und litten lieber selbst Mangel ehe sie ihre Gefangenen hätten darben lassen. Für Kranke oder Verwundete geschah Alles was zu ihrer Genesung erforderlich war. Bei dieser Sorge für ihre Gesundheit hatten sie ohne Zweifel eigennützige

Zwecke. Der merkwürdigste und schönste Zug in ihrem Betragen gegen die Gefangenen war aber ihr anständiges Betragen gegen die Frauen. Ich habe nie gelesen oder gehört noch bei näherer Untersuchung erfahren daß eine Frau die in ihre Gewalt gerieth, sich im geringsten über sie zu beklagen gehabt hätte, wogegen Zeugnisse für das Gegentheil sehr häufig sind" (Beispiele das. p. 229 not. Viele schauerliche Details aus den Kriegsgeschichten des 17. und 18. Jahrh. findet man besonders bei Church und bei Kercheval 318, 323, 386, 413 ff.).

Die Art der Kriegführung auf Seiten der Weißen und die Behandlung der Besiegten durch sie war meist weniger roh und grausam als die der Indianer, aber an moralischer Verwilderung und Schlechtigkeit der Gesinnung gaben sie diesen oft durchaus nichts nach. In den Kriegen des 18. Jahrh. zahlte die Regierung der englischen wie die der französischen Kolonieen Prämien für Skalps aus* (Belknap II, 48 ff., Gordon 438 Einzelangaben, Bossu II, 114, Sullivan 251 u. A.), und Lord Suffolk hat als Staatssekretär im englischen Parlamente diese Praxis vertheidigt (Collect. N. Y. H. S. II, 57). Dasselbe geschah sogar noch im amerikanischen Unabhängigkeitskriege von Seiten der englischen Regierung. Die Engländer skalpirten in dem Kriege von 1759 ganz nach Indianerweise (Thomson I, 154), und oft fielen in Folge der ausgesetzten Preise unschuldige und harmlose Menschen der Habsucht zum Opfer (Adair 245): ein Mann Namens David Owens mordete einst in einer Nacht zwei Schawanoe und drei Weiber mit denen er zufällig zusammengetroffen war, nur aus diesem Beweggrunde (Parkman a, II, 160). Es giebt zu dieser That zwei Seitenstücke in größerem Maaßstabe, die Ermordung der Indianer von Conestoga durch die Paxton boys (1763) und die der 96 unschuldigen Delawares welche zur Gemeinde der mährischen Brüder gehörten (1782). Auf einen unbestimmten Verdacht hin wurden die ersteren angefallen und einige von ihnen umgebracht; die überlebenden schaffte man nach Lancaster in's Gefängniß um sie vor weiteren Angriffen zu schützen, aber dieses wurde erbrochen und die Indianer abgeschlachtet. Der Gouverneur von Pennsylvanien wollte

* Es scheint daß man über das Skalpiren in Amerika anders denkt als bei uns, da Fremont (162) noch neuerdings das Skalpiren zweier Pferdediebe durch einen Franzosen und einen Amerikaner als eine glorreiche That erzählt.

auf die Mörder fahnden lassen, aber die öffentliche Meinung sprach sie frei und sie durften sich ihrer Schandthat noch rühmen. Die bekehrten Indianer befanden sich ihren Stammgenossen wie den Weißen gegenüber in einer gleich üblen Lage: man mißtraute ihnen von beiden Seiten und sah sie als heimliche Feinde an. Schon im J. 1781 hatte man die Herrenhuter Missionäre gefangen gesetzt, dann aber als unschuldig wieder losgegeben: ein Theil der Indianer war in Folge davon in die Missionsdörfer zurückgekehrt. Ihre Neutralität zwischen erbitterten feindlichen Parteien brachte ihnen den Untergang: sie wurden unter dem Scheine der Freundschaft überfallen und völlig widerstandslos umgebracht (Doddridge bei Kercheval 263, 276, Parkman a, II, 89, 102).

Man kann diese und ähnliche Grausamkeiten mit der Verwilderung entschuldigen, welche ein Krieg mit rohen Völkern, wenn er längere Zeit andauert und um die eigene Existenz geführt wird, unvermeidlich erzeugt, aber es geht hieraus auch auf der anderen Seite deutlich genug hervor daß die Kluft die den civilisirten Menschen vom sog. Wilden trennt, bei weitem nicht so groß ist als man sich oft einbildet. Es giebt beschämende Thatsachen genug, welche uns zu dem Geständniß nöthigen daß rohe Gefühllosigkeit und Barbarei in keinem geringeren Grade bei der weißen Raçe zu finden sind als bei der rothen. Weiße haben sich bisweilen in Indianer verkleidet um Verbrechen zu begehen, die diesen dann zur Last fallen sollten, und oft haben die Europäer welche unter den Indianern lebten, die letzteren erst zu den Greuelthaten angereizt die sie begingen (Kercheval 114). Der englische Oberst Proctor hat im Kriege von 1813 einer vorausgegangenen Capitulation zuwider die verwundeten Feinde seinen Indianern zum Skalpiren preisgegeben, während gleichzeitig der Indianer Tecumseh ähnliche Grausamkeiten mit aller Energie verhinderte (Drake zu Church 349 ff.). Daß Weiße im J. 1830 — man hat sie auch in früherer Zeit dessen öfters beschuldigt — das Blatterngift absichtlich unter den Pani verbreitet haben, die dann zu Tausenden hinstarben, scheint hinreichend beglaubigt zu sein (McCoy 441), und man wird dem Zweifel an dergleichen Ungeheuerlichkeiten abgeneigt, wenn man liest daß der Regierung der Vereinigten Staaten einst ein förmliches Project zur Vertilgung der Indianer übergeben werden konnte (Morse 81). Unter den älteren Ansiedlern der Westgrenze,

den gefeierten pioneers of the west, den „Helden von Old Kentucky“ und von Virginien, gab es viele, deren wesentlicher Lebenszweck die Jagd auf Menschen war, die ganz nach Indianerart gewohnheitsmäßig skalpirten, die in ihrer Kleidung wie in ihren Vergnügungen und Spielen ganz den Indianern glichen. Sie theilten auch den Aberglauben der letzteren: Krankheiten führten sie wie jene auf Behexung zurück und heilten sie durch Zerschießen eines kleinen hölzernen Bildes der Hexe, ihre Kinder erzogen sie in entsprechender Weise, übten sie im Werfen des Tomahawk und machten sie tüchtig zu dem Handwerk dem sie selbst nachgingen. Die Geschichten von Mike Fink übertreffen an grauenhafter Verwilderung so ziemlich Alles was man von Indianern weiß (Ruxton, Hoffmann II, 75, Busch I, 323, 372 und sonst). Dieß waren die Beispiele die den Eingeborenen vor Augen gestellt wurden um sie der Civilisation zu gewinnen.

Doch wir sind den Ereignissen vorausgeeilt, und müssen der Entwickelung der Verhältnisse etwas genauer folgen um die Veränderungen zu verstehen, welche in der Stellung der Indianer zu den Weißen allmälich eingetreten sind.

Unter dem Schutze der Franzosen hatten sich 1633 — einzelne waren schon früher gekommen — Jesuiten in Canada bleibend niedergelassen und drangen von dort unerschrocken nach Süden vor. Ohne ihrem ernsten Bekehrungseifer und ihrer viel bewährten Aufopferung zu nahe zu treten, darf doch behauptet werden daß auch politische Wirksamkeit nicht außer ihrem Kreise lag, da Charlevoix (620) selbst sagt, eine vieljährige Erfahrung habe sie gelehrt, das sicherste Mittel die Eingeborenen dem französischen Interesse zu gewinnen sei sie zu christianisiren, und ein Missionär sei oft mehr werth als eine Besatzung (vgl. auch La Potherie I, 363). Die Jesuiten wirkten zunächst unter den Huronen und Irokesen und mußten zum Theil den Märtyrertod sterben, als die ersteren um 1650 mit den Algonkin im Kriege unterlagen (S. oben p. 17 f.). Nur die Abenaki am Penobscot und Kennebec nahmen die Missionäre sehr bereitwillig auf und blieben daher auch stets treue Bundesgenossen der Franzosen, bis 1724 von Massachusetts aus die Engländer das Land eroberten und die Missionen unter Pater Rasles zerstörten, der die Indianer so vielfach gegen jene gereizt hatte (Brasseur I, 41 ff., 60). Allmälich hatten die Jesuiten auch bei den Irokesen Eingang gefunden, unter

denen sich vorzüglich die Mohawk ihnen lange Zeit feindlich gezeigt hatten (ebend. 133).

Seit der Mitte des 17. Jahrh. nahmen die Irokesen die hervorragendste Stelle unter den Indianervölkern ein. Die Franzosen welche hauptsächlich seit 1665 im Bunde mit den Algonkin gegen sie kämpften (La Potherie II, 83), gaben sich später viele Mühe, hauptsächlich mit Hülfe der Jesuiten, sie für sich zu gewinnen, doch gelang es nicht: bis zum Frieden von Ryswik (1697) standen sie beharrlich auf Seiten der Engländer, obgleich sie sich oft über diese zu beklagen hatten und wohl durchschauten daß die Engländer sich schonten um sie selbst den Franzosen auszusetzen, da sie von ihnen nicht die nöthigen Waffen, und Pulver nur zu sehr hohen Preisen erhielten. Erst als sie sich zu schwach und nur unzureichend unterstützt sahen, wurden sie zum Frieden mit den Franzosen geneigt: ihre Politik war in diesem Falle ehrenhaft, offen und voll Achtung vor den geschlossenen Verträgen (Colden I, 149, 176 f., vgl. 165 ff.). Sie bestand zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrh. darin, das Gleichgewicht der Macht zwischen Engländern und Franzosen zu halten, da sie wohl wußten daß aus dem gänzlichen Unterliegen der einen von beiden Parteien die drohendste Gefahr für sie selbst erwachsen würde (Charlevoix 397, 534). Von den Franzosen hatten sie nichts Gutes zu erwarten, denn der Gouverneur de la Barre erhielt von Ludwig XIV. die Instruction die Irokesen möglichst aufzureiben und die gemachten Gefangenen auf die Galeeren zu liefern (Brasseur I, 186). Auf die Zeit des Friedens zwischen den Franzosen und Engländern (1697—1709) folgten die unklugen und unglücklichen Expeditionen der letzteren gegen Canada und erst seit dieser Zeit ist es dem französischen Einfluß gelungen ein gewisses Uebergewicht bei den Irokesen zu gewinnen. In den Kriegen von 1754—63 standen die Seneca zu den Franzosen, die übrigen Völker des Bundes schwankten hin und her und waren in Parteien gespalten (Colden II, 126 ff.). Ihre Politik war unzuverlässig und treulos, da sie erkannten daß man sich beiderseits nicht scheue sie zu opfern, sobald der eigene Vortheil dieß nicht mehr verbiete.

Fast durchgängig verstanden es die Franzosen weit besser die Indianer zu behandeln als die Engländer. Nicht daß sie ihnen ein größeres Wohlwollen gezeigt hätten als diese, sie waren aber klüger und

gewandter (La Potherie II, Adair 286 und sonst). Im Kriege verfuhren beide mit gleicher Härte, ließen nicht selten die ihnen befreundeten Indianer auf den Feind los um dessen Land zu verwüsten, und selbst Weiber und Kinder wurden von beiden nicht immer geschont (Hutchinson); aber während die Indianer von den Engländern oft durch rücksichtslosen Hochmuth beleidigt, durch falsche Maßregeln erbittert und durch Geschenke nur unvollkommen wieder versöhnt wurden, schmeichelten die geschmeidigen Franzosen ihrer Eitelkeit und ihren Vorurtheilen, accommodirten sich ihnen auf alle Weise, ersparten ihnen alle unnöthigen Kränkungen und bewiesen sich freigebiger. Dasselbe zeigte sich auch an den französischen Canadiern (Mischlingen) noch in späterer Zeit: den Indianern im Aeußeren ähnlich durch schwarze Augen, schwarzes Haar, dunkle Gesichtsfarbe, harmonirten sie mit ihnen auch in ihrer Neigung zur Jagd und zu einem umherschweifenden Leben, und gesellten sich freundschaftlich zu ihnen, während die Geschenke und selbst die rechtliche Behandlung von Seiten der Engländer nicht vermochten sie diesen von Herzen zu gewinnen (Weld 350).

Im Laufe des 18. Jahrh. werden die Klagen über die Treulosigkeit und Verrätherei der Indianer immer häufiger und heftiger. Im J. 1689 (King William's war) überfielen sie plötzlich zur Rache für eine 13 Jahre früher erlittene Unbill die englischen Kolonieen im Norden, doch schonten sie dabei eine Frau, ihre frühere Wohlthäterin, und deren Haus (Belknap I, 197, 202, vgl. p. 117); im J. 1703 hatten sie noch 6 Wochen vor dem Ueberfall den sie ausführten (Queen Anne's war) betheuert: „so hoch die Sonne über der Erde stehe, so fern sei von ihnen die Absicht den Frieden zu stören", „so fest wie der Berg sei ihre Freundschaft und solange wie die Sonne und der Mond solle sie bestehen" (ebend. 264). Man kann sich darüber kaum wundern und ihnen keinen harten Vorwurf deshalb machen, denn mit richtigem Blicke für die Trostlosigkeit ihrer Lage bezeichneten sie diese mit den Worten: „Ihr (Engländer) und die Franzosen sind wie die Schneiden einer Scheere und wir das Tuch das in Stücke geschnitten wird" (Parkman a, I, 94). Mit der Beendigung des Krieges zwischen beiden um den Besitz von Canada (1759) war die Uebermacht der Engländer für immer entschieden und damit das Schicksal der Indianer. Die sog. Verschwörung Pontiac's (1763), welcher die Lage

der Sache sehr richtig verstand und den gänzlichen Untergang der Indianermacht voraussah, wenn sie sich jetzt nicht ermannten und einen vollen Sieg errangen, war die natürliche Folge jener wichtigen Veränderung der Verhältnisse.

Pontiac, Ottawa von Geburt, errang nur durch hervorragende Geistesgaben seine ausgezeichnete Stelle und seinen fast unbegrenzten Einfluß auf die Indianer. In der Stille organisirte er einen allgemeinen Bund unter den Völkern welche bisher den Franzosen befreundet gewesen waren: er umfaßte die Ottawa, Ojibway, Wyandot, Miami, Potowatomi, Winebago, Sauk, Schawanoe, Delaware, Mingo und von den Irokesen die Seneca. Neun englische Forts fielen sogleich in die Hände der Verbündeten, unter ihnen Michilimacinac durch die List eines Ballspieles, die ihnen Eingang in die Festung verschaffte. Vor Detroit feuerte Pontiac durch eine geschickt ausgesonnene Erzählung die Seinigen zum Kriege an. Ein Delaware-Indianer (so lautete sie in der Hauptsache) träumte nach langem Fasten daß er die Wohnung des großen Geistes besuchen solle. Er ging und ging bis er an drei Wege kam, deren zwei ihm durch Feuererscheinungen verschlossen wurden, und erreichte endlich auf dem dritten den Gipfel des hohen Berges wo der große Geist wohnte. Dieser gebot ihm den Indianern zu sagen daß er sie liebe, die Weißen aber hasse, daß sie diese vertreiben oder vertilgen sollten, denn das Land gehöre ihnen, untereinander aber sollten sie friedfertig leben und vor Allem ablassen vom Trunke und von abergläubischen Gebräuchen um zur alten Einfachheit ihrer Sitten wieder zurückzukehren.

Detroit fiel indessen nicht in die Gewalt der verbündeten Indianervölker. Durch Bouquet's Sieg und den Frieden vom J. 1765 wurden Pontiac's Pläne vollständig vereitelt. Er ging nach Westen zu den Illinois um auf's Neue die Kräfte der Indianer zu vereinigen, wurde aber dort auf Anstiften eines Händlers ermordet. Ueber seine große moralische Kraft (Anekdoten bei Parkman a, I, 258) wie über seine große geistige Begabung überhaupt ist nur eine Stimme. Wenige unter den Indianern sind ihm ebenbürtig und vielleicht nur der spätere Tecumseh ihm überlegen gewesen. Im höchsten Grade lernbegierig, bot er Major Rogers Land zum Geschenk an um ihn zu bewegen daß er ihn mit nach England nehme, wo er die Bearbeitung des Eisens, der Baumwolle u. dergl. lernen und sich noch vollständiger

über die englische Heereseinrichtung und Kriegskunst unterrichten wollte. Er gab eine Art von Papiergeld aus, Stücken von Birkenrinde die auf der einen Seite eine Fischotter, sein Totem, auf der anderen die ihm gelieferten Gegenstände im Bilde zeigten. (Parkman a, I, 190, 236, II, 253, Schoolcr. II, 243, Thomson 203, Thatcher II, 114 u. A.).

Zehn Jahre später (1774) folgte ein neuer Krieg (Lord Dunmore's war), dessen Veranlassung verschieden angegeben wird (Kercheval 148, 158, Thomson 205). Verdacht und Argwohn, vage Gerüchte von bevorstehenden Feindseligkeiten scheinen jedenfalls hauptsächlich den Ausbruch herbeigeführt zu haben, nachdem Logan den unprovocirten Mord gerächt hatte welchen Cresap's Leute, wie es scheint aus Privatfeindschaft (Schoolcr. VI, 619 f.), an seiner Familie begangen hatten. Cornstalk, der sich in diesem Kriege als Anführer der Delaware Irokesen Wyandot und Schawanoe sowohl durch seine Dispositionen und treffliche Taktik, als auch durch persönliche Tapferkeit in hohem Grade auszeichnete, warf wenigstens den Weißen die Ungerechtigkeit ihres Angriffes bei dieser Gelegenheit offen vor (Kercheval 155).

In ihren langen und erbitterten Kämpfen mit den Weißen haben die Indianer allmälich eine viel bessere Art der Kriegführung gelernt als ihnen vorher eigen war, und es scheint daß je mehr ihre Macht sich dem gänzlichen Untergange näherte und je trostloser ihre Lage wurde, desto ausgezeichnetere Talente und desto großartigere Charaktere bei einzelnen von ihnen zur Entwickelung kamen. Der amerikanische Unabhängigkeitskrieg, den sie richtig aufzufassen und zu verstehen ohne Zweifel nicht vermochten, spaltete sie in Parteien. Auf Seiten der Kolonieen standen die Mohikaner und von den Irokesen nur die Oneida, auf Seiten des Mutterlandes die Schawanoe und die Delaware. Die letzteren wurden von ihrem Häuptlinge Capt. Pipe zum Kriege gegen die Amerikaner gedrängt, während der einflußreiche White-Eyes stets dazu rieth Frieden zu halten. (Darstellung ihrer Parteibestrebungen bei Thatcher II, 122 ff.). Dieser nämlich war durch die Missionäre, denen er sich mehrfach höchst aufopfernd bewies selbst mit Gefahr des eigenen Lebens, dem Christenthume gewonnen worden und sah in der Bekehrung und Einführung der Civilisation das einzige Mittel sein Volk vom drohenden Untergange zu

retten, während Pipe in diesen Dingen die entgegengesetzte Ansicht vertrat.

Wir begegnen um diese Zeit öfters einem solchen Streite der Ansichten bei den Indianern: einige suchen das Heil ihres Volkes in einem Anschlusse desselben an die Weißen, im Christenthume und der Civilisation, andere in der Rückkehr zu den einfachen und reineren Sitten ihrer eigenen Voreltern; die einen besitzen meist nur wenig oder nichts von dem alten Stolze und dem edlen Selbstgefühle der ächten Indianer und sind überhaupt nur selten Männer von vorzüglicher Einsicht und großer geistiger Begabung, die anderen sind die Todfeinde der Weißen und aller Neuerungen in Sitten und Lebensweise die von ihnen herrühren, verdüstert und verbittert in ihrem Gemüthe durch das traurige Schicksal ihres Volkes, dessen Demoralisation und tiefe Erniedrigung sie vollkommen durchschauen und abzustellen streben. Zu jenen gehören der Choctaw Puschmataha (gest. 1824), der Mischling Cornplanter, dessen ausgezeichneter Beredtsamkeit es gelang sein Ansehn bei den Irokesen, das er durch einen Landverkauf (1784) zu verlieren in Gefahr kam, glücklich wiederherzustellen (über ihn Thatcher II, 271, 309, 312), und der moralisch reinere Little Turtle, Miami von Geburt, der zuerst die Pockenimpfung bei den Indianern einführte, und sich stets höchst lernbegierig nach allen Staatseinrichtungen und Gewerben der Weißen erkundigte um die Vortheile derselben auch den Eingeborenen zuzuwenden. Den entgegengesetzten Standpunkt vertraten die erklärten Gegner der beiden letztgenannten Männer: Red Jacket und Tecumseh. Auch schon längere Zeit vorher waren zu wiederholten Malen Propheten und Lehrer unter den Indianern aufgestanden, welche für große moralische Reformen unter ihnen mit aller Kraft zu wirken gesucht hatten.

Ein Priester der Irokesen hatte diesen um 1737 verkündigt daß der große Geist ihm erschienen sei und seinen Willen die Indianer zu vertilgen offenbart habe. „Ihr fragt“, sprach Gott zu ihm, „weshalb das Wild so selten geworden ist. Ich will es euch sagen. Ihr tödtet es um der Häute willen mit denen ihr euch berauschende Getränke kauft, ihr ergebt euch dem Trunke und mordet einander und führt ein ausschweifendes Leben. Darum habe ich die Thiere aus dem Lande getrieben, denn sie sind mein. Wenn ihr Gutes thun und euren Sünden entsagen wollt, will ich sie zurückbringen, wenn nicht, euch von

der Erde vertilgen" (Schoolcr. IV, 336). Pontiac schlug, wie wir gesehen haben, einen ähnlichen Weg ein um in diesem Sinne auf die Indianer zu wirken. Um das Jahr 1800 stand Cornplanter's Bruder Ganeodiyo als Prophet unter den Seneca auf, predigte ihnen Mäßigkeit und Einigkeit, warnte vor allem Landverkauf und vor aller Vermischung mit den Weißen. Er gab viele moralische Lehren und verlangte die Rückkehr zur Einfachheit der alten Sitten. Die Beschreibung der Höllenstrafen wie die der Glückseligkeit im Himmel, in welchen nach Indianerbegriffen von den Weißen nur der einzige Washington gekommen ist, war eines der Hauptmittel durch das er auf seine Zuhörer wirkte (Morgan 226). Tecumseh's Bruder, Elskwatawa, wirkte durch ähnliche Mittel für den Zweck die Indianer den Weißen zu entfremden und unter sich zu verbünden, doch hat er die gute Sache für welche er seit dem Jahre 1804 auftrat, durch Verfolgung einzelner Gegner befleckt, die er der Zauberei anklagte und zum Tode verurtheilen ließ (Thatcher II, 184 ff.). Von andern Propheten und Lehrern welche nicht selten mancherlei Phantastisches ihren moralischen Bestrebungen beimischten, hören wir auch sonst mehrfach (z. B. bei den Potowatomi, den Kickapu, de Smet 288, McCoy 95, 457).

Alle Anstrengungen dieser Art vermochten nichts gegen die Macht der Verhältnisse. Nach dem Ende des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges (1783) folgten bald neue Indianerkriege. Es war die ohne Zweifel oft geflissentlich erregte und vielfach im Stillen genährte Hoffnung der Indianer auf Beistand von Seiten der Engländer, welche sie zu Feindseligkeiten gegen die Vereinigten Staaten spornte und trotz offenbarer Schwäche ihren Muth aufrecht hielt. Dieß gilt von dem Kriege des Jahres 1791 in welchem Little Turtle in äußerst geschickter und erfolgreicher Weise operirte, an der Spitze der vereinigten Miami, Wyandot, Potowatomi, Delaware, Schawanoe, Ojibway, Ottawa u. a. (Thatcher II, 244 ff., Schoolcr. VI, 343). Die vollständige Niederlage der Indianer (1795) konnte er freilich nicht hindern. Englische Versprechungen waren es auch 1812 durch welche sich die Indianer unter Tecumseh zum Kriege verführen ließen. Ehe wir jedoch zur Betrachtung dieses letzten Kampfes übergehen, wird es gut sein einen Blick auf die Schicksale der Indianer in den südlicheren Ländern zu werfen.

Bei den Cherokee standen seit 1756 eine Kriegspartei unter Oconostota (Ostenaco) und eine Friedenspartei unter Atakullakulla (Little Carpenter) einander gegenüber. Letzterer, welcher nicht durch Kriegsthaten, sondern nur durch politische Klugheit und Einsicht glänzte, hat sich stets als treuer Freund der Weißen bewiesen, suchte sich diesen möglichst anzuschließen und vertrat das Interesse der Engländer, während sein Gegner unter französischem Einflusse stand. Atakullakulla siegte über seinen Rivalen, mit welchem er übrigens abgesehen von politischer Meinungsverschiedenheit, stets in Eintracht gelebt hatte, und brachte ein Bündniß der Cherokee und Catawba mit den englischen Kolonieen zu Stande (Thatcher II, 151 ff., Timberlake 72, 87). Dieses hatte indessen keinen Bestand. Pferdediebstähle, nach Andern nur die Aneignung wilder Pferde von Seiten der Cherokee, führte zu blutiger Rache von Seiten der virginischen Kolonisten. Es kam trotz Atakullakulla's unausgesetzten Bemühungen zu einem verheerenden Kriege, in welchem sich ein Theil der Creek mit den Cherokee verband; die Indianer geriethen in Bedrängniß und sahen sich genöthigt um Frieden zu bitten (nach 1760; Williamson II, 87 ff., Thomson I, 169). Die Kolonisten von Tennessee schickten um 1772, da sie sich noch schwach fühlten, eine demüthige Botschaft an die Cherokee, um Vergebung für einen verrätherischen Mord, den einer der Ihrigen begangen hatte, und Frieden von ihnen zu erbitten; das unbefugte Eindringen der Ansiedler in das Gebiet der Indianer ging aber hier wie anderwärts seinen Gang, und ihre häufig erwähnten Klagen darüber bei den Kolonialbehörden waren vergeblich (Ramsey 112, 270, 318 f., 497, 693). Ein von den Cherokee beabsichtigter Ueberfall (1775) wurde von einer Indianerin verrathen, jene durch wiederholte Schläge zum Frieden genöthigt, und die Grenze ihres Landes nach dem siegreichen Kriege von 1783 von Seiten Nord Carolina's in willkürlicher Weise festgesetzt (ebend. 144, 275). Es scheint demnach daß man die Bewunderung etwas mäßigen müsse, welche Ramsey (370) dem Heroismus der Ansiedler „den grausamen und rachsüchtigen Wilden" gegenüber zollt, zumal da er selbst mittheilt daß Grausamkeiten einzelner gegen diese außer Zweifel stehen und nicht selten gewesen sind. Ein begangener Mord wurde an unschuldigen Indianern ganz ebenso von den Weißen gerächt wie von jenen: die moralische Verwilderung war auf beiden Seiten gleich (ebend. 420).

B. Franklin schrieb im Jahre 1787 über die Occupation des Landes von Seiten der Kolonisten, „sie sei um so ungerechtfertigter als die Indianer unter sehr annehmbaren Bedingungen Land zu verkaufen bereit seien, und der Krieg gegen sie in einem Jahre leicht weit größere Verluste verursache als die zum Ankaufe des eroberten Gebietes erforderliche Summe betragen haben würde."

Die Errichtung von Fort Jefferson im Gebiete der Chickasaw (1780) ohne deren Erlaubniß, das ununterbrochene Vordringen der Kolonisten in den Ländern am Cumberland Fluß und andere Beeinträchtigungen führten zu unausgesetzten Feindseligkeiten in diesen Gegenden (1780—94), da die Kommissäre der Bundesregierung (1786) die Grenze der Chickasaw in einem Friedensschlusse mit diesen zwar festgestellt hatten, die südlichen Staaten aber dieses Abkommen unbeachtet ließen, weil sie durch die getroffene Bestimmung zu viel aufgegeben glaubten: seit 1780 scheint kein Friedensvertrag mehr von den Indianern mit der Absicht geschlossen worden zu sein ihn zu halten, so viele deren auch zu Stande kamen (Ramsey 446ff., 463, 499.). Auch die Creek nahmen an diesen Kriegen sehr thätigen Antheil. Es bedurfte (1787) eines ausdrücklichen Congreßbeschlusses um Georgia an einem völlig ungerechten Angriff auf sie zu hindern (ebend. 394ff.), und man kann sich bei der gänzlichen Willkür mit welcher die Eingeborenen behandelt wurden, nicht wundern daß die Feindseligkeiten hier im Süden denselben unversöhnlichen Charakter annahmen wie im Norden.

Nach dem für die Amerikaner glücklichen Ausgange ihres Unabhängigkeitskrieges war die Lage der Indianer eine vollkommen hoffnungslose; es gehörte der Muth und die Energie eines Tecumseh dazu noch an eine mögliche Besserung derselben zu denken. Sohn eines Schawanoe und einer Cherokee-Indianerin, zeichnete er sich schon in der Jugend durch große Mäßigkeit und strenge Wahrheitsliebe aus, und vereinigte als Mann in sich alle großartigen Eigenschaften des ächten Indianers. Vor Allem strebte er dem ferneren Vordringen der Weißen einen festen Damm entgegenzusetzen und suchte zu diesem Zwecke einen allgemeinen Indianerbund zu stiften, der auf dem Grundsatze beſtände, daß alles Land unveräußerlich und Gesammteigenthum der Eingeborenen und aller Landverkauf darum ungültig sei. Für diesen Grundsatz der Selbsterhaltung wußte er sie durch eigene Freigebigkeit und durch überlegene Beredtsamkeit zu gewinnen. Sein Bruder, der „Pro-

phet", Elskwatawa, stand ihm in letzterer Rücksicht weit nach und war überdieß weniger beliebt (Hunter 43), doch bediente er sich desselben hauptsächlich um für eine moralische Reform und für die Wiederherstellung der alten Sitte unter den Indianern zu wirken, namentlich den Trunk und alle unnöthigen Grausamkeiten abzustellen, ein Ziel in dessen Verfolgung allein er mit seinem erklärten Gegner Little Turtle zusammentraf. Seit dem Jahre 1804 hatte er im Geheimen mit großem Erfolge für diese Zwecke eine rastlose Thätigkeit entwickelt, in der Voraussicht eines bevorstehenden Bruches zwischen den Amerikanern und Engländern. Da entdeckte ein Potowatomi dem Gouverneur Harrison von Indiana seine gefährlichen Pläne. Tecumseh erfuhr es und gab Befehl den Verräther heimlich umzubringen. Als der Potowatomi davon hörte, ging er hin zu ihm und häufte auf Tecumseh alle Schmach, ohne daß dieser auch nur ein Wort erwidert hätte. Er blieb stumm und ließ ihn gehen, der Potowatomi aber ist seitdem spurlos verschwunden (Thatcher II, 200).

Die Unvorsichtigkeit Elskwatawa's führte vorzeitig die Schlacht von Tippecanoe herbei (1811) und deckte Tecumseh's Pläne auf: es blieb diesem jetzt nur übrig sogleich zu offener Feindseligkeit zu greifen. Die Engländer bedienten sich der Indianer wie früher, vielfach auch in dem Kriege von 1812 gegen die Vereinigten Staaten, sie verwickelten die Creek mit diesen in Krieg, hatten jenen verfrühten Ausbruch veranlaßt und standen bald darauf auf dem Punkte, die Eingeborenen ihrem Schicksale zu überlassen (Thomson II, 62, 423). Da sprach Tecumseh zu General Proctor: Von den Engländern sind früher die Indianer zum Kriege gedrängt worden, sie aber schlossen Frieden und gaben diese preis (nach der amerikanischen Revolution). Jetzt haben die Engländer versprochen den Indianern ihr Land wieder erobern zu helfen, sie haben versprochen für deren Weiber und Kinder zu sorgen und nun wollen sie sich zurückziehen und diese im Stiche lassen die sie zum Kriege getrieben haben. Wenigstens die Waffen und die Munition, fügte er hinzu, sollten sie da lassen die für die Indianer bestimmt seien, denn sie selbst seien entschlossen in ihrem Lande zu siegen oder zu sterben (Thatcher II, 237). Tecumseh selbst fiel in der entscheidenden Schlacht (1813) und die Indianer schlossen Frieden (1814f.), mit einziger Ausnahme der Creeks und Seminolen.

Tecumseh's Zeitgenosse und Geistesverwandter Red Jacket,

ebenfalls ausgezeichnet durch hohe Geistesgaben, ist zu keiner so großen politischen Wirksamkeit gelangt. Im Herzen vollständig Heide wie jener, bekämpfte er jeden Anschluß der Indianer an die Weißen durch seine hinreißende Beredtsamkeit, die ihren größten Triumph feierte, als sie die Irokesen von der Richtigkeit der Anklage auf Zauberei überzeugte, welche Cornplanter gegen Red Jacket erhoben hatte. In späteren Jahren ergab sich letzterer dem Trunke und wurde theils in Folge einer Intrigue theils durch eigene Schuld von den Seneca der Häuptlingswürde für verlustig erklärt, erhielt diese jedoch in einer allgemeinen Versammlung der Irokesen wieder zurück. Den Trunk hat er sich im Alter ganz wieder abgewöhnt (Thatcher II, 295 ff.). Er starb 1830 und man hat ihn „den letzten der Senecas" genannt.

Je mehr alle Aussicht den Indianern schwand sich noch ferner behaupten zu können, desto erbitterter führten sie ihre Kriege gegen die Weißen. Der erste Seminolenkrieg (1817 f.), bei welchem man diesem Volke unter anderen Vorwürfen auch den machte, daß es sich der Einführung von Sklaven widersetze, legt davon Zeugniß ab; nicht minder der zweite (1835—42), während dessen man sich wie die Spanier in alter Zeit der Bluthunde gegen die Indianer bediente, obwohl sie sich nur wenig nützlich erwiesen (Thomson II, 499 ff., 529). Zwischen beide fällt der nach einem Häuptlinge der Sauk genannte Blackhawk-Krieg (1831 f.), dessen Veranlassung darin lag, daß Governor Harrison einige wenige Häuptlinge der Sauk und Füchse (1804) zur Abtretung ihres Landes auf der Ostseite des Mississippi bewogen hatte: die Ansiedler vertrieben die Indianer von dort, brachten sie um und verbrannten ihre Dörfer, Blackhawk aber widersetzte sich mit bewaffneter Hand dieser gewaltsamen Occupation des unrechtmäßig erworbenen Landes in derselben Weise wie Osceola am Anfange des zweiten Seminolenkrieges der Vertreibung aus dem seinigen (ebend. 508, 515 f., 537, Olshausen II, 240). Das Ende des Krieges war daß die Indianer im Norden über den Mississippi hinübergedrängt wurden, während man sie im Süden theils durch Ueberredung theils durch Zwang dahin brachte sich dasselbe gefallen zu lassen.

Unsere ganze bisherige Darstellung zeigt daß eine der Hauptursachen der beständigen Feindseligkeit zwischen Indianern und Weißen darin lag, daß jene um ihr Land kamen, durch Krieg oder im Frieden, durch Kauf, durch Betrug oder durch einfache Occupation, im Kleinen

oder im Großen. Der häufige Wechsel der Wohnsitze würde es ihnen unmöglich gemacht haben sich zu civilisiren und überhaupt eine feste Lebenseinrichtung sich anzueignen, selbst wenn sie dazu geneigter gewesen wären als sie es waren und als sie es sein konnten. An der Mündung des Red River (Winipeg See) hatten die Indianer angefangen Landbau zu treiben, aber das Interesse des Pelzhändler nöthigte sie diesen wieder aufzugeben und zum Jägerleben zurückzukehren (West 129). In späterer Zeit hat (wie auch Schoolcraft VI, 554 anerkennt) oft schon die Furcht vor der Nöthigung zu einem Wechsel des Wohnsitzes jeden Fortschritt gehindert, während auf der anderen Seite die großen Strecken Landes die sie immer noch behielten, ihnen gestatteten das Jägerleben fortzuführen an das sie gewöhnt waren. Wie die Delaware auf der Versammlung in Philadelphia (1742) um einen großen Theil ihres Landes von den Weißen mit Hülfe der Irokesen betrogen wurden, hat Parkman (a, I, 79) dargestellt. Sie haben gleich den Schawanoe und vielen anderen Völkern bei verschiedenen Gelegenheiten erklärt, daß sie den englischen Kolonieen nur deshalb feindselig wurden, weil man sie um ihr Land betrog oder dieses ungefragt occupirte (Chapman 31, 34). Eine ausführliche Darlegung des Verfahrens durch welches die Micmac um ihr Land kamen, hat Schoolcraft (V, 679) gegeben. So hat man noch im Jahre 1836 in Washington mit einer Gesandtschaft der Ottawa, die aus lauter gemeinen Leuten bestand und also gar kein Recht zum Landverkauf hatte, einen Vertrag über die Abtretung ihres Landes in Michigan geschlossen (McCoy 494). Das oft zwangsweise verkaufte Gebiet wurde von Ansiedlern allmälich besetzt und angebaut: das Wild floh von dem der Indianer lebte, er mußte ebenfalls fortziehen. Daß er unter solchen Umständen nicht selten den Versuch machte Ansprüche auf Ländereien zu erheben die ihm gar nicht gehörten (wie z. B. die Irokesen der Regierung von Vermont gegenüber 1798, Z. Thompson 202f.), oder sich das Verkaufte zum zweiten Mal bezahlen ließ um sich einigermaßen zu entschädigen, läßt sich ihm kaum verargen.

An die Landverkäufe knüpften sich noch andere Uebel für die Indianer. In neuerer Zeit bezahlte man ihnen das abgetretene Land in der Regel in Geld, in der Form einer Jahresrente. Es wird versichert daß bei der Auszahlung selbst oft Betrügereien in großem Maaßstabe vorgekommen sind von Seiten der Regierungsbeamten. Dieß ist nur

allzuglaublich. Bei Lieferung von Lebensmitteln soll dasselbe der Fall sein: Gregg erzählt z. B. als verbürgt, daß die südlichen Völker und die Regierung im Jahre 1838 bei einer solchen Gelegenheit zugleich betrogen wurden; ein Einzelner der einen schriftlichen Verhaltungsbefehl in den Händen hatte, drohte durch schlechte Behandlung gereizt, die Sache zu veröffentlichen, ließ sich aber durch die Summe von 13000 Dollars beschwichtigen, und man hat eine Untersuchung der Sache zu vermeiden gewußt, obgleich die Regierung davon Kunde erhalten haben soll. Den Empfang der Jahrgelder, welche von den Indianern nicht nachgezählt zu werden pflegen, quittirt der auszahlende Agent selbst, der Empfänger muß nur die Feder mit der er es thut, berührt haben (Kohl I, 160). Ferner geschieht die Auszahlung auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten (Keating I, 125), wo die Indianer leicht Branntwein in Menge haben können, nicht in ihrem eigenen Lande: die gewöhnliche Folge ist daß das Geld sogleich von ihnen vertrunken wird. Es ist bekannt wie verderblich den Eingeborenen der Trunk geworden ist, wie häufig er bei ihnen zu Mord und Todtschlag führt und wie die Händler dieses Laster benutzt haben um sie in aller Weise auszubeuten und zu Grunde zu richten. Trotzdem hat die vielgerühmte väterliche Indianerpolitik der Vereinigten Staaten keine wirksamen Maßregeln gegen diese Abscheulichkeiten ergriffen. Erst auf Veranlassung des Häuptlings Little Turtle hat 1802 Kentucky sich entschlossen den Branntweinhandel mit den Indianern zu verbieten, von Ohio auch nur dieß zu erreichen war jenem nicht möglich (Thatcher II, 244 ff.).

Seit dem Ende des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges begannen die Verträge der Regierung mit den Indianern über Gebietsabtretungen in großem Stile und über die dafür zu zahlenden Jahrgelder. Sie hatte sich das Vorkaufsrecht dabei vorbehalten und auf diesem Wege bis zum Jahre 1820 mehr als 200 Millionen Acker Land erworben. Für 191 Millionen Acker hatte sie 2½ Millionen Dollars bezahlt und aus ungefähr dem elften Theile dieser Ländermasse durch Wiederverkauf im Einzelnen 22 Millionen Dollars gelöst, während die Käufer eine gleiche Summe noch darauf schuldig blieben. Die sämmtlichen Jahresrenten welche die Indianer von den Vereinigten Staaten damals erhielten, betrugen 154575 Dollars, doch waren darunter nur 80325 Dollars permanente Jahrgelder, zu denen noch

einige Tausend Dollars für Schulen kamen (Morse 94, ebend. App. 391). Dieß war ohne Zweifel „ein gutes Geschäft,“ das auf die Politik der Ausbeutung unter welcher die Indianer zu leiden hatten, ein helles Licht wirft. Zu welchen Preisen die Regierung kaufte, mag man darnach bemessen, daß sie von den Quappa einst 60000 englische Quadratmeilen für 4000 Dollars erwarb (Nuttall 94), und wie es den Indianern in Folge der Landverkäufe erging, kann das Beispiel der Dakota lehren: sie hatten 1837 alles Land im Osten des Mississippi abgetreten und verkauften 1851 auch das im Westen dieses Flusses gelegene Gebiet bis zur Mündung des Sioux-Flusses und bis zu den nördlich von dort gelegenen kleinen Seen (Riggs); da aber auf diesem bedeutende Schulden an die Pelzhändler hafteten und die Indianer den Werth des Geldes nicht kannten, waren sie wenige Wochen nach der Zahlung wieder so arm wie vorher (Wagner u. Sch. III, 42). Jahresrenten zu zahlen in Geld war für die Regierung der Vereinigten Staaten die bequemste und vortheilhafteste, für die Indianer die schädlichste Weise den Landkauf zu bewerkstelligen. Man wußte beides recht gut, und die Erfahrung jedes Jahres lehrte es, daß die Jahresrente nichts war als ein hingeworfenes Almosen das jeden Trieb zur Arbeit ersticken und den Müßiggang fördern mußte. Den weißen Amerikaner kümmerte dieß nicht, denn er sah es eben gern wenn die Indianer zu Grunde gingen und er den Schein der Schuld daran von sich wälzen konnte.

Von der Indianerpolitik der Vereinigten Staaten läßt sich im Allgemeinen, und abgesehen von den früheren Präsidenten Washington Adams und Jefferson, nur sagen daß sie gegen das Schicksal der Eingeborenen völlig gleichgültig, Vieles gethan hat ihr Elend zu vergrößern und fast nichts demselben Einhalt zu thun. Sie hat sich oft rühmen lassen wegen der Ackerbaugeräthe Handwerker und Lehrer die sie den Indianern geschickt, und wegen der Schulen und Muster-Farmen die sie bei ihnen eingerichtet hat. Abgesehen von der Dürftigkeit und Kraftlosigkeit an welcher alle solche Anstalten von jeher litten, wurden sie oft so sorglos und fahrlässig betrieben daß sie nichts helfen konnten. Musterwirthschaften an Orten angelegt wo sie kein Indianer zu sehen bekam, Schmiedewerkstätten auf einer Farm errichtet, eine Menge als Geschenke gelieferter Sachen, von denen die Indianer nichts erhielten ohne vierfach dafür zu bezahlen, eine Million Dollars zu ihrem

Besten jährlich verausgabt, von welcher niemand sagen kann wie sie verwendet wird (Atwater 324), die unwirksam gebliebenen Verbote des Branntweinhandels können eben nicht als große Wohlthaten gepriesen werden. Vertragsmäßig erhalten zwar jetzt viele Indianervölker Unterstützungen von den Vereinigten Staaten, aber die Regierung der letzteren hat selbst 1817 noch nicht daran gedacht etwas für die Erhebung der Eingeborenen zu thun (McCoy 604). Sie hat namentlich so gut als nichts gethan um zu hindern daß die Indianer fast ausschließlich mit dem Auswurfe der weißen Bevölkerung in Verkehr standen, und wie von Charlevoix (370 und sonst) und Andern finden wir es daher auch noch von Schoolcraft (II, 139, 528, II, 127, 143 und sonst), dem officiell bestellten Geschichtschreiber der Indianer, zugegeben daß sich diese in Folge des Verkehres mit den Weißen wesentlich verschlechtert, daß insbesondere Trunk und Ausschweifungen unter ihrem Einflusse sehr zugenommen haben. Bartram spricht sogar sein Erstaunen darüber aus daß die Indianer den lasterhaften Beispielen der Weißen so lange Zeit widerstanden haben und nicht noch tiefer gesunken sind.

Allerdings hat die Hudsonsbay-Gesellschaft in ihrem Gebiete dafür gesorgt daß die Eingeborenen nicht durch Trunk demoralisirt* (S. oben p. 84), sondern auch durch Schlichtung ihrer Streitigkeiten zu einem ruhigen und ordentlichen Leben hingeführt werden, aber es läßt sich nicht leugnen daß der Pelzhandel über die Indianer vielfaches Elend gebracht hat (S. oben p. 86) und daß die Pelzjäger (trappers) schlechte „Pioniere" der Cultur sind. Sie leben ganz nach Indianerweise (vgl. Pr. Max. c, I, 485), kennen keinen Grundsatz als ihren Eigennutz und scheuen vor keinem Verbrechen zurück. (Ueber die Gewinne und Gewissenlosigkeit der Pelzhändler Wagner und Sch. II, 328). Morse (40 ff.) hat treffend das Uebel auseinander gesetzt das die Händler unter den Eingeborenen anrichten. Sie hatten ein Interesse die Unbildung der Indianer zu erhalten und wirkten daher gegen die Einrichtung von Schulen (Schoolcr. II, 189). Ihr Handelsbetrieb war fast durchgängig ein systematischer Betrug. Was sie den Indianern auf Credit vorschossen, ging oft verloren, da unter solchen Umständen von Treue und Glauben auf beiden Seiten keine Rede

* Gleichwohl wird bestimmt behauptet daß auch dort der Branntweinhandel sich eingeschlichen hat (Ztsch. f. Allg. Erdk. N. F. V, 72).

war, und wenn die Hälfte der Schuld bezahlt wurde, glaubten die Händler gut wegzukommen, da es ihnen nicht schwer fiel sich schadlos und mehr als schadlos zu halten. Sie behielten den ganzen Handel mit den Indianern in den Händen, da die Factoreien welche die Regierung hatte anlegen lassen, zu höheren Preisen verkauften, keinen Credit gaben und keinen Branntwein lieferten, und den Indianern überdieß durch die Händler eingeredet wurde, daß die Güter in den Factoreien zu Geschenken für sie bestimmt seien die man ihnen nur betrügerischer Weise vorenthalte. Da diese Anstalten nicht mit den Händlern concurriren konnten, gab man sie 1821 ganz auf.

Vor dem Ausbruche des Krieges gegen Tecumseh hat der schon erwähnte Gov. Harrison von Indiana in einer Botschaft (1809) sich selbst dahin ausgesprochen, daß die damals herrschende Freiheit des Handels mit den Indianern ein großes Uebel für beide Theile sei und daß die letzteren sicherlich nicht zu den Waffen greifen würden, wenn nur eine einzige der vielen neuerdings an ihnen begangenen Mordthaten gestraft würde (Thatcher II, 230). In einem Vertrage mit den Choctaw (1786) hieß es freilich daß jeder Weiße der sich auf ihrem Gebiete niederlasse den Schutz der Vereinigten Staaten verwirkt haben und daß Verbrechen an Weißen und an Indianern gleich gestraft werden sollten (Monatsb. der Ges. f. Erdk. IV, 50), aber schwerlich lassen sich Fälle nachweisen in welchen dergleichen Verträge gehalten worden wären, und wenn der Report of the Commissioner of Indian affairs (1841) und andere Documente dieser Art von dem Schutze sprechen den die Bundesregierung den Indianern gewähre, so sind dieß bis auf den heutigen Tag leere Phrasen, an die niemand glaubt der die Verhältnisse näher kennt (vgl. die Darstellung im Ausland 1856, p. 804 zum Theil nach amtlichen Quellen). Wie es um diesen Schutz steht, mag folgende von Fletcher (bei Schoolcraft III, 285) mitgetheilte Geschichte lehren.

Eine Bande Chippeway (Ojibway) erschlug 1851 eine Sioux-Familie. Deshalb zur Rede gestellt und mit dem „Mißfallen" ihres „großen Vaters" (des Präsidenten) bedroht, antworteten sie: „Im vergangenen Jahre hatten wir eine Zusammenkunft mit unserem Vater Gov. Ramsey, und unsern Brüdern den Langmessern (Amerikanern). Sie sagten uns daß wir keine Kriege führen, und daß die Sioux gestraft werden sollten wenn sie uns angriffen. Bald darauf überfie-

len die Feinde unser Dorf am Ottertail-See, da unsere Krieger auf der Jagd waren, und tödteten mehrere unserer Weiber und Kinder. Wir meldeten es unsern Brüdern den Langmessern und baten sie ihrem Versprechen gemäß uns zu rächen. Wir haben lange gewartet und es ist nichts für uns geschehen. Die Geister unserer Todten konnten nicht zur Ruhe kommen, wir beschlossen uns selbst zu rächen und haben es gethan. Vater du weist daß dieß die Wahrheit ist."

Gar manche der hervorragendsten amerikanischen Staatsmänner haben es sogar gern gesehen wenn die Indianer einander aufrieben. Von Jackson z. B. ist dieß gewiß. Er hatte zu den älteren Ansiedlern des Westens von Tennessee gehört (1788), welche sich auf dem Jagdgebiete der Indianer niederließen ohne sie darum zu fragen, und bald durch fortgesetzte Feindseligkeiten und Verluste gegen sie auf's Höchste erbittert wurden. Seine Todfeindschaft gegen sie hat Jackson in einer officiellen Depesche vom 27. März 1814 offen ausgesprochen, in welcher er sagt daß er entschlossen sei die Creek im Kriege „zu vertilgen (to exterminate) und keinen entkommen zu lassen." Und er hat diesen Entschluß ausgeführt: auch die sich verbargen ließ er aufsuchen in der Schlacht von Horse-shoe-creek, und niedermachen oder in die Sümpfe treiben (Featherstonaugh II, 298).

Wie wir oben gesehen haben, wurden die Indianer in früherer Zeit als Unterthanen des Königs von England angesehen, und man trug Sorge dafür sie in Verträgen sich selbst als solche bezeichnen zu lassen. Man konnte sie dann im Kriegsfalle als „Rebellen" behandeln und ließ sie beim Friedensschluß bekennen daß sie treulos gewesen, für die Zukunft aber neue Treue der Krone angelobten (Belknap II, 37), unbekümmert darum daß sie selbst wenig oder nichts davon verstanden was dieß hieß. Sicherlich gaben sie damit die Ansicht nicht auf daß sie selbst die eigentlichen Herren des Bodens und die Engländer nur Eindringlinge seien, ja die Kolonial-Regierung selbst hat, wie Hutchinson (II, 247) treffend bemerkt, trotz der Unterthänigkeitserklärung die Indianer meistentheils als freie selbstständige Herren des Bodens angesehen. Die englische Krone welche sich die Oberlehnsherrlichkeit über die amerikanischen Provinzen (fee-simple) zusprach und den Kolonisten das Recht gab sich dort niederzulassen, erkannte zugleich das Eigenthumsrecht der Indianer an, deren Land daher jene den letzteren abkaufen mußten. Erst späterhin hat man das Eigenthumsrecht der

Indianer auf ihr Land in Zweifel gezogen oder ganz in Abrede gestellt: die Ansichten der amerikanischen (ob auch der englischen?) Juristen gehen neuerdings dahin, daß jene kein solches Recht an Grund und Boden haben noch hatten und daher auch kein solches an andere Individuen, etwa durch Kauf, übertragen können, sondern daß nur die Krone, deren Eigenthum das entdeckte und in Besitz genommene Land war, von den Eingeborenen, welche einen nur beschränkten Anspruch auf dessen zeitweiligen Besitz und Genuß hatten, eben dieses Besitzrecht erwerben konnte (Morse 67 u. ebend. App. 279 ff.). Da nun jenes Eigenthumsrecht der englischen Krone an die Vereinigten Staaten übergegangen ist, so schließt man weiter, hat die Regierung der letzteren stets das Vorkaufsrecht, kann allein Land rechtsgültig von den Eingeborenen kaufen und an Einzelne wieder verkaufen. Auch aus der Jurisdiction welche die Regierung in den Ländern der Indianer habe, soll folgen daß ihr selbst, nicht den letzteren das Eigenthumsrecht an diesen Ländern ursprünglich zustehe.

Nach dieser Theorie, welche die Indianerpolitik der Vereinigten Staaten von ihrer schwärzesten Seite zeigt, ist es vollkommen richtig daß alle Käufe und Verträge durch welche Grundeigenthum von den Indianern unmittelbar an einzelne Weiße überging, nichtig waren, daß alle Verträge dieser Art welche die Regierung mit den Indianern schloß, nur aus Humanität und Klugheit eingegangen wurden: sie wollte keine Gewalt brauchen, daß sie endlich gar keine rechtlichen Verpflichtungen irgend welcher Art gegen jene hatte, wenn es ihr nur gelang ihnen den Besitz des Landes irgendwie abzunehmen. Ausdrücklich und formell scheint in der That die Regierung das Eigenthumsrecht der Eingeborenen auf ihr Land niemals anerkannt zu haben, aber sie hat sich bei Landkäufen und Verträgen über Landabtretung von Seiten der Indianer immer so ausgesprochen, als setze sie selbst jenes Eigenthumsrecht voraus. Daß diese Voraussetzung von der englischen Regierung und von der der Vereinigten Staaten in früherer Zeit als selbstverständlich und einleuchtend betrachtet wurde, geht aus den Staatsschriften beider unzweifelhaft hervor, wie Chief Justice Marshall (bei Colton II, 280 ff.) ausführlich bewiesen hat.

Die Verkehrtheit des obigen Räsonnements beruht im Wesentlichen darauf, daß man die Sätze des positiven europäischen Völkerrechtes, eines Rechtes das seiner Natur nach nur die europäischen Völker an-

geht und deren gegenseitige Verhältnisse zu regeln den Anspruch machen kann, auf noch unentdeckte Länder und Völker ausgedehnt hat, als ob die europäischen Regierungen irgend welche Rechte und sogar Eigenthumsrechte auf alle Länder der Erde überhaupt gehabt hätten, bessere und größere Rechte als die Eingeborenen selbst. Die Rechte die man aus der Entdeckung herleiten mag, können nur Rechte sein welche andere europäische Völker verbinden die Besitzergreifung zu unterlassen und sich jedes Eingriffes zu enthalten, nicht aber Rechte welche sich auf die entdeckten Länder selbst beziehen und den eingeborenen Völkern selbst gegenüber sich geltend machen ließen. Woraus sollte auch das Recht der Europäer abgeleitet werden über die ganze Ländermasse der Erde als ihr Eigenthum zu verfügen? Die Satzungen des europäischen Völkerrechtes sind festgestellt worden ohne daß die Eingeborenen von Amerika dabei irgend eine Stimme gehabt oder sonst eine Berücksichtigung gefunden hätten, man hat vielmehr über sie vollkommen willkürlich verfügt als über herrenlose Sachen: sie sind einem fremden Rechte mit Gewalt unterworfen worden, und es ist Sophisterei zu beweisen daß sie nach dem bestehenden Rechte, d. h. nach dem Rechte das nicht das ihrige war, kein Eigenthum an Grund und Boden gehabt hätten. Will man sich endlich darauf stützen daß die Indianer Wilde waren und den Boden nicht bebaut hätten, so ist dieß nur halb wahr; wäre es aber auch ganz wahr, so würde daraus nichts gegen ihr Eigenthumsrecht folgen, denn England, die Vereinigten Staaten, Brasilien und viele andere Staaten behaupten Eigenthumsrechte auf Gebiete die noch unvermessen sind, die der Fuß keines civilisirten Menschen jemals auch nur betreten hat, die noch viel unbenutzter und unausgebeuteter daliegen als die meisten Indianerländer, und es wird unter allen Umständen ungereimt bleiben einer europäischen Regierung, deren Schiffe Expeditionen oder Kolonisten ein bisher unbekanntes und unerforschtes Land zum ersten Male betreten, ein Eigenthumsrecht auf dieses zuzuschreiben, das man den Eingeborenen abspricht, welche es seit unvordenklicher Zeit kennen bewohnen und für ihre Zwecke benutzen. Es macht dem civilisirten Europäer Schande genug fast allerwärts die Eingeborenen mit Füßen getreten zu haben — anstatt einen Theil seiner Schuld zu sühnen fügt er zu ihr die neue Schmach zu beweisen daß seine Uebelthaten mit seinen fein entwickelten Rechtsbegriffen im besten Einklange stehen.

Wir beleuchten endlich die Indianerpolitik der Vereinigten Staaten noch durch einige hervorragende Beispiele aus der Geschichte der Uebersiedelung der Indianer nach Westen in das Land jenseits des Mississippi, wo durch einen Congreß-Beschluß nach Aufhebung der bisherigen Indian Reservations diesseits des Mississippi, im Jahre 1825 das Indian Territory auf Anregung des Präsidenten Monroe errichtet worden ist, in welches man seitdem die Reste der Indianervölker überzuführen Sorge getragen hat, doch leben sie auch jetzt nur zum Theil hier, zum Theil sind sie zerstreut (Karte des Ind. Territory bei Schoolcraft III, 96 und II, 137, IV, 180 pl. 24 nebst der Tabelle p. 572, VI, 519, vgl. McCoy 560 ff., ferner Warren, Karte der V. St. westl. v. Mississippi; Zahl Vertheilung und Wohnplätze der Indianer nach dem Census von 1853 in Petermann's Mittheil. 1855 p. 130 nebst den Karten-Beilagen).

Man kann allerdings die großen und mannigfaltigen Schwierigkeiten nicht leugnen, welche aus der Existenz einer halb civilisirten oder ganz culturlosen Indianer-Bevölkerung innerhalb ihres Gebietes den Vereinigten Staaten erwachsen mußten. Ein großer Theil dieser Indianer war in dem Verkehre mit den Weißen tief gesunken und hatte fast jede Spur der früheren Energie und des alten Stolzes verloren der sie beseelte; andere, insbesondere die Reste der südlichen Völker, hatten zwar beträchtliche Fortschritte in der Civilisation gemacht, aber es war trotzdem bei der allmälich eingetretenen gänzlichen Verbitterung in den Verhältnissen beider Raçen zu einander keine Aussicht vorhanden daß sie sich jemals zu einem lebensfähigen politischen Ganzen mit einander verbinden würden. Daher erschien es rathsam und wichtig ihre Gebiete vollständig von einander zu trennen, was nur dadurch geschehen konnte, daß man die Indianer vermochte in den fernen Westen überzusiedeln. Um den Weißen Raum zu machen hatten sie ihre Wohnplätze schon oft wechseln müssen, und der Besitz des neuen Landes in das sie einzogen, war ihnen dann meist durch feierliche Verträge als unantastbar zugesichert worden, aber es half nichts, sie mußten auf's Neue weichen. Die Vernichtung ihres Nationalwohlstandes und aller Anfänge ihrer Cultur waren damit (wie auch Schoolcr. II, 529 zugiebt) unvermeidlich verbunden, aber es half nichts, sie mußten auch dieses Opfer bringen.

Der Präsident Monroe hatte die Indianer des Staates New

York bewogen nach Green Bay am Michigan See auszuwandern. Sie kauften dort Land von den Menomini und Winebago und ließen sich darauf nieder. Acht Jahre später (1830) kamen weiße Ansiedler und reizten die ursprünglichen Besitzer des Bodens gegen die Eingewanderten, diese gaben vor beim Verkaufe des Landes betrogen worden zu sein, die Ansprüche der Eingewanderten wurden mißachtet und sie selbst nach Westen vertrieben, da die Weißen den Menomini und Winebago ihr Land zum zweiten Male abzukaufen bereit waren: die Fortschritte welche die Stockbridges und die Oneida im Landbau Hausbau und anderen nützlichen Künsten dort gemacht hatten und durch Schulunterricht und Kirchenbesuch zu machen fortfuhren (Colton I, 187, 204), hatten ein Ende, dasselbe Ende welches sie in so vielen Missionsstationen genommen haben, deren gewöhnliche und fast allgemeine Geschichte dieselbe ist welche McCoy von Fort Wayne (1820) erzählt: die von den Händlern durch Branntwein ruinirten und ganz versunkenen Indianer leben im größten Elend, sie schließen sich den Missionären an um aus diesem Elende erlöst zu werden, und sind nicht unempfindlich gegen die Wohlthaten die diese ihnen erweisen, aber die Aufopferung derselben vermag oft nichts, denn bald kommen neue Ansiedler, demoralisiren die Indianer wieder und neue Verträge nöthigen die letzeren ihren bisherigen Wohnplatz aufzugeben und fortzuziehen.

Ein Häuptling der Creek, M'Intosh, Mischling, war vielleicht in Folge von Bestechung darauf eingegangen einen Theil des Landes an die Weißen zu verkaufen und hatte Andere dazu verführt ebenfalls ihre Einwilligung dazu zu geben, obgleich nach den Gesetzen jenes Volkes auf solchem Landverkaufe die Todesstrafe stand. Die Erbitterung der Gegenpartei stieg auf's Höchste, M'Intosh wurde ermordet, die Creek aber gleichwohl im folgenden Jahre (1826) bewogen ihr Land theilweise abzutreten und nach Westen zu ziehen. Seit dieser Zeit wurde die Uebersiedelung der Indianer mit Eifer betrieben und war die feste Politik der Vereinigten Staaten, namentlich seit Jackson's Präsidentschaft (1829): die Chickasaw, Choctaw und Creek wanderten aus (McCoy 324 ff., Olshausen I, 372, 395 ff.), letztere, welche 1832 ihr Land diesseits des Mississippi vollständig abtraten, jedoch nur theilweise. Auch von den Cherokee waren zwei Abtheilungen zu je 3000 Menschen an den Arkansas in das Land der Osagen gezogen und hatten sich dort niedergelassen, da 1805 und 1819 Theile ihres

Landes an die Vereinigten Staaten kamen (Morse App. 152); von der größeren zurückgebliebenen Hälfte des Volkes aber verlangte jetzt der Staat Georgia Unterwerfung unter seine Gesetze, welche keinem Indianer erlaubten ein gerichtliches Zeugniß abzulegen oder gegen einen Weißen zu klagen.

Die Einzelstaaten erhielten bei ihrer Errichtung immer die Souveränetät über ihr ganzes Gebiet zugesprochen und damit über die auf demselben lebenden Indianer: von dieser Seite konnte also die rechtliche Befugniß des Staates Georgia die Cherokee unter seine Gesetze zu stellen nicht angefochten werden; überhaupt verloren die Indianervölker innerhalb der Vereinigten Staaten auf diese Weise ihre Selbstständigkeit, oder wurden vielmehr darum betrogen. Georgia hatte der Regierung der Vereinigten Staaten gegenüber seit 30 Jahren den Anspruch die Indianer aus seinem Gebiet entfernt zu sehen (Colton II, 325), und es war nichts dafür geschehen. Andererseits hatte dieser Staat selbst früher das Eigenthumsrecht der Indianer auf ihr Land vielfach anerkannt, so wie dieß durchgängig als selbstverständlich gegolten hatte, und die Indianer standen unter dem Schutze der Bundesregierung der ihnen bei vielen Gelegenheiten feierlich versprochen worden war. Die Cherokee wendeten sich daher in ihrer Bedrängniß mit einer Klage an den höchsten Gerichtshof der Vereinigten Staaten. Dieser entschied zwar günstig für sie*, aber Georgia auf dessen Seite auch der Präsident der Vereinigten Staaten stand, verwarf die Entscheidung, drohte und strafte diejenigen mit Gefängniß welche die Gültigkeit des Urtheils vertraten und fuhr fort die Cherokee auf jede mögliche Weise zu bedrücken. Es gelang unter den Cherokee durch Bestechungen Streitigkeiten zu erregen und mit der Minderheit des Volkes einen Vertrag über die Abtretung des Landes zu schließen; die Majorität protestirte beim Congresse. Der berüchtigte Vertrag von New Echota (1835) erregte den heftigsten Zwiespalt unter den Cherokee, von denen 15000, ⅚ des ganzen Volkes, unter dem Häuptlinge Ross gegen die zur Auswanderung geneigte Minderheit unter den

* Actenmäßige Darstellung der Verhandlungen bei Peters, The case of the Cherokee nation against the state of Georgia. Philad. 1831. Alles Wesentliche auch bei Colton Append., Olshausen I, 281. Amerikaner, wie z. B. White (128), benennen die Feindseligkeiten welche eintraten ehe es gelang die Indianer um ihr Land zu betrügen, nur mit dem zarten Namen von Schwierigkeiten (difficulties).

beiden Ridge standen. Trotzdem wurde der Vertrag (1836) vom Congresse ratificirt, da Georgia seinen Bürgern das Land der Cherokee bereits angewiesen hatte und diese mit Gewalt zu vertreiben drohte. Zwei Jahre später wurden Truppen gegen sie geschickt, sie zogen ab, die Verräther aber, die beiden Ridge und Boudinot, mußten mit dem Leben büßen.

Die Uebersiedelung der Cherokee war eine um so härtere Maßregel als dieses Volk, wie wir sogleich weiter zu schildern haben werden, sehr bedeutende Fortschritte zur Civilisation gemacht hatte, und deshalb vom Staate Georgia auf seinem Gebiete wohl hätte geduldet werden können. Auch die Creek machten Schwierigkeiten als sie ihr Land verlassen sollten, und besonders waren die Seminolen empört über die Veräußerung desselben: sie überfielen ein Truppencommando und machten es nieder. Der Vertilgungskrieg welcher gegen sie geführt wurde (1835—42) brachte ihnen den Untergang.

Ueber den Nutzen den die Uebersiedelung in den fernen Westen — beschlossen durch Act of Congress 1830, 26. May — für die Indianer selbst haben wird, sind die Ansichten getheilt. McCoy sieht in ihr das einzige Mittel sie vor dem Untergange zu bewahren und höherer Bildung zuzuführen, und hebt hervor (p. 527) daß sich eine große Zahl von Indianerstämmen sogleich einverstanden erklärt habe mit dem Vorschlage, daß sie dort im Westen in Frieden zusammenleben sollten unter Gesetzen die ihnen von einem Repräsentantenhause gegeben und vom Präsidenten der Vereinigten Staaten sanctionirt seien, daß jeder Stamm sich selbst regieren und alle zusammen einen Deputirten zum Congresse in Washington wählen sollten; nur die Händler, fügt er hinzu, die mit Indianerweibern verheiratheten Weißen und die Indian Agents, welche überflüssig zu werden fürchten, suchen diesen Plan zu hintertreiben. Gewiß ist die räumliche Trennung beider Raçen die erste Bedingung einer Rettung der Indianer, nur wird diese schwerlich erreicht werden, denn selbst die Verleihung des neuen Landes durch Patent an sie, wird ihnen auf die Dauer dessen Besitz nicht sichern: wenn es gutes Land ist, werden es die Weißen occupiren, und wahrscheinlich werden auch dann Juristen noch ein Mittel finden zu beweisen daß dieß rechtlich ganz in der Ordnung ist. Da die Regierung der Vereinigten Staaten den Eingeborenen gegen die Uebergriffe der Weißen nun einmal keinen kräftigen Schutz gewähren kann und,

wie es scheint, nicht einmal gewähren will, so werden die Bemühungen um ihr Wohl, von welcher Seite sie auch kommen mögen, immer vergeblich sein. In Kansas werden die den Indianern zugewiesenen Ländereien neuerdings von weißen Ansiedlern occupirt, obgleich dieß den Gesetzen und dem — ostensiblen — Willen der Bundesregierung zuwider ist (Boynton and M. 153f.), und sollten sich jemals Hindernisse finden, so wird man gegen die Indianer verfahren wie dieß Mexico gegen die nach Texas eingewanderten Cherokee und andere Stämme gethan hat: man erkannte 1835 ihr Recht auf das Land officiell an, vier Jahre später aber, legte man ihnen Räubereien zur Last und nöthigte sie Texas wieder zu verlassen, da sie ja dort „gar keine Rechte" hatten und „nur eingewandert" waren — wie die weißen Ansiedler auch (Kennedy II, 312, 341, Maillard 233, 255f.).

Es ist noch übrig von den Fortschritten zu reden welche ein großer Theil der Indianer in der neueren Zeit gemacht hat, und da zu ihnen die Bemühungen der Missionäre hauptsächlich mitgewirkt haben, von der Mission und ihren Erfolgen.

Die Jesuiten-Missionen in Canada wirkten weniger für die Zwecke der Civilisation, weil sie, wie früher bemerkt, neben religiösen Tendenzen auch politische verfolgten (S. namentlich Halkett 30 ff., 211 ff., 299). Im Lande der Irokesen waren Montreal und Saut St. Louis ihr Hauptsitz (La Potherie III, 35); bei den Algonkin fanden sie fast durchgängig einen weniger fruchtbaren Boden (Charlevoix 135): obgleich die Jesuiten z. B. unter den Ottawa 60 Jahre lang und bis zur Aufhebung des Ordens lebten, so richteten sie doch nichts bei ihnen aus (Morse App. 24). In Folge des Friedens von Utrecht (1713) kamen französische Jesuiten auch nach Neufundland und Nova Scotia, und es scheint daß die Vergeblichkeit der Versuche (seit 1763) zu einem freundlichen Verkehre mit den dortigen Eingeborenen, hauptsächlich in der Abneigung ihren Grund hatte welche die Missionäre dagegen bei ihnen hervorriefen (Anspach 109, 250 ff.): eine Folge der Reibungen zwischen den Eingeborenen und Engländern war der Ueberfall der Micmac gegen die letzteren (1767), denen man Verfolgung des katholischen Glaubens vorgeworfen hat (Brasseur II, 15). Die Vorstellungen welche der englischen Regierung (1776) über die grausame Behandlung der Eingeborenen von Neufundland durch die Europäer, gemacht wurden, scheinen nicht so unbegründet

gewesen zu sein als Anspach (205) anzunehmen geneigt ist. Erbitterung und Feindseligkeit waren auf beiden Seiten gleich groß. Von dem Christenthum in jenen Gegenden ist nur der Name, und kaum dieser übrig geblieben (Chappell 104). In neuerer Zeit (1818) hat die von Lord Selkirk gegründete Ansiedelung am Red River (Winipeg See) katholische Missionäre von Quebec aus erhalten (Brasseur II, 152); solche wirken auch anderwärts in den Ländern der Hudsonsbay-Company. Ihr Einfluß schreibt sich von der ehemaligen französischen Herrschaft über Canada her. Seit 1823 haben am Red River und in dessen Nordwesten auch protestantische Missionäre eine erfolgreiche Wirksamkeit gefunden (Sondermann).

Weit älter als im Norden waren die katholischen Missionen im Süden. Spanische Missionäre kamen zuerst 1568 nach S. Augustine in Florida; 1592 trafen 12 Franciscaner dort ein, deren unglückliches Schicksal — sie wurden erschlagen — ihre Ordensbrüder von ferneren Versuchen jedoch nicht abschreckte (Fairbanks 107, 114). Von dort drangen sie in Virginien ein und hatten sich schon vor der Gründung von Jamestown durch die Engländer in Süd Carolina festgesetzt (ebend. 121). Von der anderen Seite brachen sie sich in Texas Bahn, zuerst 1688, dann seit 1716, doch wenig erfolgreich (Espinosa V, 4 ff.); die Apachen blieben unbekehrbar (1730—67, Arricivita III, 3). Eine Uebersicht der katholischen und protestantischen Missionen nebst reichen statistischen Angaben über ihre Wirksamkeit findet sich bei Schoolcraft (VI, 731, vgl. V, 502 u. 695).

In Neu England war es zwar einer der vielfach ausgesprochenen und betonten Hauptzwecke der frommen Puritaner die Indianer zum Christenthum zu bekehren, aber lange Zeit hindurch geschah von ihrer Seite nichts dafür und später nur sehr Ungenügendes (Näheres bei Trumbull I, 494 und besonders bei Hutchinson I, 150, 313). Bis auf Eliot's ernsthafte Missionsbestrebungen (seit 1646), die jedoch nach seinem Tode nur mit schwacher Kraft fortgesetzt wurden, blieb es bei schönen Phrasen. Er übersetzte die Bibel in die Sprache der Indianer von Massachusets (Druck der Uebersetzung 1664), und schuf bis zum J. 1687 sechs Gemeinden getaufter Indianer und 18 Catechizanten-Gemeinden in Neu England (Mather, Brief v. d. glückl. Fortgang des Evangelii. Halle 1696). In der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. war der Missionseifer größer, viele und eifrige Mis-

sionäre wurden ausgeschickt, sie tauften viele Indianer, aber ihre Wirksamkeit war nicht nachhaltig (Halkett 239 ff.). Auch in Virginien wurde (1619, 1621) officiell der Grundsatz aufgestellt das Christenthum unter den Eingeborenen zu verbreiten und sie freundlich und human zu behandeln, nach dem Ueberfalle von 1622 aber war keine Rede mehr davon (Kercheval XIII).

Bei weitem das Meiste haben in älterer Zeit die Herrenhuter geleistet, deren Missionsgeschichte in Pennsylvanien (1740—87) Loskiel ausführlich erzählt hat. Sie waren schon 1735 in Georgia vorgedrungen und erstreckten von Pennsylvanien aus ihre Thätigkeit auch nach New York und Connecticut (vgl. Zeisberger's Leben im Baseler Miss. Magaz. 1838). Post (1758), Heckewelder (1762), Zeisberger (1767) waren die hervorragendsten unter ihnen. Sie nahmen sich vor Allem der Delaware und nächst diesen der Irokesen an, zu denen die sog. Praying Indians gehörten welche seit 1749 in Ogdensburg angesiedelt waren (Morgan 26). Im amerikanischen Unabhängigkeitskriege wurden die mährischen Brüder, obwohl mit Unrecht, beiden Parteien verdächtig: man verfuhr feindselig und grausam gegen sie, wie schon erwähnt, und zerstörte ihre Missionen; die Reste der christlichen Indianergemeinden wurden an den Huron-Fluß gebracht und erhielten dort ihre Missionäre wieder. Neuerdings haben sich die mährischen Brüder den Cherokee mit glücklichem Erfolge zugewendet (Springplace seit 1801, Morse App. 153 ff.). Bei demselben Volke wirkten auch amerikanische Missionäre seit 1817. Ueber die protestantische Mission in den Hudsonsbay-Ländern S. Baseler Miss. Mag. 1855, III, 84, Sondermann und Journal of the Bishop of Montreal during a visit to the Church Miss. Soc's N. W. American Mission. Lond. 1845. In Rücksicht der vielen neueren Missionsgesellschaften und der Ausbreitung ihrer Thätigkeit unter den Indianern verweisen wir auf Schoolcraft (VI, 731 ff.), aus dessen Angaben sich ergiebt daß erst seit der Uebersiedelung der Eingeborenen nach Westen und seit der gänzlichen Niederwerfung ihrer Macht die Bekehrung bei ihnen rascher fortschreitet.

Wer den Charakter der Indianer und ihre Verhältnisse zu den Weißen kennt, wird in dieser Erscheinung nichts Befremdendes finden: die Schwierigkeiten und Hindernisse auf welche die Bekehrung stoßen mußte, waren in der That ungeheuer. Zuerst stand ihr die große Liebe

der Indianer zu völliger persönlicher Unabhängigkeit im Handeln wie im Denken entgegen, dann ihre tiefe Anhänglichkeit an den Glauben der Väter, das gründliche Mißtrauen gegen die Weißen überhaupt und gegen Alles was sie brachten, der Mangel an Uebereinstimmung zwischen den Lehren der Christen und dem Beispiel das sie den Indianern durch ihre Handlungen und ihre ganze Lebensweise gaben, endlich die große Verschiedenheit beider im Aeußern und in der Lebenseinrichtung, welche dem Indianer auch eine Verschiedenheit der Religion als natürlich und nothwendig erscheinen ließ. Dazu kamen aber oft auch noch Schwierigkeiten anderer Art: die Missionäre konnten sich bisweilen nur durch Dolmetscher verständlich machen; katholische und protestantische Missionäre wirkten an manchen Orten einander entgegen mit einer gewissen Feindseligkeit; das Beten derselben, das Lesen in der Bibel und manche andere religiösen Handlungen wurden als eine Art von Hexerei von den Eingeborenen angesehen, und wenn diese ihre sterbenden Kinder bisweilen zur Taufe darboten, so geschah dieß gewiß meist in der Erwartung sie durch Zauberformeln des Missionärs vom Tode gerettet zu sehen. Ferner wurde die Mission oft schon in ihren Anfängen durch die gezwungene Auswanderung der Indianer zerstört (so z. B. die der Baptisten bei den Delaware 1819, McCoy 59). Endlich machte es das beharrliche Schweigen und das bereitwillige Zustimmen oft unmöglich den Eindruck zu erfahren den eine Rede auf sie gemacht hatte, denn Widerspruch ist nach ihren Begriffen von Anstand und Sitte unschicklich und ungebildet: auch hieraus entsprangen für den Missionär Täuschungen und Schwierigkeiten, wie die folgenden zwei Anekdoten zeigen mögen.

Ein schwedischer Geistliche hatte die Häuptlinge der Susquehannah-Indianer versammelt und erklärte ihnen die historischen Grundlagen des Christenthums. Er sprach vom Sündenfalle durch den Genuß des Apfels, von der Sendung Christi und der Erlösung, den Wundern und Leiden u. s. f. Als er zu Ende war, stand ein Redner auf ihm zu danken: „Was du uns erzählt hast ist Alles sehr gut. Es ist in der That schlimm Aepfel zu essen; es ist besser Apfelwein aus ihnen zu machen. Wir danken dir sehr für deine Freundschaft, daß du so weit hergekommen bist um uns dieß mitzutheilen, was du von deiner Mutter gehört hast." Als der Indianer dann dem Missionär eine seiner Sagen erzählt hatte, wie sie zu Mais und Bohnen

und Tabak gekommen seien, behandelte dieser die Sage verächtlich und sprach: „Was ich euch erzählt habe das waren heilige Wahrheiten, aber was ihr mir da sagt, ist lauter Fabel, Einbildung und Wahn.“ Da wurde der Indianer unwillig: „Mein Bruder“, sagte er, „es scheint, deine Freunde haben schlecht für deine Erziehung gesorgt und dich nicht in den Regeln der gewöhnlichsten Höflichkeit unterwiesen. Du siehst daß wir, die wir diese Regeln kennen und befolgen, alle deine Geschichten glauben, warum willst du die unsrigen nicht auch glauben?“ (Franklin, works 2[d] ed. III, 386).

Ein Hurone ging bei einem Missionär fleißig in die Predigt, plötzlich aber blieb er weg. Jener stellte ihn darüber zur Rede und erhielt die Antwort: „Ich hatte Mitleiden mit dir, daß du immer ganz allein beten mußtest, ich wollte dir also Gesellschaft leisten; jetzt aber da Andere da sind und dir diese Gefälligkeit erzeigen wollen, will ich meiner Wege gehen“ (Charlevoix 131).

Es wird öfter erwähnt daß die Eingeborenen von Neu England nur in Rücksicht des 7. Gebotes und der Monogamie sich nicht mit der christlichen Lehre einverstanden erklären wollten, obwohl die meisten von ihnen nur eine Frau hatten und dieser treu waren (Elliott I, 307). In älterer Zeit widersetzten sich besonders die Narraganset sehr entschieden der Einführung des Christenthums (Potter 154), vorzüglich weil, wie sie sagten, die bekehrten Indianer selbst nur Heuchler und Taugenichtse seien (Easton 10). Die Sachems beklagten sich bisweilen „daß die Indianer die zu Gott beteten, ihnen nicht mehr Tribut zahlen wollten wie sonst.“

„Bessere erst deine Landesleute“, war eine Antwort welche die Missionäre nicht selten von den Eingeborenen erhielten. Als Brainerd einem Häuptlinge einst auseinandersetzte daß er die Indianer zu Christen machen wolle, lachte dieser und ging fort. Warum sollten sie auch Christen werden, sagte er ein andermal, da diese ärgere Lügner Diebe und Trinker sind als die Indianer. Von ihnen, setzte er hinzu, hätten diese das Trinken gelernt, und daß Diebe bei ihnen gehängt würden, schrecke andere nicht ab vom Stehlen (Halkett 304). Das dissolute Leben der Weißen erschwerte vielfach die Abschaffung der Polygamie bei den Indianern (ebend. 231); das Christenthum mußte diesen als unvermögend erscheinen die Laster seiner Bekenner zu bessern oder auch nur in Schranken zu halten. Red Jacket gab,

als man ihn von dem Segen des Christenthums zu überzeugen suchte, unter Anderem zur Antwort: „Wenn die Missionäre den Weißen nicht nützlich sind, warum schicken sie sie zu den Indianern? Wenn sie aber den Weißen nützlich sind, warum behalten diese sie nicht zu Hause bei sich? Sie sind doch wahrlich schlecht genug um die Arbeit eines jeden dringend zu bedürfen der sie bessern könnte... Die Schwarzröcke sagen uns daß wir arbeiten und das Feld bauen sollen, sie selbst aber thun nichts und würden verhungern müssen, wenn niemand sie fütterte. Sie beten den ganzen Tag nur zum großen Geiste, davon aber wächst kein Mais und keine Kartoffeln."

Aus der Antwort Red Jacket's an den Missionär Cram (1805, ausführlich bei Thatcher II, 291) heben wir nur Weniges heraus. Nachdem der Redner auseinandergesetzt hat wie die Eingeborenen allmälich durch die Weißen um ihr Land kamen, fährt er fort:

„Bruder, ihr habt jetzt unser ganzes Land, aber dieß ist euch noch nicht genug, ihr wollt eure Religion uns aufdrängen. Ihr sagt, wir seien verloren, wenn wir sie nicht annehmen. Woran sollen wir erkennen daß dieß wahr ist? Wir sehen daß eure Religion in einem Buche geschrieben steht, wir wissen nur was ihr uns davon sagt. Wie sollen wir wissen was wahr ist, da wir von den Weißen so oft betrogen worden sind?

Bruder, wir verstehen nichts von diesen Dingen. Ihr sagt daß eure Religion euern Vätern gegeben worden und auf euch gekommen ist. Wir haben auch eine Religion die unsern Vätern gegeben und von diesen uns überliefert worden ist. Sie lehrt uns dankbar zu sein für alles Gute das wir empfangen, einander zu lieben und einträchtig zu leben. Wir streiten nie über die Religion.

Bruder, der große Geist hat uns Alle geschaffen, aber er hat einen großen Unterschied gemacht zwischen seinen weißen und seinen rothen Kindern. Er hat uns eine andere Farbe und andere Sitten gegeben. Euch hat er die Künste gegeben. Wir wissen das. Da er aber zwischen uns in anderen Dingen einen so großen Unterschied gemacht hat, so glauben wir daß er für uns auch eine andere Religion bestimmt hat, die für uns paßt. Der große Geist thut Recht, er weiß was das Beste ist für seine Kinder: wir sind zufrieden.

Bruder, wir wollen eure Religion nicht ausrotten oder von euch nehmen, aber wir wollen die unsrige behalten."

Nach dieser Rede reichten die Häuptlinge dem Missionär friedlich die Hand zum Abschied, dieser aber stieß sie unwillig zurück und sagte ihnen daß keine Gemeinschaft sein könne zwischen der Religion Gottes und den Werken des Teufels, worauf jene sich still zurückzogen.

In Folge der Erbitterung die zwischen beiden Racen eintrat, wuchs natürlich das Mißtrauen der Indianer gegen das Christenthum immer mehr: die Seneca machten es einst zur ausdrücklichen Friedensbedingung für die Schawanoe, daß sie nie Christen werden sollten (Long bei Forster III, 253). Sie argwöhnten in der Verbreitung des Christenthums ein neues Mittel der Unterdrückung, sie fürchteten eine neue List: ein Indianer bat McCoy (249) es ihm schriftlich zu geben daß nichts dieser Art bei der Bekehrung im Spiele sei und sagte zu ihm um sich zuletzt seiner ganz zu versichern: „Zum Zeichen der Freundschaft fasse ich deine Hand und halte sie fest. Gott sieht es daß wir uns die Hände darauf geben und wird Zeuge sein gegen den der lügt." Mißtrauen war es auch das den Indianern die spitzfindigen Fragen eingab, die sie Eliot und anderen Missionären der früheren Zeit stellten: warum, wenn alle Indianer bisher in die Hölle gefahren seien, jetzt die wenigen bekehrten in den Himmel kommen sollten? warum Judas Sünde that, da es doch Gottes Wille war daß Christus den Tod des Missethäters sterben sollte? welches von zwei Weibern ein Indianer behalten müsse? u. dergl. (Elliott I, 328).

Viele konnten sich nicht davon überzeugen daß Gott dieselbe Religion und dasselbe Paradies für die weißen und für die rothen Menschen bestimmt habe. Ein getaufter Indianer, erzählt Tanner (II, 50) den Eingeborenen nach, kam nach seinem Tod an die Thür des Himmels der Weißen, erhielt aber keinen Einlaß, sondern wurde nach den glücklichen Jagdrevieren der Indianer gewiesen. Dort angelangt, erhielt er zur Antwort: Du hast dich unserer im Leben geschämt und den Gott der Weißen angebetet, gehe jetzt hin zu ihm, er mag für dich sorgen.

Daß auch noch andere Dinge den Indianer vom Christenthume in neuerer Zeit zurückhalten, lehrt folgende Antwort eines Delaware (bei Möllhausen a, I, 440): „Zu viel Lügen in weißen Mannes Bethaus; sagen: selbst nicht stehlen, stehlen aber Indianers Land; sagen: liebe deinen Nächsten, wollen aber nicht zusammen mit Neger beten. Viel Kirchen hier: Methodisten, Katholiken, Protestanten,

Presbyterianer; alle sagen: selbst allein gut, andre Kirchen falsch und lügen. Alle Kirchen lügen, Indianers Kirche Wald und Prärie, ist gut, Wald und Prärie nur eine Zunge."

Red Jacket hat sich öfter beklagt daß „die Schwarzröcke" nur die Vorläufer anderer Weißen seien die den Indianern das Land wegnähmen, daß sie nur Zank und Streit unter diese brächten und schließlich doch von ihnen ernährt und bezahlt werden müßten. Von Andern wurde dagegen bisweilen wohl auch das gänzliche Erliegen der Indianer vor den Weißen als ein Grund geltend gemacht deren Religion anzunehmen, da der große Geist die Eingeborenen untergehen lasse, die Christen aber begünstige (Buchanan 109, 102), in ähnlicher Weise wie die Religion der Sieger häufig auch anderwärts bei den Besiegten dadurch Eingang findet, daß ihnen ihre eigenen Götter als machtlos erscheinen denen der Sieger gegenüber. Eine entgegengesetzte Wendung gab freilich ein Häuptling vom Oberen See dieser Betrachtung, welcher M'Kenney, der ihn bereden wollte seinen zehnjährigen Knaben in die Schule nach Mackinac zu schicken, erwiderte: „Vater, was du sagst ist gut, aber ich will nicht daß die Augen meines Kindes dicker gemacht (weiter geöffnet) werden als sie es sind. Ich will daß sie klein bleiben. Wenn sie ihm aufgehen, was wird er sehen? Er wird sehen wie dick (groß) der weiße Mensch ist und wie klein der rothe. Er wird sehen wie der Weiße den Rothen mit Füßen getreten, sein Land ihm weggenommen, seinen Biber gestohlen und so Vieles gethan hat um den Rothen in's Elend zu stürzen. Der Weiße ist stark, der Rothe ist schwach. Ich will nicht daß mein Knabe dieß früher sehe als er es sehen muß. Er wird das Alles früh genug kennen lernen."

Trotz der ungeheuern Schwierigkeiten mit denen die Mission zu kämpfen hatte, ist es ihr in neuerer Zeit gelungen bei vielen Indianervölkern, oder vielmehr bei den jetzt allein noch übrigen Resten derselben Eingang zu finden. Ihr hat man hauptsächlich die Fortschritte zu verdanken welche die Indianer gemacht haben.

Die Irokesen, nach dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg von ihren Verbündeten, den Engländern, preisgegeben, mußten zum Theil nach Canada übersiedeln. Dieß thaten die Mohawk und ein Theil der Oneida, die Cayuga wurden zerstreut, die Onondaga blieben in ihrem Lande sitzen, die Tuscarora am Niagara-Flusse, die Seneca aber wurden

auf das Schmählichste um ihr Land betrogen (Näheres bei Morgan 29). Diejenigen von ihnen welche noch im Staate N. York wohnen, fand Morse (26) im J. 1820 bedeutend fortgeschritten im Ackerbau, Hausbau und den mechanischen Künsten überhaupt; sie besuchten die Kirche regelmäßig, viele von ihnen waren im Lesen Schreiben und Rechnen so weit gekommen, daß sie Schullehrer werden konnten, einige wurden sogar respectable Geistliche. Das Mohawk war als allgemeine Sprache bei ihnen im Gebrauch (Morse App. 79). Schoolcraft (Report on the state of the Iroquois Jnd. in 1845. Albany 1846) berichtet daß sie 2300 Stück Rindvieh besaßen und daß die Volkszahl bei ihnen im Wachsen begriffen war. Ueber das Dorf der Seneca bei Buffalo und über die 8 Meilen von Niagara angesiedelten Tuscarora, welche letzteren zum Theil gemischten Blutes sind (Schoolcr. IV, 606), hat Pr. Maximilian (c, II, 396, 407) ein gleich günstiges Urtheil abgegeben. Dasselbe gilt auch von den Irokesen in Canada, die bei Kingston und am Grand River, namentlich in der Nähe von Brantford ansässig sind (Bonnycastle II, 54, Schoolcraft II, 539). Kleine Reste von Wyandots, die durch den Krieg von 1812 zerstreut wurden, fand Morse (App. 16) noch am Ostufer des Michigan See's, 36 miles südsüdöstlich von Mackinaw. Einige leben auch im Indian Territory (Gladstone 270 ff.).

Von den Algonkin leben die Ojibway jetzt im nördlichen Michigan und Wisconsin, am Südufer des Oberen See's, im Quellgebiet des Mississippi, am Sandy, Leach und Red Lake, ferner in West Canada am Huron, Oberen, Winipeg und Red River See (Copway 176). Sie sind zum Theil gemischten Blutes (Wagner und Sch. II, 336). Die Mission ist bei ihnen seit 1824 thätig. Ihre Erfolge schildert Copway wohl zu günstig. Wagner u. Sch. (II, 239) urtheilen wenigstens über die am Oberen See lebenden wesentlich verschieden, und Tanner (II, 189) bemerkt daß es für sie in ihrem unfruchtbaren öden Lande der größten Anstrengung bedürfe um nur das Leben zu fristen, und daß dort nicht selten der geschickteste Jäger den Hungertod sterben müsse.

Die Arbre Croche Indianer, ein Theil der Ottawa, haben im J. 1819 mehr als 1000 Scheffel Mais auf den Markt nach Mackinaw gebracht, in anderen Jahren sogar mehr als dreimal so viel, obwohl sie weder Pflüge noch Ochsen oder Pferde besitzen. Im Aeußeren wie

19*

in ihren Sitten hatten sie größere Fortschritte gemacht als fast alle anderen Indianer, doch wollten sie vom Christenthume nichts wissen (Morse App. 24). Die Ottawa der Umgegend von Michilimackinac, 700 (?) Seelen stark, leben ganz vom Ackerbau und producirten im Jahre 1854 25000 Scheffel Mais, 40000 Scheffel Kartoffeln und 325000 Pfund Ahorn-Zucker (Schoolcr. V, 708). Auch die im Indian Territory lebenden Ottawa und Potowatomi sind neuerdings sehr tüchtige Ackerbauern und bessern sich fortwährend (ebend. VI, 547. Statistische Angaben über Volkszahl und neuere Fortschritte der christlichen Algonkinvölker ebend. V, 504).

Die Reste mehrerer nördlichen Algonkinstämme sind, wie es scheint, durch Mischung verschwunden (Morse App. 64 f., 69, 73 ff.). Die Sauk, welche sich den Weißen von jeher vorzugsweise freundlich erwiesen (Farnham), lieferten im Winter 1819/20 den Händlern 980 Päcke mit Fellen im Werthe von 58800 Dollars. Im Sommer ziehen sie außer anderen Früchten gewöhnlich 7—8000 Scheffel Mais, wovon sie 1000 verkaufen. Die Weiber, welche die Feldarbeit besorgen, fertigen außerdem im Sommer ungefähr 300 Matten von Binsen. Endlich graben sie jährlich 4—5000 Ctr. Blei, bei dessen Schmelzung sie jedoch 25 $\mathcal{g}$ verlieren (Morse App. 126 f.). Der Theil der Sauk welcher im Ind. Territory lebt, hat indessen noch keine Fortschritte von Bedeutung gemacht und will von Schulen und Mission nichts hören (Schoolcr. III, 259, VI, 548).

Zu den am weitesten vorgerückten scheinen die Delaware auf der Nordseite des Kansas an dessen Mündung zu gehören. McCoy (560 ff.) rühmt ihre religiösen und moralischen Fortschritte; sie hatten 1839 meist gute Blockhäuser, eingehegte Felder und Vieh in großer Menge. Viele von ihnen leben indessen weit zerstreut. Wie bei den Schawanoe, ihren südlichen Nachbarn, welche schon 1801 sehr thätige Ackerbauern und Viehzüchter waren (Perrin du Lac I, 110) und bei den Kickapu sind auch bei den Delaware die Farmen ganz nach der Art der weißen Ansiedler eingerichtet. Jede Familie besitzt wenigstens 5, manche 100 Acker Land. Sie ziehen Früchte aller Art, führen viel Getreide aus und sind ganz ein Ackerbauvolk (1841, Schoolcr. VI, 541). Die Peoria und Kaskaskia, Wea und Piankeschaw haben ebenfalls Anfänge in regelmäßigem Landbau gemacht (ebend. 547). Von den Menomini und Winebago gilt

dasselbe (ebend. 691, 704). Morse (App. 50) erzählt indessen daß beide zusammen in Greenbay (1820) jährlich zwar gegen 100000 Pfund Zucker und 3—4000 Gallonen Sirup fabricirten, diese aber sämmtlich gegen Branntwein umsetzten. Die Winebago schildert er als die mäßigeren fleißigeren und vorsichtigeren; die Menomini waren damals nur in einem Dorfe festsässige Ackerbauern. Die ersteren hatten 1848 das Christenthum noch nicht angenommen, waren aber reinlicher geworden, die Männer hatten angefangen mehr zu arbeiten, betrieben den Landbau stärker als die Jagd und mit europäischen Werkzeugen (Schoolcr. II, 535, IV, 57, 237).

Am wenigsten fortgeschritten sind unter allen Stämmen welche im Indian Territory leben, diejenigen welche dort einheimisch sind. Die Lage der Otoe, nahe der Mündung des Großen Platte, hatte sich neuerdings etwas gebessert, sie geriethen aber mit den Missouri in Feindschaft und ihre Fortschritte hörten auf. Die Omaha und Puncah sind Jäger geblieben, die Jowa sehr dem Trunke ergeben (Mc Coy 560, Schoolcr. VI, 544 ff.). Die Osagen am Osage- und Neoscho-Fluß lebten um 1820 noch ganz in ihrem ursprünglichen Zustand, von Geld wie von Branntwein wußten sie noch nichts, doch hatten sie bereits Kartenspielen und Fluchen von den Händlern gelernt (Morse App. 366, 213, 234) und wurden durch die letzteren rasch zu Grunde gerichtet (McCoy): ihre Jahrgelder verwenden sie in neuester Zeit für Lebensmittel und Spirituosen, verzehren das ihnen gelieferte Vieh und wünschen meist nicht einmal Ackergeräthe zu besitzen; nur die bei ihnen angelegte Handarbeit-Schule trägt gute Früchte (Schoolcr. VI, 540, 712, IV, 593). Auch die Fortschritte der Kansas sind gering. Die Quappa sind etwas vorwärts gekommen, treiben neuerdings (1841) mehr Landbau, haben bessere Kleidung und sind weniger dem Trunke ergeben; Schulen fehlen ihnen noch. Von den Pani ist ebenfalls noch nicht viel Rühmliches zu sagen.

Noch müssen wir bemerken daß der Bericht eines Oberbeamten des Indian Bureau vom J. 1853 (bei Schoolcr. VI, 551) minder günstig über die Fortschritte lautet als die früheren Mittheilungen der Indian Agents erwarten lassen. Als ein besonders erfreuliches Ereigniß ist aber jedenfalls der Vertrag von Talequa zu bezeichnen (Juni 1843), den die Häuptlinge von 16 Völkern geschlossen haben: sie haben sich durch ihn verpflichtet Frieden und Freundschaft untereinander

zu halten, keine Rache für Verbrechen Einzelner an deren Stammgenossen zu nehmen, sondern den Verbrecher in seiner Heimath zu strafen, Ackerbau und Gewerbe zu verbessern, den Branntweinverkauf und Trunk zu unterdrücken, allgemeine Freizügigkeit innerhalb ihres Gebietes zu gestatten und keinen Landestheil ohne die Zustimmung des ganzen Bundes an die Vereinigten Staaten zu verkaufen. Die an dem Vertrage betheiligten Völker sind die Cherokee, Creek, Chickasaw, Delaware, Schawanoe, Piankeschaw, Wea, Osagen, Seneca, Stockbridges, Ottawa, Chippeway, Peoria, Witchita, Potowatomi und Seminolen.

Bei weitem am meisten haben sich die Völker der südöstlichen oder apalachischen Gruppe dem civilisirten Leben genähert, und gleich allen Indianervölkern, die sich dem Ackerbau entschieden zugewendet haben, sind sie seitdem an Seelenzahl gewachsen (Schoolcr. VI, 522, 690). Namhafte Fortschritte haben sie schon vor ihrer Uebersiedelung nach Westen gemacht, und eben dieser Umstand erschwerte ihnen sehr den Entschluß ihr Land zu verlassen. Von den Cherokee bestand schon damals (vor 1820) die größere Hälfte, von den Choctaw und Chickasaw ein großer Theil aus Mischlingen (Morse App. 74), und obgleich die Mischlinge, wie wir gesehen haben, in manchen Fällen schweres politisches Unglück über sie brachten, so wirkten doch auch mehrere derselben vorzüglich glücklich für die Hebung und Bildung des Volkes dem sie angehörten, und haben durch die That die oft ausgesprochene Behauptung widerlegt daß eine Mischlingsbevölkerung stets ein nicht zu bewältigendes Uebel sei, das es nirgends zu einem wahren Fortschritte und zu einer gedeihlichen Organisation der Gesellschaft kommen lasse.

Die Cherokee theilten sich schon seit 1808 in zwei Parteien, Jäger und Ackerbauern, die in ihrem Lande eine feste Grenzlinie zu ziehen wünschten durch die sie voneinander geschieden wären (Schoolcraft VI, 401). Die Zeit in welcher sie ihre hauptsächlichsten Fortschritte machten, fällt um 1820, wie schon daraus ersichtlich ist, daß von 1819—25 ihre Volkszahl von 10000 auf 13500 nebst 200 Weißen und 1300 Negersklaven anwuchs. Sie schufen, wie M'Kenney sich ausdrückt, im Laufe von 8 Jahren die Wildniß in einen Garten um. Die meisten Familien bearbeiteten damals 10 — 40 Acker Land, mehrere derselben verkauften jährlich einige hundert Scheffel Mais, und es gab bei ihnen zahlreiche Beispiele von angestrengtem und aus-

dauerndem Fleiße. Pferde und Kühe besaß nur etwa der achte Theil der Bevölkerung, dagegen waren Schweine allgemein verbreitet, der Pflug wurde eingeführt und fahrbare Wege hergestellt. Baumwollenmanufacturen waren schon seit 1796 bei ihnen errichtet worden, und seitdem wurde Spinnen und Weben allmälich zu einer allgemeinen Beschäftigung der Weiber (Morse App. 167 ff., 179). In manchen der gut ausgestatteten Häuser fanden sich selbst Luxusgegenstände, und es gab Einzelne deren Privateigenthum sich bis auf mehrere tausend Dollars belief (1819, Nuttall 123). Einführung und Verkauf von berauschenden Getränken war verboten, und jeder Händler mußte einen besonderen Erlaubnißschein lösen. An dem nöthigen Handwerkszeuge und an Mühlen fehlte es noch mehrfach. Die Schulen des American Board of Commiss. for foreign missions hatten seit 1817 angefangen sich bei den Cherokee auszubreiten; die Kinder zeigten sich sehr lenksam anhänglich und bildungsfähig (Morse App. 305), und man traf die zweckmäßige Einrichtung, daß die einmal zur Schule geschickten ihr nicht wieder genommen werden konnten, ohne Erstattung der Kosten welche sie der Mission verursacht hatten. Die Polygamie wurde abgeschafft, religiöse Vereine und Mäßigkeitsvereine gebildet.

Im Jahre 1820 geschah ein weiterer Fortschritt mit der Einführung geschriebener Gesetze und einer Repräsentativverfassung. Die Hauptzüge derselben, wie sie sich mit späteren Modificationen in der Constitution of the Cherokee nation made at New Echota in 1827 finden, sind folgende. Das Land ist unveräußerlich. Die gesetzgebende vollziehende und richterliche Gewalt sind geschieden. Die erstere besteht aus zwei Häusern, zu deren einem zwei und zu deren anderem drei Mitglieder von jedem der acht Bezirke gewählt werden in welche das Volk getheilt ist. Negermischlinge sind keine Wähler, Geistliche nicht wählbar. Die vorgelegten Gesetzentwürfe werden nach parlamentarischem Gebrauche discutirt. Die Executive besteht aus dem obersten Häuptling (principal chief), seinem Stellvertreter und einem hohen Rathe von fünf Mitgliedern, welche sämmtlich auf 4 Jahre von beiden Häusern gewählt werden. Sie hat ein temporäres Veto und das Begnadigungsrecht. Der oberste Häuptling soll alle zwei Jahre das Land bereisen um dessen Zustand kennen zu lernen. Die richterliche Gewalt wird vom obersten Gerichtshofe, dem wandernden Gerichte und von Friedensrichtern ausgeübt. Geschwornengerichte und drei Instanzen sind eingeführt,

die Richter nur durch den Willen beider Häuser absetzbar. Es herrscht allgemeine Religionsfreiheit, doch kann niemand ein Amt bekleiden der nicht an Gott und an Vergeltung in einem künftigen Leben glaubt.

In Folge der Erfindung eines aus 85 Zeichen bestehenden Silbenalphabetes (1821) durch Sequoyah (George Guess, richtiger Gist), dessen Großvater ein Weißer war, wurde die Kunst des Lesens und Schreibens in kurzer Zeit bei den Cherokee allgemein: seit 1828 erschien der Cherokee Phoenix, eine periodische Zeitschrift, später der Cherokee Advocate. Der Erfinder des Alphabets, zuerst Landbauer, später Silberarbeiter und Schmied, ein sehr geschickter Zeichner, wurde wegen seiner Versuche lange Zeit von den Seinigen verlacht und bedauert, und lief bei der Veröffentlichung seiner Entdeckung Gefahr als Zauberer umgebracht zu werden (Näheres bei Pickering note 5). Er machte sie ohne fremde Anleitung und verstand nicht Englisch, sondern nur seine Muttersprache, doch enthält sein Alphabet, das anfangs aus lauter Zeichen für ganze Wörter bestand, da er früher einmal ein englisches Buch gesehen hatte, einige englische Buchstaben, denen er indessen eine neue Bedeutung beigelegt hat (White 388 nach Miss. Herald 1828 Oct.)

Durch die Uebersiedelung nach Westen ist die aufblühende Civilisation der Cherokee in hohem Grade gedrückt und der Gefahr des Unterganges ausgesetzt, doch nicht wirklich zerstört worden: regelmäßige Arbeit fing zwar 1841 wieder an bei ihnen allgemeiner zu werden, aber der Trunk richtete damals vielen Schaden an (Armstrong bei Schoolcr. VI, 529), obwohl es anderwärts heißt daß „sie versprächen bald sich nur noch durch die Farbe von den Bürgern der Vereinigten Staaten zu unterscheiden" (ebend. V, 504 u. Monatsb. d. Ges. f. Erdk. IV, 55 nach Sumner). Von den im Jahre 1819 nach Westen übergesiedelten Cherokee hören wir daß sie 1835 wohl eingerichtete und möblirte Häuser, gut bewirthschaftete Felder und Viehherden von 2—300 Stück besaßen, daß sie in 5 Jahren 6—7000 Stück Vieh verkauften, drei Salzwerke und zwei Bleigruben bearbeiten, und daß es vermögende und unternehmende Kaufleute unter ihnen gab (McCoy 604).

Am nächsten sind ihnen in ihren Leistungen die Choctaw und Chickasaw gekommen. Die letzteren verstanden schon 1819 zum Theil etwas Englisch (Nuttall 56), während die Cherokee-Mischlinge,

vorzugsweise von Franzosen stammend, sich meist die Sprache der letzteren angeeignet haben (Zeitschr. f. Allg. Erdk. N. Folge III, 369). In ihrem Lande östlich vom Mississippi, dessen Grenzen Morse (App. 182, 200) näher bezeichnet, bauten jene beiden Völker Mais, Baumwolle und Melonen in großer Ausdehnung, trieben bedeutende Viehzucht und webten in einem Jahre gegen 10000 Yard Baumwollenzeug, doch lebten sie noch in Polygamie und hatten keinen religiösen Cultus, bis im Jahre 1818 Missionäre zu ihnen kamen, unter deren Leitung sie in kurzer Zeit einen viel versprechenden Anfang zu civilisirterem Leben machten. 1821 beschlossen sie in allgemeiner Versammlung überall Schulen einzuführen und den Branntweinverkauf zu verbieten (Morse App. 196).

Nach ihrer Uebersiedelung in den Westen haben sie fortgefahren in dieser Entwickelung. Im Jahre 1837 brachten die Choctaw für mehr als 20000 Dollars Baumwolle auf den Markt, 88 Webstühle und 220 Spinnräder waren bei ihnen im Gange, sie hatten 3 Mehlmühlen und es gab unter ihnen 13 eingeborene Kaufleute (McCoy 607). Besonders die am Red River wohnenden sind reich, und ihre Farmen so gut bestellt als irgend welche anderen in den Vereinigten Staaten, selbst die ärmeren haben wohl gebaute Holzhäuser. Sie besitzen Pferde Kühe Schweine und Schaafe, gewinnen ihr Salz selbst, verbrauchen Zucker und Kaffee wie die weißen Amerikaner und fangen an auch ihre Schmiedearbeit selbst zu machen (1841, Armstrong bei Schoolcraft VI, 524, statistische Angaben über Volkszahl und Culturfortschritte ebend. V, 504, vgl. IV, 582). Mäßigkeit ist allgemein, Branntweinverkäufer können bei ihnen nicht mehr bestehen. Gleich mehreren anderen dieser südlichen Stämme, namentlich den Cherokee, haben sie bedeutende Summen in amerikanischen Staatspapieren angelegt, deren Zinsen sie zur Einrichtung und Verbesserung ihrer Schulen verwenden. Der Unterricht in den letzteren wird meist in englischer Sprache ertheilt (McCoy, Gregg). Die Choctaw haben deren 12 und mehrere wohl bestellte Kirchen (Schoolcr. V, 572). Die Pläne der umfassenden gelehrten Bildungsanstalten welche man für Indianer gegründet hat, scheint man zu hoch gegriffen zu haben: die Choctaw-Akademie in Kentucky, welche durch die gemeinschaftlichen Mittel mehrerer Stämme erhalten wurde, ist daher wieder eingegangen, weil die Erfolge den Erwartungen nicht entsprachen. Die 1816 in Corn-

wall (Connecticut) von dem American Board of Commiss. for foreign missions gegründete höhere Bildungsanstalt für Eingeborene (Briefe der Zöglinge bei Morse App. 267 ff.) scheint aus demselben Grunde wieder aufgegeben worden zu sein. Die Chickasaw unterhalten eine Zeitschrift die mehr als 300 Abonnenten zählt (Schoolcr. V, 693, vgl. Atlant. Studien I, 216). Im Indian Territory gab es schon vor längerer Zeit eine Druckerei zu Park-Hill im Gebiete der Cherokee und eine andere unter den Schawanoe in der Mission der Baptisten (Gregg). Es herrscht im Lande der Chocktaw große Sicherheit der Person und des Eigenthums. Ihre Verfassung ist demokratisch, das Land in 4 Districte getheilt, deren einer die Chickasaw umfaßt. Jeder derselben wählt einen Häuptling. Die vier Häuptlinge haben die Executivgewalt und ein Veto gegen die Gesetze welche das Repräsentantenhaus giebt, wenn nicht ⅔ der Mitglieder des letzteren auf dem Gesetze bestehen. Die Richter werden von der Executive ernannt, Capitalverbrechen durch Geschworene abgeurtheilt (McCoy 548, Schoolcraft V, 572, VI, 524 ff.).

Die Creek wohnten um 1775 in reinlichen Dörfern mit hübschen zweitheiligen Häusern von Fachwerk und kleinen Gärten, hatten eingehegte Felder die sie gemeinschaftlich bearbeiteten, und von deren Ertrag sie eine Abgabe an den öffentlichen Schatz zur Unterstützung der Armen entrichteten, wie wir früher erwähnt haben. Durch häufige Ueberfälle der Choctaw waren sie genöthigt worden sich in größeren volkreichen Dörfern anzusiedeln, da die Jagd unergiebig geworden war. Sie besaßen gute Rinderherden und trieben auf großen Kanoes Handel nach den Bahamainseln und nach Cuba (Bartram 141, 179 ff., 202, 218): mit einer gewissen Vorliebe bedienten sie sich der spanischen Sprache und zeigten sich geneigt spanische Sitten anzunehmen. In der Blüthezeit ihrer Macht um 1786 hatten sie die Einfuhr von Branntwein verboten, fingen an unter festen Gesetzen zu leben und der Mischling M'Gillivray begann Schulen bei ihnen einzurichten. Später hinderten die Kriege weitere Fortschritte. Die Seminolen kleideten sich 1820 in baumwollene Röcke, zu denen das Zeug jedoch importirt wurde, wohnten in Häusern von Holz, bauten Mais mit der Hacke und besaßen Pferde und andere Hausthiere; auch hatten sie Negersklaven wie die Cherokee und Choctaw (Morse App. 309). Sie stehen auch neuerdings nach der Uebersiedelung durchgän-

gig minder hoch als die eigentlichen Creek oder Muskoge, da sie unstäter sind als diese (Armstrong bei Schoolcr. VI, 532). Beide haben durch die Auswanderung und durch die ihr vorhergegangenen Kriege stark gelitten, und sind weder in Hausbau und Viehzucht noch in intellectueller Bildung bis auf die Stufe gelangt auf welcher die Cherokee und Choctaw stehen. Einheimische Handwerker haben sie fast gar nicht. Ihre politische Verfassung ist unentwickelt: die Häuptlinge geben meist die Gesetze unter denen sie leben. Indessen treiben die Creek den Landbau sehr fleißig: im Jahre 1837 wurden vor der Ernte Lieferungsverträge auf Mais im Werth von mehr als 25000 Dollars mit ihnen abgeschlossen.

Blicken wir zurück auf die lange Reihe von Thatsachen welche uns den moralischen Charakter und die geistige Begabung der Eingeborenen von Nord Amerika kennen gelehrt hat, so bleibt kein Zweifel wie unser Urtheil über sie ausfallen muß. Wenn eine gewaltige ungebrochene Naturkraft die beste Bürgschaft ist für die Lebens- und Entwickelungsfähigkeit eines Volkes, so dürfen wir diese dem nordamerikanischen Indianer in vollem Maaße zusprechen; aber „jede Raçe, weiß schwarz oder roth", sagt Elliott (I, 339) sehr richtig, „muß untergehen, wenn ihr Muth, ihre Energie und Selbstachtung durch Unterdrückung Sklaverei und Laster zu Grunde gehen. Dieses Gesetz beweist die Geschichte und die Eingeborenen von Amerika bestätigen es." Dagegen ist es eine grobe Entstellung der Geschichte — und wir glauben dieß bewiesen zu haben — wenn man wie Schoolcraft den Kampf der Indianer gegen die Weißen wesentlich auffaßt als einen Kampf der Barbarei gegen die Civilisation, vielmehr ringt in ihm das Recht mit der Gewalt, die hülflose Kurzsichtigkeit und Ohnmacht mit der abgefeimten Arglist und Habsucht, und selbst dem Verzweifelnden bleibt der herzlose Hohn seines Unterdrückers nicht erspart.

Die Eskimo und ihre Verwandten.

Den ganzen äußersten Norden von Amerika, durchgängig angrenzend an die bisher besprochenen Indianervölker, haben die Eskimo inne. Im Osten war sonst die ganze Südküste von Labrador an der Straße von Belle Isle von ihnen bewohnt, und von hier gingen sie wahrscheinlich bisweilen auch nach Neufundland hinüber; doch sind sie vor den europäischen Ansiedlern zurückgewichen. Im Innern von Labrador leben indessen Indianer, den Eskimo gehörte nur das Küstengebiet (Chappell 97, 102). Wenn die Skrälinger, welche die Normänner auf ihren Fahrten an den Küsten des späteren Neu England fanden, wirklich Eskimo waren (S. oben p. 60), so müssen diese von den Indianern seitdem weit nach Norden zurückgedrängt worden sein, eine Annahme welche durch die Sage unterstützt wird, daß Eskimo von Canada hergekommen und nach kurzem Aufenthalte auf der Küste von Labrador nach Grönland übergegangen seien, wo sie die Bewohner des Landes welche sie vorfanden, — ob Normänner, ob Eskimo? — erschlugen (P. Egede 70, 106, Kohlmeister and K. 37). Indessen darf man hieraus nicht (mit Cranz I, 332f.) schließen daß die Eskimo erst seit dieser Zeit, zuerst im 14. Jahrhundert, nach Grönland gekommen seien, und früher ausschließlich weiter im Süden gesessen hätten, denn nach dem alten isländischen Geschichtschreiber Are Frode (geb. 1076, Arius Multiscius, Antiqq. Americ. 207) stießen die Normänner im Osten und Westen Grönland's kurz nach dessen Entdeckung, die in das Jahr 985/6 gesetzt wird, auf Spuren von Wohnungen und Fahrzeugen und auf steinerne Geräthe die den Skrälingern gehörten (nicht auf diese selbst, wie v. Etzel 28 angiebt), und die nördlicheren Eskimo sollen namentlich in Grönland für die Stammväter der südlicheren gelten (Ross a, 65, nach Egede* v. Etzel 325). Ihr erster bekannter Zusammenstoß mit den Normännern fand dort 1377 statt, als sie „den Westbau" überfielen, und sie breiteten sich in Folge hiervon weiter nach Süden aus (ebend. 43). Im Laufe der Zeit unterlagen die Normänner gänzlich in diesen Kämpfen, und die Physiognomie der jetzigen Bewohner macht es wahr-

* In den Schriften der beiden Egede habe ich indessen diese Angabe nicht finden können.

scheinlich daß sie sich zum Theil mit den Eskimo vermischt haben. Bei der Wiederentdeckung des gegen 300 Jahre vergessenen und wieder verlorenen Landes zu Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts fand man dort nur Eskimos vor, die jedoch in Sitten Tracht und Sprache große Verschiedenheit zeigten (ebend. 61, 63). In Südgrönland besteht die Bevölkerung gegenwärtig zu 14 Proc. aus Mischlingen, und bei einem Dritttheil der übrigen Männer finden sich Spuren einer älteren Mischung mit Europäern; auch im nördlichen Theile des Landes sieht man viele blonde, ächt europäische Physiognomieen (ebend. 366, 326).

Von Grönland und Labrador erstreckten sich die Eskimo in ununterbrochener Linie nach Westen bis zum Kotzebue-Sund und sind in diesem Gebiete sprachlich in drei Haupttypen geschieden: die Bewohner von Labrador, die der Winter-Insel und von Iglulik (Halbinsel Melville), und die von Kotzebue-Sund (Buschmann 1854, Suppl. 703). Capt. Franklin hatte einen Eskimo von der Hudsonsbay zum Dolmetscher, der die Dialekte im Westen des Mackenzie-Flusses leicht verstand (Archaeol. Americ. II, 11). Zu diesem letzteren westlichen Zweige gehören auch die Namollo oder seßhaften Tschuktschen in der Nordostecke von Asien, welche von Fischerei leben, während die eigentlichen, nomadischen oder Rennthier-Tschuktschen, welche von jenen auch im Aeußeren wesentlich verschieden sind (Wrangell 59), sich sprachlich den Korjäken in Asien nahe anschließen (Buschmann, 711).

Zu den Eskimo sind ferner die Tschugatschen zu rechnen mit den ihnen verwandten Völkern (ebend. 692, 702f.), welche neuerdings in Folge eines falschen Gebrauchs der Russen angefangen haben sich selbst Aleuten zu nennen (Holmberg 76). Sie werden von Wenjaminow (Erman's Archiv VII, 126ff.), der die Kuskokwimer und Kwichpaks unrichtiger Weise von ihnen trennt und zu den Kenaiern zählt, als Kadjaker bezeichnet. Nach Holmberg's Darstellung, der sie allgemein Konjagen nennt, zerfallen sie in folgende Abtheilungen: 1) Konjagen oder Konägen auf der Insel Kadjak und den Nachbarinseln, nach einer ihrer Sagen von Aljaska her eingewandert (Lisiansky 196); 2) Tschugatschen, nach Wrangell (116) früher von Norden gekommen, von den Kadjaken entsprungen und durch Weiberraub mehrfach gemischt auf den Inseln von Prinz William's Sund und der ganzen Südküste der Kenai-Halbinsel; 3) Agleg-

mjuten an den Ufern von Bristol Bai und der Westküste der Halbinsel Aljaska bis zu 57° oder 56° herab; 4) Kijataigmjuten am Nuschagakh der in Bristol Bai mündet; 5) Kuskokwigmjuten am unteren Kuskokwim, später auf Nuniwok (auch auf Tschuakak oder S. Lorenz? Buschmann a. a. O. 703) und in den Süden bis zur Bristolbai vorgedrungen; 6) Aguljmjuten nördlich von den Mündungen des Kuskokwim bis zu denen des Kischunakh. Ferner an den Mündungen des Kwichpakh von Süden anfangend: 7) Magmjuten, 8) Kwichljuagmjuten, 9) Paschtoligmjuten; 10) Kwichpagmjuten am Kwichpakh oberhalb seines Delta bis zur Mündung seines Nebenflusses Uallik; 11) Tschnagmjuten am Südufer des Norton Sund; 12) Anlygmjuten am Nordufer desselben; 13) Maleigmjuten an dessen Ostufer bis zum Kotzebue Sund hin. Endlich gehört wahrscheinlich noch die Jakutat-Sprache in Behrings Bai, südlich von Mt. Elias und weiter westlich von da, zum Eskimostamme (Buschmann a.a.O. 683). Nach den Bemerkungen Prichard's (Uebers. IV, 461) scheinen hier die Verwandten der Eskimo mit den Koloschen zusammenzustoßen, denn zu den letzteren gehören nach Dixon die Bewohner von Port Mulgrave in der Behrings-Bai.

Auch die Sprache der Aleuten ist von Wrangell und Vater (Mithridates) als eine Eskimosprache bezeichnet worden, doch hat v. Bär dieß sehr unwahrscheinlich gemacht. Obgleich sie einige Wortgemeinschaft mit den Eskimo besitzt, ist sie doch von wesentlich verschiedenem eigenthümlichen Typus (Buschmann 1854 p. 697 ff.). Die Aleuten stammen der Sage nach vom Vorgebirge Aljaska, von wo sie sich über die Inseln verbreiteten (Saikof), und es gilt die Sprache von Unalaschka welche sich auch über den südwestlichen Theil von Aljaska erstreckt, für die Grundsprache der aleutischen Inseln (Resanow, ebend. 696). Holmberg unterscheidet zwei Hauptzweige derselben, den einen auf den Fuchsinseln und Aljaska, den andern auf den westlicheren Inseln. Die Aleuten haben die schwer glaubhafte Sage, daß sie vor nicht gar langer Zeit aus Asien herübergekommen seien (Wenjaminow, Erman's Archiv II, 467). Vielleicht stammt sie erst aus der Zeit seit welcher sie sich mit Russen gemischt haben, was gegenwärtig mit dem größten Theile der Bevölkerung geschehen ist. Auch sind viele derselben aus ihrer Heimath von den Russen nach Fort Ross in Californien gebracht worden, wo sie sich mit den dortigen Eingebo-

renen gemischt haben (Kotzebue N. R. II, 66ff.). Kadjaken sind ebenfalls und auf dieselbe Weise dorthin gekommen, und haben (1809—11) von Bodega aus öftere Einfälle in S. Francisco gemacht (Duflot II, 8, Roquefueil I, 161).

Daß die sämmtlichen bisher aufgeführten Völker vermöge ihrer Aehnlichkeiten in Körperbildung Lebensart Tracht Waffen und Sitten nur eine Familie bilden, scheint Chamisso (176) zuerst bestimmt ausgesprochen zu haben. Wrangell (58) ist geneigt sie nicht zur amerikanischen, sondern zur mongolischen Raçe zu rechnen, und man würde dieser Ansicht beistimmen müssen, wenn es nothwendig wäre sie entweder unter die eine oder die andere dieser Abstractionen zu subsumiren. In ihren physischen Eigenthümlichkeiten den Asiaten sich nähernd, in ihrem Sprachbaue sich mehr den Amerikanern anschließend (Latham), sind sie in Sitten und Lebensweise von den letzteren nicht so durchgreifend verschieden als durch ihr munteres Temperament und ihre größere Lebendigkeit, obwohl in dieser Hinsicht wieder ein auffallender Gegensatz zwischen den Eskimo und den Aleuten stattfindet. Sie bilden ein selbstständiges Mittelglied zwischen Asiaten und Amerikanern, und haben unter den letzteren die meisten Berührungspunkte mit den Völkern des Nordwestens die ihnen benachbart sind.

Die Eskimo, Esquimantsic in der Sprache der Abenaki, Aschkimeg in der Sprache der Ojibway, d. i. „Roh-Fleisch-Esser" (Charlevoix, Heriot 22, Kohl II, 140), nennen sich selbst in Labrador Boothia felix und Grönland Innuit, „Menschen". Der Name Karálit oder Karálek, der ihnen von den Christen (Normännern), wie sie sagen, in alter Zeit beigelegt worden ist, während sie selbst ihn in früherer Zeit nicht gebrauchten (Egede's Grönländ. Lexicon Art. Karálek), ist nach Cranz's (I, 331 Anm.) richtiger Bemerkung identisch mit dem Worte Skrälling, aus dem es durch Einschaltung eines Vokales entstanden ist, da die Grönländer es sonst nicht auszusprechen vermochten. Mit Unrecht hat Cranz später (III, 337) dieß wieder zurückgenommen und die ganz unmotivirte Angabe gemacht, daß die Grönländer sich selbst Karálit nennten um sich als besonderes Volk im Gegensatze zu anderen Völkern zu bezeichnen. Der verhältnißmäßig große Schädel ist von langer schmaler Form, ausgezeichnet „pyramidal" nach Prichard (IV, 407) d. h. von sehr breitem Gesicht und nach oben sich verengender Stirn, in Folge der großen seitlichen Aus-

dehnung der Jochbögen und der großen Breite der Backenknochen. Die Nasenbeine sind sehr platt, so daß sie mit der Fläche der Stirn, den Backenknochen und dem Alveolartheile des Kiefers nach Prichard fast in einer Ebene liegen und das Gesicht als sehr flach erscheinen lassen, doch giebt Morton (247) den Oberkiefer als vorstehend an; das Hinterhaupt ist voll und hervortretend. Die an der Hudsonsbay wohnenden sind von den benachbarten Indianern scharf unterschieden, während die am stillen Meer allmälich in den Typus der Indianer übergehen (Latham). Der Bart ist stärker als bei den Indianern, die Statur meist unter mittelgroß, Wohlbeleibtheit häufig. Die Hautfarbe scheint bei ihnen beträchtlich zu variiren, denn während sie z. B. Ellis (139) in den östlichen Ländern schwarzbraun fand, sind sie im Westen häufig heller als die Mehrzahl der Indianer und fast weiß (Gesammelte Stellen bei M'Culloh 20 f.), doch geht aus Charlevoix, Cranz u. A. ziemlich sicher hervor, daß diese Verschiedenheiten fast ausschließlich von Mangel an Reinlichkeit herrühren. Die ungemischten Eingeborenen von Nordgrönland sind von grauer, bisweilen ziemlich weißer Haut mit rothen Backen, haben kleine glanzlose, etwas schiefstehende Augen, kleine, wenig vorstehende, doch nicht platte Nase, kleinen Mund mit etwas dicker Unterlippe, vorzüglich kleine Hände und Füße. Wohlbeleibtheit ist häufig bei ihnen, besonders sind die Kinder oft fett frisch und rothwangig, die Weiber in Folge ihrer sitzenden Lebensart weniger hübsch und schon nach dem 20. Jahre nicht mehr jugendfrisch (Cranz I, 178, v. Etzel 326 f.). Die Eskimo von Prinz Regenten Bai unter 76° sind 5'—5½' groß, von schmutziger Kupferfarbe und gedrungenem Bau, haben kleine gerade, öfters auch breite gebogene Nase, kleine Augen, rothe Backen, dicke Lippen, aber nur dünnen Bart, während sich sonst die Eskimo meist durch stärkeren Bart von den amerikanischen Indianern unterscheiden. Die von Boothia felix sind etwas hellfarbiger und reinlicher als jene, und ihre Körpergröße variirt zwischen 4' 10" und 5' 8" (Ross a, 66, b, 245, 273). Bei denen am stillen Meer tragen die Männer einen Lippenschmuck, wie er bei den Völkern von Nordwestamerika sehr häufig vorkommt, die Weiber werden wie allerwärts bei den Eskimo, um die Pubertätszeit im Gesichte, besonders an Mund Kinn und Stirn, mit einigen Linien tättowirt (Beechey 249, 263, 280, Ross b, 251).

Die hierher gehörige Abtheilung der Tschuktschen, deren Name

„Verbannte“ bedeuten soll (nach de Scala, der sie abenteuerlich genug zu den Pani am Platte Fluß gezählt wissen will, N. Ann. des v. 1854, IV, 365) vermögen wir nicht genauer zu charakterisiren, weil in den bis jetzt vorliegenden Nachrichten die Namollo und die eigentlichen Tschuktschen sich fast nirgends gehörig gesondert finden. Wir müssen glauben daß die letzteren gemeint sind, welche nicht hierher gehören, wenn La Pérouse (I, 333 f.) von den Tschuktschen erzählt, daß sie größer, magerer und schwächer als die Eskimo, von diesen in ihrer Gesichtsbildung wie in ihren Sitten wesentlich verschieden seien und nur wenig Bart hätten, und wenn Kotzebue (I, 159, 164) ihnen schiefstehende Augen zuschreibt und bemerkt daß sie nicht durch Berührung der Nasen grüßen wie die Eskimo. Indessen sollen (nach Lütke bei Prichard Uebers. III, 2, p. 476) gerade die Namollo bisweilen hinaufgezogene äußere Augenwinkel zeigen: wir wissen von diesen nur daß sie meist unter, die Tschuktschen meist über mittelgroß sind und daß sie mehr abgerundetes, die Tschuktschen mehr ovales Gesicht haben. Unsere Rathlosigkeit wird noch größer dadurch, daß wir zwei in fast allen Punkten entgegengesetzte Schilderungen von den korjäkisch-tschuktschischen Stämmen in Asien entworfen sehen (Vogel in N. Ann. des v. 1856, III, 145 und v. Dittmar im Bullet. de l'Acad. de St. Pétersb. XIII, p. 100*), deren eine, die letztgenannte und wohl die zuverlässigere, den Zusatz macht daß die Korjäken sich in ihrer Körperbildung den Aleuten und Koloschen nähern, zugleich aber auch anderseits den Kamtschadalen und Kurilen. — Bemerkenswerth ist in Rücksicht der Tschuktschen hauptsächlich daß sie es sind die im Norden den Handel zwischen Amerika und Asien führen; der wichtigste Artikel desselben sind die von der Charlotten-Insel kommenden Muscheln von der Gattung Dentalium, welche an der ganzen Nordwestküste als Zier-

---

* Vogel: sphärischer Kopf, breite Nase, breite platte Stirn, hervorragende Backenknochen, dicke Lippen, dünne gebogene Augenbrauen, dichtes hartes straffes Haar, Hautfarbe zwischen gelb und kupferig. v. Dittmar: seitlich zusammengedrückter, nur ausnahmsweise runder Schädel, häufig erhobener Hinterkopf; das runde, bei Männern bisweilen ovale Gesicht ist nicht breit und platt mit flacher Nase wie bei andern sibirischen Völkern, sondern die Nase ist mehr erhoben, bei Männern nicht selten gebogen, die Stirn proportionirt, bei Männern oft hoch, die Backenknochen mäßig vorstehend, die Augen klein. Der große Mund hat wenig aufgeworfene Lippen, doch ist die Oberlippe lang; Bart fehlt fast ganz. Das Kinn ist meist rund, die Ohren proportionirt und etwas abstehend, die Hautfarbe hell gelblich braun, in der Jugend mit durchschimmerndem Roth auf den Wangen.

rath verwendet werden (v. Wrangell 64, vergl. G. Simpson II, 228).

Die Konjagen sind mittelgroß und darüber, breitschulterig, von bräunlicher, fast kupfriger Farbe, großem runden Gesicht, kleinen Augen, abgeplattetem Hinterkopf; sie trugen sonst Schmuck in der Nase, der Unterlippe und den Ohren und die Weiber waren an Kinn und Brust tättowirt (Lisiansky 194, Holmberg 80 f.), wie die der Aleuten (Langsdorff II, 38). Während die Kodjaken sich mehr dem amerikanischen Typus nähern sollen (Wrangell 116, 124 nach Wenjaminow), zeigen die Aleuten der Fuchsinseln entschieden ostasiatische Gesichtsbildung, und die Individuen von reinem Blute besitzen eine große Aehnlichkeit unter einander (ebend. 289): der Schädel ist an den Seiten gewölbt, am Scheitel erhoben, die Stirn weicht meist nach hinten etwas zurück (Wenjaminow in Erman's Archiv II, 468), die Backenknochen sind breit, die Nase flach und gedrückt (Langsdorff II, 30), das Gesicht meist rund und voll und von dunkelbrauner Farbe, der Bart ist außer auf der Oberlippe dünn, das Haar grob schwarz und stark (Billings 159).

Die Eskimo sind ein Fischervolk. Ihre Hauptnahrung in Grönland ist die Robbe und der Weißfisch die sie in großen Vorräthen während der besten Fangzeit (Mai und Juni) aufspeichern. Die Robbe giebt dem Grönländer Nahrung und Brennstoff, Fäden zum Nähen; aus der Haut macht er Fenster, Vorhänge, Kleider, Riemen, Dachung, den Ueberzug des Kahnes, aus den Därmen Flaschen (Anspach 417). Das getrocknete Fleisch wird stets roh gegessen (v. Etzel 334).

Die Nahrung der Eskimo ist verschiedenartig. Selten leben sie nur in schlechten Zelten von Häuten oder selbst ohne solche in Höhlen (Heriot 24). Wo Bau- und Zimmerholz ihnen fast unbekannt ist, wie um Prinz Regenten Bai, haben sie Häuser von Stein mit gewölbtem Dache, anderwärts bauen sie halbkugelförmige Hütten aus keilförmigen Schneeblöcken, die übereinander gelegt werden bis sie oben schließen, und dieser Bau geht so schnell wie das Aufschlagen eines Zeltes. Der Zugang zu diesen Eishütten ist lang und krumm und hat eine Seitenkammer für die Hunde, die Thür drehbar je nach dem Winde, und Fenster von Eis lassen Licht in's Innere fallen. Zur Nachtzeit wird dieses mit steinernen Lampen erleuchtet, welche mit Robbenspeck gespeist werden und mit einem Docht von Moos versehen sind (Ross

b, 249, 298, Cartwright I, 96). Feuer machen sie durch Reibung, ohne wie die benachbarten Nordindianer Baumschwämme zu Hülfe zu nehmen (Hearne 240). Da sie nomadisch leben, sind ihre Sommerwohnungen leicht und beweglich, ihre Winterhäuser aber fest: letztere bestehen am stillen Meer aus Treibholz und haben Fenster von Därmen, erstere sind bloße Zelte von Häuten (Beechey 569). Die Nordgrönländer wohnen im Sommer in niedrigen Erdhütten, deren Umgebung sich durch große Unreinlichkeit auszeichnet; ihre Winterhäuser, außen ganz von Erde, haben in neuerer Zeit sehr gewonnen: sie sind mit Wänden und Fußböden von Bretern und mit Oefen versehen (v. Etzel 345, 358). In Südgrönland sind größere Häuser für mehrere Familien mit kleinen Magazinen daneben nicht selten. Der nähere Verkehr mit den Europäern hat ihnen Kachelöfen, ordentliche Fußböden und Fensterscheiben gebracht. Die Mehrzahl der Wohnungen sind aber auch hier noch Hütten von Stein und Grastorf mit flachen Dächern aus Grastorf und Treibholz; schmale Gänge die sich nur durchkriechen lassen, führen zur Thür (ebend. 363; Ausführliches über das äußere Leben der Grönländer bei Cranz).

Sie kleiden sich in Robben- und Rennthierfelle und tragen oft zwei Kleider übereinander, von denen das untere eine Kappe für den Kopf hat. Seltener besteht die Kleidung aus Hundefellen und Vogelbälgen; in Südgrönland werden auch Baumwollenzeuge getragen. Der Doppelpelz für den Winter, nach innen und außen behaart, geht über den Kopf und ist ohne Bänder oder Knöpfe ganz geschlossen. Doppelte Stiefeln und kurze Beinkleider von Robbenfell vervollständigen den Anzug (Ross a, 66, v. Etzel 330, 373). Das Nähen der Häute und Felle geschieht mit Thiersehnen. Die mit Hunden bespannten Schlitten sind entweder an den 21' langen Kufen nur mit Wallfisch-Bein beschlagen oder auch ganz aus Robben- und Fischknochen gemacht und mit Riemen zusammengebunden (Cartwright I, 71, Ross a, 51). Die Eskimo von Prinz Regenten Bai gruben ihr Eisen selbst, doch hat man keine Spur von Waffen oder Krieg, auch keine von Schifffahrt bei ihnen gefunden (ebend. 48, 73, 65); die östlicheren dagegen sind im Besitze von gehämmerten kupfernen Geräthen und Waffen (Hearne 158), und gebrauchen sie gegen die benachbarten Indianer, gegen welche sie meist einen alten tief gewurzelten Haß hegen (ebend. 118): Krankheit und schlechte Jagd leiten sie von den Zaubereien derselben her

(Ellis 188 note). Auch in Ungava-Bai kommt es oft zu Kämpfen, obwohl die Eskimo mit den Indianern, die hier ausnahmsweise thätiger und gewandter sind, Frieden zu halten suchen (Kohlmeister and K. 57).

Die Eskimo zeichnen sich aus durch großes Handgeschick. In Nordgrönland werden sehr schöne Schnitzereien von Knochen gefertigt, und sogar eine Violine hat ein Eingeborener aus einem Stück Treibholz herzustellen gewußt. Im Süden des Landes werden sie Zimmerleute, Böttcher, Schmiede die alle nöthigen Arbeiten gut verrichten, und manche von ihnen hat man im dänischen Dienste sogar zu Verwaltern kleinerer Handelsplätze gemacht (v. Etzel 330, 367). Hauptsächlich zeigt sich ihre Geschicklichkeit in der Herstellung und im Rudern ihrer Kajaks, auf dem Fischfang und der Jagd. Ihre Kähne sind theils nur von Häuten, 12—15′ lang und für eine Person allein bestimmt, welche ebenfalls ganz mit Häuten bedeckt, in der Mitte desselben in einem Loche sitzt, theils haben sie ein Sparrwerk das mit Häuten überzogen ist und führen mehrere Personen (Heriot 434). In den kleineren gehen sie einzeln auf die Robbenjagd, ausgerüstet mit der Harpune die mit einem Wurfholze geschleudert wird, und mit einer Blase die auf dem Wasser schwimmt; in Grönland haben sie jetzt zum Theil Feuergewehr. Die großen oder sogenannten Weiberboote sind dort 24—36′ lang, 5′ breit, gehen 2½′ tief und tragen 6000 Pfund (v. Etzel 328, 371). In Labrador legen sie oft 4′ hohe Schneebänke so an, daß diese das Sonnenlicht auf dem Eise reflectiren durch das sie die Fische spießen (Kohlmeister and K. 28). Den Indianern sind sie in allen Uebungen auf dem Wasser und an Scharfsinn in mechanischen Dingen weit überlegen.

Die ehelichen Verhältnisse sind oft ungeordnet. Die Eskimo von Prinz Regenten Bai nehmen nur eine zweite Frau, wenn die erste kinderlos bleibt; die von Boothia felix, bei denen oft die Mädchen schon als kleine Kinder verlobt werden, haben häufig zwei Weiber. Austausch der Weiber ist gewöhnlich bei ihnen, auch kommt es vor daß zwei zusammen nur ein Weib haben (Ross a, 72, b, 269, 309, 517, 356), doch wird das schwächere Geschlecht mit einer gewissen Rücksicht behandelt (ebend. 578). Die erste Frau ist immer die Gebieterin der übrigen, ihrem Manne aber streng unterwürfig: sie darf erst nach ihm essen (Kohlmeister and K. 68). In Grönland wohnt der verheirathete

Sohn auch ferner bei seinen Eltern und seine Mutter bleibt an der Spitze des gemeinsamen Haushaltes. Beim Tode des Vaters erbt der älteste Sohn das werthvollste Eigenthum und hat die Familie zu ernähren (Cranz I, 215, 247). Die Kinder wachsen in großer Ungebundenheit auf, man straft sie nicht und spielend erlernen sie die nöthigen Fertigkeiten (v. Etzel 335).

Ueber ihr gesellschaftliches Leben ist wenig zu sagen. Meist stehen die Familien vereinzelt und in voller Unabhängigkeit von einander. Nur die Eskimo von Prinz Regenten Bai sollen ein Oberhaupt haben, das Tribut erhält und in einem großen steinernen Hause wohnt (Ross a, 72).

Trotz der Kälte und Unwirthbarkeit ihres Landes wissen sie sich genügend vor Mangel zu schützen und befinden sich wohl. Sie streben nicht nach Süden vorzudringen (Hearne 122 note) und fühlen sich höchst glücklich, oft selbst unter den elendesten Umständen, die sie sich durch Trommelschlag und Tanz zu erleichtern wissen (Beechey 267). Ihre Gleichmuth und ihre Zufriedenheit sind nicht die Folge von Trägheit, sie sind vielmehr meist von sehr lebhaftem Temperamente: Verwunderung und andere Affecte sprechen sich sehr stark in Gesicht und Geberden bei ihnen aus, in der Trauer schreien sie laut und schlagen sich selbst Wunden (Cartwright I, 271, 275). Gesang und Musik lieben sie sehr, besonders die Grönländer haben häufig ein entschiedenes musikalisches Talent (Kohlmeister and K. 31, v. Etzel 551); indessen erzählt Seemann (II, 67) von denen am stillen Meer daß Geigen und Flöten gar keinen Eindruck auf sie machten. Glücksspiele haben sie nicht in Labrador, sondern nur solche der Geschicklichkeit und des Vergnügens, Zielwerfen Ballspiel und dergleichen (Cartwright I, 238).

Ueber ihr gutmüthiges friedfertiges Wesen untereinander und gegen Fremde (es wohnen in Grönland oft 10 Familien ohne Streit in einem Hause, Cranz I, 221), ist nur eine Stimme; auch beweisen sie sich sehr gastlich und oft hülfreich; indessen sind sie am stillen Meer, wo Schiffbrüchige von ihnen nur als gute Prise betrachtet zu werden pflegen, und in Boothia felix zum Theil sehr diebisch, da Dieberei und Betrug ihnen nur als ein listiger Streich gilt, den man belacht wenn er entdeckt wird (Beechey 251, 552, Ross b, 288, Seemann II, 70). In Labrador wird Diebstahl zwar verabscheut, doch fehlt es

nicht an Hang dazu (Kohlmeister and K. 28). Dagegen spricht v. Etzel (337) die Grönländer von einer besonderen Neigung zum Stehlen frei, ebenso von Eigennutz überhaupt, von Ungefälligkeit und Geiz, da sie vielmehr sehr freigebig sind mit Lebensmitteln und leichtsinnig leihen und borgen; aber auch ihre Dankbarkeit ist nicht groß, da sie nur für den Augenblick leben (ebend. 336, 340). Die 1721 durch den aufopfernden Hans Egede gegründete Mission hat viel für sie gethan. Jetzt sind fast alle Eingeborenen Südgrönlands Christen. Dem Unterricht der Herrenhuter Missionäre sind sie mit vielem Interesse und großer Empfänglichkeit entgegengekommen, der alte heidnische Aberglaube ist erloschen, bei weitem der größte Theil der Eingeborenen kann lesen und liest gern, viele schreiben (ebend. 378, 364, 546). Es giebt 20 eingeborene Katecheten im Dienste der Mission, die im Schullehrerseminar zu Godthaab gebildet worden sind, und die Neubekehrten haben kräftig zur Ausbreitung des Christenthums mitgewirkt (ebend. 544, 549). Auch in Okkak und an anderen Punkten in Labrador gab es seit 1764 Missionsstationen der unirten Brüder (vgl. Cranz III, 289 ff.). Die Eskimo schließen sich meist leicht den Europäern an und lernen bereitwillig von ihnen (West 172).

Torngarsuk ist nach dem alten Glauben der Grönländer das höchste Wesen und der Vater der Angekok oder Zauberer, indessen erscheint es als zweifelhaft ob er mit Cranz (I, 263) als guter Geist bezeichnet werden darf, im Gegensatz zu seiner Großmutter, dem bösen Weibe das im Innern der Erde wohnt und über alle Seethiere gebietet (P. Egede 236, 103). Weltschöpfer ist Torngarsuk nicht; die Grönländer wußten überhaupt nichts von einer Schöpfung, außer insofern sie sich dachten daß alles Vorhandene seinen Ursprung aus ihrem Lande habe: den ersten Menschen glaubten sie aus der Erde hervorgewachsen, hielten Sonne und Mond für Menschen die an den Himmel hinaufgestiegen seien, und knüpften daran einige alberne Mythen (ebend. 105, 75). Die Seelen der Todten begaben sich entweder in den Himmel oder in die Erde und führten an letzterem Orte ein glücklicheres Leben als an ersterem (ebend. 210). Den Säugling mit der Mutter zu begraben war gewöhnlich, auch alte und kranke Weiber traf bisweilen das Schicksal lebendig begraben zu werden (Cranz I, 302). Die Angekok, welche mancherlei Ausschweifungen trieben (P. Egede 166), hatten die Macht den Himmel und das Innere der Erde zu be-

suchen, mit den höheren Geistern zu verkehren und sie zu citiren. Ihr ganzes Thun und Treiben ist dem der Zauberärzte bei den Indianern durchaus ähnlich.

Dieselben religiösen Vorstellungen herrschen bei den Eskimo auch anderwärts (Heriot 25, Ross a, 68).

In Labrador soll bei ihnen die Ansicht verbreitet sein daß die guten Menschen nach dem Tode auf dem Monde ein glückliches, die bösen in einem Loche in der Erde ein unglückliches Leben führen (West 172). Auf das Vorhandensein eines Glaubens an ein anderes Leben weisen auch die hölzernen Geräthe hin die man dort mit den Todten zu begraben pflegt (Kohlmeister and K. 44); ebenso die Opferung des Säuglinges auf dem Grabe der Mutter um ihn dieser nachzusenden (Chappel 100, 190).

Die Eskimo, urtheilt Ross (b, 307) besitzen weit bessere Fähigkeiten als ihr Aeußeres erwarten läßt. Er erprobte und benutzte vielfach ihre geographischen Kenntnisse. Beechey (290, 331) erhielt von denen im Westen eine belehrende Karte der Küste, die sie mit allen Details auf den Sand zeichneten, und die Königliche Handbibliothek in Stuttgart besitzt unter dem Namen Niakungitok die eigenhändige Zeichnung eines Eskimo von seinem Lande. Auch von Thieren und der Art wie sie gejagt werden, entwerfen sie treffliche naturwahre Zeichnungen und zeigen sich im Handel sehr intelligent (Beechey 251). Sie scheinen begabter als die Indianer der nördlichen Gegenden. Die Grönländer insbesondere hält v. Etzel (84) unzweifelhaft für bildungsfähig genug um zu einer gewissen Selbstständigkeit erzogen und zu ferneren Fortschritten veranlaßt werden zu können; bloß in der Rechenkunst, die sie anzuwenden freilich auch nur wenig Gelegenheit haben, sind sie verhältnißmäßig noch zurück (ebend. 548). Aus P. Egede's Nachrichten ist ersichtlich daß sie sehr munter und witzig sein können, worauf auch die satirischen Gesänge hinweisen, in denen sie sonst öffentlich ihre Streitigkeiten miteinander auszufechten pflegten (Cranz).

Daß die Fahrzeuge Waffen und Fischereigeräthe der Bewohner von Prinz William's Sund, der Tschuktschen und der Unalaschker denen der Grönländer und Eskimo gleich oder sehr ähnlich sind, hatte Cook bemerkt (3. Reise 312, 350, 393), und Holmberg (99, 106) hat dieß neuerdings bestätigt, nur mit dem Zusatze daß die Konja-

gen (Kodjaken, Tschugatschen) auch Bogen und Pfeil führen. Eisen, öfters vom Meere ausgeworfen, war ihnen schon vor der Ankunft der Russen bekannt (ebend. 101). In Prinz William's Sund tragen sie künstlich gearbeitete, zolldicke hölzerne Panzer und pflegen sich in die Thiere zu verkleiden die sie jagen (Billings 200). Ihre Kleidung bestand sonst in einer Art Hemd aus Vogelbälgen oder Säugethierfellen, über welches sie ein Oberkleid mit längeren Aermeln und Kapuze aus Därmen von Bären Seelöwen und anderen Thieren trugen. Die Hauptnahrung sind Fische, gekocht und getrocknet, die Seeotter jagen sie nur des Pelzes wegen (ebend. 84, 90, 106). Eine Schierlingsart wird als berauschendes Mittel leidenschaftlich gern von ihnen gegessen, und sie bereiten außerdem noch ein gegohrenes Getränk aus Himbeeren und Blaubeeren (ebend. 92, 96). Ihre Hütten sind sehr schmutzig, mit Erde gedeckt, und werden immer von drei oder vier Familien bewohnt; die Schlafgemächer haben Fenster die mit Därmen bekleidet sind (ebendas. 97).

Die Kodjaken sind zwar Christen dem Namen nach und die Russen haben bei ihnen die alten Sitten mehr und mehr verdrängt, doch halten sie zähe fest an ihrem früheren Glauben an gute und böse Geister, welche letzteren allein Verehrung bei ihnen finden (Langsdorff II, 56 ff., Lisiansky 196). Shljem Schoá gilt ihnen als Schöpfer des Himmels und der Erde, sie opferten ihm vor und nach der Jagd; Ijak heißt der in der Erde wohnende böse Geist (Holmberg 140 f.). Wolf Hund und Rabe sind mythische Personen die sie als ihre Stammväter betrachten. Für ihre Feste hatten sie sonst ein großes Haus das mehrere hundert Menschen faßte (ebend. 98). Dieses diente auch zu ihren Berathungen, von denen die Armen und die Mädchen ausgeschlossen blieben, während einzelne Frauen durch die Zauberpriester eingeführt werden konnten (Wrangell 128). Hier führten sie ihre religiösen Feste auf, die am Kuskokwim und Kwichpakh in dramatischen Maskenspielen bestanden (Beschreibung bei Holmberg 125, Zagoskin in N. Ann. des v. 1850, I, 274). Vielleicht hatten auch die Dampfbäder, die sie gleich den meisten Indianervölkern in besonderen Erdhütten nahmen, bei ihnen ursprünglich die Bedeutung einer Cultushandlung. Ihre Todten hüllen sie in Seehundsfell ein und begraben sie (Holmberg 122), der Häuptling erhält seine Jagdgeräthe und Speisen mit in's Grab und man opfert ihm einige Sklaven (Billings 179 f.).

In früherer Zeit theilten sie sich in Gemeine und Häuptlinge, deren Würde erblich war. Die dritte Klasse der Bevölkerung bildeten die Sklaven, deren sie jedoch wenigere hatten als die Koloschen (Holmberg 78); die Kuskokwimer indessen, welche die alten Leute und Kinder im Kriege schonen, machen keine Sklaven (Wrangell 128). Seit der Herrschaft der Russen sind die Unterschiede der gesellschaftlichen Stellung geschwunden. Die Frau steht in hohem Ansehen. Sie pflegte sonst einen Nebenmann zu haben der zu mancherlei Diensten verpflichtet war und in Abwesenheit des Mannes diesen vertrat (Holmberg 119). Bei der Ehe, welche ohne die Feier eines besonderen Festes geschlossen wurde, nahm man auf die Verwandtschaftsgrade keine Rücksicht. Der Mann lebte als Diener im Hause seiner Schwiegereltern (Lisiansky 196ff., Langsdorff II, 56ff.). Es gab bei ihnen auch Männer in Weiberkleidern, die ganz weibliche Dienste verrichteten; sie waren öfters Zauberer und standen keineswegs in der anderwärts gewöhnlichen Verachtung (Holmberg 120).

Die Kuskokwimer kennen einige Sternbilder, wie auch die Tag- und Nachtgleichen, und benennen die 12 Monate ihres Jahres nach regelmäßig wiederkehrenden Naturerscheinungen (Wrangell 145ff.). Sonst ist von Beweisen höherer Intelligenz die sie gäben, bis jetzt nichts bekannt, und daher wahrscheinlich daß sie ihre Kenntniß der Aequinoctien fremder Mittheilung verdanken.

Die Bevölkerung der Aleuten ist in rascher Abnahme begriffen, zu welcher ohne Zweifel die grausame Behandlung und theilweise Vertilgung durch die Promyschlenniks (1760—90) wesentlich beigetragen hat (Wenjaminow in Erman's Archiv II, 464ff.). Zwar wird wiederholt versichert daß die kolonisirenden Russen im Allgemeinen menschlich und gutmüthig verfahren seien (Wrangell XXIII), daß sie auf den Aleuten und auf Kodjak durch Sanftmuth und Freundlichkeit die Eingeborenen beherrschten, die ihnen höchst günstig gestimmt seien, während sich in Sitka dieß allerdings anders verhalte (Roquefueil II, 323f., Lisiansky 215), aber aus leicht verständlichen Gründen wiegen die Zeugnisse für das Gegentheil in solchen Fällen schwerer: Langsdorff (63, 92) versichert daß die Aleuten ganz als Sklaven von den Russen behandelt wurden, (Billings (234) bedauert daß sie unter der Herrschaft der russischen Wildschützen stehen, welche roher als sie selbst, ihnen ihre Weiber wegnehmen, die Männer zu jahrelan-

ger unentgeltlicher Arbeit zwingen u. s. f., und Wenjaminow behauptet daß ihre guten Eigenschaften in Folge der Russifizirung in neuerer Zeit mehr und mehr in den Hintergrund getreten seien (Wrangell 221). Die Hälfte der gesammten männlichen Bevölkerung zwischen 18 und 50 Jahren wird für das ganze Jahr vom Dienste der russisch-amerikanischen Compagnie noch neuerdings unentgeltlich in Anspruch genommen (v. Kittlitz 295). Seit 1795 wurden sie durch Makarj der von Kodjak nach Unalaschka kam, zum Christenthum bekehrt und gehen seitdem sehr gewissenhaft zur Kirche: ihre Masken-Tänze und Schamanen-Lieder haben sie seitdem aufgegeben, wie auch die Thiernamen mit denen sie sich selbst, wahrscheinlich mit Beziehung auf ihre mythischen Stammväter (vgl. Kotzebue II, 101) zu benennen pflegten (Wrangell 179). Tempel und Idole hatten sie in jener früheren Zeit nicht, aber heilige Orte an denen sie hauptsächlich die bösen Geister verehrten (Wenjaminow in Erman's Archiv II, 480).

Eine zweite Ursache der Abnahme ihrer Volkszahl, der die Einführung des Christenthums ebenfalls entgegengewirkt hat, lag in der Trunksucht und anderen sinnlichen Ausschweifungen (Wenjaminow bei Wrangell 218 f.). Sie lebten sonst in Polygamie und der Gast theilte das Weib des Wirthes. Dieses hatte einen Nebenmann wie bei den Konjagen und Koloschen (Erman's Archiv II, 477, 492). Auch der Päderastie waren sie ergeben wie die Kodjaker (Billings 165, 179). Gleichwohl versichert Billings (234) daß die Aleuten „bei weitem alle Vorstellungen übertroffen hätten die er sich von Wilden gemacht habe", und dieses Urtheil scheint gerade vorzüglich ihren moralischen Eigenschaften zu gelten.

Obgleich sie dem Trunke ergeben sind, streiten sie doch nicht leicht; dem Widerspruche setzen sie Schweigen entgegen und begnügen sich gewöhnlich mit der Antwort: „ich weiß es nicht, du bist ja besser unterrichtet." Beleidigungen sind selten und werden ohne Rache ertragen. Schimpfwörter haben sie nicht. Seit Menschengedenken weiß man bei ihnen nur von einem einzigen Todtschlag, Diebstahl ist selten und trifft nur das Nothwendige und unmittelbar Reizende zum Zwecke des augenblicklichen Genusses. Ihr Zutrauen ist leicht gewonnen, sie lügen leugnen und prahlen nicht, bewahren Geheimnisse treu und schweigen beharrlich, wenn man ihnen nicht glaubt. Der Aleute ist

eigensinnig in der Ausführung seiner Vorsätze, verspricht wenig, hält aber das Versprochene und schmeichelt nicht. Er schenkt ohne Berechnung oder Eigennutz und greift Verschenktes das er noch nicht abgeliefert hat, selbst in dringenden Fällen nicht an. Er zeichnet sich aus durch große Gastlichkeit und Liebe zu seiner Familie. Seine Dankbarkeit wird selbst durch eine spätere Beleidigung nicht aufgehoben. Ist er mit jemand unzufrieden, so redet er nicht mit ihm. Persönliche Tapferkeit im Kriege geht ihm ab und er fürchtet die Strafe in hohem Grade, Kindern und selbst Verbrechern körperliche Züchtigung zu ertheilen widerstrebt ihm. Mit seiner Lage stets zufrieden, zeigt sein Gesicht einen stets gleichmäßigen Ausdruck in Freude und Schmerz. Auch in Krankheit und Noth klagt er nicht, selbst Weiber und Kinder sieht man nicht weinen. Haben die letzteren Mühe und Beschwerde zu erdulden, so tröstet man sie: „bald hört der Wind auf, bald trocknet das Kleid.“ Sie reden wenig, auch untereinander, obwohl sie sich die langen Winterabende mit Erzählung von Mährchen kürzen, und beweisen grenzenlose Geduld, selbst in Hungersnoth: der Ertrag des Fischfanges wird alsdann gleichmäßig getheilt, die Hungernden sitzen schweigend am Ufer und warten, und niemals wird diese Sitte von der Unredlichkeit mißbraucht. Freilich ist ihre Trägheit und Sorglosigkeit groß, trotz des häufigen Mangels zu Ende des Winters, und kann oft nur durch fremden Befehl überwunden werden, der sie dann zu langsamer, aber sehr ausdauernder Arbeit bringt. Der Nacktheit schämen sie sich nicht, sondern nur dessen was der Sitte widerstrebt, wie z. B. seine Frau vor Andern zu liebkosen oder um etwas zu bitten, da sie furchtsam und blöde sind (Wenjaminow bei Wrangell 183 ff. und in Erman's Archiv II, 468 ff.).

Von den Russen, mit denen sie jetzt großentheils vermischt sind, haben sie viele Handwerke gelernt und sich dabei anstellig und lernbegierig gezeigt. Da sie ein gutes Augenmaaß und eine lebhafte Phantasie besitzen, sind sie besonders geschickt in Handarbeiten, liefern gute Schnitzereien und Stickereien (Wrangell 223, Langsdorff II, 42), ihre Kähne Geräthe und Kleider zeugen selbst von Geschmack (Billings 234). Daß die ersteren beiden denen der Eskimo sehr ähnlich sind, wurde schon früher bemerkt. Ihre Geschicklichkeit als Schiffer ist außerordentlich: ihre kleinen Baidarken, welche durch die geringste Seitenbewegung umgeworfen werden, rudern sie 10—12 und selbst 16

Stunden lang ununterbrochen, und wissen auch bei starkem Nebel den Punkt an welchem sie landen wollen, richtig zu treffen (Blaschke in Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. II, 97). Sie haben Panzer die aus kleinen Stöcken geflochten sind, und Schilde; ihre Pfeile und Wurfspieße sind bisweilen vergiftet (Erman's Archiv II, 479). Ihre Wohnungen sehen kleinen Hügeln ähnlich, und man steigt auf einem eingekerbten Pfahle von oben in sie hinein (Mortimer 61). Die Todten begraben sie zum Theil in kauernder Stellung (Langsdorff II, 43), zum Theil hängen sie die Särge schwebend auf (Erman's Archiv II, 477). Die trauernde Wittwe durfte sonst keine Speise selbst berühren, man reichte sie ihr zerbröckelt. Die gesellschaftliche Verfassung war ehemals von ganz patriarchalischer Art; die Sklaven aber hatten unter einer grausamen Behandlung zu leiden (ebend. 484).

Die Bewohner der Nordwestküste und des Oregongebietes.

Die ganze Westseite des nordamerikanischen Festlandes ist ausgezeichnet durch einen großen Reichthum verschiedener Völkerfamilien, deren Sprachen einander ursprünglich fremd zu sein scheinen und jedenfalls keine nähere Verwandtschaft unter sich besitzen.

Den Eskimo zunächst, die, wie wir gesehen haben, wahrscheinlich bis nach Behring's Bai südlich von Mt. Elias reichen, leben die Tlinkithen d. i. „Menschen" wie sie sich selbst, oder Kaljuschen, Koloschen, wie die Russen sie nennen (Holmberg 9). Ihrer Sage nach haben sie sich aus dem Innern nach der Küste und den Inseln verbreitet (ebend. 15). Ihre Sprache findet sich im Norden von Cross Sound unter 58° 37', in Portlock's Harbour nördlich von Mt. Edgecumbe (Buschmann 1854, p. 681 f.) und reicht von dort bis zu den Charlotten-Inseln herab (Buschmann 1856, p. 376 nach Resanow). Sie ist die Sprache der Tchinkitane auf Sitka und nach Marchand ganz verschieden von denen welche auf Nutka und auf den Charlotten-Inseln herrschen (ebend. 378), wonach der Irrthum Holmberg's (9, 42) zu berichtigen ist, welcher ihr eine viel weitere Ausdehnung nach Süden zuspricht. Mit den athapaskischen Sprachen hat sie ebenfalls nur wenig gemein (Buschmann ebend. 387). Scouler zählt

zu den Koloschen nächst den Bewohnern von Sitka die Cheelkaat am Lynn Canal und in dessen Umgebung, die Tako von Pt. Salisbury und Snettishham, die Stikine an dem gleichnamigen Flusse und an Prinz Frederick's Meerenge und die Tunghaase auf der Insel Revillagigedo (L'Institut 1847, II, 45), doch ist dieß in Rücksicht der letzteren unrichtig, da deren Sprache zwar viele koloschische Wörter besitzt, aber keineswegs zu derselben Familie gehört, und in Rücksicht der Stikine ist es noch zweifelhaft (Buschmann 1854, p. 679f., 1856, p. 380, 1857, p. 404). Nach Lisiansky (242) erstrecken sich die Koloschen nur bis 57° n. B. nach Süden.

Weiter herab an der Küste zwischen 53½ und 55½° (Scouler im Journal R. G. S. XI, 220) folgen die Chimsyan oder Chimmesyan, deren Sprache ebenfalls ohne Verwandtschaft zum athapaskischen Stamme ist und ganz isolirt steht (Buschmann 1857, p. 401). Sie leben in vier Stämmen am Observatory Inlet, auf den Inseln Dundan, Stephen und Prinzeß Royal (L'Institut a. a. O. nach Scouler). Schoolcraft identificirt sie mit den Naß, die an dem gleichnamigen Flusse unter 55° leben, wogegen von Wrangell die südlicheren Hailtsa und deren Verwandten mit dem letzteren Namen bezeichnet werden (Buschmann 1857, p. 399), eine Verwirrung die sich bis jetzt noch nicht lösen läßt.

Die Königin Charlotten-Inseln sind von den Haidah-Stämmen bewohnt, unter denen die Skittegát oder Sketiget die hauptsächlichsten sind; Dunn (292) nennt neben ihnen die Masset und Comshewar. Sie reden sämmtlich eine und dieselbe Sprache und es gehören zu ihnen die Kyganie, Kigarnie oder Kaigani in der gleichnamigen Bai und an der Südspitze des Prinz Wales-Archipels, deren Sprache (nach Radloff) mit der der Koloschen näher verwandt sein sollte, mit ihr jedoch nur geringe Aehnlichkeit hat. Nach den Prinz-Wales-Inseln und der Nordinsel sind die Kyganie wahrscheinlich erst von der Königin Charlotten-Insel gekommen (Buschmann 1857, p. 393, 1854, p. 678, Scouler a. a. OO.).

Gegenüber der Südspitze der letzteren Insel in Millbank Sund und von hier und der Hawkesbury Insel an bis zum Broughton Archipel, einschließlich der gegenüberliegenden Küste und des nördlichen Theiles von Vancouver, leben die Hailtsa oder Haeeltsuk, von 50½ bis 53½° (Scouler). Im Fitzhugh Sund, in welchen der südliche Sal-

mon River mündet unter 51 ½° stimmen die Zahlwörter größtentheils mit denen der Hailtsa überein und die Bewohner von Friendly village, 90 miles landeinwärts an jenem Flusse, gehören sprachlich nicht, wie Hale angiebt, zu den Atnah der Tsihaili-Selisch Familie, sondern reden ebenfalls einen Dialekt des Hailtsa (Buschmann 1857, p. 381, 322). Dagegen ist die Uebereinstimmung des letzteren mit der Sprache der Bellichoola oder Billechoola, welche Scouler am Salmon River* und dem Dean Canal angiebt, nur gering (ebend. 382 ff.).

Die Eingeborenen der Insel Vancouver sollten nach Scouler (J. R. G. S. XI, 224) sämmtlich Dialekte derselben Sprache reden, die sich seiner Darstellung nach auch auf das gegenüberliegende Festland erstreckte und an der Küste selbst bis in den Süden des Columbia reichte; auch im Innern des Oregongebietes sollte es nur zwei Hauptsprachen geben und die Unterschiede der Sprachen welche diesen Ländern angehören, überhaupt weit geringer und weniger entschieden sein als es bei oberflächlicher Betrachtung scheine. Indessen hat er sich genöthigt gesehen diese Ansicht wieder aufzugeben und die genannten Gebiete an acht wesentlich verschiedene Sprachfamilien zu vertheilen (L'Institut 1847, II, 45), doch hat sich auch diese Anzahl durch neuere Untersuchungen als viel zu klein herausgestellt.

Vancouver ist von einer Menge kleiner Völker bewohnt (Aufzählung derselben von Grant im J. R. G. S. XXVII, 293, Schoolcraft V, 488, Buschmann 1857, p. 380 f.). Diese sind nach Grant (a. a. O.) in vier Sprachfamilien geschieden: Quackoll (Quacolth bei Anderen) im Norden und Nordosten der Insel, nebst den Ballabolla (Dunn 271 nennt Belbellah in Millbank Sund) auf dem Festlande im Osten der Charlotten-Inseln, die nur dialektisch von ihnen verschieden sind (G. Simpson I, 202); Cowitchin (Kawitchen) im Osten, das sich an der Nordseite der Mündung des Frazer-Flusses auf dem gegenüberliegenden Festlande wiederfindet und sowohl dem Noosdalum am Hood's Canal als auch dem Squallyamish (Skwale, Nisqually) in Puget's Sund nahe verwandt ist (Buschmann 1857, p. 374); ferner das Tsclallum, Clellum oder Clalam das mit dem Cowitchin ebenfalls einige Aehnlichkeiten hat und gleich diesem auf den Continent gegenüber dem Süden der Insel hinüberreicht; endlich

* Scouler scheint hier den südlichen, nicht den nördlichen Fluß dieses Namens unter 53° zu meinen, den Buschmann als ihren Wohnsitz anführt.

das Macaw an der ganzen Westküste, welches demnach wahrscheinlich identisch oder nahe verwandt ist mit der Sprache von Nutka*. Dieser letzteren schließt sich die Sprache der Tlaoquatch im äußersten Südwesten der Insel zunächst an, wogegen sie nur eine theilweise Verwandtschaft derselben einerseits zum Hailtsa, anderseits zu der Sprache im Süden des Ausganges der Fuca-Straße nachweisen läßt, ihre Verwandtschaft zu den Sprachen auf der Küste des Festlandes aber, welche Scouler annahm, eine Fabel ist (Buschmann 1857, p. 364ff., 323f.). Die Sprache von Newittee am Nordende der Vancouver Insel ist ebenso wie die der Klaizzart oder Classet auf der Südseite der Fuca-Straße um C. Flattery — letztere jedoch nicht mit voller Entschiedenheit — von Hale als ein Dialekt des Nutka bezeichnet worden, das sich durch die ganze Länge der Insel hindurch zieht. Nur die Newchemass im Norden derselben besitzen eine ganz abweichende Sprache (nach Jewitt); der Name Wakash (Macaw?) aber, den z. B. Morse und Berghaus auf ihren Karten als Völkernamen in Vancouver gebrauchen, beruht auf einem Mißverständniß (Buschmann 1857, p. 328ff.).

Die Völker des Festlandes im Osten von Vancouver gehören bis jetzt noch zu den unbekanntesten, die von Puget Sund im Süden der Insel, welche trotz ihrer Menge nur neun verschiedene Sprache reden, sind es kaum weniger. Sie finden sich aufgezählt bei Buschmann 1854, p. 670. Der namentlich bekannten Völker von Oregon sind weit mehrere als die Karte bei Hale zeigt (vgl. Buschmann ebend. 590ff., Morse 368ff.), an dessen Darstellung wir uns im Folgenden vorzüglich halten werden, obwohl sie mit der Eintheilung Gairdner's (J. R. G. S. XI, 255) nur in einigen Hauptsachen übereinstimmt und zum Theil ganz andere Namen giebt. Hale vertheilt das Oregongebiet an elf verschiedene Völkerfamilien, von denen wir nur die letzte, die Shoshonee oder Schlangen-Indianer, von unserer jetzigen Betrachtung ganz ausschließen, weil sie nach Buschmann's Entdeckung zu der sonorischen Sprachgruppe gehört, die wir wegen ihrer Verwandtschaft zum aztekischen Stamme an einer anderen Stelle zu besprechen haben werden. Die übrigen sind folgende:

* Der Name Nutka selbst beruht auf einem Mißverständniß Cook's; die Eingeborenen nennen den dortigen Hafen Yucuatl (Humboldt, N. Spanien II, 256).

1) Die Kitunahas, Coutannies oder Flatbows zwischen 48 und 52° n. B. am Felsengebirge zwischen den beiden nördlichen Armen des Columbia.

2) Die Familie der Tsihaili-Selish. Zu ihr gehören als Hauptvolk die Selish oder Flatheads am oberen Columbia und an dessen Zuflüssen, dem Flathead, Spokane und Okanagan, womit es wohl übereinstimmt daß nach Parker (304) die Ponderas, die dem Quellgebiete des Columbia zunächst leben, mit den Spokein- oder Spokane-Indianern und den Flatheads dieselbe Sprache reden. Ferner sind dahin zu rechnen die Skitsuish, Coeur d'Alênes* oder Pointed-hearts am gleichnamigen See oberhalb der Fälle des Spokane R.; die Piskwau am Columbia stromabwärts von den Selisch; die Cowelits südlich von den Skwale, die wir vorhin als Anwohner des Puget Sund erwähnt haben; die Tsihailish oder Chikailish an der Meeresküste westlich von den Skwale, jedoch nicht die Fuca-Straße erreichend; die Nsietshawu oder Killamuck im Süden der weiterhin zu nennenden Chinook. Merkwürdiger Weise zählt Hale zu dieser Familie auch noch die Skwale selbst, welche wir vorhin als Verwandte der Kawitchen auf Vancouver und im Norden der Mündung des Frazer-Flusses kennen gelernt haben: demnach scheinen die Verwandten der Selisch bis auf jene Insel hinüberzureichen, was in geographischer Hinsicht allerdings nichts Befremdendes hat, da endlich auch noch die Shushwap, Atnah oder Kinn-Indianer am unteren Frazer-Fluß zwischen 50 und 52½° im Süden und Südosten von Neu Caledonien (Cox II, 315) derselben Sprachfamilie angehören (Buschmann 1854, p. 690, 1857, p. 321).

3) Die Sahaptin oder Nezpercés (Chopunnish) am Lewis oder Snake R. und dessen nördlichen Zuflüssen bis zum Felsengebirge, nebst den in Sitten und Sprache nur wenig von ihnen verschiedenen Wallawalla (Cox II, 125) am Columbia ober- und unterhalb der Mündung des Lewis R. Nach Scouler und Gallatin sind auch die Cliketat, östlich vom Cascaden-Gebirge, den Sahaptin verwandt; dagegen werden die Cayuse im Süden der Wallawalla wohl irrthümlich von Parker (302) zu derselben Familie gerechnet: Hale zählt sie nebst den westlich von ihnen wohnenden Molele zu den

---

* Die zum Theil französischen Völkernamen in diesen Gegenden rühren von canadischen Pelzjägern (voyageurs) her.

4) Waiilaptu-Stämmen, deren letztgenannter Zweig im Jahre 1841 fast ausgestorben ist.

5) Die Chinook oder Tsinuk, deren Sprache die Hauptgrundlage des Jargons ausmacht welches an den Handelsplätzen von Oregon im Gebrauche ist. Sie theilen sich in die oberen Chinook oder Watlala, die von der Insel Multnomah bis zu den Fällen des Columbia reichen, und in die unteren welche unterhalb der genannten Insel leben. Den letzteren schließen sich im Süden der Mündung des Columbia die Katlamat, Clatsop und mehrere andere kleinere Völker an.

6) Am Willamet oberhalb der Fälle wohnen die Kalapuya, die mit den Waiilaptu zusammengrenzen.

7) Die Jakon oder südlichen Killamuk, doch von den vorhin erwähnten eigentlichen Killamuk der Selisch-Familie sprachlich ganz verschieden, leben an der Seeküste und trennen das Athapaskenvolk der Umkwa (S. oben p. 6) ebenso vom Meere wie die eigentlichen Killamuk die Tlatskanai davon abschneiden.

8) Die Lutuami, auch Tlamatl oder Clamet genannt an dem See gleiches Namens, östlich von Umkwa.

9) Die Palaik südöstlich,

10) Die Shastie südwestlich von den Lutuami. Von den Jakon und Umkwa nach Süden hin sind nur einige Völkernamen bekannt.

Scouler hat sich in seiner ethnographischen Eintheilung der Völker offenbar durch physische Aehnlichkeiten irreführen lassen: die Völker der Nordwestküste und der anliegenden Inseln südlich von Mount Elias bis nach Vancouver hin, gleichen einander sehr im Aeußern, während sie zu Scouler's südlicher Völkergruppe, den Nootka-Columbians, in einem auffallenden Gegensatze stehen. Die Chimmesyan z. B. haben seitlich breiteren Schädel mit sehr platter Scheitelgegend, wogegen er bei den Chinook, auch abgesehen von künstlicher Abplattung, lang und schmal entwickelt ist und seitlich zusammengedrückt scheint, ähnlich wie bei den Eskimo (J. R. G. S. XI, 220). Jene nördlicheren Völker sind bleich, ihre Haut nicht dunkler als die der Portugiesen und Italiener, die Züge stärker ausgeprägt und die Backenknochen weiter vorstehend als bei den Bewohnern der südlicheren Länder; die Koluschen insbesondere, zu den dolichocephalae prognathae gehörig (Retzius), haben große Nasen und starke Backenknochen, sind kräftig gebaut und mittelgroß (Scouler, L'Institut 1847, II, 102). Nach Holm-

berg (16, 40) zeigen sie große lebhafte Augen mit kleinen dunklen Brauen und dicke volle Lippen; die Weiber die sich durch wackelnden krummen Gang von den stolz einherschreitenden Männern unterscheiden, haben kleine Hände und meist kleine Füße. Im südlichen Theile von Sitka fand sie Marchand (I, 232) unter 5' 4" groß, von rundem platten Gesicht mit gebogener und unten nicht dicker Nase*, kleinen tiefliegenden triefenden Augen und stark vorstehenden Backenknochen. Die Weiber der Koluschen tragen hier wie anderwärts Schmuck in der Unterlippe, die Männer in den Ohren und der Nase (Holmberg 16, v. Langsdorff II, 99). Das Gesicht wird bemalt. Die Hautfarbe derer von Sitka bezeichnet zwar Lisiansky (237) als dunkel kupferfarbig, indessen haben schon Portlock und Dixon (159) von den Eingeborenen südlich von Mt. Elias berichtet daß sie, gehörig gereinigt, europäisch weiß und rothwangig seien, wie dieß v. Langsdorff ausdrücklich von den Koluschen bemerkt, während Rollin, der bei vielen kastanienbraunes Haar, dichteren Bart und stärkere Körperbehaarung fand, von verschiedenen Schattirungen der Hautfarbe spricht (Prichard Uebers. IV, 462), Holmberg (16) aber sich darüber unbestimmt ausdrückt. „Die meisten Eingeborenen in diesen Breiten", sagt Dunn (285), gleichen in regelmäßiger Gesichtsbildung und Farbe den Europäern; sie sind von hellem Teint, rothwangig und der Bart keimt ihnen früher als anderen Amerikanern (Hale 197 ff., Wilkes IV, 300, 487). Namentlich sind die vortrefflich begabten Bewohner der Königin Charlotten Inseln von europäischer Farbe Statur und Physiognomie (Marchand II, 40), und auf dem Festlande im Südosten von jenen fand Vancouver (II, 40) Menschen mit weichem langem Haar, das meist braun oder noch heller, nur selten aber schwärzlich war, wogegen Heriot (303) von dunkel olivenbraunen Indianern mit keilförmigen Köpfen und grauen Augen an der Küste unter 52° n. B. erzählt.

Die Eingeborenen der Insel Vancouver bilden in Rücksicht ihrer äußeren Erscheinung den Uebergang von den Stämmen der Nordwestküste zu den Völkern von Oregon: je weiter nach Norden desto größer

---

* v. Langsdorff bezeichnet die Nase der Koluschen als klein, breit und platt, die Gesichtszüge als grob und stark ausgewirkt; La Pérouse spricht von großer Mannigfaltigkeit der Gesichtszüge bei den Eingeborenen von Port des Français (bei Mount Fairweather).

und schöner ist der Menschenschlag; im Süden der Insel ist die Statur der Eingeborenen nur 5' 3—6", im Norden erreichte sie 5' 10" und eine noch beträchtlichere Größe, während die Bewohner der Königin Charlotten Inseln nicht selten mehr als 6' messen. Im Allgemeinen sind die Indianer von Vancouver schmutzig kupferroth und platten die Stirn ab, manche von ihnen haben lichtes Haar und helle Haut (Grant in J. R. G. S. XXVII, 297 f.). Die Nutkaer die von allen am besten bekannt sind, sind meist unter mittelgroß, plump gebaut, mit rundem und vollem, bisweilen auch breitem Gesicht, aus welchem die Backenknochen hervorragen; die an der Wurzel eingedrückte Nase hat weite Löcher und eine abgerundete Spitze, die Stirn ist ziemlich niedrig, die Augen klein schwarz und eher sanft als feurig, der Mund groß mit dicklichen Lippen, die Zähne zwar regelmäßig gebildet, doch nicht sehr weiß. Die meisten haben keinen Bart, doch nur in Folge des Ausreißens der Haare; auch die Augenbrauen sind dünn und schmal, das Kopfhaar dagegen voll grob und schlicht. Der Hals ist kurz, die Glieder verhältnißmäßig klein, die Füße groß und häßlich, die Knöchel vorstehend. Die Haut, wenn vollständig gereinigt, zeigt die bleiche Farbe der Südeuropäer. Der Gesichtsausdruck ist stumpf und phlegmatisch (Cook 3. R. 257, mit welchem die Angaben bei Meares 213 f. übereinstimmen). Nach Roquefueil (II, 189) kommen braunes und blondes Haar bei manchen von ihnen vor, weiße Hautfarbe namentlich bei einigen Kindern und Weibern.

Auch im nordwestlichen Theile von Oregon sind die Eingeborenen häufig fast von europäisch weißer Farbe und haben rothe Wangen, namentlich die Kinder und manche Weiber bei den Clalam in Port Discovery unter 48° n. B. und bei den Classet um C. Flattery (Hale, Wilkes). Die Sachet von Nordwest-Oregon und einige andere Völker tättowiren sich bisweilen mit einigen Linien auf den Armen und im Gesicht (Wilkes IV, 482, Schoolcr. III, 220). Während aber die Indianer oberhalb der Fälle des Columbia und von da bis zum Felsengebirge meist schlank und wohlgebaut sind und denen der Vereinigten Staaten im Aeußeren sehr gleichen (Kitunaha, Selisch, Spokane, Okanagan, Sahaptin, Wallawalla, Cayuse u. a.), nur daß sie von etwas hellerer Farbe sind als diese (Cox I, 219, II, 135, Dunn 311, Parker 228, Hale), zeigen die Bewohner des unteren Columbia, und unter diesen am auffallendsten die Chinook, einen we-

sentlich verschiedenen Typus: sie sind kleiner, meist unter mittelgroß, kaum 5'—5' 6" (Franchère 240, Cox I, 276) und nicht so wohlgebildet, krummbeinig mit breiten dicken platten Füßen und einwärts stehenden Knöcheln und Zehen in Folge des eigenthümlichen Einwickelns der Kinder und des vielen Sitzens im Kahne, auch sind sie fetter, viel schmutziger und fauler als die östlicheren und nördlicheren Völker (Scouler). Die Gesichtszüge sind weniger ausgeprägt, das Gesicht breit rund und voll, die Augen klein und schwarz, öfters bei den Chinook mongolenähnlich schief geschlitzt (Hale), bei anderen Völkern bisweilen gelbbraun (Lewis et Cl.): die mittelgroße Nase, an der Wurzel fleischig und tief liegend, ist an der Spitze ziemlich platt und zeigt weit geöffnete Löcher — hier und da kommen jedoch auch gebogene Nasen vor (Lewis et Cl.) —, der Mund ist groß mit dicken Lippen, die Zähne meist schlecht. Der Bart wird ausgerissen, das Kopfhaar hängt gewöhnlich in langen Zöpfen oder Flechten herab. Die Hautfarbe ist ein helles Kupferbraun (Scouler, Cox, Franchère, Hale u. a., W. Irving 256 f.), doch sah Morton selbst einst einen Chinook „der nicht dunkler war als ein italienischer Bauer." Nächst den Chinook zeigen namentlich die Skwale, Cowelits, Tsihailisch und Killamuk der Selisch-Familie diese Eigenthümlichkeiten (Hale).

Als charakteristisch besonders für die Chinook und deren Verwandten, ist noch die künstliche Abplattung der Kopfes zu erwähnen, die eine Auszeichnung der Freien, den Sklaven aber verboten ist (Scouler, W. Irving 61, Franchère 241). Wir haben sie schon früher bei anderen amerikanischen Völkern gefunden und der Art und Weise gedacht auf welche sie bewirkt wird (S. ob. p. 54 f.). Die Chinook unterwerfen ihre Kinder dieser Operation nach Einigen nur 6—8 Monate, nach Anderen (Cox I, 275) über ein Jahr. Nach Beendigung derselben ist der transversale Kopfdurchmesser fast doppelt so groß als der horizontale und die Augen sind stark herausgetrieben (Hale), doch soll sich, abgesehen von der bleibenden großen Breite des Gesichtes, die Wirkung dieses Verfahrens bei vielen im Laufe des Lebens fast ganz wieder verwachsen. Nächst den Chinook Katlamat und Clatsop, ist die Abplattung der Stirn üblich in Nutka, wo den Neugeborenen eine Stirnbinde angelegt wird (Meares 213), und bei den Clalam von Port Discovery (Hale), den Cowelits Killamuck Clickatat und Kalapuya (Morton, Cran. Am. tab. 43 ff.). Bei manchen dieser Völker

wird außer der Stirn auch das Hinterhaupt abgeplattet (Wilkes IV, 297 nebst der Abbildung p. 388). Tiefer im Innern verunstalten die Sahaptin und Wallawalla die Stirn auf gleiche Weise, jedoch in geringerem Grade (Hale). Besondere Beachtung verdient daß den Selisch oder Flatheads diese Sitte ebenso fremd ist wie den Sahaptin oder Nez-percés der Gebrauch der Chinook die Nase zu durchbohren (Hale, Parker 76, 134), ein Umstand durch dessen Unkenntniß Lewis und Clarke (244) irregeführt worden sind. In den Ohren und in der Unterlippe Schmuck zu tragen ist ziemlich allgemein in Oregon (Dunn), und im Süden des Landes tättowiren sich besonders die Weiber oft mit einigen Linien von dem Munde bis zum Kinn, wie in Nord Californien (v. Langsdorff II, 144, Schoolcr. III, 119, 220).

Eine Vergleichung der Indianer der Nordwestküste und des Oregongebietes untereinander und mit denen der Vereinigten Staaten im Osten des Felsengebirges ergiebt, daß den Verschiedenheiten der äußeren Charaktere eine ebenso große Ungleichheit der inneren Begabung und Entwickelung entspricht. Scouler (J. R. G. S. XI, 216) weist zur Erklärung dieser Erscheinung vor Allem auf die wesentlich verschiedenen Naturverhältnisse hin unter denen sie leben, auf die inselreichen, vielfach zerschnittenen Küsten und die fischreichen Flüsse, welche vorzüglich die Bewohner der Meeresufer zu bedeutenden Fortschritten in mechanischen Künsten hingeführt haben mögen, zu geschickterem Bau ihrer Kähne, zu vorsichtigerer und soliderer Einrichtung ihrer Wohnungen, die sie nicht wechseln, zu besserer Arbeit an ihren Fischereigeräthen und sonstigem Werkzeug, das sie in größerer Mannigfaltigkeit besitzen als die östlichen Jägervölker. So sehr man indessen auch anerkennen mag daß sie durch die Naturverhältnisse selbst zu einer festsässigen Lebensweise und zu größerer Ausdauer angeleitet wurden, so drängt sich auf der anderen Seite doch auch der Gedanke auf, daß sie dem benachbarten Asien manche ihrer höheren Fertigkeiten verdanken mögen, obwohl es an bestimmten Nachweisen dafür fehlt.

Eine gewisse Wahrscheinlichkeit gewinnt diese Ansicht besonders auch dadurch, daß es grade die Stämme der Nordwestküste sind welche in ihrer Bildung am höchsten stehen, und daß schon die Nutkas, noch weit mehr aber die Oregonvölker an Kunstfertigkeit und Energie hinter ihnen zurückstehen. Es besteht — um nur Einiges zum Belege zu erwähnen — ein bedeutender Handel an der Nordwestküste vom Lande

der Tschuktschen bis nach Nutka herab, ein Handel der auf den großen Märkten im Lande der Naß, wie Tolmie erzählt, Koluschen Haidah Chimmesyan und Haeeltzuk zusammenführt. Zu den Hauptartikeln desselben gehört das Kupfer von den Bergen der Küste, das von den Atnah am Kupferfluß und von mehreren anderen Völkern zu Flintenröhren Dolchen Pfeifenköpfen verarbeitet wird: die Cheelkaat am Lynn Canal waren sonst berühmt wegen ihrer Arbeiten in Kupfer (Dunn), und die Sagen der Nutkas erzählen von einem Gotte oder Halbgotte der einst in einem kupfernen Kahne mit kupfernen Rudern nach Nutka kam (Humboldt, Neu Spanien II, 257 nach Moziño) Ein zweiter wichtiger Handelsartikel waren die Muscheln (hyaqua oder haiqua) welche von Nukta und von der Fuca-Straße kommen; sie galten als allgemeines Werthmaaß an der Mündung des Columbia und werden an der ganzen Nordwestküste als Schmuck verwendet (Wrangell 59, 64, Dunn 133), man verkauft sie in Schnüren, deren Werth bei gleicher Länge im umgekehrten Verhältniß der Anzahl stieg welche die Schnur bildeten. Die Haidah bringen oft 6—800 Scheffel Kartoffeln zum Verkauf auf den Markt im Lande der Naß, denn nachdem ihnen die Seeotter ausgegangen war, haben sie sich mit Energie auf den Anbau der Kartoffel geworfen, während die faulen Chinook trotz ihres vielfachen Verkehrs mit Europäern zu keiner Thätigkeit dieser Art bewogen werden konnten, da sie Fische im Ueberfluß haben. Die Belbellah von Millbank Sund (Scouler nennt irrig die Bellichoola, vgl. Dunn 271) haben einst sogar den Versuch gemacht ein Dampfschiff nach europäischem Muster zu bauen. Die beiden letztgenannten Völker zeigen sich wie die Koluschen durchgängig viel geschickter und intelligenter als die Bewohner des Columbia, wie ihre Kähne Kleider Häuser Waffen Fischereigeräthe und vorzüglich die trefflichen Schnitzereien der Haidah beweisen (Scouler a. a. O. 219 u. L'Institut 1847, II, 47, 102 f.). Aus sehr hartem dunklem Schiefer verfertigen die Indianer der Nordwestküste Teller und Pfeifen, kleine Bilder und mancherlei Schmucksachen (Hale, Holmberg 29) — Beweise von Betriebsamkeit und Kunstfleiß wie sie die südlicheren Völker nicht geben.

Nur über die Koluschen besitzen wir bis jetzt etwas ausführlichere Nachrichten. Ihr Haupterwerb beruht auf der Jagd der Pelzthiere, die jedoch seit der allgemeinen Verbreitung des Feuergewehres bei ihnen

sehr gelitten hat, denn durch dieses ist die Seeotter theils vertilgt theils verscheucht worden (v. Kittlitz I, 222, Holmberg 29); beschränkt wird sie außerdem durch den Aberglauben, daß die Seelen der Todten oft als Land- oder Wasserthiere erscheinen, hauptsächlich in der Gestalt von Bären, die man sich deshalb zu jagen scheut (ebend. 64, 30, Wenjaminow in Erman's Archiv II, 491), den Genuß des Wallfischfleisches aber haben die Zauberer verboten (Holmberg 68). Neuerdings machen die Koluschen häufige Handelsreisen in's Innere mit russischen Waaren und kleiden sich, obwohl barfuß gehend — nur die Vornehmen tragen Strumpfstiefeln —, in russische wollene Deken, während sie sonst bloß Felle und nur an Festtagen dicke gestickte, schwarz und gelb gefärbte Wollenstoffe und aus Wurzeln geflochtene Hüte trugen (Holmberg 17 f.). Indessen verstanden sie schon im vorigen Jahrhundert Häute zu gerben und aus Haaren und Stücken von Fischotterhaut Mäntel zu weben (Marchand I, 249), und das wollene Mäntelchen das die Vornehmen über Beinkleid und Wams jezt auf der linken Schulter tragen, ist ebenfalls ihre eigene Arbeit (v. Kittlitz I, 222). Die unbeweglichen, länglich viereckigen Winterhütten haben zwei Giebel und ein mit Rinde belegtes Spitzdach von Stangen, das auf 6—8' hohen Balken ruht (Holmberg 24); die Boote, deren größte für den Krieg bestimmt sind und 40—50 Menschen fassen, sind aus einem Baumstamme gefertigt und wurden wenigstens in früherer Zeit nicht mit dem Beile, sondern nur mit Hülfe des Feuers gearbeitet (ebend. 26, Marchand I, 251). In Holz schnitzen die Koluschen geschickt mancherlei Bilder, Brustharnische und Sturmhauben, deren Visir eine furchtbare Fratze darstellt; Kupfer verstanden sie schon vor Alters zu bearbeiten, jezt schmieden sie vorzüglich das von den Russen eingeführte Eisen zu Dolchen mit zwei Klingen von entgegengesetzter Richtung und kurzen Säbeln, seltener zu Wurfspießen (Holmberg 27 f., v. Kittlitz I, 213).

Die engeren Kreise der Gesellschaft sind ganz patriarchalisch geordnet: das Haupt der Familie hat zugleich eine Art von Häuptlingswürde, doch stehen die Frauen im Allgemeinen in hoher Achtung (ebend. 220). Douglas (258) bemerkte um Cross Sound sogar eine entschiedene und annerkannte Ueberlegenheit derselben über die Männer; südlich von Mt. Elias und Sitka sah man sie mit letzteren, die stets die schwerste Arbeit verrichten, zusammen essen, sie wurden gut

behandelt und im Handel oft von ihnen zu Rathe gezogen (Portlock 143, Marchand I, 261). Solange sie fähig sind zu gebären, bleiben sie frei von häuslicher Arbeit (v. Langsdorff II, 115). Ihre Schamhaftigkeit und Treue deutet Marchand (I, 265) als bloße Zurückhaltung die von der Eifersucht der Männer geboten werde. Die Wittwe erhält der Bruder oder Schwestersohn des Verstorbenen zur Ehe, deren ersterer — bisweilen ist es auch ein anderer naher Verwandter — schon bei Lebzeiten des Mannes als dessen Stellvertreter und Nebenmann in der Familie eingeführt zu sein pflegt. Im Falle des Ehebruches ist der Verführer, wenn sein Leben geschont wird, genöthigt diesen Platz einzunehmen und die Frau zur Hälfte zu ernähren (Holmberg 36). Polygamie ist gestattet, doch behält die erste Frau den Vorrang. Die Brautwerbung geschieht durch Geschenke, die Eheschließung wird durch ein Fest gefeiert und die Frau erhält eine Aussteuer, welche im Falle der Untreue von ihrer Seite dem Manne zufällt, der alsdann auch die gemachten Geschenke zurückfordert, wogegen er die Aussteuer zurückgeben muß, wenn er die Frau aus einem anderen Grunde verstößt. Trennung der Ehe findet auch nach gegenseitiger Uebereinkunft statt; die Kinder bleiben der Mutter, womit im Zusammenhange steht (S. ob. p. 107) daß das Erbe zunächst auf den Schwestersohn, dann auf den jüngeren Bruder des Verstorbenen übergeht, wie bei so vielen Völkern im Osten des Felsengebirges (Holmberg 33 ff., 45). Die Neuvermählten sind viertägigen Fasten unterworfen; der Vollzug der Ehe tritt erst vier Wochen später ein. Wöchnerinnen gelten für unrein und müssen abgesondert leben (ebend. 34, 37).

Die kleinen Kinder werden in ein kleines von Weiden geflochtenes Bett fest eingebunden das außen mit Leder, innen mit Pelzwerk bezogen ist (Marchand I, 262). Um die Zeit der Pubertät schließt man das Mädchen drei, sechs Monate oder noch länger in eine Hütte ein, wie bei den Konjagen, und hält dann ein Fest bei welchem ihr der Lippenschnitt gemacht und der Schmuck in die Unterlippe eingelegt wird. Qualvollere Prüfungen haben die Männer zu bestehen, deren Ohrenschmuck ihre Thaten bezeichnet, um in den Kriegerstand aufgenommen zu werden (Holmberg 20, 40, Wenjaminow a. a. O. 492). Ohren- und Lippenschmuck wird auch von vielen anderen Völkern der Nordwestküste getragen (Dunn).

Die Koluschen theilen sich nach ihrer Herkunft in den Stamm des Raben und den des Wolfs, diese Eintheilung scheint aber weiter keine praktische Folge zu haben als daß die Mitglieder desselben Stammes nicht untereinander, sondern nur in den anderen Stamm heirathen dürfen (Holmberg 33, Wenjaminow). Beide zerfallen wieder in Geschlechter die von verschiedenen Thieren, und diese wieder in Untergeschlechter die meist von Oertlichkeiten benannt sind. Jedes Geschlecht trägt ein seinem Namen entsprechendes Wappen, und bei Tänzen und Festlichkeiten treten Einzelne bisweilen in der Verkleidung auf die jener Name angiebt (Holmberg 13). Da Jehsl, der Rabe, zugleich als Weltschöpfer gilt (ebend. 52), läßt sich der Behauptung Holmberg's nicht unbedingt beipflichten, daß der Rabe und der Wolf selbst in der Mythologie der Koluschen, von der wir bis jetzt nur wenig wissen, keine Rolle spielten und daß unter diesen Bezeichnungen nicht Thiere, sondern die Stammväter und Heroen des Volkes zu verstehen seien, die öfters diese Thiergestalten angenommen hätten.

Unabhängig von jener Eintheilung nach der Abstammung besteht die andere in Adel und Volk. Der Adel, dessen Ansehn hauptsächlich auf seinem Reichthum, vorzüglich in Sklaven, besteht, ist erblich, und zwar (wie wir aus der angeführten Erbfolge schließen dürfen) nur von mütterlicher Seite her. Die Sklaven sind theils Kriegsgefangene, die aus Oregon, bisweilen selbst aus Californien stammen, theils gekauft, und auch ihr Schicksal ist erblich (ebend. 14, 50). Zwar werden sie im Allgemeinen gut behandelt, wie die Kinder des Hauses, man gestattet ihnen Eigenthum zu haben, seltener sich zu verheirathen, aber ihr Leben steht ganz in der Hand der Herren und bei gewissen Festen, deren größtes mit Tänzen Gesängen Schmausereien und Geschenken zum Andenken verstorbener Verwandten in verschwenderischester Weise gefeiert wird, pflegt man einen oder mehrere von ihnen zu opfern (v. Kittlitz I, 216, Holmberg 51, 46). Bei großen Todtenfesten und beim Bau eines Hauses ist dieß ebenfalls gebräuchlich (ebend. 43, Lisiansky 241), auch geschieht es auf Sitka um einen begangenen Mord zu sühnen (G. Simpson II, 205). Mit dem Feste der Durchbohrung der Ohren ist dagegen die Freilassung von Sklaven verbunden (Holmberg 49). Nach Dunn (273 u. sonst) und G. Simpson (I, 210, 242) giebt es Sklaven und Sklavenhandel bei den Völkern der ganzen Nordwestküste und die Behandlung ist oft grausam aus

bloßem Uebermuthe, eine Angabe die sich mit Scouler's Behauptung (L'Institut 1847 II, 47) nicht verträgt, daß die Sklaverei in diesen Gegenden milde sei und daß die Kriegsgefangenen dem Stamm der Sieger nach einiger Zeit einverleibt würden. Auch daß das Skalpiren diesen Völkern fremd sei (ebend. 103), ist wenigstens in Rücksicht der Koluschen unrichtig (Holmberg 42).

Diebstahl gilt den letzteren nicht als Verbrechen und wird durch einfache Zurückerstattung des Gestohlenen gesühnt; für Mord findet die strenge Vergeltung statt. Leibesstrafen sieht man als schimpflich im höchsten Grade an. Streitigkeiten zwischen einzelnen Familien werden durch einen Zweikampf zweier dazu erwählter Kämpfer in feierlicher Weise ausgefochten (ebend. 41 ff.).

Die Vorstellung von einer Erschaffung der Welt im eigentlichen Sinne haben die Koluschen nicht. Jehsl, der Rabe, der schon lebte, ehe er geboren wurde, und der nie stirbt, hat Sonne Mond und Sterne gemacht, oder vielmehr sie nur aus den Kästen seines Großvaters herausgelassen und an den Himmel gesetzt; den Menschen, die zur Zeit da die Welt noch nicht war, im Dunkeln lebten, hat er das Wasser gegeben, welches er dem Kanúkh, einem anderen mythischen Wesen, entwendete, doch schickt er im Zorn auch Krankheit und Unglück über sie, wogegen sein Sohn ihnen nur Gutes thut. Die Wohnung Jehsl's ist wo der Ostwind herkommt, an den Quellen des Naßflusses (ebend. 52 ff.). Die Zauberer, deren meist erbliche Kunst auf ähnliche Weise erworben und geübt wird wie im Osten des Felsengebirges, nur daß sie für jeden Geist der citirt werden soll, eine besondere Maske anziehen, vermögen nur die Untergötter zu beschwören, welche die Geister der Tapferen sind die im Nordlicht erscheinen, und die Seelen der Todten überhaupt (ebend. 63 f., 69 ff.).

Die Leichen werden verbrannt und deren Gebeine in hölzernen Kisten auf Pfeilern aufgestellt (Sitka, Lisiansky 240, G. Simpson II, 208), nur die Zauberer legt man in Särge die man auf vier Pfosten ruhen läßt (Holmberg 43), wie dieß Marchand (II, 20) als allgemein üblich bei den Bewohnern der Charlotten Inseln berichtet. Im Süden von Mt. Elias trennt man dem Todten den Kopf vom Rumpfe und hängt ihn auf eigenthümliche Weise über dem Sarge in einem Kasten auf (Portlock u. Dixon 162). Todte Sklaven werden in's Meer geworfen. Bei der Leichenfeier giebt man sich dem

Schmerze in excentrischer Weise hin, die Leidtragenden schlagen sich selbst Wunden (Holmberg 43), doch herrscht der Glaube an eine Wiedergeburt der Verstorbenen in Menschengestalt (ebend. 65). Die Sage von einer großen Fluth und der Rettung der Menschen aus ihr in einem großen schwimmenden Gebäude kann ihnen leicht erst in neuerer Zeit zugetragen worden sein.

Schließlich können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der früher erwähnte Glaube der Koluschen an ihre Herkunft aus dem Innern des Continentes eine nicht unwesentliche Stütze durch die Analogieen erhält, welche vor Allem ihre socialen Einrichtungen in wichtigen Punkten mit denen vieler östlichen Völker besitzen. Auch daß sie den Wohnsitz ihres obersten Gottes nach Osten verlegen und den Donner als den Flügelschlag eines mythischen Vogels bezeichnen (Holmberg 66), scheint auf dieselbe Spur zu leiten. Von den übrigen Völkern der Nordwestküste läßt sich bis jetzt nicht behaupten daß auch sie solche Analogieen darbieten, doch beruht dieß vielleicht nur auf unserer Unkenntniß derselben.

Ueber die Naß theilt Wrangell mit, daß sie die besten großen Boote in diesen Gegenden bauen. Dunn (283) bemerkt von ihnen daß sie thätiger und reinlicher sind als die südlicheren Stämme. Wie die Koluschen verbrennen sie ihre Todten; die Asche sammeln sie in ein Gefäß um sie an einem einsamen Platz im Walde aufzubewahren. Ihre Zauberärzte führen kleine hölzerne Götzenbilder in ihrem Sacke mit sich (ebenda 280).

Die Bewohner der Königin Charlotten Inseln sind die thätigsten und intelligentesten der ganzen Nordwestküste und stehen in mechanischem Geschick und Nachahmungsfähigkeit den begabtesten Polynesiern gleich (Scouler in J. R. G. S. XI, 218). Marchand (II, 14) beschreibt ihre 45—50' langen und 35' breiten Häuser, die ein zweites Stockwerk unter der Erde als Winterwohnung besitzen, und erzählt von Tempeln und heiligen Hainen in denen sie ihre Götter verehren; bei Portlock und Dixon (172) finden sich Abbildungen ihrer künstlich geschnitzten Geräthe. Die Häuser in ihren Dörfern sind in eine Reihe geordnet. Ihre Betriebsamkeit hat sich, wie schon erwähnt, neuerdings vorzüglich dem Anbau der Kartoffel zugewendet; sie zeigt sich außerdem an den etwa 18" langen kannelirten Dolchen die so schön gearbeitet sind „wie von den geschicktesten Händen in London," und

an den großen hölzernen Bildern die sie schnitzen. Sie sind diebisch und schlau. Viele von ihnen sprechen gebrochen englisch, obwohl sie in keinem häufigen Verkehr mit Europäern stehen (Dunn 292). Die durch Reinlichkeit ausgezeichneten Kyganie, welche dieser Verkehr stolz und verwegen gemacht hat (Scouler a. a. O.), theilen sich wie die Koluschen, denen sie in in ihren Sitten und religiösen Vorstellungen gleichen sollen, in Wolfs- und Rabengeschlechter (Bull. de l'acad. de St. Pétersb. XV, 306). Ob letzteres auch von den Bewohnern der Charlotten Inseln gilt, wissen wir nicht.

Von den Coquilth der Insel Vancouver hören wir daß sie große Häuser, manche für 2--300 Personen haben, und aus dem Baste der Ceder Tücher weben, die sie mit Pflanzenfarben färben und mit bunten Figuren schmücken (Dunn 243). Wenn sie identisch sind mit den Quakeolth im Nordosten der Insel (G. Simpson 1, 190) und sich, wie früher erwähnt, unter dem Namen Ballabolla, wirklich auf das Festland im Nordwesten hinübererstrecken, ist es wahrscheinlich daß sie dasselbe Volk sind bei welchem Mackenzie unter 52½° n. B. nahe der Meeresküste Häuser fand, die etwa 120' lang, 40' breit, auf Pfählen gebaut waren, und deren Tragbalken zum Theil menschliche in Holz geschnitzte Figuren darstellten. Unmittelbar im Süden von Nutka Sund sah Meares (125) ein Haus eines Häuptlinges, das ein weites Viereck bildete und wenigstens 800 Menschen faßte; es war aus 20' langen sehr starken Dielen, welche die Wände bildeten, und aus ungeheueren, grob geschnitzten und angemalten Bäumen erbaut, deren Enden und Mitte auf kolossalen Holzklötzen ruheten; diese letzteren waren zu Bildsäulen ausgehauen und der Mund von einer derselben bildete die Thür des Hauses. Die Wohnungen der Nutkaer selbst, 6' hoch, 76' und 39' lang und breit, werden in der Mitte von großen hölzernen Pfeilern getragen die mit groteskem Schnitzwerk versehen sind (Roquefueil II, 195), doch wird versichert daß die Dörfer auf Vancouver, die oft mit Palisadenzäunen befestigt werden, ebenso schmutzig sind wie ihre Bewohner (Grant in J. R. G. S. XXVII, 299 f.).

Mit dem Gebrauche des Eisens fand schon Cook die Eingeborenen von Nutka vollkommen bekannt. Meares (224) sah bei ihnen Kähne von 53' Länge und 8' Breite; noch länger und zum Transport von hundert Menschen geeignet sind sie bei den Ballabolla (G. Simpson I, 204). Die Nutkas tragen eine Art von Hemden, die

aus den Fasern einer Nesselart und Baumbast geflochten sind, im Krieg kleiden sie sich in Elennhaut (Meares 215, 217); die Newittee fertigen Tücher aus Wolfs-, Hunde- und Ziegenhaar (G. Simpson I, 198). Als Schmuck wird ein Nasenring auf Vancouver getragen, nur die Weiber tättowiren Arme und Beine. Früher galten Muscheln, jetzt Tücher als Geld (Grant a. a. O. 307).

Daß die Bewohner von Nutka, die übrigens als gutmüthig gegen Fremde und untereinander geschildert werden, ihre Kriegsgefangenen nicht selten verzehren, hat man schon frühzeitig in Erfahrung gebracht, und es ist von ihnen selbst eingestanden worden (Cook 3. R. 233, Meares 218, Péron a, II, 2 ff.). Vergiftungen und künstliche Fehlgeburten sollen ebenfalls häufig sein auf der Insel. Alte Leute, wenn sie den Ihrigen beschwerlich werden, bringt man oft um; es wird darüber ein Rath gehalten (Grant a. a. O. 304). Die moralische Cultur dieser Völker steht demnach in keinem Verhältniß zu ihren Talenten und Kunstfertigkeiten. Mord wird bei ihnen durch Mord, bisweilen auch durch Geschenke gesühnt; wurde ein Vornehmer erschlagen, so giebt man bisweilen einen Sklaven, der alsdann umgebracht wird, und fügt wohl noch Geschenke hinzu (ebend. 305).

Den Weibern von Nutka wird Keuschheit und sittsames Betragen nachgerühmt (Meares 214), sie thun nur häusliche Arbeiten, werden gut behandelt und sollen bisweilen ein entschiedenes Uebergewicht über die Männer besitzen (Roquefueil II, 212). Mit Mädchen von 5—6 Jahren wird auf Vancouver bisweilen ein förmlicher Handel getrieben: man kauft sie für einen geringen Preis und zieht sie auf um sie dann bei der Heirath für einen hohen wieder abzusetzen (Grant a. a. O. 299). Auch unnatürliche Laster giebt man den Bewohnern von Nutka Schuld (Roquefueil II, 220).

Die Gewalt des Herrschers (Tays) in Nutka ist völlig unumschränkt; er vereinigt in sich die bürgerliche und priesterliche Gewalt (Humboldt, Neu Spanien II, 257 nach Moziño), verfügt über Leben und Eigenthum seiner Unterthanen und vertheilt nach eigenem Ermessen den Ertrag des Fischfanges (Roquefueil II, 201). Bei den Quakeolth ist seine Wohnung eine Freistätte selbst für den Feind (G. Simpson I, 192). Dieselbe Macht wie bei den Nutkas hat der Häuptling bei den Ballabolla, von welchem (ebend. 205) ganz ähnliche religiöse Excentricitäten erzählt werden wie von dem Herren von

Nutka: dieser zieht sich nämlich zu Zeiten allein in die Wildniß zurück um dort mit dem großen Geiste zu verkehren. Wer ihn alsdann aufsucht oder ihm begegnet, ist dem Tode verfallen. Nach langem Fasten kehrt er nach Hause zurück, doch darf er dabei nicht durch die Thüre, sondern nur von oben durch das Dach in seine Wohnung gelangen. Auf dem Wege fällt er die Menschen an die er trifft, reißt mit den Zähnen von ihnen ein Stück Fleisch ab das er verschlingt und setzt dieß solange fort bis er erschöpft zur Erde stürzt (Dunn 255). Der Schlüssel zu diesem wunderlichen Gebaren scheint darin zu liegen, daß die jungen Leute sich zur Aufnahme unter die wehrhaften Männer durch drei- bis viertägiges Fasten in der Einsamkeit vorzubereiten haben um dann, vielleicht durch den Genuß eines Giftes in Wuth gesetzt, nach Hause stürmend durch einen Anfall auf alle die ihnen begegnen, die Tapferkeit zu zeigen die ihnen ihre Götter verliehen haben (Grant a. a. O. 302). Im Kriege selbst sind die Nutkas vorsichtig und stellen stets Wachen aus (Meares 227). Die Gefangenen werden Sklaven, wenn man ihnen das Leben schenkt; früher wurden die Feindesköpfe gewöhnlich auf Stangen vor den Dörfern aufgesteckt (Grant 296).

Die Eingeborenen von Vancouver begraben ihre Todten in einer viereckigen Kiste, in welcher die Leiche die kauernde Stellung erhält in der sie im Leben zu sitzen pflegen. Die Kiste wird auf die Erde gestellt, mit Steinen bedeckt und neben ihr eine grotesk geschnitzte Figur aufgerichtet. Der Name des Todten wird nicht mehr genannt und was ihm gehörte, gilt für unrein (ebend. 301, 303). In Nutka Sund fand Vancouver (I, 182) die Leichen in Kähnen auf Bäumen aufgehängt. Bei den Quakeolth wird der Todte verbrannt, seine Wittwe wirft sich, während dieß geschieht, über ihn her, sammelt dann die Asche und führt sie 3 Jahre lang mit sich (G. Simpson I, 190) — ein Gebrauch den wir früher bei den Tacullie zu erwähnen gehabt haben.

Während Grant angiebt daß sich die religiösen Vorstellungen der Eingeborenen von Vancouver auf mancherlei Aberglauben und Omina beschränken und daß die Zauberärzte bei ihnen in ähnlicher Weise ihr Wesen treiben wie anderwärts in Nordamerika, sehen wir aus den wenigen Mittheilungen Humboldt's (a. a. O.) nach Moziño, daß es in Nutka ausgebildetere religiöse Ansichten und eine Menge von mythologischen Erzählungen giebt. Die dortigen Eingeborenen glaub-

ten an die Existenz eines guten und bösen Principes, Quautz und Matlox, die miteinander im Kampfe lagen, und an eine allmäliche Vervollkommnung der Geschöpfe. Dem Adel und dem Volke schrieben sie eine verschiedene Abstammung zu, obwohl beide ihren Ursprung von demselben Stammvater herleiteten und hatten für beide nicht dasselbe Paradies. Roquefueil (II, 209), der kaum ganz zuverlässig sein dürfte, spricht von Sonnencultus und berichtet daß die Häuptlinge für Verwandte der Sonne gelten; Dunn erzählt von theatralischen Vorstellungen, die ohne Zweifel eine religiöse Bedeutung hatten, da verschiedene Götter, unter ihnen auch die Sonne, darin mit Masken auftraten. Maskenspiele ähnlicher Art sah Wilkes (V, 146) in Nordwest-Oregon. Die vielen geschnitzten Figuren die man in Nutka gefunden hat (auch bei Fort M'Loughlin auf dem Festlande im Norden von Vancouver giebt es hölzerne Bilder von Hunden und Menschen — Dunn 269), hat man fast immer auf Götzen gedeutet und Cook (3. R. 273) bemerkt wirklich daß vor den 4—5' großen geschnitzten Bildern in Nutka geopfert werde, Meares (228) dagegen sah nicht daß diese irgend eine Verehrung genossen hätten.

Das Jahr beginnt bei den Nutkas mit der Sonnenwende und besteht aus 14 Monaten von je 20 Tagen, zu denen eine Menge von Schalttagen hinzugefügt wird (Humboldt nach Moziño).

Die Völker der Nordwestküste gehören zu den intelligentesten und betriebsamsten von Amerika. Ihre südlichen Nachbarn, die Indianer von Oregon, stehen ihnen in dieser Hinsicht ebenso sehr nach, als sie ihrerseits die Eingeborenen von Obercalifornien übertreffen; noch weiter im Süden gehören die Stämme der californischen Halbinsel zu den am tiefsten stehenden von Nordamerika. Die Indianer im Osten des Felsengebirges sind denen im Westen desselben (wenn man nämlich mit Hale (199) vorzüglich die von Oregon in's Auge faßt), in leiblicher und geistiger Hinsicht überlegen: in keiner Sprache von Oregon findet sich ein besonderes Wort um die Gottheit zu bezeichnen, der Wolf, halb als Thier halb als ein höheres Wesen betrachtet, ist Hauptgegenstand der Verehrung, und die sämmtlichen Völker des Innern leben als Nomaden, obwohl sie mit jeder Jahreszeit ihre bestimmten Plätze wieder aufsuchen (Hale): indessen sind sie von meist sanfterer Gemüthsart, minder grausam, biegsamer und gelehriger, dem Verkehre mit den Weißen, deren Künste sie hochschätzen, geneigter als die

Völker des Ostens, und selbst dem Christenthum, wie es scheint, leichter zugänglich als diese (Scouler, Hale, Dunn 70, de Smet 117), was zum Theil ohne Zweifel daraus zu erklären ist, daß die Niederlassungen der Weißen in diesen Gegenden noch viel jünger und der Kriege mit den Eingeborenen hier weit wenigere gewesen sind. In Oregon selbst aber besteht ein auffallender Gegensatz zwischen den Völkern am unteren Columbia und denen die weiter östlich dem Felsengebirge näher wohnen: jene leben meist bequemer, zum Theil selbst in einem gewissen Ueberfluß, und stehen in vielfachem regsamen Verkehr, diese sind stärker zerstreut, isolirter, und haben mit größeren Schwierigkeiten für ihren Unterhalt zu kämpfen. Hiermit scheint es im Zusammenhange zu stehen daß die ersteren als schmutzig und faul, ausschweifend leidenschaftlich und betrügerisch geschildert werden (Hale), während bei den anderen Gutmüthigkeit Ehrlichkeit und Gastfreundschaft vorherrschen: alle Indianer vom Felsengebirge bis zu den Fällen des Columbia, welche Lewis und Clarke (330) kennen lernten, waren gut und ehrlich, von dort bis zum Meere zeigten sie sich verschlagen und diebisch.

Die Chinook und ihre Verwandten, von denen das eben Bemerkte in vorzüglichem Grade gilt, leben fast ausschließlich von der Fischerei. Sie wohnen an der Mündung jenes Stromes in 20—70′ langen und 15—25′ breiten Häusern (Dunn 135). Weiter landeinwärts kommen auch noch größere bis zu 100′ lange und 30—40′ breite Häuser vor mit schiefen Dächern. Sie sind aus Cedernholz, zum Theil auch aus Backsteinen gebaut (Hale), im Innern durch Wände geschieden, so daß jede der darin wohnenden Familien einen besonderen Eingang und Herd hat, und bilden feststehende Dörfer (Lewis et Cl., Cox I, 297, Franchère 247). Erst in der Gegend der Fälle des Columbia stehen elende Hütten von Stroh Binsen und Rinde, die mit faulenden Fischen und Unrath umgeben sind (de Smet 164). Die Kähne, von 30′ bis über 50′ lang, tragen etwa 3000 Pfund (W. Irving 247) und sind aus einem Stücke elegant gearbeitet (Cox I, 295, Franchère 246). Lewis und Clarke haben sie ausführlich beschrieben. Ihre einzigen Werkzeuge zum Bauen sind Meisel von 1″ Breite und Keile (ebend. 249); unter ihren Geräthen sind nur die zur Fischerei mannigfaltig und mit Sorgfalt gearbeitet (Cox I, 301). Beim Kochen, das in hölzernen Gefäßen ge-

schieht, pflegen sie zuerst das Wasser durch erhitzte Steine zum Sieden zu bringen (Franchère 248). Die äußerst dürftige Kleidung beschränkt sich selbst im Winter bei den Männern auf das Fell eines Panthers oder anderen Thieres (ebend. 243).

So ziemlich ihre einzige lobenswerthe Eigenschaft ist oder war vielmehr, ihr allgemeiner Widerwille gegen geistige Getränke und den Trunk, der ihnen als schimpflich galt (Cox I, 291, Franchère 242), doch sind sie später zum Theil auch diesem Laster unterlegen (Dunn 131). Sie sind in hohem Grade indolent und depravirt, was man schwerlich mit Parker vorzugsweise erst aus ihrem Verkehr mit den Weißen herleiten darf. Allerdings zeigen sie sich thätig und vorsichtig im Handel: der Fischmarkt und große Fisch-Speicher in Wischram, 200 englische Meilen oberhalb der Mündung des Columbia (W. Irving 73), legt davon Zeugniß ab. Auch nahmen sie die erste Expedition der Astor'schen Gesellschaft, welche Astoria gründete (1811), sehr gut auf, sobald deren Handelszwecke ihnen bekannt wurden (ebend. 62), unterstützten hülfreich die ersten Ansiedler, und manche derselben verdankten ihnen sogar ihr Leben. Später wurden sie aber dreister und feindseliger und rächten eine ihnen angethane Beleidigung durch die Hinwegnahme des Tonquin, dessen Mannschaft sie ermordeten (Franchère 101, 181). Daß es ihnen an Fähigkeiten nicht fehlt, bewiesen sie dadurch, daß sie in kurzer Zeit sehr pfiffige Handelsleute wurden, aber ihre Moralität, die auf diesem Wege natürlich nicht gehoben wurde, steht und stand auf einer tiefen Stufe. Listiger Diebstahl gilt ihnen als ehrenvoll, den ungeschickten Dieb dagegen verspotten sie und züchtigen ihn oft; im Kriege sind sie feig und frech ohne Tapferkeit, leidenschaftliche Hazardspieler — sie verspielen bisweilen die eigene Freiheit (Parker 245) —, voll Verstellung und Betrug auch untereinander, hartherzig grausam und sinnlichen Ausschweifungen sehr ergeben (W. Irving 261, Cox I, 276). Die Prostitution der Mädchen, die überhaupt ein ungebundenes Leben führen, während die Weiber große Zurückhaltung beobachten, wird sehr ausgedehnt betrieben; die Unkeuschheit der Weiber nimmt von der Meeresküste an nach den Fällen des Columbia hin mehr und mehr ab, bis sie jenseits derselben aufhört (Franchère 255, Cox I, 278, II, 118). Die Ehe, durch gegenseitige Geschenke geschlossen, wird leicht wieder geschieden (ebend. I, 290). Untreue des Weibes wurde sonst mit dem

Tode gestraft, doch ist dieß in neuerer Zeit außer Uebung gekommen. Die erste Frau hat den Vorrang vor den übrigen. Uneinigkeit der Weiber soll die Polygamie nicht herbeiführen (Franchère 255).

Die Häuptlinge der einzelnen Dörfer sind von einander unabhängig und ihr Ansehn meist nur gering. Es beruht auf ihrem Reichthum, der in ihren Weibern und Kindern, Sklaven, Kähnen und Muscheln besteht welche letzteren hier allgemeines Werthmaaß und Tauschmittel sind (Franchère 250, 244, Cox I, 292, 302, Parker 250). An vielen Orten soll ihre Würde erblich sein, an andern wird sie durch Wahl vergeben, die sich dann nach dem Reichthum zu bestimmen pflegt (W. Irving 260). Nur Parker (242) spricht von einem gemeinsamen Oberhaupt das die verschiedenen Stämme desselben Volkes besäßen.

Krieg wird zuvor angesagt, auch bemüht man sich ihm vorzubeugen und Frieden zu stiften. Man kämpft zu Lande oder auch zu Wasser, doch wird meist nur wenig Blut dabei vergossen (Franchère 252, Cox I, 293). Hat die eine Partei mehr Todte als die andere, so fordert sie eine Entschädigung oder setzt den Kampf weiter fort (W. Irving 261). Die Kriegsgefangenen werden Sklaven, wie dieß in Oregon meistentheils geschieht. Einfälle auf fremdes Gebiet um Sklaven zu rauben sind bei den Chinook häufig (W. Irving). Man behandelt diese ganz als Sachen, verkauft, verpfändet sie, giebt sie an Zahlung statt hin (Parker 183), überläßt sie dem Mangel, wenn sie arbeitsunfähig werden (Franchère 240, Cox I, 278), doch wird ihnen bisweilen gestattet sich mit Freien zu verheirathen. Die Waffen der Chinook sind Bogen und Pfeil, kurze zweischneidige Schwerter oder Keulen, Panzer von dickem Leder und eine Art Helm von Rinde oder Leder (Franchère, Cox, Irving).

Der große Geist wird meist unter dem Bilde eines großen Vogels gedacht. Sein Wohnsitz ist die Sonne, er sieht Alles was auf der Erde vorgeht und giebt seinen Unwillen durch Stürme und Gewitter kund. Man bringt ihm die Erstlinge vom Fischfang und von der Jagd dar (W. Irving 259, Dunn 121). Etalapaß ist der Schöpfer des Menschen, doch schuf er diesen unvollkommen und unbeweglich; erst ein zweiter Gott, Ecanninn, öffnete ihm aus Mitleid mit seiner Unbehülflichkeit Mund und Augen, gab Händen und Füßen Beweglichkeit, lehrte ihn Kähne und Netze machen (Franchère 258, Cox

I, 288, Dunn 126). Eine andere Gottheit, die nur Böses schafft, lebt im Feuer. So erzählt wenigstens W. Irving, der weiter berichtet daß die Priester große Götzenbilder von Bären-, Biber-, Vogel-, Fisch- und anderen Gestalten machen, wogegen Franchère und Cox versichern daß die Chinook zwar mancherlei geschnitzte Figuren besäßen, diesen jedoch keine Verehrung erwiesen. Von Thiercultus an den Fällen des Columbia spricht indessen auch de Smet (164).

Die Todten denen man alle ihre werthvolle Habe mit in's Grab giebt (Lewis et Cl. 298), werden in durchlöcherten Kähnen auf Felsen oder an anderen Orten ausgesetzt, wo sie vor reißenden Thieren sicher sind (Franchère 256, Parker 143), namentlich auch auf Bäumen (W. Irving 256, Wilkes IV, 325). Da man hauptsächlich bei vornehmen Leuten den Verdacht schöpft daß sie durch Zauberei sterben, fordert ihr Tod ein Opfer zur Sühne der Uebelthat (Parker 252); daher wird bisweilen mit dem Todten ein Sklave lebendig begraben, dessen Kopf man über die Erde hervorragen läßt um ihn drei Tage später zu erwürgen (Schoolcraft II, 71), doch soll diese Grausamkeit in neuerer Zeit abgestellt worden sein (Dunn 120); Alvord (bei Schoolcr. V, 654) giebt dagegen an daß sie erst neuerdings in Uebung gekommen sei; die guten Menschen führen nach dem Tode nach ihrem Glauben ein glückliches Leben in einem Paradiese das im Süden liegt (Parker 245), die bösen ein unglückliches (Franchère 258, Cox I, 288).

Musik und Tanz sollen nach Pickering (43) in Oregon ganz fehlen, indessen erzählt W. Irving (261) von Stegreifdichtungen welche gesungen werden, und von Tänzen die zum Theil nicht ungefällig seien.

Die Skwale Cowelits Tsihailisch und Killamuck stehen nach Hale, wie im Aeußeren, so auch in ihren Lebensgewohnheiten den Chinook nahe, nur scheinen sie regsamer und fleißiger zu sein als diese, da wenigstens die drei ersteren sich zur Feldarbeit viel williger zeigen (G. Simpson I, 179), worauf die Missionäre in Oregon, deren Thätigkeit freilich erst 1834 begonnen und nur noch wenig geleistet hat (Greenhow 361), allerwärts hinzuwirken suchen (Wilkes IV, 351, 461 f., 481 u. sonst).

Ueber die Völker an Puget's Sund besitzen wir bis jetzt nur wenige zerstreute Notizen, bei denen es überdieß meist unbestimmt bleibt

auf welche von ihnen sie sich beziehen. Sie leben von Fischen Beeren und Wurzeln, jagen zum Theil auch den Walfisch dessen Thran sie verkaufen. Der Leidenschaft des Spieles opfern sie oft Weiber und Sklaven, sind eigennützig und sehr begehrlich, doch schließen sie sich den Weißen sehr leicht an, ahmen ihnen gern nach und haben ihre Trägheit so weit überwunden, daß sie sich jetzt sehr allgemein mit dem Anbau der Kartoffel beschäftigen (Schoolcraft IV, 600, Buschmann 1854, p. 589). Die Häuptlingswürde geht bei ihnen auf den Schwestersohn des Verstorbenen über (Wilkes V, 124). Ihren Todten geben sie die sitzende Stellung, setzen sie auf die Erde und umgeben sie mit einem Palisadenzaune (ebend. IV, 302).

Den Anwohnern von Puget's Sund überlegen und vor den Chinook-Völkern durch Mannhaftigkeit Energie und Moralität ausgezeichnet, sind die meisten Völker des Innern, vor Allem die Sahaptin und Clickatat (Schoolcraft a. a. O.), die Selisch und im Süden die Kalapuya, unter denen wieder nach Hale die zuerstgenannten, nach Dunn (327) die Selisch oder Flatheads die höchste Stufe in Rücksicht der Begabung und Entwickelung einnehmen.

Die Indianerstämme im Innern des Oregongebietes sind Jägernomaden, denen die Armuth ihres Landes keine festen Wohnsitze gestattet, so lange sie nicht Ackerbau und Viehzucht in größerem Umfange treiben. Die Selisch leben abwechselnd nach den Jahreszeiten von der Fischerei oder vom Wurzeln- und Beerensammeln: im März und April graben sie Wurzeln in verschiedenen Gegenden, und manche bereiten aus ihnen ein nahrhaftes säuerlich schmeckendes Brot (Lewis et Cl. 217, vgl. Morse, App. 348), später gehen sie dem Lachs, im August mancherlei Beeren nach, die sie zum Theil für den Winter trocknen, im September kehren die Lachse zurück, von denen sie sich ebenfalls Wintervorräthe anlegen, im October suchen sie sich wieder Wurzeln, im Winter leben sie von der Jagd, von ihren Vorräthen oder von einer Moosart, und werden dann gewöhnlich wieder mager. Dieselbe Lebensweise führen die Wallawalla und mehrere andere Völker. Die Küstenstämme wenden sich nur zur Winterszeit in's Inland, oder begraben ihre Zeltstangen nur auf eine Reihe von Wochen im Sommer um auf die Jagd zu gehen oder den Wurzeln Beeren und Fischen nachzuziehen (Hale 200ff., vgl. Wilkes IV, 446). Größere Jagdthiere und namentlich den Büffel vermögen nur diejenigen von

ihnen zu erreichen welche dem Felsengebirge nahe genug wohnen, insbesondere die Sahaptin, die sehr tüchtige Reiter und Jäger sind. Häufig zwischen Ueberfluß und Mangel schwebend und oft im Kampfe mit äußerer Noth, sind viele dieser Völker erst durch die Verbreitung des Pferdes von Mexico her in die Länder am Columbia (Franchère 270) etwas gehoben worden. Besonders besitzen die Indianer der Ebenen viele Pferde; bei denen die in den dichten Wäldern wohnen, sind sie seltener (Cox II, 95). Die Waiilaptu haben große Pferdeherden (Hale) ebenso die Wallawalla, deren Pferde jedoch nur sehr unvollkommen und unbequem ausgerüstet sind (W. Irving 279); bei den Sahaptin und Kayuse besitzen einige Familien bis zu 1500 Stück (de Smet 67), und bei den Cootanie der Tobacco-Ebenen, die im Frühling und Herbst an den Saskatchewan auf die Büffeljagd gehen, im Sommer aber von Wurzeln und Beeren leben, kommen zu jenem Reichthum auch noch einige Rinder (Petermann's Mittheil. 1860, p. 24). Das Pferd ist in Oregon wie in Süd Amerika in mehreren Ländern ein wichtiges Nahrungsmittel geworden, und nach seinem Besitze pflegt man den Wohlstand der Einzelnen zu schätzen (Parker 230). Daneben haben einige dieser Völker auch angefangen sich dem Landbau zuzuwenden: die Cootanie, die übrigens noch zu den am tiefsten stehenden gehören (de Smet 76), bauen etwas Weizen (Petermann a. a. O.), von den Stämmen der Selisch-Familie haben die Skitsuisch oder Coeurs d'Alênes angefangen Kartoffeln zu bauen (de Smet 331) und die Piskwaus oder Pischous cultiviren die Batate sorgfältig (Wilkes IV, 430); die Pends-d'Oreilles, welche zu derselben Völkergruppe gehören, werden neuerdings von ihren katholischen Missionären als tüchtige Feldarbeiter geschildert und sollen überhaupt unter dieser Leitung keine Anstrengung scheuen (N. Ann. des v. 1849, III, 337). Auch die Sahaptin und Kayuse betreiben den Landbau fleißig (de Smet 67).

Die Sahaptin wohnen theils in kegelförmigen, theils in gleichseitig viereckigen oder oblongen Hütten von 20—70' Länge oder 10—15' Breite, die durch Reinlichkeit ausgezeichneten Selisch in geräumigen konischen Zelten aus Häuten. Bei beiden sind Männer und Weiber in Leder gekleidet, und jeder der letzteren ist im Besitze mehrerer Lederanzüge zum Wechsel (Cox I, 134, 175, 220). Manche der hierher gehörigen Stämme tragen über einem Lederhemde noch ein Kleid

von Tuch oder von Büffelleder. Um die Häute zum Gebrauche herzurichten werden sie gereinigt, dann mit Gehirn eingerieben und endlich geräuchert; Büffelhäute klopft man bis sie dünn und weiß werden (Parker 229, 232). Da neuerdings das Pelzwerk von ihnen verkauft wird, leidet die Gesundheit der Armen durch mangelhafte Bekleidung (de Smet 23).

In der Nähe der Fälle des Columbia hat man Gräber gefunden in denen viele Leichen in Matten und Häute gewickelt bei einander lagen; die Breter mit denen sie zugedeckt waren, zeigten geschnitzte und gemalte Menschen- und Thierfiguren (Cox I, 114). Solche Beweise von Kunstfertigkeit sind selten in Oregon, indessen führt auch Wilkes (V, 128) einige Beispiele dieser Art an und erzählt von Thonpfeifen im Nordwesten des Landes die mit mehreren geschnitzten Figuren verziert waren (ebend. 146). Die Felsen-Malereien im Lande der Wallawalla unweit des Columbia (ebend. IV, 389) scheinen indessen einzig in ihrer Art zu sein.

Die Indianer des Innern von Oregon sind großentheils nicht die schweigsamen kalten und finstern Menschen wie man sie im Osten des Felsengebirges so gewöhnlich findet, sondern zeigen sich oft freundlich und zutraulich, fröhlich und munter, theilnehmend und lernbegierig (Cox I, 132, Wilkes V, 319, 326, Parker 231). Im Süden des Columbia nähern sie sich in ihrem äußeren Betragen allerdings mehr den Eingeborenen der östlicheren Länder (Hale), doch machen auch dort die Clamet (Lutuami) eine Ausnahme, welche keineswegs von leidenschaftslos ruhigem und gleichmäßigem Wesen sind, sondern ihren Schmerz durch lautes und starkes Weinen kund geben (Schoolcraft III, 176). Das sanftere und bildsamere Wesen dieser Menschen hat mehrfach die Hoffnung erweckt, daß sie sich dem Christenthume leichter zugänglich zeigen werden als die Indianer des Ostens (Parker, Dunn 352).

Als Tugenden gelten diesen Völkern Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe, Tapferkeit, Gehorsam gegen Eltern und Häuptlinge, Liebe zu Weib und Kind, und die Selisch, deren moralische Vorstellungen sich namentlich hierin ausgesprochen finden, kommen diesen Anforderungen im Allgemeinen gut nach (Cox I, 231, 219, Dunn 311). Bei ihnen wie bei den verwandten Pends-d'Oreilles und Spokane sind überhaupt Verbrechen sehr selten und ein bloßer Verweis den der Häuptling er-

theilt, von großer Wirksamkeit (Alvord bei Schoolcr. V, 654). Auch das Alter findet bei den Selisch hülfreiche Unterstützung und Pflege, nur Kinder die das Unglück haben ihren Vater zu verlieren, haben öfters ein trauriges Schicksal, ihr Eigenthum wird ihnen entrissen (Hale). Die meisten dieser Völker sind aufrichtig und ehrlich, leben untereinander äußerst friedlich und verkehren freundlich mit den Weißen, nur die Cootonais (Kitunaha) sind den letzteren wenig geneigt (Parker 237, Cox II, 135, W. Irving 279). Dabei sind sie thätig tapfer und mannhaft, vorzüglich die Sahaptin, bei denen dagegen Ehrlichkeit und Gastfreiheit nur in geringerem Grade zu finden sind (ebend. 333, Cox I, 134). Auch die Reinlichkeit der meisten wird gerühmt; manche von ihnen sind aber leidenschaftliche Spieler, besonders die Spokane (Parker 237, Cox I, 182). Der Branntwein war auch in neuerer Zeit ihnen noch fern geblieben, und man konnte daher von ihnen großentheils wie von den Clamet sagen (Schoolcraft III, 143), daß sie bis jetzt noch keines der Laster sich angeeignet hatten die so allgemein dem Verkehre der Indianer mit den Weißen zu folgen pflegen. Prostitution ist bei den Wallawalla unbekannt (Cox I, 132), bei den Sahaptin sehr selten und wird mit harten Schlägen bestraft (Alvord a. a. O.).

Die Polygamie wird (nach de Smet 20f.) mehr geduldet als gebilligt, den Coutannie soll sie ganz fremd und deren Weiber keusch sein (Cox II, 135), was in gleicher Weise vorzüglich auch von denen der Selisch versichert wird (ebend. I, 175, Lewis et Cl. 298). Sie sind keiner schlechten Behandlung von Seiten der Männer ausgesetzt, die, wo sie vorkommt, sie zur Verzweiflung und zum Selbstmord durch Erhängen treibt, was für den Mann als schimpflich gilt (de Smet). Bei den Selisch genießen sie sogar eine gewisse Autorität und Achtung, so daß die von ihnen gesammelten Vorräthe an Beeren und Wurzeln nicht leicht ohne ihre Erlaubniß von den Männern angetastet werden (Hale): wo die Weiber zur Ernährung der Familie wesentlich mit beitragen, haben sie größeren Einfluß und erfahren eine weit bessere Behandlung, bemerkt Cox (II, 139) treffend, als wo die Sorge für jene ausschließlich den Männern zufällt. Bei den Sahaptin steht Scheidung beiden Theilen frei (Wilkes); bei mehreren Stämmen der Selisch-Familie kann der Mann zwar die Frau verstoßen, wenn es ihm beliebt, aber die Kinder gehören bei Trennung der Ehe der Mutter,

und nach dem Tode seines Weibes, an dessen Stelle die Schwester tritt, ist es dem Manne innerhalb eines oder selbst zweier Jahre nicht erlaubt sich wieder zu verheirathen. Die Frau wird durch Kauf erworben und eine besondere Heirathsceremonie findet nicht statt (Alvord a. a. O.), indessen erhält jene bei dieser Gelegenheit von Seiten der Verwandten und besonders der bejahrten Leute eine Belehrung und Vermahnung über ihre künftigen Pflichten (Cox I, 235). Bei den Wallawalla und Selisch leben die Weiber während der Menstruationszeit in abgesonderten Häusern (Wilkes IV, 400, 456).

Zwar schreibt Hale den Häuptlingen der Selisch nur eine rein persönliche Autorität zu, doch versichern Cox (I, 220) und Dunn (311), daß die Würde des obersten Häuptlinges vielmehr erblich sei, während der Anführer zu Kriegs- und Jagdzügen jährlich neu gewählt werde, der im Frieden jenem völlig unterthan sei, draußen im Felde aber die Disciplin streng handhabe und jeden Ungehorsam gegen seine Befehle züchtige. Die Häuptlinge der Coeurs d'Alênes erwählen sich zusammen ein Oberhaupt auf Lebenszeit, ihre eigene Gewalt ist nur von ihrer Persönlichkeit abhängig, sie strafen aber bisweilen mit Auspeitschen und selbst mit Verbannung (de Smet 331). Die der Pends-d'Oreilles führen, wie de Smet (174) von denen der Kalispel am unteren Clarke's Fluß erzählt, eine ganz patriarchalische Herrschaft: sie berathen ihre Untergebenen in allen ihren Angelegenheiten, stiften selbst die Ehen, verhängen aber Strafe, der sich zu entziehen für schimpflich gilt, nur mit der Zustimmung dessen den sie treffen soll; das erlegte Wild wird zu ihnen gebracht damit sie es nach Bedürfniß vertheilen, ihr Feld von allen zusammenbearbeitet, alle Pferde und Kähne stehen ganz zu ihrer Disposition (Joset in N. Ann. des v. 1849, III, 334).

Untereinander im Frieden lebend, führen diese Völker nur gegen die Schwarzfüße Kriege, in denen sie sich sehr tapfer zeigen (Parker 236). Durch die Büffeljagd mit diesen verfeindet, litten die Selisch sehr in diesen Kämpfen, da sie früher kein Feuergewehr besaßen. Der Verkauf des letzteren an sie durch die Weißen, obwohl zu enormen Preisen — eine Flinte mußte mit 20 Biberfellen bezahlt werden — hat die Schwarzfüße zu den unversöhnlichsten Feinden der Europäer gemacht, die sie ohne Unterschied umbringen (Cox I, 181, 216, 218). Ihrerseits haben die Schwarzfüße, selbst die Weiber nicht ausgenommen, von den sonst so sanften Selisch alle Qualen zu leiden wie sie im Osten

des Felsengebirges gewöhnlich waren, wenn sie in ihre Hände fallen (ebend. 213). Die Sahaptin, bei welchen das Skalpiren gebräuchlich ist (Hale), bekriegen hauptsächlich die Schoschonie im Süden (Cox II, 125). Einige Stämme weiter im Norden des Columbia sollen sogar Cannibalen sein. Parker (245) irrt, wenn er die Sklaverei in Oregon auf die Völker am unteren Columbia beschränkt glaubt; vielmehr scheinen auch im Innern so ziemlich überall die Kriegsgefangenen diesem Loose zu verfallen. Sie müssen den größten Theil der Arbeit thun, doch ist die Behandlung derselben meist milde, wenigstens so lange ihre Arbeitskraft aushält (de Smet).

Ueber die Religion dieser Völker sind wir nur wenig unterrichtet. Die Selisch reden zwar vom „großen Geiste“, erzeigen ihm aber keine Verehrung (Hale 199, 206). Einige setzen die Wohnung desselben in's Felsengebirge, wo die „Spitze der Welt“ ist und die glücklichen Jagdgründe zu welchen die Seelen der Todten gelangen (W. Irving 186). Als weit verbreitet wird auch hier der Glaube an ein gutes und ein böses Princip bezeichnet, und in Verbindung mit ihm die Lehre von Lohn und Strafe nach dem Tode, nach welcher nur die Seelen guter Menschen jener Jagdgründe theilhaftig, die der bösen aber in unwirthbare Schneefelder verbannt werden (Cox I, 230, Parker 240), doch wird die Ursprünglichkeit dieser Ansicht durch den Zusatz Dunn's (317) verdächtig, daß die Bösen später, wenn sie ihre Uebelthaten gebüßt hätten, ebenfalls in jenes Paradies eingingen. Auch was er vorher von Morgen- und Abendgebeten und der Sonntagsfeier der noch unbekehrten Selisch erzählt, beruht wohl zum Theil auf Mißverständniß; indessen theilt auch Scouler mit (L'Institut 1847, II, 103) daß der Häuptling bei ihnen die Seinigen zum Gebet zu vereinigen und zu ermahnen pflege. Wie das Rauchen nach den vier Himmelsgegenden, zuerst nach Osten, als religiöse Ceremonie (Cox II, 77) an die Indianer im Osten des Felsengebirges erinnert, so zeigt sich auch in dem Aberglauben dieser Völker mit dem der letzteren mehrfache Aehnlichkeit. Biber gelten ihnen für Menschen die der große Geist wegen ihres Ungehorsams verwandelt hat (ebend. I, 231, Dunn 317); die Kayuse Nez-percés Wallawalla und einige andere wollen sogar nach einer Sage die ihnen allen gemeinsam ist, von den verschiedenen Körpertheilen des Bibers abstammen (Wilkes IV, 467). Dagegen nennen die Spokane sich selbst, wie ihr Name sagt, „Söhne

der Sonne" (Parker 302). Die Art wie die Zauberer zu ihrer Würde kommen, die bei den Sahaptin und anderen nicht selten erblich ist (Alvord a. a. O.), und wie sie ihre Zaubereien treiben, die ihnen selbst bei unglücklichen Kuren oft lebensgefährlich werden (de Smet 24, Wilkes IV, 368), ist ebenfalls der im Osten gebräuchlichen sehr ähnlich, nur daß auch Weiber in Oregon öfter die Stelle der Aerzte und Zauberer einzunehmen scheinen (ebend. IV, 399 f.), obwohl sie in letzterer Eigenschaft für ungefährlicher gelten (Alvord). Auch der eigenthümliche Glaube findet sich in Oregon bei den Selisch, daß ein Mensch zeitweise ohne Gefahr des Lebens seine Seele verlieren könne, die alsdann durch eine besondere Zauberkur wieder zu ihm zurückgebracht werden muß (Hale, Wilkes IV, 448). Endlich haben wir noch als eine interessante Uebereinstimmung dieser Art den Gebrauch des Schwitzbades bei den Völkern von Inner-Oregon anzuführen: man nimmt es in einer Weidenhütte von 6′ Länge und 2—3′ Höhe und stürzt sich unmittelbar darauf in kaltes Wasser (Parker 240).

Die Kranken werden oft vernachlässigt, die Todten aber mit lautem Geheul beklagt (Alvord). Die Spokane schlachten ihnen Pferde am Grabe (Cox I, 183). Die Clamet, welche auf diesem ein Feuer anzünden um die bösen Geister vom Todten fernzuhalten, begraben wie die Kalapuya in Särgen (Schoolcraft III, 140, Wilkes IV, 368), im Süden des Columbia pflegt man sonst die Leichen in Kähnen aufzustellen. Die Angabe daß die Selisch und Chinook ihre Todten mit Erhaltung der Weichtheile vollständig zu mumificiren verständen, findet sich, wie es scheint, nur bei Schoolcraft (V, 693).

Ein Mährchen der Flatheads hat nach Kane das Ausland (1859 p. 921) mitgetheilt.

Asiaten konnten nach Amerika gelangen ohne mehr als vierundzwanzig- bis sechsunddreißigstündige Fahrten auf hoher See zu machen und ohne auf asiatischer Seite über 55° n. B. nach Norden zu gehen (Humboldt's N. Spanien II, 273). Gleichwohl sehen wir die Eingeborenen beider Erdtheile in Sprache, nationalem Charakter und physischer Eigenthümlichkeit im Wesentlichen so bestimmt geschieden, daß sich nicht an eine Herleitung der einen von den anderen, sondern nur an eine mehr vereinzelte Einwanderung nach Amerika, an eine Mischung der Völker in beschränktem Maaße denken läßt, und auch an diese nur in den Ländern des Nordwestens. Die Verbindung der nördlichen und südlichen Hälfte der neuen Welt ist weit unmittelbarer als die der ersteren mit Asien, aber nicht einmal hier vermögen wir nachzuweisen daß die Bevölkerung der einen der Stamm sei, von welchem die der anderen ihren Ursprung genommen hätte. Indessen läßt sich so viel allerdings behaupten daß beide gleichen Ursprunges sind, daß sie derselben Raçe angehören. Trotz des Mangels an Thatsachen, welche auf einen alten Verkehr oder auf eine tiefergreifende Wechselwirkung zwischen beiden Continenten schließen lassen könnten, trifft die Verschiedenheit ihrer Völker nur Punkte von untergeordneter Bedeutung, während das ethnographisch Wichtigste, die physischen Charaktere und die Haupteigenthümlichkeiten des Sprachbaues in einem Grade übereinstimmen, welcher ohne wirkliche Verwandtschaft nicht stattfinden könnte, und sich zugleich eine Reihe von Aehnlichkeiten des äußeren und inneren Lebens zeigt, die zu ausgebreitet und zugleich zu speciell sind als daß man sie für zufällig halten könnte: so findet sich, um nur Einiges dieser Art zu nennen, der Gebrauch des Schwitzbades und das Ballspiel in großer Ausdehnung in Nord und Süd Amerika auf gleiche Weise, die religiösen Ansichten und das ganze Treiben der Zauberärzte bis auf deren hauptsächlichstes Instrument, die Zauberklapper, ist fast überall nahezu dasselbe.

Die culturlosen Völker von Süd Amerika bieten nichts von dem romantischen Interesse dar, das wir an so manchen Stämmen des Nordens, besonders an den Irokesen und Cherokee nehmen, da sie in dem gerechten Kampfe um ihre Existenz und den Besitz des Landes ihrer Väter, trotz seiner Hoffnungslosigkeit Beweise von Seelengröße und Charakterkraft gegeben haben die sie eines glücklicheren Schicksales würdig erscheinen lassen. In Nord Amerika war es hauptsächlich das Bedürfniß nach Länderbesitz und die Kraft mit welcher die aufblühenden englischen Kolonieen sich immer weiter ausbreiteten, denen die Eingeborenen zum Opfer fielen, in Süd Amerika strebten die Spanier und Portugiesen nicht sowohl nach dem Alleinbesitze des Landes und dessen Räumung durch die Urbewohner als nach einer absoluten Dienstbarkeit der letzteren selbst, vermittelst deren sie die Schätze desselben ohne eigene Anstrengung ausbeuten könnten: schwere Bedrückung der Indianer auf der einen, Versammlung in Missionen auf der anderen Seite ist das Schauspiel das wir hier mit großer Gleichmäßigkeit sich wiederholen sehen. Zu diesen Umständen, welche bei aller Reichhaltigkeit des Materials die geringere Ausführlichkeit der nachfolgenden Darstellung rechtfertigen werden, kommt endlich noch der wenig befriedigende Zustand unserer ethnographischen Kenntnisse dieser Länder im Vergleich mit dem größten Theile der bisher behandelten: von einer großen Menge südamerikanischer Völker sind uns nur die Namen bekannt, von vielen haben wir nichts als einige unbestimmte Angaben über ihre Sitze, von wenigen lassen sich die Verwandtschafsverhältnisse mit Sicherheit beurtheilen.

Die Völker des Nordens von Südamerika.

Zur Zeit der Entdeckung waren die allgemein gefürchteten räuberischen Cariben das herrschende Volk auf der ganzen Nordküste von Südamerika und den kleinen Antillen. Auf der Nordküste des östlichen Theiles von Cuba erzählten die Bewohner dem Columbus mit Schrecken von den „einäugigen" Menschenfressern auf Bohio (Haiti) und von andern Räubern die sich „Cannibalen" nennten, den Eingeborenen von Caniba oder Canima, die sich selbst (wie er hörte) auf Guadalupe und anderen Inseln dieser Gegenden den Namen Caribes geben (Na-

varrete I, 63, 67, 203). Dieser Name, der „tapfere Männer" bedeuten soll (Benzoni II, 6), kommt auf dem Festlande in der Form „Calina, Carina und Galibi" (letzteres namentlich von den Franzosen gebraucht) vor, und ist daher wahrscheinlich auf Kallinago, den mythischen Stammvater der Cariben zurückzuführen, der vom Festlande zuerst nach Dominica gekommen und später in einen Fisch* verwandelt worden sein soll (L'art de vérif. les d. XVI, 414 nach Ms. Bibl. roy. 1325, du Tertre II, 360), was vermuthlich den Sinn hat, daß seine Nachkommen, die sich von dort nach Guadalupe, also in nördlicher Richtung ausbreiteten, geschickte Seefahrer wurden. Außerdem wird der Name Caraiben (Charaïbes) als einheimisch auch bei den Tupivölkern in Brasilien erwähnt, welche ihre Zauberer und Propheten, die nach Lery (274, 324) von den Aerzten verschieden waren, damit bezeichneten (Thevet c. 28, 53, Benzoni II, 6, de Laet XV, 2), und von einem solchen stammen, wie sie sagen, die Menschen die nach der großen Fluth die Erde wieder bevölkerten. Auch nennt de Laet (XV, 22) bei Seregipe an der brasilianischen Küste unter 11° eine kleine Insel Caraibe. Deutet jene Sage, welche einen Cariben zum Stammvater der Tupi zu machen scheint, allerdings auf einen gewissen Zusammenhang beider Völkerfamilien hin, so sind doch die sprachlichen Verschiedenheiten zu groß (v. Martius in Bullet. der K. bayer. Akad. 1858 no. 1), als daß sich ihre wirkliche Verwandtschaft als erwiesen betrachten ließe. Die geringen Aehnlichkeiten weniger Wörter, welche d'Orbigny (II, 274 ff.) zusammengestellt hat, fordern zu weiteren Untersuchungen auf, berechtigen aber durchaus nicht zu den weitgehenden Folgerungen über die Stammverwandtschaft dieser Völker welche er gezogen hat. Was er über ihre Wanderungen sagt, ist vollends ganz haltlos. Daß zwischen den Cariben und Guarani neben großen Verschiedenheiten, gleichwohl mehr als bloß oberflächliche Aehnlichkeiten stattfinden, die eine alte Gemeinschaft und Einwirkung beider aufeinander wahrscheinlich machen, da sie ohnehin im Mündungslande des Amazonenstromes unmittelbar zusammengrenzen, wird sich in diesem und dem folgenden Abschnitte an mehreren Stellen zeigen.

* Wenn der blutgierige kleine Fisch, den sie „Caribe" nennen (Humboldt, R. in d. Aeq. ed. Hauff III, 41) und dessen Zähne von ihnen hauptsächlich zum Schneiden benutzt werden (Simon I, 4, 27), seinen Namen nicht erst der Aehnlichkeit mit jenem Räubervolke zu verdanken hat, steht er vielleicht zu jener Stammessage in Beziehung.

Von Cariben im Westen von Haiti, wo im Lande Guaccaiarima (dem Reiche des Goacanari) völlig wilde Menschen leben sollten, die selbst der Sprache entbehrten (Pet. Martyr 298), hat Columbus nur gehört, im Nordosten und Südosten der Insel hat er sie mit vergifteten Pfeilen bewaffnet selbst gesehen (Navarrete I, 134, 138, Herrera I, 2, 15). Die Gebirgsbewohner (Ciguaios), nach der Karte bei Charlevoix im Norden von Haiti, waren zwar sprachlich nicht unterschieden von den friedlicheren, nicht mit Bogen und Pfeil versehenen Eingeborenen, und führten selbst den Bogen, aber nicht vergiftete Pfeile (Oviedo III, 5), doch hielt man sie für Nachkommen der Cariben (P. Martyr 67); dagegen wurde in Caiabo, dem nördlichen und östlichen Theile des Innern, von den Macoryzes und auch anderwärts an mehreren Orten eine Sprache geredet welche der auf Hispaniola herrschenden fremd war (ebend. 286), vielleicht die caribische, und Caonabo, der Beherrscher des Gebirgslandes, wird von Oviedo (III, 4) selbst als ein caribe principal bezeichnet, der als Abenteurer von auswärts gekommen sei, während P. Martyr (278) nur von der Sage erzählt daß die ersten Bewohner der Insel von Matininó (Martinique) her eingewandert, sich in Cahonáo am Fluß Bahaboni auf Hispaniola niedergelassen und das Land Quizquéia, später Haiti genannt hätten. Nach R. Schomburgk ergiebt sich die ehemalige Anwesenheit nicht bloß der Arowaken, sondern auch der Cariben in S. Domingo als unzweifelhaft aus den dortigen Ortsnamen (N. Ann. des v. 1851, III, 168ff.), trotz Las Casas' Widerspruch (Navarrete I, 134 note).

Auf der Insel Boriquen (S. Juan, Puerto rico), die man auch Isla de Carib nannte (Navarrete I, 135 note), lebten Indianer die nur unvergiftete Pfeile und keine Boote zur Fahrt auf hoher See hatten, kein Menschenfleisch verzehrten, außer bisweilen zur Vergeltung das der Cariben, deren entschiedene Feinde sie waren, obwohl sie diese letzteren dennoch im Jahre 1511 gegen die Spanier zu Hülfe riefen (ebendas. 208, Pet. Martyr 20, Gomara 180, Herrera I, 8, 13, IV, 5, 3, Oviedo XVI, 16). Sie glichen in jeder Hinsicht den friedlichen Bewohnern von Hispaniola. Nur Oviedo (III, 5) bezeichnet sie leichtfertig als Cariben, denn wenn Herrera von ihnen sagt sie hätten auf der Ostseite der Insel die Cariben zu Nachbarn gehabt (tenian los Caribes Indios comarcanos de la parte de levante de la isla), so

muß dieß nicht nothwendig so verstanden werden daß auf Portorico selbst Cariben gesessen hätten. Letztere kamen namentlich von Dominica her häufig auf diese Insel um Menschen zu rauben (P. Simon I, 2, 10, P. Martyr 20) und setzten diese Einfälle auch späterhin, selbst noch nach dem Jahre 1620, fort (du Tertre II, 407). Festen Fuß scheinen sie dort in alter Zeit nicht gehabt zu haben.

Als Hauptsitz der Cariben zur Zeit der Entdeckung Amerikas wird von P. Martyr (15) Guadalupe bezeichnet, das sie Caloncuera nannten*; Columbus hatte dort auf seiner zweiten Reise einige geraubte Eingeborenen von Boriquen angetroffen. Die kleinen Antillen bis zu den Jungfern-Inseln und S. Croix (Hayhay) hinauf (Herrera VI, 3, 21) scheinen sie damals in unbestrittenem Besitze gehabt zu haben**, obwohl schwerlich schon seit langer Zeit, denn die früheren Bewohner waren noch nicht spurlos verschwunden: Monserrate hatten sie entvölkert (Navarrete I, 206), und auf Martinique (Matinino, Madanina), wo de Laet (I, 18) ein Volk angiebt das in erbitterter Feindschaft zu den Cariben stand, sollten nur Weiber leben, zu denen die Cariben (wohl irrthümlich heißt es, von Portorico her) alljährlich einmal auf Besuch kämen (Navarrete I, 140), wahrscheinlich die Weiber der früheren Bevölkerung, deren männlichen Theil sie auf den kleinen Antillen meist allein erschlugen um jene zu behalten (du Tertre II, 361). Auf eine andere Ansicht, nämlich auf eine Entführung von Weibern nach Martinique durch Cariben von Hispaniola, scheint die Sage hinzuweisen welche von einem Könige der letzteren Insel, Vagoniona, erzählt daß er die Männer in der Höhle aus welcher die Menschen an's Tageslicht kamen, zurückgelassen und nur die Weiber nach Matinino mit sich genommen habe, bis jenen endlich der Specht aus der Noth half und neue Weiber gab (P. Martyr 105, Garcia V, 2). Indessen bleibt hierbei zweifelhaft ob wir unter Vagoniona einen Cariben verstehen dürfen.

Nach du Tertre (II, 362 ff.) gab es auf den kleinen Antillen außer den Cariben auch Arowaken*** (Allouages), die als entlaufene

* Die caribischen Namen der übrigen Inseln bei Humboldt (R. in d. Aeq. V, 320). P. Martyr (15, 262, 306) schreibt statt Caloncuera: Carucueria, Caraquéira, Queraquéira.

** Auch Mayaguana oder Mariguana, eine der Lucayen, hätten sie nach Alcedo inne gehabt.

*** Auch in späterer Zeit wurden Arowaken von den Cariben als Sklaven nach den kleinen Antillen verkauft (du Tertre II, 484).

Sklaven in den Bergen lebten, und Ygneris, die eigentliche Urbevölkerung, die vielleicht mit den Eingeborenen der großen Antillen identisch, von den Cariben ausgerottet wurde. Letztere fanden auf Martinique baumwollene Idole von Menschengestalt mit einer Art von Helm, welche von den Ygneris stammen sollten. Die früher angeführten Thatsachen deuten allerdings auf die Anwesenheit von drei verschiedenen Raçen hin, unter denen die Cariben die am spätesten gekommene, der Zweig der Maya aber welcher die großen Antillen hauptsächlich inne hatte, die älteste zu sein scheint. Die Identität der letzteren mit den Ygneris ist zwar unerweislich, aber wenigstens nicht unwahrscheinlich. Neben den friedlichen Stämmen ohne Bogen und Pfeil (Maya) und den Cannibalen mit Giftpfeilen, gab es auf Portorico und Hispaniola auch tapfere Bogenschützen ohne Giftpfeile und ohne Cannibalismus, in denen wir mit Rücksicht auf die vorhin angeführten Thatsachen Arowaken vermuthen müssen, die in diesen Gegenden den Cariben vorausgegangen zu sein scheinen. Bei dem äußerst freien Gebrauche nämlich den man in älterer Zeit von dem Namen „Cariben" machte, dürfen wir darauf rechnen daß, wenn es Arowaken mit Bogen und Pfeil auf den Inseln gab, diese vielfach mit jenen verwechselt worden sind; werden doch bisweilen selbst die Eingeborenen am Magdalenenflusse die gegen den Herrscher von Bogota kämpften (Benzoni II, 6, Allerh. Brief I, 51), von Oviedo (XXXIV, 5 und XXIII, 12), sogar ein Volk von Mechoacan und die Guarani am La Plata als „Cariben und Menschenfresser" bezeichnet, und von Guzman (I, 2) die Eingeborenen von Cananea-Bai im südlichen Brasilien Indios caribes de Brasil genannt. Dieser vage appellative Gebrauch des Wortes, der die ethnographische Untersuchung so sehr erschwert, hat sich besonders auch deshalb so weit ausgebreitet, weil der Vorschlag des Columbus die cannibalischen Indianer oder Cariben als Sklaven hinwegzuführen anfangs zwar von den spanischen Monarchen mißbilligt, kurze Zeit darauf aber (1503) sanctionirt wurde (Helps I, 135, Navarrete II, 415), so daß wer Menschen aus einem Lande rauben wollte, nur nöthig hatte dessen Bewohner für „Cariben" zu erklären um dieß unter dem Schutze des Gesetzes thun zu können. War diese Erlaubniß bis zum Jahre 1515 auf die Eingeborenen einiger Inseln unter den kleinen Antillen beschränkt gewesen, die man als Cannibalen bestimmt kannte, so wurde sie seitdem

in allgemeineren Ausdrücken ertheilt und 1525 unter dem Einfluß des Fr. Garcia de Loaysa auf die (wirklichen und angeblichen) Cariben der tierra firme ausgedehnt, zugleich aber die Bewohner der großen Antillen für frei erklärt (Herrera II, 1, 8, III, 8, 10, vergl. V, 9, 4, VIII, 4, 13).

Ernstlich bedroht wurde die Existenz der Cariben auf den kleinen Antillen erst seit den Kolonisationsversuchen der Franzosen (S. Christophe 1625, Guadeloupe und Martinique 1635, S. Lucia 1639), die sie anfangs meist gut aufnahmen und willig unterstützten, nach kurzer Zeit aber durch erbitterte Kämpfe wieder zu verdrängen strebten (Näheres bei du Tertre I, 5f., 84ff., 418, 428ff. und Meinicke 53ff.). In Folge neuer Niederlassungen auf Marie galante, Grenada und S. Lucia schlossen sie eine Art von Bündniß unter einander und begannen (1654) einen neuen allgemeinen Krieg gegen die Franzosen (du Tertre I, 465). Sie waren besonders auf Martinique durch entlaufene Negersklaven verstärkt worden, doch wurden sie (1658) von dieser Insel vertrieben und durch den allgemeinen Frieden (1660) ausschließlich auf Dominica und S. Vincent beschränkt (ebend. 500ff., 546, 572ff.). Auf letzterer Insel bildete sich seit dieser Zeit die Raçe der sogenannten „schwarzen Cariben", schwerlich, wie erzählt wird, vorzugsweise durch Mischung der Cariben mit den Negern eines dort gestrandeten Sklavenschiffes, sondern hauptsächlich durch Mischung mit entlaufenen und gestohlenen Negern, deren es schon 1658 und vermuthlich noch früher viele bei den Cariben gab, auf Martinique Dominica und S. Vincent selbst (Labat II, 148, du Tertre I, 502, Rochefort 494). Nach vielen Kämpfen gewannen die Mischlinge über die rothen oder eigentlichen Cariben die Oberhand: diese mußten nach Dominica flüchten, einige gingen auch nach Tabago. Im Jahre 1763 gab es auf S. Vincent 3000 schwarze, aber nur noch 100 rothe Cariben (Meinicke 351 Anm. 21, W. Young 18). Nach dem entschiedenen Siege der Engländer (1796) über die Franzosen und Cariben, die in die Kämpfe jener oft mit hineingezogen worden waren und dann meist auf Seiten der letzteren gestanden hatten (du Tertre III, 67, 79), wurden jene Mischlinge sämmtlich nach der Insel Roattan* deportirt, von wo sie mit Hülfe der Spanier an die

* Diese Insel wurde 1742 von den Engländern besiedelt und war bis dahin unbewohnt gewesen.

Küste von Honduras gelangt sind und sich von Trurillo aus östlich bis zum Patook Fluß, westlich bis nach Balize verbreitet haben. Sie sind dunkel roth, manche fast schwarz und negerartig, besonders in Rücksicht des Haares, doch sonst von guten Gesichtszügen, mischen sich nicht mit den dortigen Eingeborenen und werden allgemein als sehr thätige und zur Arbeit brauchbare Menschen gerühmt (Stephens, Reiseerl. 13, Squier a, 146, Th. Young 106, 124, Roberts 160, 274, Galindo in J. R. G. S. III, 290, Allen ebend. XI, 86). Ueber die Schicksale der Cariben von Dominica, durch welche bis 1730 sowohl Franzosen als Engländer verhindert wurden die Insel zu besiedeln (Meinicke 265), wissen wir nichts Näheres, doch sollen noch jetzt einige wenige derselben übrig sein (Capadose I, 259. Ueber einige andere kleine Reste dieses Volkes vgl. Meinicke 753 Anm. 93, Granier de Cass. I, 99, Day I, 80).

Die Nachrichten über die Bevölkerung von Trinidad sind widersprechend. Im Süden der Insel traf Columbus wie im Golf von Paria Menschen mit langem Haar und von hellerer Farbe an als auf den kleinen Antillen; sie führten Bogen und Pfeil nebst viereckigen Schilden und Hojeda der 1499 zu ihnen kam, fand in ihnen Cariben (Navarrete I, 248, III, 5). Dieß bestätigte auch der Widerstand den sie 1532 dem Sedeño leisteten, man erklärte daher die Bewohner von Trinidad officiell für Cariben und rechtmäßige Sklaven (Herrera V, 2, 1 und 5, 7), obgleich Las Casas ausdrücklich versicherte daß sie friedlich, sanft und erklärte Feinde der letzteren seien, von deren Anfällen sie in der That viel zu leiden hatten (ebend. II, 2, 12 und 3, 8, Helps II, 10, 31). Beides war vollkommen richtig, denn außer den Cariben im Süden und namentlich im Gebirge gab es dort eine große Zahl minder kriegerischer Eingeborenen, die P. Simon (I, 2, 30f.) bestimmt von jenen unterscheidet. Rochefort (322, 15) bezeichnet diese friedlicheren Stämme als Arowaken, von denen er weiter mittheilt daß sie im 16. Jahrhundert Tabago den Cariben entrissen hätten. Die Anwesenheit beider auf Trinidad bestätigt de Laet (XVII, 27): die Eingeborenen sind die Cairi oder Carai (Cariben?), vom Festlande her aber sind eingewandert die Jaoi (Caribenstamm, s. unten), bei Parico, die Arwacae bei Carao und die Sebay oder Salvaj bei P. del Gallo, die Nepoy in der Nähe von P. de Galera und die Carinepagoto (Cariben) im Nordosten bei S. Jose. Caulin (121)

nennt auf Trinidad noch die Naparimas. Ueber die Reste welche von dieser Bevölkerung geblieben sind und über einige im Jahre 1815 zu ihr hinzugekommene Nordamerikaner S. Meinicke 615 und L'art de vérif. les d. XVI, 495.

Da die Hauptmasse der Cariben von jeher auf dem Festlande von Süd Amerika heimisch gewesen zu sein scheint, nach Westen und Norden von Hispaniola hin sich aber keine Spuren derselben mehr nachweisen lassen, ist es sehr unwahrscheinlich daß sie sich von Florida her über die kleinen Antillen verbreitet hätten. Rochefort (351) hat diese von Humboldt (R. in d. Aeq. V, 25) gebilligte Ansicht zuerst aufgestellt und in seiner geschwätzigen Weise durch eine Reihe von wenig glaubwürdigen Erzählungen zu motiviren gesucht. Labat (II, 111), Lavayssé (145 ff.) und Andere haben sie wiederholt und sogar Uebereinstimmungen der Sprache behauptet, welche indessen völlig unhaltbar zu sein scheinen. Keine Thatsache und kein Zeugniß aus älterer Zeit hat sich bis jetzt für jene Meinung beibringen lassen; dagegen theilt Rochefort (349) selbst mit daß die Cariben nach ihrer eigenen Sage vom Festlande her auf die Antillen und zwar zuerst nach Tabago vor der drückenden Herrschaft der Arowaken geflohen, und nach einer anderen ehrenvolleren Wendung derselben Sage, daß sie auf die Inseln gekommen seien um deren Bewohner und ihre Feinde, die Arowaken, zu bekriegen. Diese Angabe, für welche der besonnenere du Tertre (II, 361) und das vorhin aus de Laet Angeführte spricht, hat offenbar die größere innere Wahrscheinlichkeit für sich und liefert zugleich aus dem Munde der Cariben selbst eine interessante Bestätigung dafür, daß Arowaken vor ihnen die kleinen Antillen inne hatten. Nach der allgemeinen Ueberlieferung und nach Aussage der Cariben selbst (Lafitau I, 55) kommt die Verschiedenheit der Sprachen, deren sich Männer und Weiber bei ihnen bedienen, daher, daß sie nur die Weiber der besiegten Völker leben ließen und behielten. Da diese Verschiedenheit, die jedoch im englischen Guiana nicht stattfindet, da sie von Schomburgk (a, II, 430) als ein bloßes „Gerücht" bezeichnet wird, nicht einzelne Wörter und Redensarten allein betrifft, wie bei den Arowaken (ebend. I, 227), den Omagua, Guarani und Chiquitos, sondern tiefer greift (Humboldt a. a. O. 19) — auch hierüber macht Rochefort (449 f.) falsche Angaben —, so ist jene Ansicht schwerlich ganz grundlos, nur werden die Sprachen der Wei-

der alsdann wahrscheinlich unter sich sehr verschieden gewesen sein, da die Cariben sich mit ihrem Weiberraube nicht auf die Arowaken allein beschränkten (vgl. Humboldt ed. Hauff IV, 327). Was Rochefort (313, 450) und nach ihm Labat (II, 111) noch von einer Geheimsprache der Krieger zu erzählen wissen, ist wahrscheinlich Fabel.

Es scheint keinem begründeten Zweifel zu unterliegen, daß die Cariben aus dem Lande der Orinoco-Mündungen, ihren Feinden den Arowaken folgend, auf die kleinen Antillen gelangt sind, aber eine andere Frage ist es, ob hier ihr Stammland zu suchen sei. Dieses letztere nennen sie — so wird versichert — mit ihrem eigenen Namen Caribana; es liegt an der Ostküste des Golfs von Urabá (in späterer Zeit heißt Caribana das Land zwischen den Mündungen des Orinoco und Amazonas) und von dort sollen sie sich über den ganzen Nordrand von Süd Amerika ausgebreitet haben bis zum Drachenschlund (P. Martyr 125, 315, Gomara 190, Oviedo XXI, 6, XXVII, 3, Benzoni II, 6). Indessen unterliegt diese Angabe bei dem unbestimmten appellativen Gebrauche jenes Völkernamens und der Unerweislichkeit einer continuirlichen Verbreitung der Caribenstämme über jenes Ländergebiet manchen Bedenken.

In dem Golf von Urabá und im Niederlande des Flusses S. Juan (Atrato) fand Balboa Indianer ohne Landbau, deren Armuth zu dem Goldreichthum der Bewohner von Darien in auffallendem Contraste stand (Navarrete III, 370); eben solche Menschen mit vergifteten Pfeilen lebten am Flusse Zenu, nach welchem von Westen her vorzudringen den Spaniern viele Kämpfe kostete (Herrera II, 1, 6, V, 2, 4). Nehmen wir als richtig an daß die Eingeborenen dieser Gegenden Cariben im ethnographischen Sinne des Wortes gewesen seien, so ist doch auffallend daß sie selbst angaben sie seien von jenseits des großen Flusses von Darien (Atrato) hergekommen (Cieza 360, Herrera I, 7, 16). Nun nennt zwar P. Martyr (150) auch die Gebirgsbewohner in Darien selbst „Cariben", und neuerdings hat Mosquera (Mem. sobre la geogr. de la N. Grenada. N. York 1852, p. 41, S. Ausland 1858 p. 1134f.) die Dariénes die sich bis gegen die Mündungen des Atrato herabziehen, im Gegensatze zu den friedlichen Chocóes zum caribischen Stamm rechnen wollen, alle älteren Nachrichten über die Bevölkerung von Darien scheinen aber vielmehr darin übereinzustimmen daß diese nicht zu demselben gehörte. Auf

der Ostseite des Golfes von Uraba fanden die Spanier kriegerische Eingeborene mit Giftpfeilen, auf der Westseite dagegen friedliche und freundliche Menschen.

Wenn Squier (Nicarag. II, 308), auf den sich Buschmann (1852, p. 739) und Müller (194) berufen, es „mehr als wahrscheinlich" findet daß die Stämme der atlantischen Küste von Nicaragua zu den Cariben gehören, so ist zwar so viel richtig daß Gomara (283), Oviedo (XLII, 12) und Herrera (III, 4, 7) eine Sprache Coribici, nicht Caribici, in Nicaragua als einheimisch nennen, und daß letzterer sogar hinzufügt, sie werde in Choluteca viel gesprochen, aber es scheint ebenso gewagt daraus allein auf die Anwesenheit von Cariben zu schließen, als es leicht ist den Namen Chiriqui mit Squier (319) in Chiribiri, Chraibici und Caribici umzugestalten um schließlich das von Oviedo genannte Dorf Coribizi zu erhalten von welchem er in nicht unzweifelhaften Ausdrücken sagt daß dort dieselbe Sprache wie in Chiriqui gesprochen werde*. Daß die Chontales von den benachbarten Spaniern Cariben genannt werden (Squier 314), würde sich aus einer gewissen Aehnlichkeit des Sinnes beider Wörter erklären lassen (vgl. Herrera IV, 8, 3), und bei dem vagen Gebrauche des Wortes „Cariben" könnte es kaum in's Gewicht fallen daß ebenso die unbekehrten Indianer von Chiapas welche an das Gebiet von Palenque grenzen, bei den Spaniern diesen Namen führen (Stephens Reiseerl. 442), wenn nicht Herrera eine Bucht Caribaco an der Nordküste von Veragua, zwischen der Laguna von Chiriqui und Cartago angäbe, wozu noch weiter kommt, daß ein Land Cariari oder Cariai im Süden von C. Gracias á Dios, wahrscheinlich in der Nähe der Mündung des Flusses S. Juan in Nicaragua lag, während ein zweites Cariari am Golf von Cariaco (Cumana) oder doch in dessen Nähe sich befand (Humboldt R. in d. Aeq. V, 321 f.). Diese Namen erinnern an das früher erwähnte Carai de Laet's auf Trinidad und können bei ihrer weiten Verbreitung kaum einem andern Volke als dem der Carina oder Cariben angehören.

* Oviedo's Worte sind nämlich folgende (Hist. du Nicaragua éd. Ternaux p. 251): A cinq lieues de la côte on trouve un grand village habité par des Chorotegas vers le levant, et à huit lieues de là il y en a un autre nommé Coribizi, dont les habitants parlent une langue différente de toutes celles dont j'ai fait mention. Les femmes n'ont d'autre vêtement qu'un caleçon. Il en est de même dans la province de Chiriqui. . .

Daß die Caramares oder Caramairi-Indianer (Humboldt a. a. O.) in der Gegend von Cartagena ebenfalls Cariben waren, obwohl es dort auch einige friedlichere Völker gab, wird in diesem Zusammenhange wahrscheinlich und die von ihnen gegebenen Beschreibungen scheinen es zu bestätigen (Gomara 189, 200, Navarrete III, 171, Herrera V, 2, 3, Peschel 431). Dasselbe gilt von der Gegend von S. Marta (Oviedo XXVI, 10, XXIX, 7), als deren Namen P. Martyr (255, 260) Cariai giebt, obwohl die Angaben (ebend. 140, 260) über den dort herrschenden König, über die Kleider Gärten und Felder der Eingeborenen die Anwesenheit der Cariben wieder zweifelhaft machen. Daß die Cariben von dort bis nach C. de la Vela reichten, versichert Oviedo (XXIX, 9), es fehlt aber darüber an genaueren Nachweisungen. In der Gegend von Coro fanden sich friedliche und freundliche Eingeborene (Herrera VIII, 2, 19), dagegen scheinen Caribenvölker, zu denen namentlich die Girahara im Südosten, in der Gegend von Nirua (Nirgua?) gerechnet werden (Simon I, 3, 1 und 7, 21), tiefer im Innern gesessen zu haben, während sie in der Nähe von Caracas wahrscheinlich nur den Küstensaum besaßen, das Binnenland aber minder kriegerischen Stämmen gehörte (Herrera IV, 7, 6). Größere Sicherheit als über diese Länder besitzen wir in Rücksicht auf Cumana und das westlich von ihm gelegene Maracapana, wo die meisten Sitten bestimmt erwähnt werden welche für die Cariben charakteristisch sind (ebend. III, 4, 10, VIII, 2, 19, Simon I, 4, 25, de Laet XVIII, 4, Oviedo XXIV, 12). In Curiana, auf der Küste die der Insel Margarita gegenüberliegt und weiter westlich von da lebte eine friedliche, zum Handel geneigte Bevölkerung mit weicherem und krauserem Haare als die Inselbewohner (Navarrete III, 13, Helps II, 122), aber die Ufer des Golfs von Paria waren wieder im Besitze der Cariben (Navarrete III, 30, Benzoni I, 3), in gleicher Weise das Land von Amana im Norden des unteren Orinoco (Caulin 311). Von hier nach Südosten folgte das Hauptland der Arowaken (Aruaco), das die Mehrzahl der Orinoco-Mündungen umfaßte und vom Westufer dieses Stromes an (Oviedo XXIV, 8) bis zum unteren Essequibo reichte (Simon I, 3, 22 und 7, 8); Cariben waren in dasselbe mehrfach gedrungen. Diego de Ordaz, der das Land am Orinoco verwüstete, stieß allerwärts auf Cariben, die ihm tapferen Widerstand leisteten (Oviedo XXIV, 3), und nach Gilii

hatten sie in früherer Zeit das ganze rechte Ufer des unteren Orinoco inne bis jenseits der Mündung des Caura. Sie lebten mit Arowaken zusammen an den kleineren Flüssen im Süden des Orinoco-Delta's (ebend. I, 3, 24, Caulin 56), am Arature Barima Macuro Masaruni und mehreren anderen Flüssen des westlichen Guiana (Simon I, 3, 29), am Essequibo oberhalb der Katarakten (de Laet XVII, 17). Da sie schon von Simon (a. a. O.) am Caura genannt werden und von Caulin (61 ff.) außerdem auch am Caroni und Arui, sind sie wohl schwerlich in diesen Ländern erst seit dem Ende des 17. Jahrhunderts heimisch (wie Humboldt sagt, ed. Hauff III, 275). Ihre Raubzüge vom unteren Orinoco bis in das Land des Apure und Zarare fielen ebenfalls schon in ältere Zeit (Simon I, 4, 27) und erstreckten sich über so große Ländergebiete, daß sie vom Guarico aus 1577 und 1583 nördlich die Gegend von Valencia erreichten (Baralt 246). Die Kriege der Cariben gegen die Cabren, denen sie oft unterlagen (Gumilla), und gegen eine große Menge anderer Völker des Orinoco, die von ihnen im Laufe des 18. Jahrhunderts unterjocht wurden (Näheres bei Gumilla, Humboldt R. in den Aeq. IV, 179 ff.), haben die Sitze der Völker jedenfalls vielfach verschoben, doch vermögen wir nicht uns hierüber genauere Rechenschaft zu geben. Spix und Martius (1301 ff.) berichten daß die Völker am Negro und Branco in früherer Zeit durch die Cariben von Osten her bedrängt und vorwärts getrieben worden seien und daß diese letzteren sich am erstgenannten Flusse in einzelnen versprengten Horden noch finden sollen. Gegenwärtig sind sie auf das Land zwischen dem Caroni Cuyuni und Paraguamuzi beschränkt (Humboldt ed. Hauff III, 93). Schomburgk (a, I, 259, 342, II, 427) giebt sie im unteren Gebiet des Mazaruni Cuyuni und Pomeroon an, in zerstreuten Dörfern am Corentyn Rupununi und Guidaru. Wenn sich bei ihnen und anderen Caribenstämmen neuerdings die Tradition gefunden hat daß sie von den Inseln her nach Guiana eingewandert seien (ebend. I, 261 und Gilii), so werden wir dieser Ueberlieferung schwerlich ein hohes Alter zuschreiben dürfen, da die andere, welche neben jener besteht, daß sie vielmehr vom Orinoco nach Guiana gekommen seien (Schomburgk 353) weit mehr für sich hat. Auch ist eine spätere Rückwanderung von den Inseln her in hohem Grade wahrscheinlich, da sie schon um 1500 ihre Raubzüge von dort auch nach der tierra

firme richteten (Herrera I, 4, 2, de Laet I, 18), ihre Kriege mit den Weißen aber und ihre Verdrängung von den meisten der kleinen Antillen im 17. Jahrhundert sie veranlaßt haben mögen das Festland wieder aufzusuchen. Daß der Nordwesten von Guiana, das Land vom rechten Ufer des Orinoco bis an die Maroweine sonst den Arowaken gehörte, ergiebt sich aus den dortigen geographischen Namen, wogegen die Namen welche sich von dort nach Südost finden im französischen und brasilianischen Guiana größtentheils caribisch sind (Zeitschr. f. Allg. Erdk. N. F. IV, 27). Am Simanari fanden die französischen Missionäre (1728) Galibis, Völker von nahe verwandten Sprachen lebten an den Zuflüssen des oberen Oyapoc (Lettres éd. II, 12, 32), und schon de Laet (XVII, 6—16), der im Gebrauche des Namens vorsichtiger zu sein pflegt als die älteren spanischen Schriftsteller, giebt wie am Corentyn, Surinam, Maroni und auf der Insel Cayenne, so auch im Lande Norrack südöstlich vom Wiapoco (Oyapok) Cariben oder Maranschewaccas als einheimisch an, und bezeichnet sie auf Cayenne als die ältere, die Arowaken und Paragoti als die jüngere Bevölkerung. Der südlichste Punkt an welchem sich Cariben nachweisen lassen, scheint das rechte Ufer des Amazonenstromes zu sein das oberhalb der Mündung des R. Negro von Caripunas bewohnt war (Acuña 680), denn dieß ist der Name den die Mappures den Cariben beilegen (Vater, Mithrid. III, 2, 678*). Von Castelnau (III, 135) werden Caripunas sogar am rechten Ufer des Madeira unter 9° s. B. angegeben.

Wir haben bisher ausschließlich die Völker besprochen welche unmittelbar und bestimmt als Cariben bezeichnet werden, und wenden uns jetzt zu ihren Verwandten. Von den 25 Völkern die Gilli als solche angegeben hat (Prichard, Uebers. IV, 535) sind nur wenige etwas näher bekannt, die Cumanagotto und Pariagotto, Guayqueri und Tamanak, von denen die drei ersteren auch von Gumilla als Caribenstämme genannt werden. Die Cumanagotto, deren Sprache im westlichen Theil des ehemaligen govierno de Cumaná herrschend ist — Caribisch und Chayma dagegen im südlichen und östlichen — (Humboldt ed. Hauff II, 9), bilden die Hauptmasse der Bevölkerung in den Missionen von Piritu. Sie waren sehr wilde Menschen,

* Was Alcedo von dem Volke der Caripores erzählt, die er in diese Gegenden setzt und als sehr cultivirt bezeichnet, scheint auf einem Irrthum zu beruhen.

doch keine Cannibalen (Oviedo XXIV, 12), wie die Chiugoto (15—20 leguas landeinwärts von Maracapana, Herrera VIII, 2, 19) und manche andere Völker dieser Gegenden, welche die Köpfe ihrer Kinder vorn und hinten abzuplatten pflegten, die Cherigoto, Paragoto, Pitagoto (Simon I, 4, 25). Alle Völkernamen mit dieser Endung scheinen caribischen Ursprunges und die mit ihnen bezeichneten Völker caribischen Stammes zu sein: die Charagoto im Süden von Caracas (Baralt 186), Pianoghotto mit den Drio am oberen Corentyn und am Essequibo unter 1—2° n. B. und die Arinagotto (Caulin 60), das Hauptvolk im Flußgebiete des oberen und mittleren Caroni (Schomburgk a, II, 478 f. u. Karte, J. R. G. S. XV, 83) gehören hierher, doch wissen wir nicht ob sie sich den Cumanagotto oder anderen Caribenstämmen zunächst anschließen. Die Pariagotto sind die Bewohner von Paria und sollen in dieses Land von den Küstengegenden her am Berbice und Essequibo gelangt sein (Schomburgk 353). Ihre Sprache ist die herrschende in den Missionen von Guayana (Caulin 88).

Die Guayqueri, von Gilii und Gumilla als ein Zweig der Cariben bezeichnet (Vater, Mithrid. III, 1, 676), hatten nach Caulin (122) Margarita Coche und Cubagua inne, doch soll die letztere Insel, da sie kein Trinkwasser besaß, niemals fest bewohnt gewesen sein (Oviedo XIX, 2, de Laet XVIII, 2, vgl. Caulin I, 4, 25). Sie leben neuerdings auch auf der Halbinsel Araya und in den Vorstädten von Cumana, sind nach Humboldt (ed. Hauff I, 201, 217) ursprünglich Guarauno, von denen sie sich jedoch jetzt wesentlich unterscheiden, und haben ihre Muttersprache mit der spanischen vertauscht. Ihr Name soll ihnen von Europäern in Folge einer mißverstandenen Antwort beigelegt worden sein. Schon in alter Zeit fanden die Spanier auf Margarita bei ihnen freundliche Aufnahme (de Laet XVIII, 1) und sie haben sich ganz den Weißen angeschlossen. Ob die kriegerischen und mächtigen Guaycari, welche Federmann (104) am mittleren Orinoco mit den Caquetios zusammenwohnend fand, dasselbe Volk waren, läßt sich nicht entscheiden, doch nennt auch Caulin (69) Guayquiris im Süden des Cuchivero. Wenn sie wirklich vom Stamme der Guarauno sind, verdient es Beachtung daß südöstlich vom Zulia, der in den Maracaibo-See mündet, auch ein Volk Guarunie genannt wird (Simon I, 7, 22). Die Guaraon oder

Gu-ara-uno im Delta des Orinoco, einige in den Missionen von Cumana und an beiden Ufern des Orinoco 25 leguas von S. Barima entfernt, hat erst Humboldt (ed. Hauff II, 7) zu dem caribischen Sprachstamme gezählt, wenn wir von Lavayssé (145) absehen, der auch die Arowaken dahin rechnet, während Schomburgk (a, I, 114, 162 u. Karte) die Warrau (Guarauno) am Barima und Waini oder Guainia, im Küstenlande bis zum Essequibo und von da bis nach Surinam hin (Bancroft 164, Quandt 131), deren Sprache sich in den Mündungsländern des Amazonas wiederfinden soll (Hancock im J. R. G. S. IV, 332), von jener Familie getrennt hält.

Die Tamanak, denen nach Gilii die Cumanagotto Pariagotto und Maquiritari sprachlich näher stehen als den Cariben, wohnen am rechten Ufer des Orinoco südöstlich von der Mission Encaramada (Humboldt). Ihre Sprache diente Gilii vielfach im Verkehr mit den Völkern des unteren Orinoco; ein Zweig derselben ist die der Chaymas welche im Osten der Guarauno an den Bergen des Cocollar und Guacharo, am Guarapiche, Colorado, Areo und Caño de Caripe leben. In die Berge von Caripe sind sie aus den heißen Tiefländern erst durch die Missionäre versetzt worden (Caulin 322, Humboldt ed. Hauff II, 32). Gehören die Maquiritari auch hierher, welche Caulin (80 f.) oberhalb der Mündung des Cassiquiare im Flußgebiete des Orinoco angiebt und als Carives mansos bezeichnet (auch Humboldt a. a. O. III, 144 nennt sie friedliche Ackerbauer), so sind sie gleich den Guayanos (ebend. IV, 248) ein merkwürdiges Beispiel dafür daß kriegerische Wildheit und Grausamkeit keineswegs als ein allgemeines Merkmal aller zur Cariben-Familie gehörigen Stämme betrachtet werden darf, wie man so gewöhnlich angenommen hat. Die Sprache der ersteren herrscht am oberen Orinico zwischen den Mündungen des Ventuari und des Padamo (ebend. 72).

Schomburgk nimmt keine Verwandtschaft der Maionkong oder Maquiritari mit den Cariben an, deren Stämme er in Guiana in zwei Gruppen vertheilt: 1) Waika und Akawai; 2) Macusi, Arekuna, Zapará, Pianoghotto, Drio (s. dessen Karte). Die Sprache der Akawai oder Accaway, die sich von den Waika kaum zu unterscheiden scheinen, ist mit der der Cariben fast identisch (Hilhouse in J. R. G. S. II, 237) oder ihr doch nahe verwandt (Schomburgk a, II, 454). Sie leben hinter den Warrau im Innern südlich vom oberen und mittle-

ren Barima bis nahe an den Waini heran und im Norden des Cuyuni, auch im oberen Stromgebiet des Demerara, am Mazaruni und Putaro (Schomburgk a, I, 196, II, 449, Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. II, 155), wo sie schon vor Alters waren (de Laet XVII, 17). Auch am Berbice finden sie sich (Bancroft 165). Die Macusi im Flachlande zwischen dem Rupununi, Parima, dem Pacaraima- und Canuku-Gebirge sind von den Arekuna im Quellgebiet des Caroni Cuyuni und Mazaruni, wahrscheinlich nur dialektisch verschieden; die letzteren scheinen früher im Flußgebiete des Uaupes gelebt zu haben (Schomburgk a. a. OO. und a, II, 208 f., 239), was vielleicht auch von den Macusi gilt, wenn sie mit den Macus identisch sind, die Wallace (508) am Isanna und Herndon (253) am Japura angiebt — eine Vermuthung der jedoch die Verschiedenheit der physischen Eigenthümlichkeiten beider (s. unten) nicht günstig ist. Die Zapara hat schon Caulin (57) mit den Macusi zusammengenannt. Ein gleichnamiges Volk, dessen letzter Rest im Jahre 1607 vollständig vertilgt worden sein sollte, wohnte in alter Zeit auf der Westseite des Einganges in den Maracaibo-See, und es ist zu vermuthen daß es wirklich ein Caribenvolk war, da auch südlich von dort am Zulia die Quiriquires als ein solches ausdrücklich erwähnt werden (Simon I, 7, 16 ff.). Die Vernichtung der ersteren kann indessen nur eine theilweise gewesen sein, da die Zapara (wenn anders darunter dasselbe Volk zu verstehen ist) außer von Acuña auch in dem Memorial der Jesuiten an den König von Spanien (1632) in der Nähe der Omagua in der Provinz Quito genannt werden: sie saßen am Curaray und sollen 10000 Seelen stark gewesen sein (Rodriguez II, 3, V, 4 und 12). Neuerdings hat Osculati (169), übereinstimmend mit Villavicencio (170) die Zaparos zwischen dem Pastaza und Napo, an letzterem bis zur Mündung des Curaray (oder nach p. 177 und 180 wenigstens bis zu der Mündung des Aguarico) gefunden und rechnet zu ihnen auch die Iquitos im Flußgebiete des unteren Napo (189); über ihre Sprache, die ihnen mit den Mazanes am Amazonas und den Avijiras gemeinsam ist (Villavicencio 175) hören wir leider nichts Näheres. Hervas (Vater, Mithrid. III, 1, 590) führt die Zaparos einerseits als eine Abtheilung der Simigaes am Curaray, andererseits aber als einen Zweig der sogenannten Encabellados an, zu denen nach Veigl (99) die Abichiras, Angüteres und mehrere andere Völker gehören. Die Anckuteres oder Anguteros, ein wildes

und räuberisches obwohl festsässiges Volk am mittleren und unteren Napo, sind in Sprache und Sitten mit den Putumayos identisch und gleichen im Aeußeren den sogenannten Encabellados am unteren Aguarico (Villavicencio 173 f.), von denen sie Osculati (185) gar nicht unterscheidet. Die verwandtschaftlichen Verhältnisse dieser Völker festzustellen bedarf es neuer Untersuchungen, welche insbesondere auch darüber werden Aufschluß geben müssen ob wirklich Caribenstämme bis in diese entlegenen Länder vorgedrungen sind.

Endlich haben wir noch die Yaos (Yajos, Yajes, Japri) zu erwähnen, die am unteren Maroni, im holländischen Guiana, hauptsächlich aber zwischen dem Oyapoc und Amazonas lebten, wohin sie von den Arowaken aus den Ländern am unteren Orinoco vertrieben worden waren (de Laet XVII, 4, 6, 9, 11, 15). Sie waren vor Zeiten das mächtigste unter den Völkern die zwischen dem Essequibo und Amazonenstrom wohnten, und sind ebenfalls zum caribischen Stamme zu rechnen (Vater, Mithrid. III, 1, 682).

Die Arowaken, die ursprünglichen Bewohner von Guiana (Gilii, Bancroft 167 f. oben p. 358), werden zwar von Herrera (N. Orbis metaphraste Barlaeo Amst. 1622, c. 8) als die große Familie bezeichnet, von welcher die Cariben ein Theil seien, und von Humboldt (ed. Hauff IV, 331) als mit diesen verwandt betrachtet, doch hat Vater nur einige wenige sprachliche Aehnlichkeiten zwischen beiden gefunden und bemerkt daß die Arowaken den Tamanaken weit näher stehen als den Cariben, Schomburgk (a, II, 325) aber scheint die Verwandtschaft ganz abzuweisen, indem er ausspricht, daß die einzigen Grundsprachen in Guiana wahrscheinlich die der Cariben, Arawaak, Warrau und Wapisiana seien. Oviedo (XXIV, 17) giebt die Aruacas an der Küste „zwischen dem Marañon, Trinidad und dem Golf von Paria" an, womit die Karte bei de Laet übereinstimmt, auf der sie sich am linken Ufer des Amazonas finden, doch bemerkt letzterer (XVII, 4) ausdrücklich daß in Folge der portugiesischen Invasionen von Para her die Sitze der Völker in diesen Ländern schon 1629 völlig verändert und von den Holländern nicht mehr aufzufinden gewesen seien. Einige wenige derselben lebten damals nordwestlich vom unteren Oyapoc und an einem westlichen Zufluß desselben, andere in der Gegend von Cayenne, am unteren Maroni, am Berbice und unteren Essequibo (ebend. 6—11, 15 f.). Caulin (67) giebt Arivacos

neben vielen andern Völkern an den Zuflüssen des Caura an. Hieraus ergiebt sich Schomburgk's (352) Vermuthung daß sie von Süden (eigentlich Südosten) hergekommen seien, als richtig, wenigstens für einen Theil dieses Volkes. Ihr jetziger Verbreitungsbezirk ist nächst dem französischen und holländischen Guiana (Quandt) das Flußgebiet des unteren Corentyn und Essequibo, wo sie an jenem unter 5⁰, an diesem unter 4⁰ n. B. mit Cariben zusammengrenzen, dann das Küstenland westlich von letzterem Flusse bis gegen die Mündungen des Orinoco hin, so jedoch, daß sie sich hier kaum hundert englische Meilen weit in's Innere erstrecken, und besonders am Waini Barima und Amacura mit Warraus gemischt sind (Schomburgk a, I, 226, Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. II, 155, J. R. G S. XII, 196). Indessen haben wir nach Früherem keinen Grund anzunehmen daß sie im Besitze dieser Länder sich erst seit zwei oder drei Jahrhunderten befänden. Auf eine alte Verbreitung derselben weit im Westen scheint es hinzuweisen, daß nicht blos von Oviedo (XXV, 1) Aruacanas unmittelbar im Süden des Maracaibo-See's, sondern auch von dem sorgfältigen Piedrahita (III, 1, IX, 5) Aruacos in der Sierra Nevada von S. Marta und südöstlich von dort in den Bergen „auf der rechten Seite" des Upar-Thales genannt werden.

Die weite Ausbreitung der Cariben und Arowaken die wir nachgewiesen haben, läßt mit Sicherheit erwarten daß außer den angeführten Völkern auch noch viele andere zu dieser Familie gehören. Die Allgemeinheit in welcher das Wort und die Würde des Piai (Piache) und so manche andere Eigenthümlichkeit im Norden von Süd Amerika vorkommt, macht dieß ebenfalls wahrscheinlich, aber der Mangel genauerer Nachrichten nöthigt uns bei einem wenig befriedigenden Resultate in dieser Hinsicht stehen zu bleiben. Wir müssen uns im Folgenden damit begnügen aus der Masse der namentlich bekannten Völker welche dem bisher behandelten Ländergebiete angehören, noch einige der bedeutenderen herauszuheben, die den Cariben ursprünglich fremd zu sein scheinen und deren Beziehungen zu anderen sich bis jetzt nicht näher angeben lassen.

In den Ebenen von Orino südöstlich von S. Marta und am unteren R. de la Hacha saßen die Guajiros (Goahiros), welche ganz unbekleidet, ohne Landbau und selbst ohne Hütten (Piedrahita III, 1, IX, 7, Simon I, 3, 5), doch schwerlich von caribischem Stamme

waren, da sie bei schlichtem Haare ganz schwarze Haut haben (Galindo J. R. G. S. III, 290). Sie reichen neuerdings bis zum Golf von Maracaibo und weisen allen Verkehr mit den Europäern, besonders mit Spaniern zurück. Alcedo schildert sie als fleißig und betriebsam namentlich im Handel, erzählt von Baumwollenwebereien und Baumwollenkleidern derselben, von ihren Kämpfen zu Pferde, jedoch ohne Angabe seiner Quelle, wie gewöhnlich. Ob der Hayo-Strauch dessen Blätter von den Guajiros wie in S. Marta und Cumana als Reizmittel gekaut wurden, die Coca war, wie Alcedo sagt, scheint ungewiß. In den Gebirgen von S. Marta lebten die äußerst tapferen Tayronas, deren Macht bis über den Magdalenenfluß hinüberreichte. Die Völker am Golf von Maracaibo, der nach einem der dortigen Häuptlinge benannt ist, gleich dem von Paria (Simon I, 2, 3 u. 16) zeigten sich friedlich und freundlich. Unter den Namen der hier und weiter landeinwärts lebenden Stämme (Näheres ebend. I, 2, 19; 5, 17; 7, 16, Herrera IV, 7, 6, Oviedo XXV, 1—4 u. 8) fallen die Xiriguanas oder Chiriguanas auf, welche nur Oviedo am Yuma-Fluß im Süden des Maracaibo-See's und im Innern südlich von S. Marta nennt (XXV, 4, XXVI, 18), während Piedrahita (IX, 5) in den Bergen des Upar-Thales, also in geringer Entfernung, unter anderen Stämmen merkwürdiger Weise auch Tupes nennt, welche die Frage veranlassen ob Völker vom Stamme der Tupi-Guarani vielleicht bis hierher versprengt worden seien. Daß eine Völkerschaft der Guayanas sowohl in Cumana als auch unter den Guarani vorkommt (wie d'Orbigny II, 289 bemerkt hat), verdient unter solchen Umständen jedenfalls Beachtung. Zu den Cariben gehörten die Bewohner von Upar wahrscheinlich nicht, da ihre Zauberärzte nicht Piaches, sondern Mahones hießen (Herrera VIII, 6, 12). Die Völker der Gegend von Merida hat Piedrahita (XII, 7) aufgezählt.

Die Caquetios, auf welche Federmann (94, 98, 104) an der Küste von Coro gestoßen war (1530), traf er 73 deutsche Meilen von dort entfernt im Innern wieder an, wo sie in stark befestigten Dörfern wohnten und das mächtigste Volk des Landes waren. Sie lebten auch an den Ufern des Maracaibo-See's, am Apure Darari und Caçavari, wo sie Georg von Speier (1536) auf seinem Wege zum Meta fand (Oviedo XXV, 8 u. 11, Simon I, 4, 12). Noch weiter im Süden kommt der Name Caqueta als synonym mit dem oberen Laufe

des Japura vor. Ampúes hatte 1527 bei jenem Volke in Coro freundliche Aufnahme und reiche Geschenke erhalten (Baralt 148). Das Wenige was Oviedo (XXV, 9) von seinen Sitten erzählt (Eintrocknen der Leiche des vornehmsten Häuptlings, Verbrennen der Gemeinen, Genuß der gepulverten Knochen im Getränk) reicht nicht hin um ein Urtheil über seine Nationalität zu begründen. Die Stämme im Osten von Coro nach Tocuyo hin waren in viele verschiedene Sprachen getheilt, sehr kriegerisch, roh und größentheils Cannibalen (Simon I, 3, 1 f., Herrera VI, 1, 1, VII, 10, 16, VIII, 8, 2. Näheres über die dortigen Cuicas und Timotes, besonders ihre Idole und Opfer bei Simon I, 5, 23 u. Piedrahita XII, 5). Dasselbe gilt von denen der Gegend von Barquisimeto, die obdachlos in Hängematten unter Bäumen schliefen (Simon I, 5, 19). Die Völker im Süden von Caracas hat Baralt (186 f.) aufgeführt. In den Guahibos am unteren Meta bis zur Mündung des Casanare hin (Humboldt ed. Hauff III, 130) — Caulin (73) nennt sie im Norden des Vichada — müssen wir die Guaypes oder Guaypes (Guaypies bei Oviedo XXV, 12 f.), vermuthen, die G. v. Speier und Ph. v. Hutten (Felipe de Utre, Urre) am Guaviare oder Guayare und jenseits desselben in Macatoa fanden. Sie waren bärtig und bekleidet, und standen in jeder Rücksicht auf einer höheren Culturstufe als die nördlicheren Völker (Simon I, 3, 12 u. 5, 6, Piedrahita X, 2, Baralt 164), von der sie später herabgesunken zu sein scheinen (Humboldt a. a. O. 144): wahrscheinlich schließen sie sich, wie vielleicht auch die vom Meta hergekommenen Otomaken deren Sitze jetzt zwischen dem Apure und Sinaruco liegen (Humboldt R. i. d. Aeq. IV, 578) den später zu besprechenden Omaguas an.

Wir unterlassen es den größten Theil der Völker anzuführen, die sich noch außer den obigen am Apure Meta und im südlicheren Flußgebiete des Orinoco angegeben finden (Simon I, 4, 16 u. 5, 16, Caulin 70 ff.). Als die Hauptvölker dieses Gebietes bezeichnet Caulin (73, 75 ff., 88) die Cabres an den Zuflüssen des Guaviare und namentlich am Atabapo, und die Mappures am Orinoco dem Einflusse des Vichada gegenüber, am Ventuari gegen dessen Mündung hin und an den Zuflüssen des Negro oberhalb der Mündung des Cassiquiare, während Humboldt hörte (ed. Hauff III, 143) daß die letzteren selbst mit den Abanis Parenis und Guaypunaves zu den Cabres zu rechnen seien: die Atures Quaquas und Macos oder Piaroas aber

zu dem großen Stamme der Salivas zählen, die zwischen dem Vichada und Guaviare, und zwischen Meta und Paute gelebt zu haben scheinen, jetzt aber sich theils in Carichana theils in den Missionen am oberen Meta befinden (ebd. 114). Merkwürdiger Weise zeigt die Maypure-Sprache einerseits auffallende Aehnlichkeiten mit der Hauptsprache von Moxos, andererseits besitzt sie einige mit dem Tamanakischen (Vater, Mithrid. III, 1, 617). Am linken Ufer des unteren Apure und in der Mission Achaguas leben die Yaruros, vor Zeiten ein mächtiges Volk (Humboldt ed. Hauff III, 21). Die ethnographischen Verhältnisse aller dieser Völker untereinander wie zu den Cariben und Arowaken sind noch gänzlich unbekannt. Die Völker des Negro, an welchem Maravitanisch die Hauptsprache ist (ebend. IV, 72), finden sich nebst denen welche zwischen dem Parime und Marañon sitzen, bei Caulin (82 ff.), die am Uaupes und Isanna bei Wallace (480 f., 507).

Wenden wir uns schließlich nach Guiana zurück, so sind auch hier, außer einer großen Zahl von christlichen halbcivilisirten Farbigen (Mischlingen von Weißen Indianern und Negern) am Essequibo und Mazaruni (Schomburgk a, I, 97), noch mehrere Völker zu nennen die zu den Cariben und Arowaken keine Verwandtschaft zu haben scheinen. Dahin gehören die Wapisiana am Parime Takutu und Rupununi unter 2½—3° n. B., welche den Pauixana am R. Branco sprachverwandt scheinen; die im Aussterben begriffenen Atorai im Carawaimi Gebirge unter 2½° westlich vom Essequibo, und östlich von diesen am genannten Flusse die Taruma, welche vom Negro herübergekommen sind; die Wayawais vom Quellgebiet des Essequibo nach dem Amazonenstrom hin; die Guinau im Süden und Osten der früher am rechten Ufer des oberen Orinoco erwähnten Maquiritaren, die am R. Branco früher mächtigen Paravilhanos, die Maopityans östlich vom Essequibo 1½° n. B. und einige andere (Schomburgk a, I, 315, II, 41 f., 388, 470, s. J. R. G. S. XIII, 40, XV, 35, Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. II, 155). Einige wenig bekannte Stämme des fränzösischen Guiana finden sich in den Lettres édif. (II, 10, 12) angeführt.

Die allgemeine Charakteristik welche man von den physischen Eigenthümlichkeiten der bisher behandelten Völker zu geben versucht hat, ist äußerst unvollkommen und selbst widersprechend, wie es bei voreiligen Generalisationen zu geschehen pflegt. Morton (Cran.

Am. 64) will die Völker des nördlichen Süd-Amerika mit seiner „apalachischen Raçe“ von Nord-Amerika vereinigen, die er im Allgemeinen als rundköpfig bezeichnet, obwohl namentlich sein Ature-Schädel (135 und pl. 12) bei abgerundetem Hinterhaupte eine ungewöhnliche Länge von vorn nach hinten zeigt; nach Retzius dagegen (Müller's Archiv 1848 p. 247) ist in Venezuela und Guiana wie in Brasilien und Paraguay die langköpfige prognathische Form vorherrschend. Auch den Cariben schreibt er diesen Typus zu (ebend. 280), die nach Morton (a. a. O. 237) Rundköpfe sind. Vorsichtiger hat d'Orbigny (I, 119) die große Verschiedenheit der Kopfformen sowohl bei den einzelnen Völkern als innerhalb desselben Volkes in Süd-Amerika hervorgehoben und daher ganz unterlassen eine allgemeine Charakteristik des Schädeltypus zu geben. Demnach scheint es rathsam eine allgemeine Schilderung überhaupt noch unversucht zu lassen. Indessen sind doch folgende Bemerkungen beachtenswerth.

Die Eingeborenen von Süd-Amerika, ein gesundes und langlebiges Geschlecht, zeichnen sich durch große Stärke und Festigkeit des Knochengerüstes aus, Verkrümmungen des Rückgrates und Klumpfüße sind nirgends zu sehen (v. Martius in Buchner's Repert. XXIV, 145, 165); freilich hat Oviedo (XXIX, 28) grob übertrieben indem er ihren Schädel viermal so dick nannte als den des Europäers. Daß Mißgestalten bei ihnen sehr selten sind, betrachtet auch Humboldt (R. in d. Aeq. II, 198) als Raçeneigenthümlichkeit. Wie bei den Indianern des nördlichen Festlandes ist auch bei ihnen graues Haar im Alter sehr selten, und bei keinem der Eingeborenen von Guiana hat Schomburgk (a, II, 253) eine Platte gesehen. Die Farbe der Haut ist nicht die Kupferfarbe, sondern ein dunkles Braun, der Lohfarbe sich nähernd in den Aequinoctialgegenden, doch kommen auch hellere Schattirungen vor: die Otomaken und Guamos sind die dunkelsten, die Guaicas an den Quellen des Orinoco, „die weißlichen Indianer“, dagegen bedeutend heller als die meisten (Humboldt a. a. O. IV, 491), die Guaribas in derselben Gegend von der Farbe der Spanier (Caulin 81). In dichten Wäldern ist, wie schon Gumilla bemerkt hat, die Hautfarbe bei ihnen heller, in offenen Ländern dunkel. Durch die Form der Augen, die hervortretenden Backenknochen, das schlichte grobe Haar und den fast gänzlichen Mangel des Bartes, der als häßlich gilt und darum entfernt wird, während ihn gehörige Pflege verstärken

würde, nähert sich der Südamerikaner der mongolischen Raçe, unterscheidet sich aber von ihr wesentlich durch die ziemlich lange und hervorragende Nase, deren Löcher minder weit und nach unten gerichtet sind. Der Mund ist zwar groß, doch die Lippen nur wenig aufgeworfen, zwei Furchen gehen von den Nasenlöchern gegen die Mundwinkel hin; das Kinn ist sehr kurz und rund, die Kinnlade stark und breit entwickelt (Humboldt a. a. O. II, 189 ff., dem Gumilla c. 5, 2 nur in Rücksicht der Nase widerspricht, welche er im Allgemeinen bei den Völkern des Orinoco als etwas platt mit weiten Löchern bezeichnet). So werden auch von d'Orbigny (I, 132) nur das schwarze glatte und grobe Haar, der stets schlichte und spät keimende Bart, das kurze Kinn, die kleinen Augen, der vorstehende Unterkiefer, die fast verticalen Zähne und geringen Augenbrauen als constante Charaktere des Südamerikaners angegeben, doch sind auch diese, wie wir sehen werden, nicht streng allgemein.

Von den Cariben der Inseln fehlt es an einer genaueren Schilderung die uns erlaubte sie mit denen des Festlandes zu vergleichen. Die letzteren von fast riesenhaftem Wuchse, 5' 6—10" (altfranzösisches Maaß) außer in Guiana, wo sie robuster plumper und untersetzter sind als die übrigen Bewohner des Landes (Schomburgk a, I, 259), haben regelmäßigere Züge als man bei den anderen Völkern zu finden pflegt und machen den Eindruck höherer Intelligenz: die Stirn erscheint sehr hoch, weil sie zum Theil glatt geschoren ist, in der That ist sie gewölbter als bei den Chaymas Otomaken u. s. f., gewölbter als sie gewöhnlich beschrieben worden ist, namentlich wo der Gebrauch der Abplattung nicht mehr herrscht, wie in den Missionsländern (Humboldt a. a. O. V, 12, 29, III, 401), Lavayssé (XVIII) fand sie so schön als bei den schönsten Europäern und Kreolen. Die Nase ist weniger breit und platt, die Jochbeine weniger vorspringend und die Physiognomie im Ganzen minder mongolenähnlich als bei den übrigen Völkern. Indessen galten platte Stirn und breite Nase den Cariben der Inseln als edel und schön: die Mütter sorgten deshalb dafür ihren Kindern diese Vorzüge anzueignen (du Tertre II, 358, 374). So war es auch in Cumana gewöhnlich das Gesicht des Kindes, dessen Kopf man zwischen zwei kleine Kissen legte, breit zu drücken (Gomara 206, Herrera III, 4, 10). Auch bei den Matomatos an den Quellen des Orinoco und bei den Atures (?) im Süden derselben herrschte

diese Sitte (Caulin 81), welche den Cariben ursprünglich allein eigen gewesen, bei vielen Stämmen derselben aber schon in ziemlich früher Zeit abgekommen zu sein scheint, da sie Oldendorp (22) den Cariben von Guiana abspricht und Schomburgk bei ihnen keine Spur derselben mehr erwähnt, wenn sie überhaupt jemals bei denen des Festlandes allgemeinere Verbreitung gefunden hat. Gosse (53f.) führt mehrere Arten der Schädelcompression an, die bei den Cariben in Uebung gewesen seien, was er aber (103) von den thurmartig in die Höhe getriebenen Köpfen „der Ygneris von Haiti" mittheilt, ist schwerlich zuverlässig. In Rücksicht der Hautfarbe ist bemerkenswerth daß sie Columbus in Paria auffallend heller fand als auf den Inseln. P. Martyr (75), den man in dieser Rücksicht keiner Uebertreibung beschuldigen darf, wie Humboldt (ed. Hauff I, 49) gethan hat, nennt sie in Cumana fast so hell wie die Spanier, Oviedo (XXVI, 10) giebt die Bewohner von S. Marta als hellgelblich an und sah eine Häuptlings-Frau von der Farbe einer Spanierin. An den Ufern des Maracaibo-See's bemerkte Hojeda die besondere Schönheit (den weißen Teint?) der Frauen (Navarrete III, 9). Die Bewohner der Gegend von Cartagena waren größer und schöner als die der Inseln (der großen Antillen) und trugen meist keinen Bart (Gomara 200); überhaupt waren bärtige Menschen selten, obwohl sie ausnahmsweise in diesen Ländern wie in Darien vorkamen (Herrera II, 2, 10) und am Flusse Zenu, während die Behaarung des Körpers meist stark war (Oviedo XXIX, 28). In Curiana, an der Küste die Margarita gegenüberliegt, hatten die Eingeborenen reicheres und etwas krauseres Haar als die der Inseln (Gomara 204, Navarrete III, 13 note und 14).

Fassen wir die Stämme in's Auge die von Schomburgk bestimmt zur Familie der Cariben gezählt werden, so sind die Akawai meist über 5′ 6″, schlank, von regelmäßiger und edler Gesichtsbildung besonders die Mädchen (a, I, 197 f.); die Macusi, eins der schönsten Völker in Guiana, haben ziemlich lichte Hautfarbe, milde angenehme Züge, die Nase ist von römischer, griechischer Form oder von der des Mulatten (ebend. 358). Die Serekong im Quellgebiet des Mazaruni kommen in der Körperbildung mit ihnen überein (II, 237), wogegen die Macus am Isanna von Wallace (508) als schlecht proportionirt geschildert werden und wolliges, fast krauses Haar haben. Indessen ist auch von häßlichen Macusi-Indianern bei Schomburgk (II, 188)

die Rede, unter anderen von einem dessen Gesichtswinkel kaum 66° betrug; die Mannigfaltigkeit der äußeren Formen ist bei ihnen jedenfalls sehr groß: ein Eingeborener zeigte eine frappante Aehnlichkeit mit Napoleon (ebend. 147). Die Arekuna sind kräftiger und robuster als die Macusi, von kriegerischem Gesichtsausdruck und dunklerer Haut als alle anderen Indianer von Guiana (Schomburgk a, II, 208). Die Pianoghotto haben sehr schiefstehende Augen und niedrige, an den Seiten zusammengedrückte Stirn (ders. J. R. G. S. XV, 83). Die Zaparos von rundem Gesicht, schief stehenden Augen, unten breiter Nase und etwas dicken Lippen (Villavicencio 170) fand Osculati (148, 169) groß stark und gewandt, von heller Olivenfarbe; die Stirn ist groß, die Nase wohlgebildet, der Mund weit, die Augen meist braun, doch giebt es unter ihnen auch solche mit blauen Augen, die man Viracucias (Viracocha? peruanisch?) oder „Herren" nennt, wie die Weißen; sie haben wenig Bart, die Augenbrauen reißen sie aus. Ueber die große Verschiedenartigkeit des leiblichen Typus bei den Cariben-Völkern, die sich aus Vorstehendem zur Genüge ergiebt, brauchen wir nichts weiter hinzufügen.

Als allgemeine Eigenthümlichkeiten der Eingeborenen von Britisch Guiana führt Schomburgk an (Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. II, 157), daß sie fast sämmtlich klein und untersetzt, selten über 5′ 4″ sind, auffallend großen Kopf und Rumpf, zierlich gebildete Extremitäten und etwas schief geschlitzte Augen haben, daß ihre Farbe dunkler oder heller olivenbraun, und das Bemalen des Gesichts gewöhnlich, das Tättowiren aber seltener ist. Letzteres scheint von den Bewohnern der tierra firme in früherer Zeit überhaupt gegolten zu haben, da Simon (I, 4, 21) bemerkt daß gewisse Indianer tiznados genannt wurden, ein Ausdruck der wohl vom Tättowiren zu verstehen ist, das übrigens von Oviedo (XXIV, 9, XXV, 2, XXIX, 2 und 28) im Innern des Landes, bei dem großen Volke der Condaguas, am Atrato und Zenu erwähnt wird, an letzterem bei Herren und Sklaven, so jedoch daß die Sklaven desselben Eigenthümers durchgängig gleiche Zeichen an sich trugen — vielleicht erst eine Nachahmung des bekannten spanischen Verfahrens Sklaven mit einem glühenden Eisen zu stempeln.

Die Chaymas sind ausführlich von Humboldt (R. in d. Aeq. II, 189 ff.) beschrieben worden. Sie sind durchschnittlich 4′ 10″ (altfranzös. Maaß), breitschulterig, dick und untersetzt mit platter Brust,

runden und fleischigen Gliedern, kleinen Händen, aber großen Füßen, deren Zehen eine außerordentliche Beweglichkeit besitzen. Die Haut ist dunkelbraun, der Lohfarbe sich nähernd, der Ausdruck des Gesichtes ziemlich streng und finster, doch ohne Wildheit; bei leidenschaftlicher Erregung verzieht er sich krampfhaft. Ihre kleine, wenig gewölbte Stirn gilt ihnen als eine Schönheit. Die tiefliegenden, doch nicht auffallend kleinen Augen sind lang geschlitzt und der äußere Augenwinkel ein wenig gegen die Schläfe hinaufgezogen, die Augenbrauen schwarz oder dunkelbraun, dünn und wenig gebogen; lange Wimpern verdecken den meist gesenkt gehaltenen Blick. Die Nase ist gerade, unten dick und vorstehend, das Kinn sehr kurz und rund. Die Zähne schwärzen sie nicht durch das Kauen von Reizmitteln, wie die Guajiros vom R. de la Hacha und die Bewohner von Cumana in alter Zeit (Gomara 206, Herrera I, 4, 5).

Die Guayqueri sind von hohem Wuchs und großer Muskelkraft, nächst den Cariben die schönsten Eingeborenen des Festlandes (Humboldt a. a. O. I, 333). Die Guaraunos, welche Bancroft (164) größer und viel schwärzer, aber auch häßlicher nennt als die Cariben, giebt Schomburgk (a, I, 121) nur zu 4—5' an; obwohl nicht muskulös, haben sie kurzen Hals, unverhältnißmäßig großen Kopf und langen Rumpf, aber zierliche Hände Füße und Knöchel; das Gesicht ist breit, die Stirn niedrig, die Nase platt und an der Wurzel etwas eingedrückt, die Augen stehen ein wenig schief, die Zähne sind schlecht. Wie sie, will Lavayssé (188) auch die Arowaken den Cherokee und Creek auffallend ähnlich gefunden haben. Letztere sind nur mittelgroß, 5' 4", aber proportionirter, von regelmäßigeren Zügen, nicht dunkler als Spanier und Italiener, und haben unter allen Küstenstämmen die schönsten Frauen (Schomburgk a, I, 150, 226). Ihre Farbe soll beträchtlich mit dem Klima wechseln in dem sie leben: an der Küste sind sie dunkelbraun, anderwärts von hellem Teint (Bernau 29). Auch bei ihnen ist der äußere Augenwinkel nach oben hinaufgezogen (Hilhouse in J. R. G. S. II, 229). Größer als jene, 5' 6—8", sind die Maionkong oder Maquiritaren, dabei gedrungen und muskulös, die Stirn klein und zurückgedrängt, die nahe beieinander liegenden Augen schräg geschlitzt, die Gesichtsbildung im Ganzen gerundet (Schomburgk a, I, 402).

Von den physischen Charakteren der übrigen oben genannten Völ-

ker ist nur wenig bekannt. Die Wapisiana sind schlank, größer als die Macusi und von edlen Zügen; die Nase ist von römischer oder griechischer Form, die Backenknochen stehen vor, das sehr reiche Haar fällt bei manchen fast bis auf die Waden herab (Schomburgk a, II, 42 und J. R. G. S. XIII, 40). Die Maopityans unterscheiden sich stark von allen anderen Völkern: sie zeichnen sich durch langes Gesicht, hoch in die Höhe stehendes, fast senkrecht abfallendes Hinterhaupt und seitlich zusammengedrückten Kopf aus; auffallend lang ist bei ihnen die Linie welche von Ohr zu Ohr über die Augenbrauen hinwegläuft, doch ist ihre Kopfform nicht durch Kunst hervorgebracht. Die Stirn ist hoch aber schmal, die Nase regelmäßig, die Backenknochen vorstehend, der Wuchs schmächtig und knochig, bei den Männern 5' 6'', bei den Weibern 4' 10'' (a. a. OO. II, 470 und XV, 53). Sie tragen einen Zopf von 10—12'' Länge (Monatsbericht der Gesch. für Erdk. N. F. I, 196). Die Völker am Uaupes sind 5' 9—10'' und von hell glänzend röthlichbrauner Farbe (Wallace 481). Die Stämme am Isanna haben mehr Bart als jene und reißen das Haar am Körper nicht aus wie sie (ebend. 507). Die Guamos und Otomaken tragen lange Bärte (Gumilla c. 7 und 5, Hartsink 6).

Da wir aus älterer Zeit außer den Bewohnern der kleinen Antillen fast nur die von Cumana, aus neuerer nur einen kleineren Theil der Eingeborenen des Festlandes mit voller Sicherheit als Cariben kennen, werden wir uns bei der Schilderung dieser letzteren, wenn sie zuverlässig sein und jede Verwechselung verschiedener Völker vermeiden soll, ausschließlich an die Berichte halten müssen welche sich auf jene beziehen: nur auf solche Weise läßt sich ein Urtheil darüber gewinnen was caribische Eigenthümlichkeit und Sitte ist und was nicht, um daran zu messen was uns von anderen Völkern berichtet wird; zum Zwecke dieser Vergleichung werden wir aber im Folgenden die Darstellung der Cariben und die der Völker an der Nordküste von Süd Amerika mit einander verbinden.

Columbus erzählt von den Cariben der Inseln daß sie weit betriebsamer waren als die Eingeborenen von Cuba und Haiti, viele Baumwollenzeuge webten und Lebensmittel verschiedener Art in Menge besaßen. Ihre Raubzüge gingen in weite Ferne und hatten hauptsächlich den Zweck Weiber zu erbeuten; die Männer erschlugen und fraßen sie, ja ihre eigenen, mit den Gefangenen erzeugten Kinder sollen

sie verzehrt haben (Navarrete I, 204); überhaupt waren sie höchst kriegerisch, und selbst von den Weibern wird öfter erwähnt daß sie für sich allein kräftigen Widerstand leisteten, woraus schon P. Martyr (307) die Sage von den Amazonen erklärt*. In Cartagena und Cumana kämpften die Weiber ganz wie die Männer (Gomara 200, Herrera III, 4, 10), und Oviedo (XXVII, 6) hat daher aus ihnen wie Herrera (IV, 8, 13) aus den kampfbereiten Tupi-Weibern vollständige Amazonen gemacht, die ein Gelübde ewiger Keuschheit auf sich genommen hätten. Auf ihren Fahrten nahmen die Cariben Balken oder aus Stöcken geflochtene Bollwerke mit, um sich am Ufer im Feindesland sogleich zu verschanzen (Navarrete III, 12, P. Martyr 93). Diesem Charakter eines energischen und thätigen aber übermüthigen Räubervolkes sind sie treu geblieben: alle anderen Stämme betrachten sie als ihre natürlichen Sklaven und benehmen sich überall als deren Herren (Gumilla c. 6, Schomburgk a, II, 427). Wie sie in früherer Zeit so vielfach gethan (Gumilla 33, Caulin 67, Bancroft 160), verkaufen sie auch noch neuerdings im holländischen Guiana Sklaven die sie selbst gemacht oder tief im Innern aufgekauft haben (Schomburgk a, II, 429). Kriegerische Unternehmungen wurden auf den Antillen bei ihren Gelagen berathen. Die alten Weiber ergriffen dabei die Initiative indem sie die Klage um die Todten anstimmten. Bei einem zweiten Gelage befragte der Zauberer (Boyez) das Orakel über den Erfolg des beabsichtigten Kriegszuges, bei dessen Ausführung zur Vollmondszeit es hauptsächlich auf Ueberfälle in der ersten Morgendämmerung abgesehen war. Sie führten dabei vergiftete Pfeile mit Widerhaken, Keulen und Wurfspieße, und schossen gewöhnlich die Dächer der feindlichen Hütten in Brand. Ihre Verwundeten und Todten entrissen sie dem Feinde mit Aufopferung, die gefallenen Feinde aber verzehrten sie auf dem Schlachtfelde, die gefangenen zu Hause; der Tapferste erhielt das Herz, es war ein Act der Rache und des Aberglaubens: sie meinten sich dadurch zum Kampfe zu stärken (du Tertre II, 401 ff., mit welchem Rochefort 530 und Labat I, 2, 11 und II, 107, 113 f. übereinstimmen, nur daß letzterer von einer milden Behandlung der zu Hause aufgenommenen Gefangenen spricht). Daß ihr Cannibalismus nicht auf einer Vor-

* Ueber die Geschichte der Sage von den Amazonen S. Schomburgk in Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. III, 27.

liebe beruhte die sie für Menschenfleisch gehabt hätten, wird ausdrücklich versichert. Wenn aber Humboldt (R. in d. Aeq. IV, 369) glaubte daß die Cariben des Festlandes von denen erzählt wird daß sie ihre Feinde mästeten ehe sie sie fraßen (Gomara 207, Oviedo XXIV, 17) überhaupt keine Anthropophagen gewesen seien, so hat er zwar die Versicherung der Missionäre für sich, die vollkommen richtig sein mag, daß sie durchaus keine Neigung zum Genusse von Menschenfleisch hätten (ebend. V, 31), die Zeugnisse aller älteren Reisenden und spanischen Chronisten aber stehen entgegen — und gleichwohl sollten die Cariben der Inseln, und diese allein wirklich Cannibalen gewesen sein? Daß sie jetzt den Cannibalismus selbst leugnen (Schomburgk a, II, 430) ist erklärlich genug, und gestattet keinen Schluß darauf daß sie ihn wirklich abgelegt, noch weniger daß sie ihn niemals gekannt hätten (vgl. J. R. G. S. II, 71). P. Simon (I, 2, 10 und 4, 27) erzählt mit Bestimmtheit von ihnen sogar, daß sie das Fleisch der Erschlagenen getrocknet mit sich nehmen, daß sie vornehme Gefangene an ein hölzernes Kreuz binden, Stücke von ihnen abschneiden und diese roh verzehren.

Trotz dieses kühnen und wild kriegerischen Wesens der Cariben darf man nicht unmittelbar auf Völker von anderem Stamme schließen, wo die Spanier, wie z. B. im Golf von Paria, auf der Südseite von Trinidad, selbst in der Gegend von Cartagena (Navarrete I, 251, III, 5, Simon I, 2, 11, Joaq. Acosta 29), eine freundliche Aufnahme und Geneigtheit zu friedlichem Handel fanden, denn auch auf den Antillen haben sich jene, wie du Tertre wiederholt bemerkt, den Kolonisten sehr nützlich erwiesen und sie reich verproviantirt. Sie waren betriebsam im Landbau und im Handel. Ein spitziger Stock scheint sonst ihr einziges Ackergeräthe gewesen zu sein. Die Feldarbeit war, wie bei kriegerischen Völkern gewöhnlich, Sache der Weiber (so in Cumana, Gomara 207), und es würde für den Mann als äußerst schimpflich gegolten haben sich an irgend etwas dieser Art zu betheiligen (du Tertre II, 383). Auch auf unbewohnten Inseln hatten sie bisweilen Pflanzungen um dort Lebensmittel einnehmen zu können (Rochefort 527). Ihre Sage soll den Ursprung des Landbaues auf einen weißen Mann zurückgeführt haben (ders. 482). Auch Schweine und Geflügel zogen sie (erstere ebenfalls in Uraba, Cieza 361, letzteres und Kaninchen in Curiana, Gomara 204), doch haupt-

sächlich zum Verkauf, sie selbst scheinen von jeher nur wenig Fleisch gegessen zu haben (Labat I, 2, 18, II, 107). Salz, obwohl es ihnen zu Gebote stand, gebrauchten sie nicht (ebend. I, 2, 31). Dagegen waren Männer und Weiber dem Trunke ergeben: ihr Ouycou wurde aus Cassave gewonnen welche die alten Weiber kauten um dann einen Aufguß davon zu machen (du Tertre II, 388f.). Später haben sie von den Europäern noch andere berauschende Getränke bereiten gelernt (Labat I, 1, 133 und 2, 9). Auf dem Festlande, wo sich namentlich im Innern die Leidenschaft des Trunkes weit seltener findet als bei den Eingeborenen von Nord Amerika (Humboldt R. in d. Aeq. IV, 134), zeichnen sich die Cariben, wie schon Gomara (208) von den Bewohnern von Cumana erzählt, in dieser Rücksicht zu ihrem Nachtheile aus (Schomburgk in Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. II, 119). Mais Yucca Mandioc Pisang und einige Melonenarten, auch etwas Zuckerrohr Ananas und Baumwolle werden dort von ihnen gebaut (Gumilla 44 f., Oldendorp 22, Bancroft 157). Auf einem Bret, auf welchem kleine Steinsplitter oder Stacheln mittelst eines sehr festen Leimes befestigt sind, wird der Mandioc zuerst geraspelt und dann in einem engen langen Sacke ausgepreßt, welchen man oben aufhängt und unten mit einem Holze versieht das mit großen Steinen beschwert wird (Hartsink 27, Ewbank bei Schoolcraft IV, 445), eine sinnreiche Einrichtung die jedoch nicht allgemein verbreitet ist. In S. Marta, wo die Eingeborenen ihre Felder zu bewässern pflegten (Navarrete III, 32), wurde die ausgepreßte Yucca-Wurzel zwischen Platten zu kleinen Broden geformt und dann gebacken (P. Martyr 263). Die Cariben der Inseln bereiteten vorzüglich eine Paste aus Bananen, die sie auf die Reise mitzunehmen pflegten (Labat I, 1, 136). Auch die Südostecke von Trinidad und einen Theil des Festlandes hatte Columbus gut angebaut gefunden (Helps II, 103 nach Las Casas).

Wie der Landbau wurde auch das Spinnen und Weben der Baumwolle ganz von den Weibern besorgt. Da der Webstuhl nur aus zwei Stücken bestanden zu haben scheint, wie in neuerer Zeit bei den Cariben von Guiana, bedurfte es einiger Monate um eine Hängematte zu Stande zu bringen (Bancroft 158f.). Ihre Segel waren von Baumwollenzeug oder von Matten (Rochefort 527). Die Zeuge sahen gut aus und waren vorzüglich haltbar, wie die Cariben der

Inseln überhaupt in ihren Arbeiten nicht allein großes Geschick und Sinn für das Zweckmäßige, sondern auch vielen Geschmack bewiesen (Labat I, 2, 14 ff.). Zur eigenen Bekleidung, die meistens bei den Männern gänzlich fehlte oder auf das Aeußerste, etwa eine Muschel und dergleichen beschränkt war (so in Cumana, Herrera I, 4, 5, III, 4, 10), pflegten sie ihre Zeuge nicht leicht zu verwenden, doch liegt kein Grund vor die völlige Entblößung mit Peschel (444) als allgemein charakteristisch für die ächten Cariben zu halten. In Cumana trugen die Weiber eine Art von Beinkleidern (Gomara 206); dasselbe ist neuerdings bei den Cariben von Guiana der Fall (Schomburgk a, I, 260). Wie bei vielen anderen Völkern mag es auch bei ihnen gewöhnlich gewesen sein Kleider nur als festlichen Putz und Luxus zu tragen, im gewöhnlichen Leben aber und besonders im Krieg, auf der Jagd, beim Fischfang u. s. f. sie ganz bei Seite zu legen. Daß in S. Marta, wo die Spanier große Baumwollenvorräthe, gut gewebte und gefärbte Zeuge mit mancherlei Thierfiguren verziert fanden (P. Martyr 260, 264), die Männer eine auffallende Kleidung trugen (Oviedo XXVI, 10 spricht indessen von sehr geringer Bekleidung), daß in Cariai, Uraba, am Zenu und anderwärts wenigstens die Weiber gut gearbeitete oder sogar doppelte Röcke hatten, während die Männer nackt gingen (ebend. 243, Piedrahita III, 4, Cieza 361, Herrera V, 2, 4), macht es daher nur in geringem Grade zweifelhaft daß diese Völker wirklich zu den Cariben gehörten. In Cartagena waren nur die Weiber gering bekleidet, östlich und westlich vom Zenu auch diese nicht (Gomara 200, Herrera I, 7, 16, Oviedo XXVII, 8, Enciso bei Joaq. Acosta 446 f.).

Ueberhaupt würde man irren, wenn man aus dem gewöhnlichen Mangel der Kleidung auf Armuth und Elend bei den Cariben schließen wollte. Auf den Antillen wohnten sie in Häusern von starkem Holzwerk mit bedeckten Vorhallen; das Spitzdach war mit Palmblättern belegt (P. Martyr 14). Dazu kam noch ein besonderes auf Pfähle gestelltes Dach das als Küche benutzt wurde, und eine Geräthekammer (Rochefort 490). Ihre Wohnungen waren meist in kleinere Abtheilungen geschieden, einzelne 60—80′ Fuß lang (du Tertre II, 395 f.). Die Häuser der Häuptlinge in Cumana und Maracapana lagen innerhalb eines großen viereckigen Palisadenzaunes der vier Thüren hatte, und innerhalb dessen sich große Magazine für Getreide

und Kriegsmaterial befanden, und wurden von 600 Eingeborenen, deren Anführer für jede Nachlässigkeit allein zu büßen hatte, Tag und Nacht bewacht (Simon I, 4, 26, vgl. Oviedo XXIV, 12 und über den Hausbau in S. Marta Joaq. Acosta 366). In Turvaco und anderwärts in der Umgegend von Cartagena waren die Dörfer mit dreifachen starken Palisaden befestigt (Piedrahita III, 3). Oviedo (XXVII, 7) erzählt daß die dortigen Dörfer mit mehreren Reihen dicht nebeneinander gepflanzter Bäume umgeben waren, zwischen denen ein Graben angelegt wurde. Sich selbst wie ihre Wohnplätze hielten die Cariben der Inseln äußerst reinlich (Rochefort 491, Labat II, 105). Die wenigen eisernen Instrumente, welche Columbus bei ihnen fand, sind wohl nur auf zufällige Weise in ihren Besitz gekommen. Anders verhielt es sich mit dem Golde das sie besaßen: ihr Hauptschmuck bestand in halbmondförmigen Platten von unreinem Golde die sie in der Nase, den Ohren und am Leibe trugen; sie erhielten ihn vom Festlande her, von ihren Feinden, den Arowaken (du Tertre II, 393), und die Europäer waren nicht im Stande die Mischung genau nachzuahmen. (Ueber das Guanin s. Humboldt R. in d. Aeq. V, 323 und Sheldon in Archaeol. Am. 398, der ausführlich über das äußere Leben und die Kunstproducte der Cariben gehandelt hat). Ferner spielte das Rothmalen mit der in Oel aufgelösten Farbe der bixa orellana (Roucou, Onoto) bei ihnen eine große Rolle. Diese Sitte war allgemein, wie es scheint, doch ihnen keineswegs ausschließlich eigen (Colombia 622). Sie wußten jene Farbe schöner und feiner herzustellen als die Europäer, doch war ihr Verfahren sehr zeitraubend (Labat I, 1, 89). Gegen Insectenstiche schützen, wie du Tertre, Gumilla u. A. angeben, dergleichen Einreibungen nicht (Humboldt a. a. O. III, 446, Näheres über den Roucou bei demselben ed. Hauff I, 90). Die festen Bänder ober- und unterhalb der Wade, durch die sich das freie Weib von der Sklavin unterschied (du Tertre II, 394), sind eine ebenfalls sehr verbreitete Sitte der Cariben (Schomburgk a, I, 344), doch gestattet auch ihr Vorkommen nicht (in Cumana Herrera III, 4, 10, Simon I, 4, 26), wie man öfters geglaubt hat, auf die Nationalität zweifelhafter Völker zu schließen, da sie schon von de Laet (XVII, 17) auch bei den Arowaken erwähnt wird.

Zwar werden die Cariben als unbedachtsam im Handel, ganz als

Menschen des Augenblickes und bestechlich durch den Schein geschildert (du Tertre II, 385, Labat I, 2, 18), doch scheint dieß mehr von dem Räubervolke der Antillen als von den Cariben des Festlandes zu gelten, die ihre Waaren von den Küsten des holländischen Guiana bis in den Amazonenstrom führten und als Händler vom unteren Orinoco bis an den Ventuari gingen (Humboldt R. in d. Aeq. III, 312, V, 36, Caulin 77). Zu ihren Handelsrechnungen sollen sie sich einer Art von Knotenschnüren bedient haben, wie sie ähnlich bei den Tamanaken und ausgebildeter bei den Peruanern im Gebrauche waren (Gilii 339, Humboldt a. a. O.*. Leicht möglich wäre es indessen daß diese angeblichen Quipos am Orinoco nur in Schnüren bestanden, deren Knoten die Anzahl der Tage bezeichneten die bis zu einem gewissen Termine noch ablaufen sollten. Solche werden von Gumilla (48), Quandt (129) und Schomburgk (a, I, 203) erwähnt, lassen sich aber mit den Quipos nicht vergleichen und waren zu Rechnungen nicht brauchbar. So lange Frieden blieb, herrschte ein lebhafter Handel hauptsächlich im Lande des Zenu: Salz Mais Hängematten Baumwolle Gold u. s. f. wurden dort umgesetzt (Oviedo XXIX, 28, Herrera V, 2, 4, Cieza 361); das erstere wurde namentlich auf Isla Fuerte im östlichen Theile des Golfes von Uraba gewonnen (Enciso bei Joaq. Acosta 447 ff., Andagoya bei Navarrete III, 394). Vieles Kupfer gab es in der Gegend von Cartagena (Enciso a. a. O.) Nicht minder regsam waren die Märkte von Curiana, worunter wir hier nie (wie dieß sonst öfters geschieht) die Gegend von Coro verstehen, die Herrera (Descr. c. 8) Coriana schreibt, sondern einen Theil der Küste von Cumana. Dorthin brachten die Bewohner der ganzen Gegend ihre Vorräthe: alle Nahrungsmittel, Gefäße und Geräthe aller Art gab es dort in Menge, auch Goldschmuck in Form verschiedener Thiergestalten und mancherlei Hausthiere (Helps II, 122).

Die Spanier fanden bei den Völkern an der Nordküste von Süd Amerika zum Theil sehr bedeutende Schätze, doch läßt sich von den meisten derselben nicht mit Sicherheit entscheiden, ob sie zum Stamme

* Mehr als gewagt ist die Analogie welche Humboldt zwischen den peruanischen Quippos, dem nordamerikanischen Wampum und den Rosenkränzen der Christen annimmt, da das Material, die Gestalt und der Zweck in allen drei Fällen fast gänzlich verschieden sind. Die Stelle aus P. Martyr, auf welche er sich dort bezieht, findet sich bei ihm selbst V, 322; sie erzählt ein wenig glaubliches Factum und spricht keineswegs bestimmt von einem Cariben.

der Cariben gehörten. Im Golf von Uraba und in S. Marta, wo es Guanin in Menge gab, machten sie reiche Beute (P. Martyr 264, Gomara 190, 201, Cieza 361). An der Küste östlich von Cartagena hatte Heredia bedeutende Reichthümer zusammengebracht, die aus dem Süden stammten (Joaq. Acosta 118 ff.), wo es namentlich am Flusse Zenu schöne „gegossene" Gold- und Silberarbeiten gab (Gomara 199), welche die mannigfaltigsten Thiergestalten darstellten. In der Nähe eines Tempels auf freiem Felde entdeckte man dort große alte Gräber, die aus gemauerten und schön verzierten Gewölben bestanden und trefflich gearbeitete, reiche Goldsachen enthielten (Herrera V, 2, 4, Oviedo XXVII, 9). Die ganze Gegend bot ungeheure Schätze dar. Im Dorfe Finzenú fand man 24 hölzerne, mit Goldplatten belegte Idole, von denen immer je zwei eine Hängematte hielten, welche die Opfergaben aufzunehmen bestimmt waren (Joaq. Acosta 123). Piedrahita (III, 4) erzählt insbesondere von einem aus drei Schiffen bestehenden, über 100 Schritte langen Gewölbe in dessen Mitte eine Hängematte hing, scheinbar gestützt auf die Schultern von zwei männlichen und zwei weiblichen Figuren. Er nennt diesen Bau das Heiligthum eines Gottes und zugleich eine Schatzkammer. Daß Cariben dergleichen besessen oder gar selbst erbaut hätten, ist nach Allem was wir von ihnen wissen, wenig wahrscheinlich. Der große Reichthum der Gräber dieser Gegenden soll wie die schönen Filigranarbeiten, mit denen sich die Eingeborenen von Uraba bis nach C. de la Vela hin schmückten (Adler Kröten Schlangen Ringe Halbmonde u. s. f.), von den Tayronas hergekommen sein (ebend. XI, 9). Auch geschickte Holzschnitzereien und in Stein gearbeitete Figuren fanden sich bei den Eingeborenen von Tolú und der Umgegend von S. Marta (Joaq. Acosta 126 f., 367). 150 leguas landeinwärts von S. Miguel de Neveri, wo Weiber herrschten, gab es Oefen in denen Gold geschmolzen wurde (Oviedo XXIV, 10), was in manchen Gegenden am unteren Orinoco in Tiegeln geschah (Simon I, 3, 25). Die Pacabuyes, die das Gold mit steinernen Hämmern bearbeiteten und einen Blasebalg in Gestalt eines dreifingerdicken Rohres besaßen, bedienten sich überdieß feiner Waagen von weißem Knochen oder schwarzem Holz, die für Gewichte von 48 Gran bis zu 8 Unzen oder von ½ castellano bis 50 castellanos brauchbar waren (Oviedo XXV, 2). Dagegen versichert Simon (I, p. 669) daß am Ein-

gange des Golfes von Maracaibo bei C. Coquibocoa die einzigen Eingeborenen lebten welche das Gold mit der Waage prüften, Gomara (204) aber behauptet dasselbe von den Indianern von Curiana, und zwar meint er damit das östlich bei Margarita gelegene Curiana, wie daraus hervorgeht, daß er ihnen etwas krauses Haar zuschreibt (s. oben p. 371). Demnach dürfen wir wohl auch diese Völker nicht zur Familie der Cariben rechnen, denn diesen scheinen solche Künste fremd geblieben zu sein.

Als kühne und muthige Seefahrer sind die Cariben von jeher bekannt. Sie scheinen ganz Westindien bis zum mexicanischen Meerbusen befahren zu haben, und richteten sich dabei nur nach der Sonne und dem Winde, Nachts nach einigen Sternen. Ihre größeren Fahrzeuge (Becassas), 40′ lang und 7—8′ breit, hatten mehrere Masten und viereckige Segel, gewöhnlich deren zwei, oder gingen auf Rudern; ihre Kähne waren nur halb so lang und halb so breit (du Tertre I, 150, II, 398, Labat I, 2, 13). Die Bewohner von Cumana machen noch neuerdings Fahrten von 120—150 Meilen nach Guadeloupe und den dänischen Inseln auf offenen Booten, die nur 3′ Bord und ein großes dreieckiges Segel haben, meist ohne Kompaß, doch leiden sie selten Schiffbruch (Humboldt ed. Hauff II, 83).

Die Weiber lebten in absoluter Unterthänigkeit, doch sollen sie auf den Inseln gut von ihren Männern behandelt worden sein (Labat II, 110). In neuerer Zeit erzählt namentlich Schomburgk (a, II, 428) von großer Brutalität der letzteren gegen sie. Welche Stellung das weibliche Geschlecht auf dem Festlande einnahm, ist hinreichend schon dadurch charakterisirt, daß fast allerwärts nicht die Mädchen, sondern nur die Weiber bekleidet waren deren Verhüllung man demnach von der Eifersucht der Männer herzuleiten geneigt sein muß.

Auf die Keuschheit der Mädchen wurde kein Werth gesetzt, wie insbesondere von Cumana versichert wird, wo jedoch vornehme Bräute vor ihrer Verheirathung zwei Jahre lang eingeschlossen leben mußten (Gomara 206, Herrera III, 4, 10). Der Bräutigam brachte zur Hochzeit Cassavebrod Fleisch und das Holz mit, aus welchem ihm der Schwiegervater das Haus zu bauen hatte, und erhielt aus den Händen des Piache die Braut, nicht als Jungfrau, wie Simon (I, 4, 26) andeutet, Andere aber ausdrücklich versichern (vgl. auch Depons 145). Von den Cariben der Antillen wird nichts dieser Art berichtet. Bei die-

sen, welche gleich den Eingeborenen von Uraba (Cieza 361) nur die nächsten Verwandtschaftsgrade beobachteten, galten die Schwestertöchter des Vaters oder der Mutter als die Frauen welche das Herkommen dem Manne bestimmte. Dieser, der bisweilen mehrere Schwestern auf einmal heirathete (Labat II, 125), blieb bei seinem Schwiegervater wohnen und lebte mit jeder seiner Frauen in ihrer besonderen Hütte einen Monat. Die Verwandten seiner Frau mußte er meiden. Für Ehebruch, der bei manchen Völkern des Orinoco durch talio gesühnt wurde (Gumilla 8 u. A.), erlitt sie in früherer Zeit den Tod (Rochefort 549), doch fand sie bisweilen Verzeihung, niemals aber der Verführer. Scheidung stand nur dem Manne frei, der Frau blieben dann meist die sämmtlichen Kinder (du Tertre II, 376 ff.). Obgleich sie aber nur die Verwandtschaft in weiblicher Linie, gleich so vielen anderen Völkern, als eine wirkliche Verwandtschaft betrachtet zu haben scheinen, so erbten doch meist die Söhne von ihren Vätern (in Cartagena, Herrera I, 7, 16), und zwar war in Cumana der jüngste Sohn der Hauptfrau alleiniger Erbe (Simon I, 4, 26).

Von unnatürlichen Lastern die auf tierra firme herrschten, ist häufig die Rede: im Gebirge in der Nähe von Coro (Herrera IV, 6, 1, Simon I, 2, 2), in S. Marta, wo man aus gefundenen Bildwerken darauf schloß (Oviedo XXVI, 10), und in anderen Gegenden, wo Männer alle Geschäfte der Weiber besorgten (ders. XXVII, 8, XXIX, 5); doch sind diese Nachrichten stets mit Vorsicht aufzunehmen, denn auf diesen Vorwurf pflegte hauptsächlich der Anspruch gegründet zu werden die Eingeborenen zu rechtmäßigen Sklaven zu machen, und P. Simon (I, 2, 25), der ausdrücklich versichert daß in Cumana die Sodomie verabscheut wurde, führt öfters Fälle derselben vielmehr unter den spanischen Soldaten an.

Die Cariben der Inseln sollen in früherer Zeit unter Königen gestanden haben, in späterer betrachtete sich jeder Einzelne als vollkommen frei und unabhängig; im Frieden gab es keine Häuptlinge, die Anführer zum Kriege aber wurden aus den älteren Leuten frei erwählt. Im Uebrigen behielt nur der Familienvater, um dessen Wohnung her sich die Kinder anbauten, ein patriarchalisches Ansehen (du Tertre II, 357, 361, 395, 400). Von richterlichen Urtheilen und Strafen war keine Rede (Rochefort 523). Auf dem Festlande verhielt es sich anders: in Uraba fanden die Häuptlinge beim Volke vollen Ge-

horsam (Cieza 361); am Flusse Zenu gab es Herrscher die Gericht hielten über Leben und Tod, und die Versammlung zu demselben durch Trommelschlag berufen ließen (Oviedo XXIX, 29); in der Gegend von Coro fand sich ein solcher der sich bei seinen Unterthanen sogar für den Schöpfer und Herren der Welt ausgab, und ähnlich wie bei dem auf Tapferkeit begründeten Adel von Venezuela, wurden dort die Kriegsthaten mit besonderen Zeichen auf Gesicht und Armen angegeben (Simon I, 2, 1 f.). In Venezuela kam zu dieser Auszeichnung noch ein Tigerfell oder als höchste Ehre ein Halsband von Menschenknochen (Oviedo XXV, 22). In Cumana gab es ebenfalls Häuptlinge von hoher Autorität: sie hatten ihre besonderen Jagdparke Fischereien u. s. f., und wurden im Kriege stets durch eine besondere Leibwache von vier Mann geschützt (Simon I, 4, 26). Geringer ist die Gewalt der Häuptlinge bei den Cariben des Festlandes in neuerer Zeit. Nur Kunitz (235) erzählt daß sie sich in Guiana in drei von einander unabhängige Stände, ähnlich dem Adel- Bürger- und Bauernstand theilten, deren jeder durch ein besonderes Oberhaupt regiert werde. Am Orinoco geht die Würde des Häuptlinges vom Vater auf den Sohn, nicht auf den Schwestersohn über (Humboldt ed. Hauff IV, 340), wer sie aber erwerben will, muß eine Reihe von grausamen Prüfungen überstehen (Gumilla 35 u. A., Caulin 93).

Solche Prüfungen, die hauptsächlich im Fasten Purgiren und Blutlassen bestanden (auch Peinigung durch Ameisen und Geißelhiebe kamen dabei vor (Gilii 415), spielten überhaupt im Leben der Cariben eine große Rolle, und scheinen weniger die Bedeutung von Proben der Standhaftigkeit als von Purificationen gehabt zu haben. Lange Fasten traten um die Zeit der Mannbarkeit für beide Geschlechter ein, ferner beim Verlust der Eltern oder des Gatten, für den der im Kriege einen Menschen getödtet hatte, für den Vater bei der Geburt seines ersten Kindes, namentlich wenn dieses ein Knabe war: er mußte dann im Bette liegen, bis zum 40. Tage eine eigenthümliche Diät und auch später noch manche Speiseverbote beobachten (du Tertre II, 371, 373, Rochefort 550 f.). Milch, Butter, Eier, Fett wurden überhaupt nicht genossen (du Tertre II, 389), keine Schweine um nicht so kleine Augen zu bekommen, keine Schildkröten um nicht so schwerfällig zu werden wie diese (Rochefort 465). Schmerzhaften Büßungen unterwirft sich bei den Cariben von Guiana auch jetzt noch der

Vater um auf seinen neugeborenen Sohn seinen Muth zu übertragen; auch eigenthümliche Speiseverbote, die jedoch bei jedem Volke von anderer Art sind, bestehen bei ihnen noch fort (Schomburgk a, II, 431 ff.).

Besonders wurden auch die Boyez oder Piaches*, deren Amt sich gleich dem der Häuptlinge oft vererbte, durch Fasten und Blutlassen vorbereitet (du Tertre II, 365). Ihre Functionen sind ganz die nämlichen wie die der Zauberärzte in Nord Amerika, Kranke heilen, den Feind bezaubern, prophezeien, Geister citiren oder verscheuchen, und wie die Indianer von Nord Amerika glaubten auch die Cariben an einen höchsten guten Gott und Schöpfer, den sie nach Gumilla (26) ihren „großen Vater“ nannten, aber nicht verehrten, und neben ihm an männliche und weibliche, gute und böse Geister, Ichéiri und Mapoya (du Tertre ebend.). Nach P. Martyr (14) waren die hölzernen Figuren die sich bei ihnen fanden, keine Idole, sondern nur Zierrathen, dagegen schreibt ihnen du Tertre (I, 201) Idole von Baumwolle und Rochefort (476) Amulete zu. Was letzterer von Verehrung der Erde sagt (469) scheint er den Vorstellungen nordamerikanischer Indianer nachgebildet zu haben, von denen er die Cariben abstammen läßt. Eine ähnliche Verwechselung hat Labat (II, 123) begangen. Daß sie den bösen Geistern nicht opferten, wie Rochefort (476) sagt, ist mindestens sehr unwahrscheinlich.

In Uraba fanden die Spanier keine Spur von Tempeln oder religiösem Cultus (Cieza 362), wie wir dieß früher von der Gegend am Zenu zu erwähnen Gelegenheit hatten. In S. Marta sah Pedrarias Davila Bilder „des Teufels“ auf Stühlen sitzen, die indessen keine Anbetung erhielten (Andagoya bei Navarrete III, 394). Dagegen verehrten die Cuicas und Timotes im Westen der Gegend des jetzigen Truxillo Götzenbilder von Erde und Holz in Tempeln, und brachten ihnen Baumwolle, gute Steine und hauptsächlich Cacaobutter als Brandopfer dar (Piedrahita XII, 5). Auch in Cumana, wo Sonne und Mond als Mann und Weib verehrt wurden, gab es viele Idole, und die Piaches trieben dort ihr Wesen in alter Zeit ganz so wie es neuerdings beschrieben wird (Gomara 208, Her-

* Einer der intelligentesten soll nach v. Martius (Buchner's Repert. XXIV, 171) über seine Kunst geäußert haben: „Alle Zauberei kommt aus der Brunst und aus dem Hasse und damit heilt man auch.“

rera III, 4, 10 f.). Menschenopfer werden in der Gegend von Tocuyo erwähnt (ebend. VIII, 8, 2); Benzoni (II, 6) schreibt solche auch den Cariben zu: sie sollen sie ihrem Gotte Chiappe bringen den sie mit in den Krieg nehmen. Caulin (97) spricht nur von grausamen Büßungen, denen sie einige junge Leute unterwürfen um sich des Kriegsglückes zu versichern.

Den jetzigen Cariben von Guiana gilt wie den Macusi Akawai und Arawaak „der welcher in der Nacht arbeitet" (Makunaima bei den Macusi, Aluberi bei den Arawaak) als der Schöpfer der Welt, auf den sie alles Gute und Wunderbare zurückführen. Er setzte sich auf einen Baum, hieb Zweige ab und verwandelte diese in Thiere, zuletzt schuf er den Mann, der in einen tiefen Schlaf verfiel und beim Erwachen ein Weib an seiner Seite fand. Als später Epel, das böse Princip, die Oberhand auf der Erde erhielt, schickte jener große Fluthen, denen nur ein Mann in einem Kahne entfloh. Die Ratte brachte ihm mit einem Maiskolben die Botschaft daß sich die Wasser verlaufen hätten, und er selbst bevölkerte die Erde auf's Neue indem er Steine hinter sich warf (Schomburgk in Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. II, 122 und a, II, 319). Anklänge an diese Macusi-Sage, deren jetzige Form vielleicht nicht ohne Einmischung christlicher Elemente zu Stande gekommen ist, finden sich bei den Maipuris und Tamanaken: bei letzteren sind es Früchte der Mauritia-Palme welche die der Fluth Entflohenen hinter sich warfen (Humboldt, R. in d. Aeq. III, 407). Den Arawaak gilt das gute Princip, Kururumany, das den Mann schuf, für verschieden von Kulimina, dem Schöpfer des Weibes (Schomburgk a. a. O.). Alle diese Völker scheinen in alter Zeit gemeinsame Mythen gehabt zu haben, die trotz der verschiedenen Ausbildung die ihnen später zutheil wurde, noch auf ein Band hinweisen das sie einst zusammenhielt. Die Mysterien des Botuto, der heiligen Trompete, einer Gesellschaft von unverheiratheten Männern, die sich schweren Geißelungen und Fasten unterwerfen müssen um der Orakel theilhaftig zu werden die der Gott den Eingeweihten giebt, stehen am Orinoco in hohen Ehren (Humboldt a. a. O. IV, 238), und sind eine Erscheinung welche auch anderwärts Analogieen findet. Die Cariben scheinen von der Musik zu Zwecken des Cultus keinen Gebrauch gemacht zu haben. In Cumana hatte man Pfeifen aus Knochen, Flöten von dickem Holze, Pauken von Kürbisschalen oder Holz, Muschelhörner u. s. f. (Gomara 207); auch Gesänge, besonders zum Lobe der Häupt-

linge, Tänze und pantomimische Festspiele wurden aufgeführt (Simon I, 4, 26), aber ihre wenigen und schlechten Instrumente scheinen die Cariben hauptsächlich nur zu Signalen benutzt zu haben (Gumilla 36, Bancroft 158).

Die Cariben der Inseln wuschen ihre Todten ab, malten sie roth und begruben sie in der Hütte die ihnen zugehört hatte und von nun an verlassen wurde (du Tertre II, 411, Labat II, 123). Das Grab hatte die Gestalt einer Tonne, der Todte wurde darin auf einen kleinen Sitz gesetzt, die Hand ihm an die Wange, der Ellenbogen auf das Knie gestützt (Rochefort 566, Labat I, 2, 30), oder man legte ihn einfach in eine Hängematte (du Tertre). Sein werthvollstes Eigenthum wurde ihm mitgegeben und einige seiner Sklaven umgebracht. Die Leidtragenden fasteten und schnitten sich das Haar kurz. Die Seele welche im Herzen wohnt, wird nach dem Tode glücklich, die beiden anderen Seelen dagegen welche im Arme und im Kopfe ihren Sitz haben, werden Mapoya — eine Lehre, die, wenn sie von du Tertre (II, 372) richtig aufgefaßt ist, darauf hinauszulaufen scheint, daß der Mensch zu zwei Drittel böse und nur zu einem Drittel gut sei. Rochefort (484) und neuere Reisende theilen nichts dieser Art mit, sondern erzählen meist nur von einem glücklichen Leben der Tapferen nach dem Tode und bisweilen von einem unglücklichen der Feigen. Die Cariben von Guiana bewahren die sorgfältig gereinigten Knochen ihrer Todten auf und nehmen, wenn sie ihren Wohnort verlassen, wenigstens die Asche mit sich (Schomburgk in Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. II, 168 u. a, II, 432).

In Uraba pflegte man mit dem Häuptling außer seinen Schätzen Lebensmittel und einige seiner Weiber lebendig zu begraben (Cieza 362). Letzteres fand auch in Cartagena statt (Herrera I, 7, 16). Die Behandlung der Todten in Cumana wird verschieden angegeben: Gomara (209) und Herrera (III, 4, 11) erzählen von Austrocknung vornehmer Todten am Feuer und Aufbewahrung derselben (so in Curiana, P. Martyr 93) bis zu dem Todtenfeste, bei welchem ein Jahr später die Knochen mit Ausnahme des Schädels verbrannt wurden. Simon (I, 4, 26), der von diesem Feste ebenfalls berichtet, giebt an daß die Todten verbrannt, ihre Knochen aber in Körben in der Hütte aufgehängt worden seien. Außerdem ist bei Gomara auch vom Begraben der Todten die Rede. Von Verbrennung oder Aufbewahrung

der ausgetrockneten Leichen in S. Marta spricht P. Martyr (264). Letztere war auch am Zenu üblich, wo die Vornehmen in alter Zeit mit ihren Weibern Sklaven und Kostbarkeiten in kegelförmigen oder viereckigen Hügeln begraben wurden (Enciso bei Joaq. Acosta 448 und ebend. 126f.). In manchen Gegenden, die nicht bestimmt genug bezeichnet werden (Oviedo XXIV, 12, Herrera IV, 6, 1) galt es als die höchste Ehrenbezeigung die dem Todten erwiesen werden konnte, daß man die gepulverten Knochen desselben in's Getränk mischte, eine Sitte die von W. Raleigh u. A. (Coreal II, 247) vorzugsweise den Arowaken zugeschrieben wird.

In der Unterhaltung waren die Cariben höflich und rücksichtsvoll, sie unterbrachen den Redenden nicht und pflegten nicht zu widersprechen (Labat II, 106). Die Sitte des Namentausches mit einem Freunde herrschte bei ihnen in alter Zeit auf den Antillen (Rochefort 513) wie neuerdings in Guiana. Du Tertre (II, 358) spricht sich über ihren moralischen Charakter überhaupt sehr günstig aus: sie sind von Natur sanft und gutmüthig, freundlich und mitleidig; was Bosheit ist, haben sie fast nur von den Franzosen erst gelernt. Wenn sie ihre Kranken verlassen, obgleich sie voll Mitleid für sie sind, so geschieht dies aus Furcht vor dem bösen Geiste von dem sie jene besessen glauben (410). Als thätige und energische Naturen setzen sie auf ihre persönliche Freiheit den höchsten Werth und sterben lieber Hungers als daß sie als Sklaven arbeiten, während die Arowaken zwar die Sklaverei, aber keine harte Arbeit oder rauhe Behandlung ertragen (484 ff.). Rache wird leicht und oft zur herrschenden Leidenschaft bei den Cariben, sie erstreckt sich dann auch auf die Kinder und Verwandten des Beleidigers und kennt kein Vergeben und Vergessen (Labat II, 109). In späterer Zeit sind die der Inseln hauptsächlich in Folge ihrer Berührung mit den Weißen mehr und mehr dem Trunke und der Indolenz verfallen; früher galt ihnen Diebstahl für sehr schändlich und kam nicht leicht bei ihnen vor (Rochefort 459). In Cumana genügte ein Baumwollenfaden den man um einen Garten oder ein Feld zog, um diese vor fremden Eingriffen zu schützen, wozu freilich in diesem Falle der Aberglaube auch mitwirkte, daß die Zerreißung des Fadens lebensgefährlich sei (Gomara 206, Herrera III, 4, 10). Neuerdings bezeugt Schomburgk (Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. II, 169) die makellose Ehrlichkeit und Treue aller der Völker von Guiana die

mit den Europäern noch nicht im Verkehr gestanden haben, während die übrigen diebisch und vertrunken sind. Sie sagen von den Weißen daß sie für nichts ein Herz haben als für das Geld (Hilhouse in J. R. G. S. II, 231), und die Cariben dachten schon vor Jahrhunderten in Folge der an ihnen gemachten Erfahrungen so schlecht über sie, daß der Name eines Christen ihnen als die größte Beleidigung galt (du Tertre II, 415). Ihre unversöhnliche Feindschaft gegen die Missionen, von der so viel erzählt wird (Gumilla 34, Caulin 374 u. A.), bedarf demnach keiner weiteren Erklärung und kann ihnen kaum zum Vorwurf gemacht werden.

„Die Civilisation," sagt Schomburgk (a, II, 398), „besitzt unendlich höhere Güter als sie diese Naturmenschen besitzen, ihr fehlt aber jene reine Moralität wie sie die noch nicht mit dem Europäer in Berührung gekommenen und dadurch noch nicht mit seinen Lastern befleckten Indianer durchgängig besitzen. Ich sah unter ihnen Friede Glück und Ruhe heimisch, heimisch die einfache Liebe des Mannes zur Frau, der Eltern zu den Kindern, der Kinder zu den Eltern, und fand ungeschminkte Freundschaft, unbegrenztes Dankgefühl, das sich zwar nicht in verhallenden Worten aussprach, aber in einem treuen Herzen bewahrt wurde. Sittlichkeit und Tugend braucht sie die civilisirte Welt nicht erst kennen zu lehren, sie sprechen nicht von ihr, aber sie leben in ihr. Ihr Wort ist That, ihre Versprechungen sind Handlungen."

Die vorstehende Schilderung ergiebt, daß die Sitten und Lebensgewohnheiten der Völker auf der Nordküste von Süd Amerika in zu vieler Beziehung von denen der Insel-Cariben abweichen, als daß es möglich wäre von dieser Seite her etwas über ihr ethnographisches Verhältniß zu bestimmen. Dieß wird noch deutlicher wenn man bemerkt daß eine Menge caribischer Eigenthümlichkeiten sich auch bei vielen anderen Völkern finden, zu denen jene entweder in gar keiner oder jedenfalls nur in entfernter Verwandtschaft stehen. Dieß gilt namentlich von den Arowaken: Oviedo (XXIV, 3 u. 17) erzählt bei ihnen von der Defloration durch den Piache, von grausamen Proben der Standhaftigkeit, von gänzlichem Mangel der Bekleidung, von lebhafter Schifffahrt und regsamem Handel den sie nach Margarita und Cubagua trieben, nur hätten sie kein Menschenfleisch verzehrt wie die Cariben. Die Blutrache gilt ihnen ebenso wie diesen als moralische Pflicht (Beispiel bei Schomburgk a, I, 157); wie bei diesen wird der

Mann bei der Niederkunft seiner Frau gewissen Kasteiungen unterworfen (ebend. II, 459), und der Schwiegersohn darf der Schwiegermutter nicht in's Gesicht sehen (Quandt 251). Schwere Prüfungen hat der Jüngling bei den Guaraunos, das Mädchen vor der Verheirathung bei den Guayqueri und bei den Völkern am Uaupes zu bestehen, beide bei den Mundrucus und Ticunas (Schomburgk a, I, 168, Gumilla 10, Wallace 496, Spix und Martius 1318, 1320, Castelnau V, 46). Auch am Uaupes geht die Häuptlingswürde, bei Arowaken und Guaraunos die des Piache (Bancroft 196, Schomburgk a, I, 172) vom Vater auf den Sohn über, die Weiber tragen hier, bei den Ticunas am Solimoes (Spix u. Martius 1196) und den Puris (v. Eschwege I, 109) Wadenbänder wie bei den Cariben und einige der dortigen Völker pflegen die Asche ihrer Todten im Getränk zu genießen um sich die vorzüglichen Eigenschaften derselben anzueignen (Wallace 493, 498 f.); ebenso scheinen sich dort die Mysterien des Botuto vom Orinoco wiederzufinden (ebend. 349, 501) und die früher beschriebene Raspel auf welcher in Guiana das Cassave-Mehl gerieben wird (483).

Dagegen zeigen auf der anderen Seite die Völker welche zur Familie der Cariben gehören, manche abweichende Eigenthümlichkeiten, obwohl sie im Allgemeinen allerdings mit der von jenen gegebenen Schilderung übereinkommen. Wir beschränken uns deshalb darauf einige der interessantesten Punkte herauszuheben.

Die äußerst reinlichen Akawai haben sorgsam angelegte und gepflegte Felder und bauen an manchen Orten Früchte in Ueberfluß (Shomburgk in J. R. G. S. XII, 187, 189). Die Autorität ihrer Häuptlinge geht in Hinsicht des Ackerbaues so weit daß sie die Faulen strafen, wozu sie den Beistand der übrigen in Anspruch nehmen und erhalten (Hilhouse ebend. II, 235). Bancroft (165) stellt ihren Charakter als tückisch und boshaft dar.

Die Macusi, denen die Arekuna in ihren Sitten sehr ähnlich sind, hat Schomburgk (a, I, 358 ff., 421 ff., II, 312 ff.) ausführlich geschildert. Sie zeichnen sich vor anderen Völkern aus durch Ordnungsliebe und Reinlichkeit wie durch höchst saubere Arbeit an allen ihren Geräthen und Waffen. Ueberhaupt zeigt sich die Industrie um so besser entwickelt, je weiter man von der Küste in's Innere vordringt. Polygamie ist bei ihnen selten, wie bei den Akawai, doch kommt auch Ver-

kauf oder Verstoßung der Frau nicht leicht vor und Kindermord ist verabscheut. Ein höchst eigenthümliches Element ihres sittlich-religiösen Vorstellungskreises ist der Dämon der Rache, Kanaima, der jeden bewußt oder unbewußt begangenen Frevel ereilt und bestraft. Der Bezauberte fällt dem Kanaima zum Opfer. Wer sich diesem Dämon weiht, verläßt die Seinigen, löst damit alle Bande der Verwandtschaft und Freundschaft und ruht nicht eher als bis die Rache gestillt ist die er zu nehmen hat, aber als ein vom bösen Geiste Besessener ist er selbst vogelfrei (Schomburgk a, I, 322). Die Liebe der Macusi zum weiblichen Geschlechte ist nicht weniger leidenschaftlich als bei den Europäern, aber jede Zärtlichkeit vor Anderen gilt nach allgemeiner Indianer-Sitte für unanständig (Hilhouse a. a. O. 231). Aeußerlich kalt und schweigsam sind sie nur vor Fremden, untereinander dagegen sehr heiter und selbst humoristisch; bei feierlichem Empfang sehen sie einander nicht an, weil, wie sie sagen, die Hunde dieß thäten. Das Gleiche wird von den Arowaken erzählt, die ungemein viele ceremonielle Höflichkeiten beobachten (Näheres bei Quandt 267 ff.). Der gewöhnliche Gruß der an jeden Einzelnen gerichtet wird, ist: „Setze dich nieder, setze dich gesund nieder, setze dich froh und gesund nieder." Antwort: „Ich danke dir" (Schomburgk 287). Ueber die Bereitung des Urari, nicht Wurali, und anderer Gifte der Macusi S. Schomburgk a, I, 441 u. Humboldt, R. in d. Aeq. IV, 450, Spix u. Martius 1237; über die Medicinalpflanzen der Indianer und deren Anwendung Schomb. a, II, 333; über ihre Medicin überhaupt v. Martius in Buchner's Repert. XXIV, 303 ff., 336 ff. Letzterer weist auch auf einige Motive hin die sie auf den Gebrauch ihrer Heilmittel führten: Gelbholz wurde gegen Leberkrankheiten, eine schlangenähnlich gewundene Wurzel gegen Schlangenbiß, Pflanzensaft der eingetrocknet die Gestalt von Würmern annahm, gegen Spulwürmer angewendet — jedenfalls die älteste Art der Homöopathie.

Die Zaparos sind ein friedliches und freundliches, doch lebendiges und intelligentes Volk. Ihre Kunstfertigkeiten scheinen auf einer ähnlichen Stufe zu stehen wie die der Macusi: sie weben Hemden aus Baumbast, färben sie roth schwarz und blau, und verzieren sie mit hübschen Figuren. Der Sklaverei entziehen sie sich durch Selbstmord (Osculati 169 ff., 186, Villavicencio 170, 366 ff.).

Von den Yaos hören wir daß sie Morgens und Abends zu Ta-

moncu beten den sie als höchsten Gott verehren (de Laet XVII, 11), von den Chaymas daß sie gleich vielen anderen Völkern die Gottheit und die Sonne mit demselben Worte bezeichnen (Humboldt a. a. O. II, 221, IV, 112 u. 130 Anm.). Im Allgemeinen herrscht bei den Eingeborenen dieser Länder im Wesentlichen überall derselbe vage und unbestimmte Glaube an einen höchsten Gott und an untergeordnete gute und böse Geister, die wie in Nord Amerika nur durch die Gewalt des Zauberers menschlichen Zwecken dienstbar gemacht werden können (vgl. Schomburgk a, I, 170, II, 496, Bancroft 191 ff. u. A.). Wie dort glaubt man hier den Mond von einem bösen Geiste bedroht, wenn er sich verfinstert, und sucht ihm auf verschiedene Weise zu Hülfe zu kommen (Gumilla 48); wie dort behandelt man die Blödsinnigen mit Ehrfurcht und hält ihre Worte für Orakel (Schomburgk a, II, 54); auch den Thieren traut man wie in Nord Amerika bisweilen höhere Kräfte zu: man flößt dem getödteten einen Trank ein, damit dessen Seele ihren Verwandten von der guten Behandlung erzähle die es erfahren habe (Caulin 97), und wenn die Thiere Nachts zu gewissen Stunden im Walde lärmen, glaubt man daß sie den Vollmond feiern (Humboldt, R. in d. Aeq. III, 377). Götzenbilder scheinen in Guiana sich nicht zu finden (Schomburgk a, II, 321).

Nur die Arowaken, deren Sitten vielfach von denen der übrigen Völker abweichen, sollen kosmogonische Traditionen haben die auf eine höhere Culturstufe hinweisen (Schomburgk a, I, 228). Ein anderer Umstand begünstigt diese Vermuthung ebenfalls: sehr viele einzelne Sterne und Sternbilder werden von ihnen mit besonderen Namen benannt (Hilhouse in J. R. G. S. II, 249). Sie sind in 27 Geschlechter getheilt, deren Mitglieder nicht in dasselbe Geschlecht heirathen dürfen dem sie selbst angehören (ebend. 228), die Kinder zählen immer zu dem der Mutter. Die Ehe wird dadurch geschlossen, daß der Mann von einem Gerichte ißt welches ihm das Mädchen vorsetzt. Die Wittwe gehört wie bei den Warraus zunächst dem Bruder des Verstorbenen zu (Quandt 247, Schomburgk a, II, 447, 459 f.). Der Häuptling hat einen Anspruch auf die Dienste der Verwandten seiner Frauen, aber auch die Pflicht jene bei Streitigkeiten zu vertreten (ebd.). Die milden Sitten der Arowaken im Vergleich mit denen der Cariben werden oft gerühmt, auch sollen sie nie stehlen (v. Sack I, 66, II, 118). Eine eigenthümliche Feierlichkeit, die sie mit den Mundrucus gemein

haben, besteht in einem Tanze zu Ehren eines Todten, bei welchem die Waden, aber auch nur diese, blutig gepeitscht werden (Schomburgk a, II, 457). Ihre Industrie erstreckt sich auf geflochtene wasserdichte Koffer und vortreffliche Töpferwaren (ebend. I, 228), die gebrannt und mit einem Harze glasirt werden (Quandt 233), kochendes Wasser aber nicht vertragen (v. Sack a. a. O.).

Die äußerst schmutzigen Warraus oder Guaraunos bauen große bis zu 100 Menschen fassende Kähne aus einem Stück, die an Schnelligkeit und Sicherheit wie an Dauerhaftigkeit und Eleganz alle die übertrafen welche in früherer Zeit aus Europa zu ihnen kamen; sie selbst verdingen sich oft als Matrosen (Hilhouse in J. R. G. S. II, 238, IV, 328, Schomburgk a, I, 144) und sollen von heiterem Temperamente sein (Gumilla 9, Quandt 131). Die Mauritia-Palme liefert ihnen Dachung Fäden und Stricke, selbst Speise und Trank in ihrem Mark und ihrem Saft (ebend. 174). Sie errichten ihre Hütten auf einer Plattform die auf abgehauenen Stämmen ruht (ebend. 162), da ihr Land oft monatelang unter Wasser steht, wie dieß die Eingeborenen von Maracaibo, C. de la Vela und am Atrato thaten, zu deren Häusern man auf Lianenleitern hinaufstieg (Herrera IV, 6, 1, Oviedo XXIX, 10 und 27), und wie es Hojeda in Venezuela* fand, wo die Häuser untereinander mit Zugbrücken verbunden waren (Herrera I, 4, 2). Daß die Warraus zum Theil wirklich auf Bäumen wohnen (Humboldt ed. Hauff IV, 227) ist kein Grund zu bezweifeln, da dieß auch anderwärts vorkommt und bei Herrera (I, 9, 6) und Oviedo (XXIX, 2) von den Indianern des Atrato-Delta ebenfalls erzählt wird. Jedes Dorf der Warraus steht unter einem Häuptling. Succession, Stammesangehörigkeit, Erbrecht findet nach der weiblichen Linie statt, wie bei so vielen anderen Völkern. Den Todten wird im Grabe der Kopf nach Westen gerichtet (Schomburgk a, I, 169, Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. II, 167); Gumilla (14) und Hartsink (40) erzählen daß man sie in's Wasser wirft, damit die Fische die Skeletirung übernehmen, später aber die Gebeine wieder sammelt und aufbewahrt. Die Atorai sind das einzige Volk in Britisch Guiana, das die Todten verbrennt (Schomburgk a, II, 388). Oberhalb Atures am Orinoco und wahrscheinlich auch nördlich von

* Daher der Name des Landes.

jenem Orte finden sich große Begräbnißhöhlen in welchen die Gebeine der Todten, entweder gebleicht oder mit Onoto roth gefärbt oder mit wohlriechenden Harzen in Blätter gewickelt, theils in Körben, theils familienweise in Thongefäßen aufgestellt sind (Humboldt, R. in d. Aeq. IV, 537 u. Ansichten d. Nat. I, 281).

Die Indianer von Guiana halten sich Affen Papageien und besonders viele Hühner als Hausthiere, und es ist sehr gewöhnlich Lieblingsthiere, Affen Beutelratten u. dergl., von Weibern mit den eigenen Kindern an der Brust genährt zu sehen; selbst mit Rehen geschieht dieß bisweilen (Schomburgk a, I, 167, II, 289, über die Zähmung der Affen II, 248). Gilii (220) erwähnt am Orinoco außer mancherlei Geflügel auch Hunde Schweine und Hirsche; Pferde werden nicht gezüchtet, und überhaupt zahme Thiere mehr zum Vergnügen als des Nutzens wegen gehalten. — Das Tabakrauchen ist in Guiana selten (Schomburgk 413), doch fehlt es ebenso wenig ganz, wie das Kauen des Tabakes (Arekuna, ders. a, II, 239). Berauschung durch Rauchen und Schnupfen, letzteres schon von Herrera (III, 4, 11) in Cumana erwähnt, ist bei den Orinoco-Völkern häufig (Humboldt, R. in d. Aeq. IV, 576, Gumilla 12, Schomburgk 340).

Ueber die einzelnen Völker des Innern welche nicht zum Stamme der Cariben gehören, besitzen wir nur wenige unzusammenhängende Nachrichten. Die Salivas, welche als sanft und fast schüchtern geschildert werden (Humboldt ed. Hauff III, 114), besaßen in früherer Zeit 4—5' lange Blasinstrumente welche starke Baßtöne gaben (Gumilla 13): vielleicht ist bei ihnen der Ursprung des früher erwähnten Botuto zu suchen. Gleich vielen anderen pflegen sie mißbildete und eines von Zwillingskindern umzubringen, weil sie erstere auf den Einfluß böser Geister, letztere auf Untreue der Frau zurückführen; auch künstliche Fehlgeburten sind bei ihnen gewöhnlich (Humboldt, R. in d. Aeq. IV, 27 ff.). Als eigenthümliche Sitte wird bei ihnen erwähnt, daß sie vor dem Beginne der Feldarbeit die jungen Leute auszupeitschen pflegten um ihnen, wie sie sagten, die Faulheit auszutreiben (Alcedo). Die Mappures oder vielmehr deren Frauen sind wegen der Töpferarbeiten berühmt die sie aus freier Hand machen: es sind Gefäße von 2—3' Durchmesser und sehr regelmäßiger Krümmung, die mit gelbem und rothem Ocker gefärbt, hübsch à la grecque verziert, an der freien Luft gebrannt und mit einem Firniß von Al-

garoba überzogen werden (ebend. I, 543, IV, 138, ed. Hauff III, 240). Aehnliches Geschirr verfertigen auch die Cariben Guamos und Otomaken (vgl. Schomburgk a, I, 262). — Bei den Maypures und Avanos erzählt Humboldt (R. in d. Aeq. IV, 477) von öfters vorkommender Polyandrie. Von den Völkern am Uaupes, die sich durch den Anbau vieler Nutzpflanzen, sehr mannigfaltigen Kunstfleiß und die solide Construction ihrer 100′ langen, 40′ breiten und 30′ hohen Holzhäuser auszeichnen, hat Wallace (481 ff. vgl. 275) ausführlich gehandelt.

Die geistigen Fähigkeiten der Eingeborenen von Guiana können nicht unbedeutend sein: in den Missionen machen ihre Kinder sehr rasche Fortschritte; manche von ihnen lernten in 4 Monaten fertig lesen und schreiben (Schomburgk in Monatsb. d. Ges. f. Erdk. III, 216). In der Beredtsamkeit sollen sie den Nord Amerikanern nicht nachstehen, und übertreffen nach Schomburgk's Urtheil (a, II, 211) deutsche Stegreifredner in kühnen Bildern und gesundem Verstande. Die Völker des Orinoco besitzen eine lebendige und geschickte Zeichensprache (Humboldt, R. in d. Aeq. III, 475) und lernen leicht andere Indianersprachen, obwohl ihnen spanischer Ausdruck, in Folge des so weit von ihrer Denkweise abweichenden Sprachbaues, außerordentlich schwer wird (ebend. II, 203). Alles was auf Zahlenverhältnisse Bezug hat, begreifen sie ebenfalls nur mit großer Mühe (205).

An den Felsen einige Meilen von der Mission Encaramada am Orinoco hat Humboldt (III, 408. vgl. auch Ansichten der Nat. I, 238) Bilder von Thieren, Sonne und Mond nebst mehreren symbolischen Zeichen entdeckt, welche die Sage der Tamanaken auf ihren Stammvater und großen Lehrer Amalivaca zurückführt, der zur Zeit der großen Fluth in einem Kahne in diese Gegend kam; auf denselben den auch die Cariben jener Länder als ihren Heros nennen und verehren (IV, 518 ff.). Aehnliche Felseninschriften hat Humboldt auch weiter hinauf am Orinoco bis zum Cassiquiare und wiederum 140 Meilen östlich von dort zwischen den Quellen des Branco und Essequibo zwischen 2 und 3° n. B. gefunden. An diese scheinen sich zunächst diejenigen anzuschließen die bei Serpa am Amazonenstrome, an der Mündung des Branco und am Uaupes liegen, da sie sämmtlich wie jene in den Felsen eingeritzt, nicht wie die unweit Santarem befindlichen und die im Süden in der Nähe von Tijuca (Diamantendistrict) von

St.-Hilaire gesehenen nur mit rother Farbe an den Felsen gemalt sind (Wallace 524, 151; die bei Santarem sind von frischem Ansehn: Alligatoren, Vögel, Hausgeräthe, Kreise, concentrische Ringe u. s. f., Abdrücke von Händen). Von ähnlicher Art sind ferner wahrscheinlich die Skulpturen von Menschenköpfen, Thieren, Sonne, Mond und mancherlei Geräthen, die Spix und Martius (1257, 1272) an den Felsen des oberen Yupura oder Yapura und dessen Nebenflüssen, namentlich des Engaños beschrieben haben. Ob auch die Zeichnungen hierher zu rechnen sind welche sie auf dem Wege von Bahia nach Joazeiro am S. Francisco im Gebirge fanden (krumme Linien, Kreise, Sterne p. 740) und die welche in Piauhy existiren sollen, ist zweifelhafter. Dasselbe gilt von denen welche Koster (507) im Gebiete von Ciara angetroffen hat. Endlich hat Schomburgk (38, Abbildung p. 297 u. 500, ders. a, I, 317, II, 225 u. Monatsb. d. Ges. f. Erdk. I, 54) Bilderfelsen im Flußgebiete des Corentyn, Essequibo und von da weiter westlich im Lande der Arekunas entdeckt, zwischen 1° 40′ und 5° 15′ n. B., 56° 41′ und 62° w. L. Gr. Die am Essequibo unter 5° 15′ und von da stromaufwärts sind gleich denen am Corentyn 3—6‴ tief in den Granit eingegraben und zeigen größtentheils höchst sonderbare Schnörkel, unter denen sich nur sehr wenige thier- und menschenähnliche Gestalten (letztere bis zu 10′ groß mit seltsamem großen Kopfputz) befinden; die Zeichnungen sind meist von ganz eigenthümlicher Art und die Aehnlichkeit mit nordamerikanischer und sibirischer Bilderschrift ist eine sehr entfernte. Nur die Stickereien auf den Schürzen der Macusi-Weiber, die Zierrathen an den Hütten, Rudern, Kähnen, Waffen dieses Volkes entsprechen ihnen einigermaßen (Schomburgk a, I, 358), woraus sich freilich ebenso leicht schließen lassen würde daß diese Verzierungen von dort copirt seien, als daß sie und jene Felsenbilder demselben Volke ihren Ursprung verdanken. Merkwürdig bleibt es indessen daß die letzteren, die nach Schomburgk's Ansicht von einer untergegangenen Cultur zeugen, von der Indianersage, die sonst über dergleichen Dinge meist stumm ist, als ein Werk der Weiber aus alter Zeit bezeichnet werden. Die Bilder im Lande der Arekunas unter 4° 40′ n. B. weichen von den eben erwähnten am Essequibo wesentlich ab: sie sind in Sandstein eingegraben und bestehen nur in rohen menschlichen Figuren, Kaimans, Schlangen u. dergl. Wir dürfen demnach schwerlich daran denken, die sämmt-

lichen Werke von denen wir hier zusammenfassend gesprochen haben, einem einzigen Volke zuzuschreiben; auch ist ein gemeinsamer Ursprung derselben um so unwahrscheinlicher, je leichter das große Nachahmungstalent der eingeborenen Amerikaner später eingewanderte Menschen veranlassen konnte das Vorgefundene nachzubilden, und dann die Kunst welche sie sich angeeignet hatten, in andere Länder zu übertragen.

Nur zwei Umstände sind es die einiges Licht auf den Ursprung jener merkwürdigen Reste des Alterthumes zu werfen geeignet scheinen: die entschiedene Aehnlichkeit der Skulpturen am Japura (Spix und Martius, Atlas Taf. 30[a]) mit Formen welche bei den Muyscas vorkommen (s. Uricoechea, Abbildungen) und die später zu besprechende verhältnißmäßig hohe Cultur die Orellana namentlich bei den Omaguas im 16. Jahrhundert gefunden hat. Diese scheint nämlich ebenfalls mit den Muyscas in einem gewissen Zusammenhange gestanden und sich, wie wir später sehen werden, in alter Zeit über einen großen Theil des Amazonas-Thales erstreckt zu haben. In Barra do Rio Negro hat man mehr als 60 Centimenter hohe und 68 Centimeter weite Vasen mit Menschengebeinen reihenweise aufgestellt in der Erde gefunden, deren einige auch Gold- und Schmucksachen in Form von Thiergestalten, namentlich Affen, enthielten, und in der Umgegend ist eine roh gearbeitete menschliche Statue mit lang nach hinten ausgezogenem Schädel entdeckt worden (Osculati 245, Castelnau V, 113, 125) — Werke die man kaum umhin kann auf die Figuren an den Felsen bei Serpa und auf diejenigen zu beziehen die es am Negro geben soll. Todten-Urnen von ansehnlicher Größe sind auch auf Mixiana, der großen Insel Marajo gegenüber, ausgegraben worden (W. H. Edwards 21). Ob die schwachen und unbestimmten Spuren alter Denkmäler die sich sonst noch in Brasilien finden, in Pernambuco, Parahyba und Porto Seguro (Warden bei Dupaix II, 80), mit den eben genannten alterthümlichen Resten in irgend einer Verbindung stehen, wird sich schwer entscheiden lassen. Das Bedeutendste dieser Art scheinen die von Elias Herkman in Pernambuco entdeckten genau runden mühlsteinartigen Blöcke zu sein, deren Oberfläche 16′ Durchmesser hatte und deren Dicke über zwei Mannshöhen betrug; anderwärts sah er große Steine die nach Art von Altären aufgestellt waren (L'art de vérif. les d. XIII, 215 nach Barlaeus, Res

gestae in Brazilia 1647, p. 217), wodurch man sich an eine später anzuführende Erzählung Oviedo's erinnert findet.

Der Indianer von Guiana ist nach Schomburgk (200) bei guter Behandlung ein vortrefflicher Arbeiter; er ist eifriger als der Neger, ehrlicher als dieser und benutzt seine freien Stunden um noch für sich zu arbeiten. Bei einer solchen Disposition scheint es nicht schwer ihn in den Kreis der Civilisation hereinzuziehen. Die Mission indessen hat von jeher nur wenig für ihn gethan: die von den mährischen Brüdern im Jahre 1738 in Britisch Guiana begonnene mußte später wieder aufgegeben werden, und die Church Missionary Society hat erst seit 1829 ihre Thätigkeit angefangen (Bernau 63). Auch die Jesuiten-Missionäre, welche schon 1576 nach Guyana gekommen (Caulin 9), 1579 von den Holländern vertrieben, 16 Jahre später aber von Trinidad her zurückgekehrt waren, haben es zu keiner großen Wirksamkeit gebracht; doch gab es zu Ende des 18. Jahrhunderts in Guiana 30 katholische Missionsdörfer (Baralt 255 ff.). Die Geschichte der Niederlassungen, deren erste in Britisch Guiana von den Holländern 1580 begründet wurde (S. Schomburgk in Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. II, 276), bestätigt zwar auch hier den Satz „daß es nur vom Europäer abhängt was aus dem Indianer wird, wenn er mit ihm zusammentrifft“ (ders. a, II, 240), aber die Wahrheit desselben ist überall nicht zum Vortheil des letzteren ausgeschlagen. Durch Krankheiten die ihnen zugeführt wurden, sind die Indianer stark zusammengeschmolzen; in der Nähe der Kolonieen richtet sie der Trunk zu Grunde, die Protectoren und Superintendents aber welche für ihre Wohlfahrt sorgen sollten, haben sich meist die gröbsten Betrügereien zu Schulden kommen lassen und ihr Amt zum größten Nachtheil ihrer Schutzbefohlenen verwaltet (ebend. I, 68 ff.).

Die historischen Schicksale der Eingeborenen des bisher betrachteten Theiles von Süd Amerika haben ihnen jede höhere Entwickelung unmöglich gemacht.

Kurze Zeit nach der Gründung von S. Ana de Coro durch Ampues (1527) wurde das westliche Venezuela von Ambros. Dalfinger und Georg von Speier geplündert, welche von den Welsern gesendet waren. Ihnen folgten eine Reihe von anderen sogenannten Entdeckern, deren Treiben am besten durch das Wort Oviedo's (XXVII, 1) charakterisirt ist, daß diese Art des Entdeckens und Han-

deltreibens besser Verwüsten heiße. In Spanien wurden die Länder der neuen Welt vertheilt und Einzelnen die Erlaubniß zugesprochen ein meist sehr unbestimmtes und noch fast unbekanntes Gebiet zu erobern, gewöhnlich aber mit der Verpflichtung die Eingeborenen zu christianisiren; factisch aber blieben die königlichen Befehle oft vollkommen unbeachtet, die Conquistadoren schalteten und walteten mit Land und Leuten wie sie wollten und wurden bisweilen, wie z. B. Juan de Urpin (Caulin 201), für die Verwüstungen die sie angerichtet hatten, noch glänzend belohnt. Die vielen Gesetze welche verboten die Indianer zu Sklaven zu machen, konnten nichts helfen, da die Spanier sämmtlich darin einig waren sie zu übertreten und an eine Durchführung derselben ohnehin nicht zu denken war, denn ein großer Theil des Landes war an die Welser verpfändet, und nicht selten wurden Instructionen ertheilt, denen gegenüber es als zweifelhaft erscheinen mußte ob es mit jenen Gesetzen Ernst sei: Infante z. B. erhielt 1535 die Erlaubniß die Eingeborenen von S. Marta zu bekriegen, wenn sie sich der Ausbeutung der Goldquellen widersetzten, zugleich wurde ihm aber verboten sie zu Minen- oder anderer Arbeit zu zwingen (Herrera V, 9, 4). Bildete man sich ein die Spanier würden die Bergwerke selbst bearbeiten? Glaubte man die Eingeborenen würden ihnen freiwillig dienen? Oder war das Verbot eine bloße Phrase?

Benzoni hat als Augenzeuge ein schauerliches Bild davon entworfen wie die Spanier in diesen Ländern hausten. Das Verbot Sklaven zu machen war kein Verbot Sklaven zu halten. Die gewöhnliche Formel mit welcher letzteres erlaubt wurde, lautete: „Ihr sollt als Sklaven halten dürfen die von den eingeborenen Herren des Landes als solche gehalten und euch verkauft werden. Das gewöhnliche Verfahren, welches namentlich in dem reichen Maracapana oft zur Ausführung gekommen ist, bestand daher darin, daß man einen Häuptling einfing, der gezwungen wurde sich durch den Verkauf seiner Leute als Sklaven die Freiheit zu erwerben, und daß man die so gewonnenen Sklaven dann von der Behörde für rechtmäßig erklären ließ. Unterwarf sich aber ein Häuptling freiwillig, so fiel man mit ihm über seine Feinde her um diese zu versklaven oder suchte Streit mit ihm selbst (Simon I, 4, 1). Nasen- und Ohrenabschneiden war eine gewöhnliche und nicht selten ausgeführte Drohung der Spanier gegen Indianer die sich ungefügig zeigten, und da das Gesetz verbot die Last-

thiere zu überbürden, damit sie sich reichlich vermehren könnten, diente auch dieß als Vorwand die Eingeborenen selbst als Lastthiere zu gebrauchen (Piedrahita IX, 6, X, 6). Nächst der Minenarbeit und persönlichen Dienstbarkeit überhaupt hat vorzüglich auch die Entführung vieler Weiber ihre Zahl verringert (Näheres über die Bedrückungen ebend. XI, 4).

Die Unterwerfung der tierra firme ist indessen nicht ohne vielfache Verluste für die Spanier zu Stande gekommen. Die Eingeborenen leisteten zum Theil sehr tapferen Widerstand. Die Gegend von S. Marta wurde erst 1576 durch Orosco pacificirt, auf friedlichem Wege (Joaq. Acosta 368). Weiter östlich von Venezuela waren es hauptsächlich die Arbacos welche den Spaniern (1560 ff.) eine Reihe von Niederlagen beibrachten und erst Losada, dem Gründer von Caracas (1567), unterlagen. Die Spanier hatten seitdem das Uebergewicht, obwohl ihnen die Teques unter dem Häuptlinge Guaicaipuro viel zu thun machten, den sie 1569 durch Verrath überwältigten (Näheres bei Baralt 203 ff.). In demselben Jahre kämpfte Cerpa unglücklich gegen die Cumanagotos, die 10 Jahre später im Bunde mit den Chacopatas, Cores und Chaymas über Garci-Gonzalez einen vollständigen Sieg davon trugen, im Jahre 1585 aber niedergeworfen und von da an ganz als Sklaven behandelt wurden (ebend. 223 ff., Caulin 161 ff.). Vorher (1572) waren in der sogenannten Schlacht am Guaire, einem Nebenflusse des Tuy, die Mariches unterlegen und im Laufe des darauf folgenden Jahrzehntes wurden auch die Quiriquires und Tumuzas, die zwischen dem Tuy und Unare lebten,* unterworfen, so daß, abgesehen von dem Kriege der 1628 mit den Giraharas geführt wurde, Venezuela noch vor dem Ende des 16. Jahrhunderts ganz in den Händen der Spanier war, deren Verweichlichung in der Folge aber ihnen nicht erlaubte an neue Eroberungen, sondern nur an die Behauptung der älteren zu denken (Piedrahita XII, 2).

Die unterworfenen Indianer wurden in Dörfer versammelt, deren Regierung man anfangs aus ihrer Mitte selbst bestellte; da indessen in Folge hiervon mancherlei Mißbräuche einrissen und das Volk oft schwer gedrückt wurde, richtete man in Venezuela Magistrate ein,

* Simon I, 7, 17 giebt den Sitz der Quiriquires viel weiter westlich am Zulia an.

die aus vier Eingeborenen und einem Spanier bestanden welcher die Oberaufsicht über eines oder mehrere Dörfer zu führen hatte. Die Fiscale der Audienzien und ihre Delegirten hatten die specielle Pflicht die Indianer zu schützen, und diesen wurde in der That von Seiten der Behörden selbst und wo man wirklich nach dem Gesetze mit ihnen verfuhr, die mildeste Behandlung zutheil: sie genossen gesetzlich die Vorrechte der Minderjährigen und konnten ihre Güter nicht ohne Einwilligung der vorgesetzten Behörde verkaufen, blieben aber meist im Besitze ihres Landes, durften steuerfrei alle Handwerke betreiben, hatten nur eine Abgabe von ungefähr 2 pesos zu zahlen, die den Magistraten und Kranken erlassen blieb und öfters auch den Steuerpflichtigen geschenkt wurde. Dennoch standen sie factisch unter schwerem Drucke. Ihre Schutzherren, die Encomenderos, waren gesetzlich verpflichtet eine feste bürgerliche Ordnung unter ihnen herzustellen und zu erhalten, ihre Arbeiten zu organisiren und zu leiten, sie gegen Ungerechtigkeit aller Art zu schützen und sie im Christenthum unterrichten zu lassen, wofür ihnen ein bestimmter Tribut in Geld oder Arbeit von ihren Schützlingen geleistet werden sollte. Ueberall mißbrauchten sie ihre Stellung in der gröbsten Weise zur Ausbeutung der Eingeborenen des Landes: erst im Jahre 1556 fing man an Kirchen in Indianerdörfern zu bauen auf Kosten des Encomenderos, die sich ihrer Verpflichtung für die Civilisirung jener zu sorgen vielfach dadurch zu entziehen pflegten, daß sie die Indianer als durchaus unvernünftige und keiner Entwickelung fähige Geschöpfe verschrieen (Piedrahita XII, 5).

An den milden Gesetzen unter welche die Eingeborenen gestellt wurden, hat vor Allem der menschenfreundliche Las Casas* wesentlichen Antheil, der es durch seine Bemühungen beim Kaiser und beim Cardinal Ximenez (1516) dahin brachte, daß den Indianern als Unterthanen der Krone dieselbe Freiheit und derselbe Schutz zugesichert wurde wie anderen Staatsangehörigen. Als „Protector der Indianer" ging er in Begleitung einer Anzahl Hieronymitern, seinen Gesinnungsgenossen, nach Amerika ab um sich dort ganz dem Dienste der Eingeborenen zu widmen. In Streitigkeiten mit den Spaniern verwickelt, in denen er bei seinen Begleitern nicht die kräftige Unterstü-

* Die ausführliche Geschichte seines Lebens und seiner Bestrebungen bei Remesal II, 10 ff., vgl. auch Davila Padilla I, 97 ff.

tzung fand die er von ihnen gehofft hatte, sah er sich schon nach kurzer Zeit zur Rückkehr genöthigt; doch ließ er sich dadurch nicht abschrecken sein Werk von Neuem zu beginnen, für das ihm nun das Land von Paria bis nach S. Marta hin angewiesen wurde (Näheres bei Herrera II, 2, 3 f. u. 4, 2). Die ersten Heidenbekehrer welche nach Cumana gekommen waren (1513) hatten die von den Spaniern verübte Menschenräuberei mit dem Leben büßen müssen (Herrera I, 9, 15). Ebenso hatten zwei Dominicaner in Folge des von Alonso de Hojeda begangenen Menschenraubes in Maracapana unweit Chiribichi den Märtirertod zu leiden (1520), wofür die Eingeborenen später von Ocampo mit Verrath und Grausamkeit heimgesucht wurden (Oviedo XIX, 3, Remesal II, 21). Als nun Las Casas hier ankam (1521), an dem Orte wo er seine Niederlassung zu gründen und die Leitung der Indianer selbst zu übernehmen dachte, fand er diese in offener Feindseligkeit und vollem Aufruhr gegen die Spanier; seine Unternehmung war dadurch gänzlich gestört: er selbst wurde Dominicaner (Herrera II, 9, 8 f. u. 16, III, 2, 3 ff.).

Erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts (1652) kamen auf's Neue Missionäre nach Cumana, welche wie überall eine willkommene Hülfe zur Unterwerfung des Landes leisteten, und insbesondere ging hier diese friedliche Eroberung (espiritual conquista) den Spaniern besser von statten als die mit den Waffen. Die erste Station der Missionäre war Piritu (1656 gegründet), von wo sie sich weiter ausbreiteten mit Hülfe rascher Verstärkungen aus Spanien die bis zum Jahre 1755 dauerten (Caulin 218 ff.). Bis 1799 besaßen sie in der Provinz Barcelona 38 Dörfer mit mehr als 25000 Eingeborenen, und 17 in Cumana (Baralt 259). Im 18. Jahrhundert hatten die Angehörigen dieser Missionen eine Steuer von 2—2½ pesos an die Krone zu zahlen (Caulin 307, 323), manche Dörfer waren davon frei und blieben ganz den Padres überlassen. Angeblich von den Holländern verleitet, die viele Sklaven nach Guiana schleppten, flohen die bekehrten Indianer im Jahre 1757 sämmtlich auf das Südufer des Orinoco und in's Gebirge, doch kehrten sie größtentheils bald wieder zurück (ebend. 371 f.). In späterer Zeit, als die Missionäre keine Schwierigkeiten mehr zu überwinden hatten, wurden sie träge habsüchtig und weltlich (vgl. Depons 209 f.), wodurch die Missionen sehr heruntergekommen sind und an Seelenzahl abgenommen haben

(Baralt 263). Zuerst pflegten die frommen Väter die Indianer durch Geschenke zu gewinnen und an sich zu ziehen (Caulin 262) um sie zur festen Ansiedelung in einem Dorfe zu bewegen, das zwar nach dem Volke benannt zu werden pflegte welches hauptsächlich in ihm vertreten war, oft aber auch der Sammelpunkt von Individuen war, die einer Menge von verschiedenen Stämmen angehörten. Eine ihrer Sprachen wurde alsdann zur Hauptsprache und zum allgemeinen Verständigungsmittel gemacht, wovon häufig die Folge war daß viele von den Missionsangehörigen ihre Muttersprache ganz ablegten und vergaßen. So haben die Missionen, die sich immer ebenso weit in's Innere erstreckten als die genauere geographische Kenntniß des letzteren selbst reichte, vielfach die einzelnen Völker versetzt, durcheinandergeworfen und zum Theil sogar ihrer Nationalität entkleidet, obwohl Humboldt (R. in d. Aeq. II, 185) versichert daß trotz der Gleichförmigkeit ihrer Einrichtungen die individuellen Züge der verschiedenen Völker die sie enthalten, noch kenntlich seien. In späterer Zeit als die Macht der Geistlichen gewachsen war, sind sie von den sanften Mitteln der Bekehrung die wir erwähnten, nicht selten zu rauheren übergegangen, und haben Menschen, besonders Kinder geraubt um sie den Missionen einzuverleiben (ebend. IV, 204 ff.).

Einen gewissen Fortschritt haben die Indianer in diesen Missionen ohne Zweifel gemacht, da sie in ihnen an Festsässigkeit und eine geordnete Lebensführung gewöhnt wurden, aber sie haben nach und nach auch alle Energie des Charakters und alle natürliche Lebhaftigkeit verloren. „Dadurch daß auch die geringfügigsten Verrichtungen ihres Haushaltes nach unwandelbaren Vorschriften geregelt wurden, hat man sie in gehorsame aber dumme Geschöpfe verwandelt. Ihre Nahrung ist überhaupt gesicherter, ihr Betragen ist friedlicher geworden, aber dem Zwange und der traurigen Einförmigkeit des Missionsregimentes unterworfen, verkündigt ihr düsteres und verschlossenes Aussehen wie ungern sie ihre Freiheit gegen die Ruhe vertauscht haben." In den meisten Missionen werden sie wie Leibeigene behandelt und sehnen sich daher in ihre Wälder zurück (ebend. II, 4, III, 460). Als Zwischenstaaten zwischen den heidnischen Indianern und den Kolonieen der Europäer, die sich des Missionsgebietes allmälich bemächtigen und ihr Vordringen in's Innere dadurch erleichtert finden, hält Humboldt diese Missionen allerdings für wichtig, aber die freien India-

ner können nach seinem Urtheile (II, 180) kaum für roher gelten als die in ihnen erzogenen.

Die Eingeborenen von Brasilien.

Wir haben oben gesehen daß Völker von caribischem Stamme in älterer Zeit bis in das Mündungsland des Amazonenstromes reichten. Ihre südlichen Nachbarn waren hier die Tupivölker, deren Sprache de Laet die allgemeine Sprache von Brasilien nennt, indem er zugleich eine Reihe von Völkern aufzählt die sich ihrer bedienten. Auf der großen Insel Maragnan (Maranhão am Ausfluß des Itapicuru unter 2½ ° s. B.) lebte ein Volk das seine Abkunft von den weit im Süden wohnenden Tupinambas herleitete und vor den portugiesischen Waffen hierher geflohen war; Tupinambas bewohnten auch das westlich von dort gelegene Land und die Provinz Para selbst (de Laet XVI, 9, 16 f., 20).* Die Sprache der Petiuares oder Petiguares auf der Nordseite des unteren Parahyba, etwa 30 leguas von Pernambuco, war identisch mit der Sprache der Topinambazas die zwischen Bahia und dem S. Francisco lebten, und das verwandte Volk der Tupinaquini war aus dem Innern von Pernambuco nach dem Meere hin gewandert und in die Gegend des Flusses Doce gekommen (ebend. XV, 3 f.). Coutinho fand bei der ersten Untersuchung des Landes in der Umgegend von Bahia Tupinambas und Tamoyos welche letzteren die Noticia do Brazil von 1589 (v. Martius a,) als Tupi bezeichnet und zwischen C. San Thomé und Angra dos Reys setzt (vgl. Hervas bei Vater, Mithrid. III, 1, 440); ein kleiner Rest derselben fand sich noch neuerdings in der Umgegend von Rio de Janeiro (Spix u. M. 213). Das gutmüthige friedliche Volk das die Entdecker des Landes in Porto Seguro in großen Häusern für 30—40 Personen wohnend fanden, gehörte, wie aus der Beschreibung seiner Sitten hervorgeht (Caminha's Bericht bei Feldner II, 183 ff., L'art de vérif. les d. XIII, 451), wahrscheinlich ebenfalls zu jenem Stamme. Herrera (IV, 8, 12 f.) giebt unter 14° s. B. an der Küste von Brasilien sehr weiße Menschen an, welche Anthropophagen seien und in

---

* Die Namen der Indianerstämme welche gegenwärtig in dieser Provinz heimisch sind, hat Castelnau (V, 165) gegeben.

Uebereinstimmung mit ihm bemerkt Gandavo (109 f.) daß an dieser ganzen Küste bis zu 27° s. B. hinab eine und dieselbe Sprache geherrscht habe. Tupinambas lebten in der Umgegend von Rio de Janeiro, wo sie nicht allein Coreal (I, 180) im 17. Jahrhundert, sondern auch neuerdings (Tupiniquims) noch Castelnau (I, 138) wenigstens in kleinen Ueberresten fand, und im Süden von dort in der ehemaligen Provinz S. Vincente wohnten ebenfalls Tupivölker (de Laet XV, 16). Auch H. Staden (c. 20) beschreibt bei S. Catharina, unter 24° s. B., wie er sagt, Tupis, während Guzman (I, 2) als die Bewohner der Insel S. Catharina und der Küste an der Laguna de los Patos die ihnen nahe verwandten Guaraní anführt. Diesem Stamme gehören demnach wahrscheinlich die wilden Bugres an, welche die Provinz S. Catharina noch jetzt größentheils inne haben (Rendu 53).

Allerdings scheinen die Tupi im Allgemeinen als die nördliche, die Guarani als der südliche Zweig dieses großen Völkerstammes bezeichnet werden zu dürfen, wie von Vater geschehen ist, nur muß man dabei im Auge behalten, daß nach dem Vorstehenden ein größerer Theil der Tupi in alter Zeit weit im Süden gesessen hat und sich erst allmälich von dort, hauptsächlich in Folge der Eroberung des Landes durch die Weißen, weiter nach Norden zurückgezogen hat. Noch Doblas (54) nennt im Jahre 1785 Tupinambas auf der Südseite des Uruguay in den Bergen hinter San Francisco Xavier bis nach S. Angel und S. Miguel im Osten, wahrscheinlich dieselben von denen in der Stelle aus Azara (II, 70) bei Vater (Mithridates III, 1 p. 439) die Rede ist. Weshalb d'Orbigny (II, 344) ihre Existenz in Abrede stellt, ist schwer zu sagen. Vor den Portugiesen geflohen, ließen sich Tupis auf der großen Insel Topinambarana oberhalb der Villa nova da Rainha am Amazonenstrom nieder (Acuña 694 f., Spix u. M. 1061), andere Stämme sind weit nach Westen in's Innere zurückgewichen oder näher der Küste in den Provinzen Para, Maranham, Bahia u. s. f. in kleine Banden zerstreut worden. Ob sie ursprünglich von Paraguay aus erst in die nördlichen Länder vorgedrungen sind, läßt sich schwer entscheiden.

Cabeza de Vaca kam auf seinem Zuge von S. Catalina aus am Iguazu und bis an den Paraná (1541) fast nur durch Länder der Guarani, und diese konnten sich durch ihre Sprache allen benach-

barten Völkern an jenen Flüssen verständlich machen, wie Herrera (VII, 4, 14) mit Recht ausdrücklich hervorgehoben hat. Die Guaranis reichten damals am Parana von Süden herauf bis in die Nähe von Asuncion (Cabeza de V. 557), wo ihnen ihr Land auf dem rechten Ufer des Flusses von den Guaycuru weggenommen worden war (ders. 561), doch geht aus einer anderen Stelle hervor (573) daß sie auch oberhalb jener Stadt lebten bis zu dem Hafen welcher Guayviaño hieß, und es wird sich weiter unten ergeben daß sie wahrscheinlich sogar noch weiter nördlich im Quellgebiet des Paraguay gesessen haben. Ihr südlichster Punkt scheint die Gegend von Buenos Ayres gewesen zu sein, in dessen Umgebung sie ebenso wie auf den Inseln des Parana unter den Völkern genannt werden die nach der Gründung jener Stadt von Juan de Garay im Jahre 1582 spanischen Herren zugewiesen wurden (Document bei de Angelis III, 27). Guzman (I, 3) giebt sie am oberen Iguazu und mittleren Uruguay an und von der Gegend von Asuncion, wo sie mit ihren alten Feinden den Yapiru* zusammenstießen, bis zum Flusse Itatin, d. i. bis zum R. Blanco bei F. Borbon, der ihre Grenze bildete (ebend. I, 4, 6, 18, II, 7); Charlevoix (I, 268, 274) bezeichnet die Provinz Guayra oder das Land zwischen dem Uruguay und Paraguay, die Nordseite des Parana und dessen Zuflüsse als ihre Sitze, und nennt (II, 42 ff.) das Land Tape, den östlichsten Theil von Uruguay, eine sehr alte Kolonie der Guarani. Einen kleinen Rest derselben hat neuerdings Castelnau (I, 138) bei Cabo frio wiedergefunden.

Den vorstehenden Angaben über die Sitze der Tupi und Guarani in älterer Zeit fügen wir jetzt diejenigen über die Ausbreitung der Tupisprache hinzu. Sie sind absichtlich von den ersteren getrennt worden, weil diese Sprache von den Jesuiten in ihre Missionen allgemein eingeführt und dort ohne Zweifel zum Theil auch auf Völker übertragen worden ist die den Tupi-Guarani nicht stammverwandt waren.

Wenn Azara das Guarani oder Tupi, die nur wenig von einander verschieden, von den Jesuiten zur Grundlage ihrer lingoa geral gemacht wurden, bis nach Guiana hinauf reichen läßt, was v.

---

* Da Herrera (VII, 4, 14) bald Yaperues, bald Imperues oder Aperues schreibt, so sind darunter wohl die Averues zu verstehen die Cabeza de Vaca (565 f.), welcher übrigens dieselben Namen nebeneinander nennt für verschiedene Völker, auf dem linken Ufer des Paraguay anführt.

Martius (Bullet. K. Bayer. Akad. 1858 no. 1) wiederholt hat, so stützt sich diese Behauptung, die, wenn sie richtig sein soll, nur auf das brasilische Guiana bezogen werden darf, vielleicht auf die Angabe der Patres Grillet und Bechamel (1674), daß die Eingeborenen von Cayenne diese Sprache redeten, die auch von den Cariben der kleinen Antillen verstanden werde (S. Acuña g. E.), obwohl dieß eine handgreifliche Uebertreibung ist. Nirgends scheint sie sich über die brasilische Grenze nach Norden zu erstrecken. Im brasilischen Guiana wird sie allerdings am unteren R. Negro meist allein gesprochen und verstanden, alle halbcivilisirten Indianer dieser Gegenden reden sie neben ihrer Muttersprache und in der Nähe der Städte neben dem Portugiesischen, das mit der lingoa geral am unteren Amazonenstrom herrscht, während letztere wie am R. Negro so auch am Solimoes sich allein befindet, an den Zuflüssen und Seeen des Solimoes aber, wo das Mura und Juri einheimisch ist, nur als Verkehrssprache mit den Händlern dient (Wallace 168, 479 f.). Daß sie sich bis nach Venezuela erstrecke, wie man öfters angegeben findet, scheint sich nur behaupten zu lassen, wenn man jenes ungebührlich weit nach Süden ausdehnt. In der Gegend von Tabatinga am Solimoes ist sie der Mehrzahl der Eingeborenen neben ihrer Muttersprache geläufig (Osculati 220), giebt bis zu den Grenzen von Maynas wie im westlichen Bolivia, Süd Brasilien und Paraguay das Mittel zur Verständigung zwischen Indianern und Weißen ab (v. Martius a. a. O.), findet sich am Tapajoz und Madeira, und geht von da bis zum Paraguay (Spix u. M. 1096). Das Volk im nördlichen Paraguay (Mischlinge von Eingeborenen und Weißen) spricht gegenwärtig nicht spanisch, sondern die lingoa geral als seine Muttersprache (Castelnau II, 421), wie Azara von der Mischlingsbevölkerung der Provinz S. Paulo ebenfalls angiebt, wogegen sie sich nach v. Martius (a, 8) vorzugsweise zwischen Weißen und Indianern wie unter diesen selbst nur in den Provinzen von Para und Rio Negro erhalten hat.

Suchen wir jetzt die einzelnen Völker auf die zum Stamme der Tupi-Guarani gehören, obwohl sie sich mit besonderen Namen bezeichnet finden.* Die Timbú und Caracará nebst den Mbegua, 40

* Die meisten dieser Namen beginnen mit der Silbe gua, wie das Wort Guarani selbst: vielleicht gehören die sämmtlichen Völkernamen hierher welche diese Eigenthümlichkeit besitzen, die später zu erwähnenden Guatos, Guachis, Guajarapos u. a.

leguas stromaufwärts von Buenos Ayres bei S. Espiritu, wo Seb. Cabot ein Fort errichtete, das sie zerstörten, trieben Landbau (Guzman I, 4) und mögen daher zu den Guarani gehört haben, wie de Angelis (Indice zu Guzman p. XL) und nach ihm d'Orbigny (II, 270) positiv angiebt. Eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür gewährt auch der Umstand, daß weit von hier im Nordwesten jenseits der Xarayes von Irala (1546) ebenfalls ein Volk der Timbu gefunden wurde (Guzman II, 7). Aus Schmidel's (52) Erwähnung derselben ist darüber so wenig etwas zu entnehmen als aus Oviedo (XXIII, 12), der wie dieser die Völkernamen dieser Gegenden durcheinander geworfen und sehr verstümmelt wiedergegeben hat. Bekannter als die Timbu selbst ist die romantische Liebe ihres Häuptlings Mangore oder Marangore zu Lucia de Miranda, Hurtado's Frau, die von ihm geraubt, in Siripa's seines Bruder's Hände fiel und mit ihrem Gatten zuletzt den Tod erlitt, ein Opfer der Eifersucht des Wilden (Guzman I, 7, Charlevoix I, 39).* Mit Bestimmtheit nennt Guzman (I, 5) die Carios als Guarani. Es sind die Cariyo des Hervas (Vater, Mithridates III, 1, 440), die Garioes oder Carioes Herrera's (V, 10, 15; VI, 3, 17), welcher letztere wohl nur durch die Namensähnlichkeit verleitet, sie für das Volk erklärt das „in anderen Theilen Amerika's Caribes genannt werde." Dobrizhoffer (I, 162) giebt an, die Guarani hätten früher den Namen Carier geführt, und Schmidel (87, 89, 141), der sie als kleine untersetzte Menschen beschreibt, welche ihre Hauptorte mit doppelten Palisadenzäunen, Gräben und verborgenen spitzigen Stöcken als Fußangeln befestigen, sagt von den Carios daß sie Tupi sprechen und giebt ihnen, ohne Guaranis neben ihnen zu nennen, ganz die Ausdehnung am Paraguay „bis 80 Meilen oberhalb Asuncion" welche jene besaßen (241, 101); Cabeza de Vaca dagegen (551) unterscheidet beide voneinander, setzt die Carios wie jener in die Nähe von Asuncion und theilt mit (597) daß Hern. de Ribera, der vom Puerto de los Reyes (wahrscheinlich ober-

---

* Ein tragisches Ereigniß anderer Art (1574), welches den Contrast des spanischen und des Indianercharakters in minder vortheilhaftem Lichte zeigt, knüpfte sich an Carballo's Liebe zu der schönen Indianerin Liropeya, welche den in der Schlacht in Gefangenschaft gerathenen Spanier rettete: zum Lohn dafür erschlug Carballo den Yandubayu, der sein Leben geschont und ihn freigelassen hatte, um sich des Mädchens zu bemächtigen, dieses aber gab sich selbst den Tod (Funes I, 222).

halb Albuquerque) nach Westen vordrang bis zu 15° s. B., sich dort überall durch die Cario-Sprache oder das Guarani mit den Eingeborenen verständigen konnte.

Arachanes hießen die Guarani welche zu beiden Seiten des R. grande (Uruguay) wohnten, weil sie ihr Haar zu kräuseln pflegten. Ihre Feinde, die Guayanas, die von Azara bestimmt von den Guaranis getrennt werden (vgl. Vater, Mithrid. III, 1, 470), während d'Orbigny sie mit ihnen verbindet (ebenso v. Martius a,), hatten nebst den Bates, Chovas und Chovaras den oberen Lauf desselben Flusses inne und redeten fast alle dieselbe Sprache; Chovas, Muños, Chiquis saßen am Iguazu oberhalb der Guarani (Guzman I, 2 f.). Unter den Guayanas, welche sich selbst auch Gualacha nennen sollen (Vater a. a. O.), bemerkt Guzman, werden insgemein alle diejenigen verstanden die keine Guaranis sind, indessen sagt Doblas (51) daß jene zwar ein Inbegriff verschiedener Völkerschaften, in Sitten und Sprache aber (ob vielleicht erst seit der Zeit der Jesuiten-Missionen?) den Guaranis verwandt seien. Letzterer schildert sie als friedlich und gutmüthig, und giebt ihren Wohnsitz an beiden Ufern des Parana an, 20 leguas von Corpus bis oberhalb des großen Falles den er bildet, dann am Iguazu und dessen Nebenflüssen nach dem Uruguay hin. Sie scheinen demnach mit den Guanjangas identisch zu sein, von denen Charlevoix (I, 388) als einem Volke spricht das nächst den Guaranis und Tapes hauptsächlich von den Jesuiten in ihre Missionen gezogen worden sei. Die Guayanas von Concepcion sind nach de Alvear (43) Mischlinge. Die Itatines unter 19—22° s. B. in den Gebirgen an der Biegung des Parana nach Norwest (Nordost?) sind ebenfalls ein Guaranivolk (Charlevoix II, 76), das in früherer Zeit westlich von dort am Paraguay lebte und nach verschiedenen Seiten hin zerstreut worden zu sein scheint (Lettres éd. II, 165).

Ferner sind nach Charlevoix (II, 54) die Gualaches* und südlich von ihnen die Guanos von den Guarani entsprungen. Letztere, auch Guamas (Lettres éd. 165), gewöhnlich Guanas genannt, wenn nicht vielmehr unter diesen ein ganz verschiedenes Volk zu verstehen ist, erinnern durch ihren Namen an die Chiriguanas und

* Die Nachrichten über diese Völker wie über die Guayanas sind verwirrt und voll Widersprüche.

werden als ein friedliches Volk beschrieben, von dem ein Theil in einer gewissen Dienstbarkeit zu den Guaycuru oder Mbaya steht, für die es entweder gezwungen oder freiwillig und gegen Bezahlung (Quiroga II) das Land baut. Nach Azara (Correspondencia p. 49 bei de Angelis IV) der ihre Zugehörigkeit zu den Guarani leugnet (vgl. auch Vater, Mithrid. III, 1, 476), existirt nur noch ein kleiner Rest derselben in Chaco unter 21° 56′ n. B., der größte Theil aber ist 1673 auf die Ostseite des Paraguay gegangen und hat sich dort von 21°—26° s. Br. ausgebreitet; indessen giebt sie noch Quiroga (1750) nördlich von Pan de Azucar unter 21° 17′ an, de Flores (1756, p. 16 bei de Angelis IV) mit den Mbaya zusammen unter 21—23½°, Castelnau (II, 368, 397, 480), der vier Stämme derselben aufzählt, neuerdings in der Nähe von Albuquerque und am Cuyaba-Flusse. Ihre älteren zum Theil eigenthümlichen Sitten hat Azara geschildert; in neuerer Zeit haben sie sich in ihrer Lebensweise ganz den Weißen angeschlossen, besitzen ordentliche Wohnungen, treiben mancherlei Industrie (ebend. 334) und vermiethen sich den Portugiesen zur Arbeit (Azara, Voy. II, 97). Sie sind fleißig in der Feldarbeit, bauen Zuckerrohr, Mais, Baumwolle, die sie spinnen weben und mit Indigo und Curcuma färben. Sie tragen einen Poncho, viele von ihnen auch Hemden, und einen hohen spitzigen Strohhut, ziehen Pferde und Schaafe in Menge, fertigen Töpferwaaren und verkaufen ihre Gewebe zum Theil an die Brasilianer. Auch Zuckermühlen und Branntweinbrennereien haben sie, sprechen alle portugiesisch und sind größtentheils Christen dem Namen nach. Ihr fast weißer Teint erklärt sich wohl aus vielfacher Mischung mit Portugiesen. Die Bemalung des Körpers und das Treiben der Zauberärzte ist theilweise noch bei ihnen in Uebung, auch Kindermord soll noch vielfach bei ihnen vorkommen (Castelnau II, 396 ff., 472, 480, de Flores 16, Azara II, 93 ff., 109).

Im Flußgebiete des Tapajoz gehören die Apiacas am Juruena und die gesitteteren Cabahyba zu den Tupi (Spix u. M. 1051). Bei den ersteren, die sich auch am Arinos finden, ist der Cannibalismus der Tupi noch jetzt in voller Uebung und wie diese vor Alters, leben sie zu mehreren Hunderten in einem großen Hause zusammen. Die Oropias am Juruena, ferner, wie es scheint, die Bacchayris an den Quellen des Arinos, die Tapanhunas an dem gleichnamigen

Zweige des nämlichen Flusses reden dieselbe Sprache, und die Bororos welche am Juruena heimisch sind (Quiroga IV u. de Flores bei de Angelis IV, p. 9 geben sie um 1750 im Nordosten von Cuyabá an), haben ein verwandtes Idiom (Castelnau II, 306, 314 ff., III, 97, 99, V, 276, 285). Zu den letzteren scheinen auch die sogenannten Canoeiros an beiden Ufern des oberen Tocantins zu gehören (ders. II, 78, 116).

Die Chiriguaná (Chirihuana, Chiriguano), die sich selbst Verwandte der Guarani nannten und deren Sprache reden, sind nach P. del Techo und Fernandez ein Guaranivolk, das unter der Anführung des Portugiesen Alexo Garcia von Südosten her, es heißt, aus der Gegend von Guaira am Parana (Erbaul. Geschichten 10, Dobrizhoffer I, 160), nach Peru hin vorgedrungen ist (Lozano 275, 57), oder nach dem unglücklichen Ende der Unternehmung welche einige Portugiesen vom La Plata her gegen Peru im Jahre 1526 gemacht hatten, diesen nachfolgte und sich weit im Westen festsetzte (Guzman I, 5). Auf dieses verschieden erzählte Ereigniß (S. Lettres éd. II, 154) bezieht sich ohne Zweifel die Nachricht die Seb. Cabot (1530) von den Einfällen erhielt, welche Guaranis vom La Plata in das peruanische Reich gemacht, und von den Verwüstungen die sie dort angerichtet hätten (Herrera IV, 8, 11). Cabeza de Vaca (576, 579) erzählt nur von Chaneses die damals am Paraguay oberhalb 19° s. B. lebten und von Garcia aus dem Innern dorthin gebracht worden seien. Sie mögen, wie de Angelis (Indice zu Guzman XVII) sagt, am Ausfluß des Cuyaba in den Paraguay gesessen haben und eine Abtheilung der Chiriguana gewesen sein, deren Name collectiv für die wilden Guarani gebraucht worden zu sein scheint die in Peru eingebrochen waren. Die Chaneses lebten theils im Süden des Pilcomayo theils einzeln im Gebiete der Chiriguana, und dieses letztere selbst reichte nördlich vom Pilcomayo oder selbst vom oberen Vermejo (Erbaul. Geschichten 9) und von Tarija bis gegen S. Cruz de la Sierra hin (Lozano 130), und von Laguna und Valle grande im Westen bis an den Parapiti im Osten (Viedma b, § 5 und Wedell bei Castelnau VI, 144, 241, 258, 392 hauptsächlich nach Fr. Tomajuncosa). Nach Viedma (b, 48) wohnten 1788 nur im Dorfe Parapiti einige Chaneses mit Chiriguanas zusammen. Von Tarija aus sind die Chiriguana im 18. Jahrhundert weiter in Peru

vorgedrungen, doch haben sie sich seit dieser Zeit, obwohl der Mission fast unzugänglich, meist ruhig gehalten, da man ihnen Waffengewalt entgegengesetzt hat (Skinner I, 268).*

Garcilasso de la Vega ist Urheber der Erzählung daß die Chiriguana schon von Inca Yupanqui vergebens bekämpft worden seien, und sich also schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts im Besitze jener Länder befunden hätten. Lozano (57), Charlevoix (I, 237) und Andere nach ihnen haben diese Tradition wiedergegeben, die an sich nicht unwahrscheinlich, obwohl einer wenig zuverlässigen Quelle entsprungen ist und jeder anderen Stütze entbehrt, außer daß der Name jenes Volkes ein Quichua-Wort sein und „die Frierenden" oder „die der Frost tödtet" bedeuten soll (de Angelis a. a. O. XXI, vgl. d'Orbigny II, 331).

Die Guarayos in den Wäldern welche die Provinzen Moxos und Chiquitos von einander trennen, nicht weit vom Flusse S. Miguel gegen 17° s. B. u. 66° w. L. von Paris, erinnern schon durch den Namen ihres Stammheros Tamoi, den sie mit eigenthümlichen Tänzen verehren (d'Orbigny II, 322, 329) an das früher erwähnte Volk der Tamoyos. Wahrscheinlich sind sie gleich den Chaneses eine der Chiriguana-Horden die, wie ihre Sage erzählt, vom Südosten her in früherer Zeit eingewandert sind. Daß sie Guarani sprechen haben die Jesuiten-Missionäre zuerst mitgetheilt (Erbauliche Geschichten 258). Dieß ist endlich auch die Sprache der wilden Sirionos, welche in den Wäldern zwischen dem R. grande (Guapai) und Piray leben, 17—18° s. B. und 68° w. L. Paris (d'Orbigny II, 341, vgl. Vater Mithr. III, 1, 438, wo Ciciones wohl Druckfehler ist). D'Orbigny vermuthet in ihnen die von Inca Yupanqui bekämpften Chiriguanos, welche später den von Paraguay herübergekommenen unterlagen.

Ein Volk der Tapuyas oder Tapujos, das von älteren und neueren Schriftstellern oft genannt wird, ist nicht vorhanden. Alcedo, dessen Nachrichten über die Indianervölker von groben Fehlern nicht frei sind (S. die Artikel Aruacas, Diaguitas, Espiritu-Santo, Killistinous), nennt Tapuyes, Apuies, Topayos, Topanas, Topinambes als verschiedene Völker in Brasilien; wahrscheinlich aber beruhen alle diese

* Die Namen der freien Indianerstämme des Departements von S. Cruz de la Sierra finden sich bei Castelnau III, 257.

Namen nur auf verschiedener Orthographie des Wortes „Tupi". Der Name Tapuya soll (nach v. Martius a, 7) in der Tupisprache nur „Fremde oder Feinde" überhaupt bedeuten, und ist ethnographisch eben so bedeutungslos wie die ebenfalls noch häufig gebrauchte Benennung Indios do mato „Waldindianer", Wilde, im Gegensatz zu den angesiedelten und friedlichen Eingeborenen (Indios mansos).

Die Guarani sind nach d'Orbigny (II, 292 ff.) von sehr hellgelbbrauner mit etwas Roth gemischter Farbe, doch erleidet der helle Teint bei ihnen viele Ausnahmen und es finden sich in dieser Rücksicht überhaupt bedeutende Verschiedenheiten (Pr. Max. c, I, 587). Die hellsten sind die Guyanas, von denen einige blaue Augen haben (Azara). Vorzüglich hell sind ferner die in Wäldern lebenden Guarayos und Sirionos, die Chiriguana dagegen, die in offenen Ländern wohnen, dunkler als die übrigen; schmutzig kupferbraun nennt sie Weddell (bei Castelnau VI, 57). Die Weiber der Caaiguas (ob Guarani?) in den dichten Wäldern zwischen dem Parana und Uruguay sind von spanisch weißer Farbe (Charlevoix II, 70). Nach Rengger (Naturgesch. 3) erröthen die Guarani nicht, erblassen aber etwas im Affect. Sie erreichen nur selten eine Größe von 5', nur die Guarayos messen im Durchschnitt 5' 1½" und die Chiriguanas werden bisweilen, obwohl nur selten, 5' 4" groß. Die Weiber sind selbst im Verhältniß zu den Männern klein, denen sie im Körperbau sehr ähnlich sind (Rengger). Sie sind ein breitschulteriger, plump gebauter Menschenschlag mit fleischigen Gliedern, doch kleinen Händen und Füßen. Die Guarayos allein sind weit besser proportionirt und von fast europäischer Erscheinung, wenn auch etwas massiv (d'Orbigny a. a. O. und 324). Der Hals, auch die Arme und Beine sind verhältnißmäßig kurz und dick (Rengger Naturg. 2). Die Indianer von Brasilien (worunter wohl vorzüglich die Tupi-Guarani zu verstehen sind) haben sehr breite Brust, weites Becken, kurze Hände und Füße, welche letzteren namentlich vorn breit und mit kurzen breiten Nägeln versehen sind (Spix und Martius 1182). Retzius, der die Guarani zu den dolichocephalae prognathae rechnet, beschreibt den Schädel der Tapuios, die er als Guaranivolk nennt, als länglich keilförmig, hoch im Verhältniß zur Länge, mit ziemlich niedriger, doch gewölbter Stirn, flachen Schläfen, starken Scheitelhöckern und langem schmalen Hinterhaupt, dessen Höcker ebenfalls stark entwickelt ist (Müller's Archiv

1848 p. 280, 1849 p. 544). Hiermit stimmt d'Orbigny's Schilderung nicht zusammen, die dem Guarani runden, seitlich nicht zusammengedrückten Kopf mit erhobener, nicht nach rückwärts fliehender Stirn zuspricht. Rengger bezeichnet den Kopf als klein und breit, Spix und Martius den des brasilianischen Indianers als rundlich breit, bei breitem Mittelhaupt, zugerundetem Hinterkopf und breiter niedriger zurücklaufender Stirn mit großen Stirnhöhlen. Künstliche Schädelcompression, welche Gosse (19) bei den nördlichen Guarani erwähnt, scheint allerdings in älterer Zeit bei mehreren Tupivölkern stattgefunden zu haben, da Lery (142) bemerkt daß man kleinen Kindern die Nasen platt zu drücken pflege, und Coreal (I, 186) angiebt daß platte Nasen ihnen als eine Schönheit gelten.

Das Gesicht der Guarani ist fast rund, die Augen klein, etwas schiefstehend und am äußeren Winkel hinaufgezogen*, die Nase nicht breit, aber kurz mit nur wenig offenen Löchern, die Augenbrauen gut gebogen, doch nicht stark, der Mund mittelgroß und etwas vorstehend bei nicht dicken Lippen; die Backenknochen springen nur wenig vor, obwohl dieß in späteren Jahren in stärkerem Maaße sich zeigt, das Haupthaar ist lang schwarz und grob, der Bart an Kinn und Oberlippe besteht nur aus einigen kurzen Haaren, bei den Guarayos allein ist er stark, auch auf den Wangen, doch stets glatt, niemals kraus (d'Orbigny a. a. O.). Rengger (a. a. O. u. Reise 105) hebt besonders die Chinesenähnlichkeit der Augenstellung, den großen Zwischenraum zwischen beiden Augen, den geringen Einschnitt der Oberlippe und die meist kleinen, am Kopfe anliegenden Ohren hervor; Spix und Martius (a. a. O.) nennen noch als charakteristisch für die Eingeborenen von Brasilien die flache gedrückte Nase, — eine solche schreibt auch Weddell (bei Castelnau VI, 57) den Chiriguana zu — die stärker hervortretende Unterlippe und das zugerundete Kinn. Azara, der schon vor d'Orbigny auf den großen Unterschied hingewiesen hat welcher zwischen den Guarani und anderen südamerikanischen Völkern stattfinde, bezeichnet es für jene als charakteristisch daß sie häufig ein wenig Bart und etwas Haar am Körper haben, und macht darauf

* Die schief geschlitzte Augenlidspalte, die Spix und Martius zu allgemein den Eingeborenen von Brasilien überhaupt zugesprochen haben, findet sich, wie Pr. Maximilian hervorgehoben hat, auch bei manchen Völkern von Nord Amerika.

aufmerksam (II, 55) daß sie sich in späterer Zeit im Zustande der Unterdrückung viel mit Negern gemischt haben. Ihre Weiber sind nach Dobrizhoffer (I, 18) sehr fruchtbar.

Wir fügen hier noch die Charakteristik bei welche Rengger (Naturgesch. 7 ff.) von den Indianern von Paraguay giebt, zwar ohne sich speciell auf die Guarani zu beziehen, doch offenbar mit vorzüglicher Rücksicht auf diese. Der Schädel ist im Allgemeinen klein und das Gesicht im Verhältniß zur Schädeloberfläche größer als beim Europäer. Der Gesichtswinkel beträgt nicht selten nur 65°, niemals über 75°. Die Stirn ist schmal und nur wenig gewölbt, das Hinterhaupt erstreckt sich weit nach rückwärts, sein hinterer und unterer Theil ist fast eben. Die Jochbeine sind stark, der Oberkiefer hoch und breit, die Kinnlade dick und lang; die Höhlen welche die Sinnesorgane einschließen, ebensowohl verhältnißmäßig als auch absolut größer als beim Europäer: die Sinne scheinen von Natur außerordentlich scharf zu sein, nicht bloß in Folge der Uebung. Angeborene Deformitäten kommen nicht vor. Die Eingeborenen erreichen ein hohes gesundes Alter; die Zähne nutzen sich ab, werden aber nicht cariös. Schwere Wunden heilen ohne nachtheilige Folgen. Gegen Schmerz und Beschwerden scheint die Empfindlichkeit verhältnißmäßig nur gering zu sein. Der Gesichtsausdruck ist ernst, läßt keine Leidenschaft und nur selten ein Lachen sehen, auch der Tod wird lautlos ertragen. Ihre Rede ist leise mit niedergeschlagenen Augen. Die Neigung zum andern Geschlechte ist nicht stark bei den Männern, die Menstruation nur gering. An Muskelkraft übertrifft sie der Europäer, steht aber in Ausdauer und Gewandtheit ihnen nach. Die Zehen werden häufig gleich der Hand gebraucht um etwas zu halten oder vom Boden aufzuheben.

Am Amazonenstrome fand Wallace (478) bei den Eingeborenen weder schief geschlitzte Augen noch vorstehende Backenknochen, sondern bei vielen eine vollkommene Regelmäßigkeit der Gesichtszüge. Von Völkern die ausnahmsweise ihren Bart cultiviren, wie z. B. die Molopaques jenseits des Parahyba, bei denen auch blondes und rothes Haar vorkommt, erzählt de Laet (XV, 4), doch wissen wir nicht ob sie zum Stamme der Guarani gehörten.

Wenn es richtig ist daß der Name Tupi, den Vasconcellos für den Namen der alten Heimath dieser Völker (v. Martius a,), St. Hilaire aber (V. aux sources II, 264), wohl nur nach einem eigenen

Einfall für einen Spottnamen erklärt, „die Geschorenen" bedeutet (de Angelis, Indice zu Guzman LXXI), so stimmt dieß wenigstens mit der Sitte überein, daß die Tupi ihr Haar so zu scheren pflegten daß es verschiedene Figuren bildete; wenigstens thaten dieß die Männer, die es nur dann lang wachsen ließen gleich den Weibern, wenn sie auf tiefe Rache sannen (de Laet XV, 2). Andere ließen nur einen Haarbüschel am Hinterkopfe stehen (Coreal I, 186), wieder andere, wie die Motayes, brannten sich eine vollständige Tonsur (de Laet (XV, 4) nach welcher man die Coroados benannt hat. Da diese letzteren keine Tupi sind, ergiebt sich daß jener Gebrauch sich über Völker von verschiedenem Stamme verbreitet hat. Bei den Tupi trugen die Männer Lippen-, die Weiber Ohrenschmuck. Jener bestand bei den Knaben in einer kleinen viereckigen Pyramide von Knochen, bei den Erwachsenen in einem grünen Steine (de Laet XVI, 9, H. Staden Anh. 15, Lery 141). Außerdem schmückten sie sich mit Schnüren von Perlen oder runden Plättchen die aus Muschelschalen geschliffen oder von Holz waren, mit Federn und mannigfaltiger Bemalung; Augenbrauen und Wimpern rissen sie aus (Lery 142 ff.). Die Tapferen tättowirten sich zur Auszeichnung (ebend. und Coreal I, 188), an den Weibern geschah es um die Pubertätszeit (H. Staden Anh. 19); auch bei den südlicheren Guarani, die Kohlenstaub dazu anwenden, ist dieß häufig (Guevara I, 6).

Bei dem Versuche einer Schilderung des Culturzustandes und der Lebensweise der Tupi-Guarani-Völker tritt uns eine ähnliche Schwierigkeit entgegen wie früher bei den Cariben: die Berichte mehrerer Schriftsteller, namentlich einiger älteren, reden nicht bestimmt von Tupis oder Guaranis, sondern von den Eingeborenen Brasiliens im Allgemeinen, obwohl es meist geringem Zweifel unterliegt daß sie dabei jene im Auge gehabt haben; Darstellungen neuerer Reisenden aber sind zu jenem Zwecke nur mit großer Vorsicht benutzbar, weil die Guarani theils durch die Wirksamkeit der Jesuiten unter ihnen, theils durch ihre Kriege und Vermischung mit den Weißen zu stark verändert worden sind: in Paraguay und der Provinz S. Paulo ist bekanntlich eine Mischlingsbevölkerung ganz an ihre Stelle getreten.

Der Name Guarani ist nach P. Ruiz eine Corruption von Guarini „Krieg, Krieger", nach de Angelis (a. a. O. XLI) bedeutet er „die sich Malenden", nach Luccock (332) „die Oestlichen". Man

kann die erste dieser Ableitungen, die d'Orbigny (II, 268) eifrig festhält, billigen, ohne in ihr ein wichtiges Argument für die Identität jenes Volkes mit den Carina oder Cariben zu erblicken, die in ihrem physischen und moralischen Charakter so weit von jenen verschieden sind. Die Stammessage der Guarani bezeichnet die Gegend von Cabo frio als ihre älteste Heimath: dorthin, wird erzählt, kamen einst zwei Brüder zu Schiffe, sie fanden das Land menschenleer und ließen sich darin nieder. Später, als die Bevölkerung gewachsen war, kamen die Weiber zweier Brüder (es wird nicht gesagt ob die eben erwähnten Brüder selbst gemeint seien) miteinander in einen Streit der damit endete, daß der ältere, Tupi, das Land allein behielt, der jüngere, Guarani, aber nach dem La Plata zog und sich dort ausbreitete (Guevara I, 2, del Barco Centenera in der Argentina, Canto I). Jenen Stammvater Tupi scheint Guevara (1, 11) für identisch mit Tupa zu halten, da er von letzterem annimmt daß er nicht sowohl als Gott, sondern vielmehr nur als Wohlthäter des Volkes verehrt worden sei, womit de Laet's Angabe (XV, 2) und die Marcgrav's von Liebstadt (VIII, 11) übereinstimmt, daß die Brasilianer den Ursprung des Landbaues auf ihren Lehrer Tupan zurückführen, unter welchem sie zugleich den Donner und Blitz, die himmlischen Mächte verstehen die dem Landbaue das Gedeihen geben müssen. Durch diese nahe liegende Gedankenverbindung scheint demnach der Cultus ihres Stammheros mit der Verehrung des höchsten Wesens selbst von ihnen verschmolzen worden zu sein. Nach P. Eckart's Zusätzen zu Cudena (bei Veigl 584) wäre freilich das Wort Tupà oder Tupan (Gott) nicht genau dasselbe mit Tupá (Donner), doch stellt Pr. Maximilian (c, 42) diesen Unterschied ausdrücklich in Abrede, und während Thevet (ch. 28) angiebt daß sie den Donnerer Tupan nannten, hebt Lery (265) hervor daß es nur den Donner bezeichne, da sie von einem Donnerer, wie überhaupt von einer Gottheit nichts wüßten. Nach ersterem (ch. 44) sollen sie sogar die Zauberklapper, einen mit bunten Federn geschmückten Kürbis auf einem Stocke, als ihren Tupan verehren; Lery (282) erzählt zwar auch von dieser Verehrung durch funfzehntägiges Speise- und Trankopfer, das der Maraka vorgesetzt wird, nennt jedoch dabei den Tupan als den eigentlichen Gegenstand des Cultus nicht. Der Gebrauch dieses Namens beruht wohl an jener Stelle bei Thevet ebenso auf einem Mißverständnisse wie bei Reng-

ger (Reise 130), bei dem es heißt daß Tupa von ihnen nur als die Quelle alles Uebels betrachtet zu werden scheine. Auffallend und schwer erklärlich würde nur dieß sein, daß Tupa, wenn er ursprünglich identisch war mit dem Stammvater der Tupi, nicht bloß bei diesen, sondern auch bei den Guarani Verehrung fand, welche doch nach ihrer Trennung von den Tupi vielfach in erbitterter Feindschaft mit ihnen lebten (Guzman II), wie freilich auch diese untereinander selbst, denn als die Hauptfeinde der Tupinambas nennt Lery (235, 251) die Margäates, welche dieselbe Sprache redeten.

Daß die Guarani zwar an einen Gott geglaubt, aber weder Opfer noch Cultus gehabt hätten (Charlevoix I, 268), ergiebt sich aus dem Vorstehenden als irrthümlich. Idole besaßen sie nicht*, pflegten aber bei gewissen Pfählen Gaben darzubringen um die bösen Geister zu versöhnen, die sie ihren verschiedenen Functionen gemäß mit verschiedenen Namen bezeichneten und so sehr fürchteten, daß der Schrecken vor diesen ihnen bisweilen sogar den Tod brachte (de Laet XV, 2). Zum Schutze vor Agnan (Agnian Aenjang) oder Kaasherre (Lery 267), dem Bösen, führten sie Nachts stets einen Feuerbrand mit sich (Thevet 35). Daß sie Gebete oder Anrufungen gebraucht hätten, stellt Lery (282) ausdrücklich in Abrede. Nur Coreal (I, 223) erzählt daß sie die Hände zur Sonne und zum Monde erhöben. Marcgrav (VIII, 5 und 12) spricht von Verehrung der Plejaden, mit deren Aufgange im Mai sie ihr Jahr angefangen hätten. Derselbe Cultus wird von Andern den Guaycuru zugeschrieben; die Sache beruht aber, wie es scheint, auf einem Mißverständniß, da jenes Gestirn in diesen Gegenden niemals untergeht (de Angelis a. a. O. XLIII). Fluthsagen finden sich öfter bei ihnen erwähnt: einige Familien, heißt es, welche die Gefahr vorher wußten, retteten sich auf einem Palmbaum (Guevara I, 2).

Die sittlichen Vorstellungen dieser Völker treten in der Art ihres Unsterblichkeitsglaubens hervor: die Seelen der Tapferen fliegen hinter die höchsten Berge, wo sie in Gemeinschaft mit ihren Vorfahren (mit Tupan?) ein genußreiches Leben führen, die der Trägen und Feigen

---

* Wenn ihnen H. Staden (c. 23) solche zuschreibt, so berichtigt er dieß später selbst dahin (Anh. 22), daß sie den Zauberklappern besondere Hütten baueten und ihnen Essen vorsetzten.

dagegen werden von Agnan gequält (Lery 266, Thevet 37). Gewisse Vögel gelten als Sendboten verstorbener Freunde und Verwandten (Lery 195). Die Chiriguana, denen es an religiösen Vorstellungen ganz fehlen soll, obwohl sie ihren Lippenschmuck als Amulet betrachten, Augurien und mancherlei Zaubereien haben, glauben daß die Verstorbenen öfters in Thiergestalten wieder erscheinen (Lettres éd. II, 133, Weddell bei Castelnau VI, 55, 311). Ihre Todten begraben sie in der eigenen Hütte in großen irdenen Töpfen (ebend.). Die Tupi halten ein sechsstündiges Trauergeheul und bringen den Todten in aufrechter (Thevet 43 und Gandavo 110 sagen in sitzender) Stellung in eine runde Grube, die für den Familienvater in seinem Hause gemacht wird; man setzt Speise bei, damit Anjang die Leiche nicht ausgrabe, und überdacht das Grab, wenn die Angehörigen fortziehen, diese erneuern aber das Trauergeheul, so oft sie sich später der Grabstätte wieder nähern (Lery 327 ff.). Mit dieser Todtenklage die den erlittenen Verlust verkündigt, beginnt auch der Empfang jedes Fremden (de Laet XV, 2, Lery 314). Am Grabe des Häuptlings sollen sich bei den Guarani in früherer Zeit einige seiner Getreuen geopfert haben, und man pflegte auf demselben pyramidenförmige Steinhaufen und einen Palisadenzaun zu errichten (de Alvear 15).

Die Zauberärzte und Wahrsager dieser Völker (Pagé, Piaché), welche die Kur der Krankheiten durch Aussaugen oder Anblasen des leidenden Theiles bewirkten, waren zwar hoch verehrt, doch kosteten ihnen falsche Prophezeiungen bisweilen das Leben, und man beschuldigt sie daß sie für entsprechenden Lohn Vergiftungen vornahmen (Thevet 36, 46). Bei gewissen Feierlichkeiten bließen sie die Krieger mit Tabaksrauch an und sprachen: Nehmt hin den Geist der Tapferkeit mit dem ihr euere Feinde besieget (Lery 280). Bei ihrer ärztlichen Praxis war die Maraka ihr Hauptinstrument. Indessen wandten die Brasilianer auch eine große Menge wirklicher Arzneimittel an, welche ausschließlich dem Pflanzenreiche angehörten (S. Sigaud 147). Daß sie sich den Zusammenhang zwischen dem Heilmittel und der Kur wirklich auf die Weise dachten wie wir p. 391 nach v. Martius angeführt haben, zeigt der Aberglaube daß sie keine Enten und andere langsame Thiere aßen um nicht so träge zu werden wie diese (Lery 188, Thevet 30), und es ist dieß nicht der einzige Punkt in welchem sie mit den Cariben übereinstimmten (S. oben p. 384, vgl. 159). Alles was mit dem Treiben

der Piache zusammenhängt, zeigt bei beiden Völkern eine so große Aehnlichkeit, daß man an eine Uebertragung desselben von dem einen auf das andere und daher an eine tiefere Wechselwirkung beider mit einander zu glauben geneigt wird. Auch bei den Guarani hatte das Mädchen um die Pubertätszeit grausame Proben zu bestehen, wurde fest eingenäht und strengen Fasten während dieser Zeit unterworfen. Letzteres fand auch während der Schwangerschaft und für den Mann nach der Geburt des Kindes statt (de Laet XV, 2, Lettres éd. II, 132), dessen Erkrankung die Enthaltsamkeit der ganzen Verwandtschaft von den Nahrungsmitteln nöthig machte welche man dem Kinde schädlich glaubte (Guevara I, 8). Erwägt man daß aus diesen Uebereinstimmungen welche sich zwischen den Cariben und Guarani in Sitten und Gebräuchen finden, auch noch solche von anderer Art bestehen (s. oben p. 349), daß Völker von caribischem Stamme, wie wir gesehen haben, über den Amazonenstrom nach Süden hinüberreichen in das Gebiet der Tupi-Guarani, während mehrere Namen von Guaranivölkern sich im Lande der Cariben wiederfinden (s. oben p. 366), daß vielleicht der Name der Carios, wenn nicht der der Guarani selbst, mit dem der Cariben ursprünglich identisch ist (s. oben p. 408 u. 417), so wird man die Vermuthung nicht zurückweisen können daß in alter Zeit jene beiden Völkerfamilien in näheren Beziehungen zu einander gestanden haben.

Der friedliche gutmüthige Charakter der Guarani, der sie von den Cariben scharf unterscheidet, ist wenigstens für die spätere Zeit unbestritten. Mit Ausnahme der Chiriguana haben sie sich der Mission leicht zugänglich gezeigt und sind überall ohne Schwierigkeit von den Weißen unterworfen worden. Allerdings hat die Regierung der Jesuiten dazu beigetragen sie abzustumpfen und ihre Thatkraft zu lähmen, daher sie z. B. Azara (II, 256 und sonst) als so apathisch schildert, daß sie selbst unverstandene und widersinnige Befehle ausführen, und sich aus Trägheit auf alle Weise vor jedem Auftrage zurückzuziehen suchen den man ihnen geben könnte; daß sie aber auch schon vorher wenig kriegerisch, sanft und nachgiebig waren, läßt sich schwer bezweifeln. Geduldige und treue Nachahmung ohne eigene Erfindungskraft war ihre starke Seite (Rengger, Reise 363), im stillen und stummen Ertragen von Mühen und Leiden leisteten sie Unglaubliches. Verdiente ihre Ehrlichkeit geringes Lob, da sie bettelarm waren, so

wird dagegen ihrer Höflichkeit und Dankbarkeit rühmend gedacht. Beim Empfang wie beim Abschied und bei der Begegnung grüßten sie mit bestimmten Formeln, und wenn sie ein Geschenk erhielten, dankten sie mit den Worten: „dieß wird mir besonders nützlich sein" (Dobrizhoffer I, 91, 168, III, 472). Wie die Guarani waren auch die Tupi größtentheils friedfertige Menschen; Streit war bei ihnen selten, führte er aber zu Verwundung oder Tod, so trat strenge Vergeltung ein (Lery 303).

Unter den älteren Schriftstellern schildert zwar Cabeza de Vaca (552, 558) die Guarani als sehr kriegerisch, doch hat die Folgezeit gelehrt daß sie sich schneller vollständiger und dauernder unterwerfen ließen als andere Völker. Sein Urtheil scheint durch den Cannibalismus bestochen worden zu sein, der sich freilich später vollkommen verloren hat (Rengger, Reise 134), damals aber bei ihnen in voller Uebung war: sie schmückten vergnügten und pflegten ihre Kriegsgefangenen auf alle Weise, gaben ihnen selbst Weiber, erschlugen und fraßen sie aber später mit ihrer Nachkommenschaft. Ihre eigenen Kinder nahmen an diesen cannibalischen Festlichkeiten Theil, deren Hauptzweck nächst der Befriedigung der Rache darin bestand den Muth und die Tapferkeit der Krieger zu erhöhen (de Alvear 11). Auch das Fest bei welchem die Kinder ihren Namen erhielten, wurde mit Erwürgung und theilweiser Zerstückelung eines Gefangenen gefeiert (Charlevoix I, 270). Durch möglichst rasche Fortschaffung der Gefallenen aus dem Kampfe suchte man zu hindern daß die Leiche in der Gewalt des Feindes bliebe (Guevara I, 5). Bei den Tupi, welche zum Theil kriegerischer gewesen zu sein scheinen als die Guarani, fanden ganz dieselben Greuel statt, die in grauenhafter Ausführlichkeit namentlich von Lery (248, 256) und H. Staden (Anh. c. 28) geschildert worden sind. Daß die eigenen Todten von ihnen bisweilen zum Beweise der Liebe und Verehrung verzehrt würden, erzählt Marcgrav allein (VIII, 12). Da sie den Tod nicht scheuen, findet keine Auslösung der Gefangenen statt, solche für Geld loszugeben halten sie für sehr schimpflich (Thevet 40f.). Nie wird einem Gefangenen das Leben geschenkt, außer etwa einem Weibe, das dann in den Stamm heirathet, und auch diesem schlägt man nach ihrem Tode den Schädel ein, wenn sie keine Kinder hat die dieß hindern (Gandavo 141).

Im Kriege führen die Tupi Bogen und Pfeil, 5—6′ lange Keulen die wie Schwerter mit einer scharfen Schneide versehen sind, und Schilde von Tapirhaut. Die Guarani bedienten sich der Schleuder. Ihre Dörfer umgeben die Tupi öfters mit einfachen oder doppelten Pfahlzäunen und schützen deren Eingang durch verborgene spitzige Stöcke (H. Staden, Anh. c. 4). Die Krieger werden mit Hörnern zusammengerufen. Vor der Schlacht heulen und schreien sie furchtbar, und kämpfen nicht bloß aus dem Hinterhalte, sondern häufig auch offen und in Masse, ihre Wuth dabei ist die reißender Thiere und keiner ergreift die Flucht. Die Rache treibt sie nicht selten zu den verwegensten Thaten (Beispiele bei Gandavo 126). Aus den Knochen der erschlagenen Feinde machen sie Pfeifen, aus seinen Zähnen Halsbänder, ihre Schädel werden in Haufen aufgeschichtet und bewahrt (Lery 238 ff.). In ihren Kähnen, die aus einem einzigen Stamm gearbeitet sind oder nur aus Baumrinde bestehen (Gandavo 122) und meist etwa 50 Menschen fassen, kämpften sie nicht selten auch zu Wasser (Thevet 39). Sklaven nehmen am Kampfe nirgends Theil (v. Martius a, 24). Die Chiriguana sind gute Reiter, haben Sättel von Stroh und im Kampfe zu Pferde eine Rüstung von Leder; Feuerwaffen fürchten sie (Viedma b, 49).

Die Häuptlingswürde, welche bei den Guarani bisweilen der Preis der Beredtsamkeit war, ging gewöhnlich vom Vater auf den erstgeborenen Sohn über, der Anführer im Kriege dagegen erhielt seinen Platz durch Wahl (Guevara I, 4 f.). Jedes Dorf hatte sein besonderes Oberhaupt das selbstständig und unabhängig war (Charlevoix I, 268). Seine Gewalt war unbeschränkt, seine Untergebenen bauten für ihn das Feld und er genoß einen Vorzug bei der Vertheilung der Jagdbeute, sonst aber keine Auszeichnung; ihn zu verlassen stand einem jeden frei (de Alvear 9 f.).

Den Tupi galt nur der erste Verwandtschaftsgrad als Ehehinderniß: mit der Mutter Schwester oder Tochter war keine Ehe möglich, auch nicht mit der Tochter oder Schwester des Aturassap, d. h. des Freundes mit dem man Alles gemein hat. Die Nichte zu heirathen war aber Sitte und wurde sogar als ein Recht in Anspruch genommen (Gandavo 115). Eine Heirathsceremonie fand nicht statt, nur die Einwilligung der nächsten Verwandten der Frau war erforderlich (Lery 239). Je tapferer einer war, desto mehrere Weiber pflegte er

zu haben; eine von diesen hatte den Vorrang vor den übrigen, doch lebten sie gewöhnlich in Frieden miteinander (ebend., Thevet 42). Während der Schwangerschaft und des Wochenbettes wurden sie durchaus nachsichtig und sorgsam behandelt. Von den Mädchen verlangte man keine Zurückhaltung (Pigafetta 20), für die Weiber aber stand auf Ehebruch der Tod oder schimpfliche Verstoßung. Nur Gandavo (116) erzählt daß einige Weiber bei ihnen stets einsam und ohne allen Umgang mit Männern lebten. Unnatürliche Laster waren verabscheut (Lery, Thevet). Morgens beim Aufstehen erhielten die Glieder der Familie von deren Haupte ihre Geschäfte zugewiesen. Für den Neugeborenen bedurfte es von Seiten des letzteren oder eines seiner Freunde einer besonderen Anerkennung, die dadurch kundgegeben wurde daß man ihn vom Boden aufhob (de Laet XV, 2); der Knabe erhielt alsdann sogleich einen kleinen Säbel Bogen und Pfeil und eine Ermahnung zur Tapferkeit (Lery 297). Bei den Guarani, deren Häuptlinge allein mehrere Weiber gehabt haben sollen, leugnet Charlevoix (I, 269, 272) das ausschweifende Leben dessen sonst die Mädchen vielfach beschuldigt worden sind; das äußerst unvortheilhafte Bild das v. Martius (a, 55 ff.) in dieser Hinsicht von den Eingeborenen Brasiliens überhaupt gegeben hat, dürfte wohl zu dunkel gehalten sein. In Rücksicht des Verkaufes der eigenen Kinder, den man den Guarani vorgeworfen hat, bemerkt Rengger (Reise 131, 325) daß dieß höchstens von Waisen oder von gestohlenen Kindern verstanden werden dürfe. Die Chiriguana, die ebenfalls keine Heirathsceremonien haben (Weddell bei Castelnau VI, 56), lösen ihre Ehen oft wieder auf um neue zu schließen: der Bewerber liefert dem Mädchen Wildpret und Früchte, und stellt ein Bündel Reisholz vor die Thür ihrer Hütte; nimmt sie dieses zu sich herein, so ist er erhört und die Ehe wird vollzogen (Lettres éd. II, 132). Die Gemeinen haben bei ihnen nur eine Frau, der Häuptling deren zwei (Viedma b, 49).

Alle bekannten Völker von Süd Amerika haben etwas Landbau (v. Martius a, 33). Die Tupi, obgleich nicht festsässig, zogen hauptsächlich Manioc und Mais (H. Staden Anh. 10, 36, de Laet XVI, 9, Lery 155, bei letzterem über deren Zubereitung). Die Feldarbeit wurde gemeinsam betrieben und bei dieser Gelegenheit dem berauschenden Caouin oder Kaveng* stark zugesprochen, das in dem gegohrenen

* Ein berauschendes Getränk dieser Art ist in Süd Amerika sehr allgemein

Aufguß von Mais oder Hirse bestand den die Weiber vorher gekaut und gekocht hatten; überhaupt waren Trinkgelage bei ihnen häufig (de Laet XV, 2, Lery 162 ff.). Auf das Feld hinaus geht der Mann stets vor, bei der Rückkehr hinter der Frau, damit diese bei Gefahr leichter fliehen könne; im Dorfe hat sie den Vortritt um stets beobachtet werden zu können (de Laet). Um das Fleisch langsam zu braten oder zu trocknen bedienten sie sich eines auf vier Gabeln ruhenden Rostes von Holzstäben (boucan). Beim Essen herrschte gänzliche Stille (Lery 171, Thevet 30). Sie zogen viele Hühner, ursprünglich nur welsche, und trieben Fischfang, zu welchem sie auf Floßen von nur 2′ Länge und Breite in die ruhige See fuhren, theils mit Bogen und Pfeil theils mit der Angel (Lery 187, 207). Den Tabak rauchten sie in Form von Cigarren, doch nur die Männer (Thevet 32). Gemeinschaftliches Rauchen ist auch in Brasilien das Symbol von Frieden und Freundschaft (v. Martius a, 48). Die Tupi gingen völlig unbekleidet (Lery 139, Gandavo 118) und wohnten in 2 bis 500 Schritte langen, 20—30′ breiten Häusern die aus dickem Holzwerk bestanden und mit Palmblättern gedeckt waren; diese umschlossen öfters im Viereck einen großen Platz, und in ihnen lebten bisweilen hundert und mehrere Familien zusammen (Thevet 44, de Laet XVI, 9, H. Staden Anh. 4, Pigafetta 16). Ihre Dörfer behielten zwar stets dieselben Namen, wurden aber alle fünf bis sechs Monate versetzt (Lery 304). Der Hausrath bestand aus irdenen Schüsseln und Gefäßen von verschiedener Form, die gebrannt und inwendig glasirt waren (ders. 308, H. Staden Anh. 13). Ihre Spindel war ein Stock von 1′ Länge der mit Hülfe einer hölzernen Kugel durch die er gesteckt war, wie ein Kreisel gedreht wurde. Aus den sehr fein gesponnenen Fäden webten sie an einfachen, aufrecht stehenden Webstühlen die Hängematten in denen sie schliefen. Zum weiß waschen der beschmutzten Gewebe wendeten sie den Saft einer Gurkenart an (Lery 306, H. Staden Anh. 6). Luccock (435) beschreibt neuerdings eine von Indianern der Provinz Minas geraes erfundene Maschine um Manioc zu stampfen oder Kaffee zu enthülsen als ein beachtenswerthes Zeugniß für ihre Erfindsamkeit, und Tietz (53) führt zum

verbreitet. Name und Bereitungsweise erinnern an die Kava der Südseeinsulaner (Gilii 376, Pr. Max. a, I, 79, II, 220, H. Staden 17, 21, 28, Anh. 14: Caui, Kaawy, Kawi, Kawawy).

Beweise ihrer Brauchbarkeit und Thätigkeit an daß die kleinen kupferbraunen Caboiles aus dem nördlichen Brasilien sich als tüchtige gelehrige und treue Matrosen in der brasilianischen Marine auszeichnen. In der Provinz Para dienen die Eingeborenen häufig auf den Schiffswerften und als Soldaten (Spix und M. 903).

Bei den Guarani fanden die Spanier zu ihrer Verwunderung ausgedehnten Mais- Cassava- und Gemüsebau, Hühner Papageien und anderes Hausgeflügel in Menge, und erhielten durch freundliche Behandlung überall Lebensmittel von ihnen im Ueberfluß (Cabeza de V. 552). Bisweilen haben sie wilde Schweine, sehr häufig Strauße gezähmt, und es gab Völker unter ihnen bei denen die Weiber von den Schultern bis auf die Füße in selbstgemachte weiße Zeuge gekleidet waren (Dobrizhoffer I, 115, 421, 84). Ihre Wohnungen bauten sie aus Holz und Stroh, hatten Trommeln und Trompeten als Kriegsmusik und kleine Metallplatten die sie an der Stirn befestigten um den Feind im Kampfe damit zu blenden (Cabeza de Vaca 557, 561, 572). Neuerdings freilich hören wir nur von schlechter Bewirthschaftung der Felder die bei ihnen zur Erntezeit Gemeingut sind, von Gefräßigkeit zur Zeit des Reichthums, von Geduld und Apathie zur Zeit des Mangels (Rengger, Reise 123ff.). Die Chiriguana haben strohgedeckte Hütten von Rohr oder Pfahlwerk und Lehm; sie sind viereckig mit lang herabhängenden Dächern und sehr reinlich (Viedma b, 8, 50, Weddell bei Castelnau VI, 56, 258). Ihre Dörfer legen sie kreisförmig an, so daß sie einen freien Platz einschließen (Lettres éd. II, 131). Sie sind festsässig, bauen Früchte, haben Rinder- und Pferdeherden, doch sind sie dem Trunke sehr ergeben (Weddell a. a. O. 306, Viedma b, 10). Manche von ihnen kleiden sich ganz spanisch in Baumwolle, die meisten aber tragen bloß einen Schurz, nur bei Empfangsfeierlichkeiten einen Poncho (ders. 9, 49). Ihre Waffen sind Bogen und Pfeil. Von Producten ihres Kunstfleißes sind nur noch die 12 Decimeter hohen und 1 Meter weiten irdenen Krüge zu nennen die sie verfertigen (Weddell a. a. O. 56).

Das große Volk der Omagua redet zwar keinen Dialekt der Tupisprache, steht aber unzweifelhaft in einem näheren Verhältniß zu den Tupi-Guaranis, wahrscheinlich in dem eines Nebenstammes zum Hauptstamme (Vater, Mithrid. III, 2, 604, hauptsächlich nach Con-

damine). Die Verwandtschaft beider hat nächst letzterem Veigl (79) ausgesprochen, Spix und Martius (1192), Pöppig (II, 423), Velasco (III, 5, 6) u. A. sie bestätigt. Die ältesten Nachrichten über sie rühren von Philipp von Hutten, Orellana und Acuña her. Der erstere stieß (1540 ff.), wie oben erwähnt (p. 367), jenseits des Guaviare in Macatoa auf die bekleideten und bärtigen Guaypes oder Guaypes, die schon Georg von Speier (1536) besucht und in Dörfern wohnend gefunden hatte, in denen unter andern ein mehr als 200 Schritte langes Haus mit zwei großen Thüren stand, eine Art Nonnenkloster und zugleich Tempel der Sonne, wo Opfer gebracht wurden (Simon I, 3, 12). Philipp von Hutten hatte auf seinem Wege nach Süden Eingeborene getroffen die ganz nackt waren, keine Wohnungen hatten und ohne Ehe lebten; in der gut gebauten Stadt Macatoa aber nahmen ihn bekleidete Bewohner gut auf, er sah bebaute Felder, und man sagte ihm daß im Südosten die Omaguas unter ihrem Oberpriester Quareca lebten, die bekleidet seien wie die Spanier, große Herdenthiere gleich denen in Peru, vieles Hausgeflügel und Gold und Silber hätten (ders. I, 5, 3—7). Die Spanier überzeugten sich durch den Augenschein von der Wahrheit dieses Berichtes: die Omeguas oder Omaguas wohnten in einem stark bevölkerten Lande, das breite und gute Wege und sehr große Dörfer mit geraden Straßen hatte; sie gingen stets bekleidet, trugen Federbüsche, führten lange Lanzen und Schilde und trieben regelmäßigen Landbau. Ein großes Haus das dem Häuptling gehörte, wurde ihnen als der Tempel bezeichnet der viele Idole von halber bis zu ganzer Lebensgröße enthielte (Simon I, 5, 7 f., Piedrahita X, 5). Orellana fand im Lande der Homaga oder Homagua eine kupferne Axt von nahezu peruanischer Form, gut glasirtes Irdengeschirr mit sehr zierlichen Malereien und große Idole. Es herrschte in diesen Gegenden Sonnencultus: die Thüren der Wohnungen waren nach Osten gerichtet; dasselbe war auch noch weiter stromabwärts in der Nähe der Mündung des R. Negro der Fall, wo Orellana in einem Dorfe einen Sonnenaltar sah, auf welchem in Holz-Relief ein Thurm mit zwei Thoren dargestellt war; auf beiden Seiten befanden sich zwei rückwärtsschauende Löwen, auf dem Platze aber stand der Tempel der Sonne, in welchem eine Menge schöner Federmäntel aufbewahrt wurde (Oviedo XLIX, 3, L, 24). Herrera (VI, 9, 4) fügt diesen Angaben nur noch hinzu daß an den Armen

und Waden der gigantischen Idole von denen Orellana erzählte, Räder angebracht waren. Die Ausdehnung des Sonnencultus am Amazonas abwärts von den Omaguas hat zwanzig Jahre später (1561) Aguirre bestätigt: bei den unbekleideten cannibalischen Arnaquinas fand er Tempel bei welchen die Bilder von Sonne und Mond aufgestellt waren, vielleicht als männliche und weibliche Gottheit (Simon I, 6, 24).

Ueber den Wohnsitz der Omaguas findet sich eine nähere Angabe erst bei Acuña: dieser berichtet nämlich daß ihr Land von geringer Breite, aber 200 leguas lang sei und am Marannon abwärts sich bis auf 16 leguas von der Mündung des Putumayo erstrecke. Er nennt eine Menge von Völkernamen die jetzt verschwunden sind, und seine Bemerkungen (667, 680) über den Handel der Curuzicaris mit vortrefflichem Töpfergeschirr, wie über die ausgezeichneten Holzschnitzereien der Caripunas und Zurinas (die ersteren von der Mündung des Jurua stromabwärts, die letzteren beiden oberhalb der Mündung des R. Negro), deuten darauf hin daß sich die Cultur welche bei den Omaguas bestand, wahrscheinlich von ihnen aus auch über andere Völker am Amazonenstrom verbreitet hatte; sie selbst aber sollen von einigen Quixos gelernt haben die vor den Spaniern geflüchtet, zu ihnen gekommen seien (658). Können wir nun zwar nicht daran denken daß die Omaguas sich erst um die Zeit der Eroberung civilisirt hätten, so liegt doch in jener Angabe Acuña's ein vielleicht richtiger Hinweis auf die Gegend von welcher höhere Bildung zu ihnen gelangt ist. Die Quijos nämlich werden mit den Yumbos und mehreren anderen Völkern von Rodriguez (I, 6) als die Bewohner der Gebirge im Süden von Popayan genannt, und Piedrahita (IV, 1) führt die Omaguas selbst neben den Pijaos und Paezes als eines der drei Hauptvölker von Popayan auf. Condamine erwähnt in jenen Gegenden ebenfalls ein Volk der Omaguas und findet es wahrscheinlich, daß sie vor den Spaniern die Neu Granada eroberten, geflohen, von dort an einem der südöstlich laufenden Ströme herabgezogen seien — dieser Flucht freilich läßt sich kaum beistimmen, da sie schon vor der Mitte des 16. Jahrhunderts am Marannon in großer Ausdehnung festsaßen und die ältesten Berichte von solcher Einwanderung nichts mittheilen.

Die Omaguasyete, d. i. die wahren Omaguas, wohnten (nach Acuña) am oberen Putumayo, ein anderer Theil derselben am oberen

Yetau oder Yutay; Pater Girval setzt die Omaguas an die Ufer des Yapura (Vater, Mithrid. III, 2, 597). Nun heißt es zwar bei de Laet (Index capp. ad lib. XVII not.) daß nach Cevallos unter dem Namen der Omaguas mehrere verschiedene Völker zusammengefaßt würden*, da indessen diese Behauptung ganz isolirt steht und der eigentliche Name der Omaguas nach Acuña Aguas heißt, sind wir vielmehr versucht (mit Vater a. a. O. 599) in allen den Völkern Verwandte von ihnen zu vermuthen, deren Namen dem ihrigen gleich sind oder diesen als Bestandtheil enthält. Dahin gehören die Aguas welche man zerstreut in Neu Granada, Venezuela und in den Ebenen des Orinoco gefunden hat, namentlich in 10° n. B. und 305° L., 9° n. B. und 314° L., im Innern unter 4° s. B. und 305° L. (ebend.); dann die Enaguas am Guaviare. Ferner nennt Herrera (IV, 7, 6) zwischen Coro und Barquisimeto Axaguas, die vermuthlich mit den Achaguas identisch sind, welche Humboldt (ed. Hauff III, 34) neben den Guamos Guajibos und Otomaken als die Bewohner der Ebene zwischen dem Apure Meta und Guaviare anführt. Piedrahita (I, 2) bezeichnet die Achaguas in den Ebenen von S. Juan, südöstlich von dem Hauptsitze der Muyscas, als das fähigste von allen Völkern Neu Granada's. Condaguas führt Oviedo (XXV, 2) an ohne ihren Wohnsitz näher zu bezeichnen. Die Capanaguas oder Busquipanes am rechten Ufer des Ucayale den Mayorunas benachbart (Maw 468), und die christianisirten Maraguas am Yutay (Herndon 247) sind vielleicht hierher zu rechnen, schwerlich dagegen die Yaguas bei Pebas am Marañon, welche ganz den Haarschnitt der Alt-Peruaner tragen (Maw 200) und sich für Nachkommen der Incas halten (Osculati 209); von Castelnau (V, 18) sind sie näher beschrieben worden. Die Payaguas auf der Ostseite des Napo (Lettres éd. II, 112), an welchem nach Veigl (99) durchgängig dieselbe Sprache herrschte, gehörten mit den Omaguas zu den Völkern bei denen die Mission in der Zeit von 1683—1727 Eingang fand (Velasco III, 5, 10). Wenn de Angelis (Indice zu Guzman, XL) die Payaguas am Paraguay zu den Guarani zählt, so scheint

* Im Gegensatze zu dieser Angabe behauptet Alcedo, die Omaguas seien das am weitesten verbreitete Volk in Amerika und sie führten in verschiedenen Gegenden verschiedene Namen, es gebe Omaguas in Venezuela, zwischen den Flüssen Napo Curaray Putumayo und Negro wie am Marannon.

eine irrthümliche Angabe bei Hervas (s. Vater, Mithrid. III, 2, 489) und die Beziehung ihres Namens zu den Omaguas das Einzige zu sein, was sich für diese Ansicht geltend machen läßt, obwohl das Vorkommen ihres Namens in so weit entlegenen Ländern eine merkwürdige Thatsache ist, die zu weiterer Untersuchung auffordert.

Mit etwas größerer Sicherheit läßt sich die Verwandtschaft einiger anderen Völker zu den Omaguas nachweisen. Unter den Ucayales, die sprachlich den letzteren sehr nahe stehen (Rodriguez VI, 5), sind wahrscheinlich die Cocamas zu verstehen, die nach Veigl (60) in früherer Zeit am Ucayale zwölf Tagereisen von dessen Mündung lebten und deren Sprache er als dieselbe angiebt wie die der Omaguas; auch sollen sie ihre Herkunft selbst von diesen ableiten (Osculati 231). Rodriguez (III, 2), der sie von seinen Ucayales zu unterscheiden scheint, giebt sie am Huallaga an; Castelnau (IV, 455) fand Cocamas in Nauta, die früher in La Laguna gelebt hatten. Velasco (III, 5, 9) hält sie für ursprünglich verschieden von den Omaguas und glaubt daß sie sich erst seit 1680 mit diesen gemischt haben. Die Cocamillas sind eine Abtheilung desselben Volkes. Die Yurimaguas scheinen die Omaguas vom Yurua zu sein; wenigstens wohnten sie dort in früherer Zeit. Nach Pöppig (II, 384) wären sie von der Mündung des Madeira im 17. Jahrhundert von Portugiesen verdrängt, an den Huallaga gekommen, wo die Mission liegt die ihren Namen führt. Wenig wahrscheinlich ist daß sie die Omaguas zwar als Verwandte behandeln, zugleich aber eine völlig verschiedene Sprache reden sollten (Velasco III, 5, 19). Auch die Tocantins am gleichnamigen Flusse unter 5° s. B. sollen sprachlich zu den Omaguas gehören (Vater a. a. O. 602). Endlich scheinen sich die vorhin erwähnten Guaypes den Omaguas anzuschließen, da die Culturstufe auf der sie im 16. Jahrhundert standen, so ziemlich dieselbe war wie die der letzteren; auch in den Otomaken hat Humboldt (R. in d. Aeq. IV, 578) Verwandte derselben vermuthet.

Die Zusammengehörigkeit dieser Völker vorausgesetzt, ergiebt sich daß Zweige des Omagua-Stammes im Flußgebiete des Meta und Guaviare im Osten und Südosten das Land der Muyscas umgaben. Nimmt man hinzu daß die Omaguas ihrer Sage nach vom östlichen Abhange der Anden von Neu Granada über den Yapura an den Marannon gedrungen sind (Humboldt a. a. O.), so wird man geneigt

sein den Ursprung ihrer Cultur bei den Muyscas zu suchen. Als ein nicht uninteressanter Nebenumstand ist in dieser Hinsicht noch hervorzuheben, daß zu der früher erwähnten menschlichen Statue mit lang nach hinten ausgezogenem Schädel, die man in Barra do Rio Negro entdeckt hat, die Omaguas, da sie ihre Köpfe sowohl vorn als hinten abplatteten (Acuña 659) und die Völker verachteten welche dieß nicht thaten (Ulloa I, 329), eine ebenso auffallende Parallele darbieten wie der bei Uricoechea (Tafel 2) abgebildete nach hinten lang gezogene Schädel eines Eingeborenen der Provinz Velez in Neu Granada. Nach Joaq. Acosta (222) herrschte diese Sitte der doppelten Abplattung zwar nicht bei den Muyscas oder Chibchas, dem Culturvolke von Neu Granada, wohl aber bei den ihnen benachbarten Panches. Auch das Wenige was wir von dem religiösen Cultus der Omaguas wissen, scheint jener Ansicht günstig zu sein.

Die Omaguas oder Campevas (d. i. Plattköpfe) zeichnen sich durch hellere Hautfarbe und bessere Körperbildung vor den übrigen Indianern aus (Spix und Martius 1192). Noch Ulloa (I, 328f.) bezeichnet sie nebst den Yurimaguas als die fähigsten und cultivirtesten unter den Eingeborenen dieser Länder: die letzteren bildeten eine Art von Republik, beide waren seßhaft, führten kein ausschweifendes Leben und hatten Beamte welche die öffentliche Ordnung aufrecht hielten; noch jetzt sind sie stolz auf ihre Nationalität und zeigen sich gebildet in ihrer Sprache (Velasco III, 5, 6), doch scheinen sie beträchtlich gesunken zu sein in Folge der räuberischen Einfälle welche die Portugiesen seit 1641 von Gran Para her gegen sie ausgeführt haben. Die erdichtete Beschuldigung des Cannibalismus mußte es rechtfertigen daß sie viele von ihnen in die Sklaverei fortschleppten. Trotz tapferen Widerstandes bemächtigten sich jene allmälich des Landes bis zum R. Negro und drangen im Jahre 1710 vermöge eines massenhaften Angriffes auf die Missionen von dort noch um 8° weiter nach Westen vor; ein ähnlicher Ueberfall im Jahre 1732 wurde dagegen abgeschlagen (ebend. 12, Rodriguez VI, 5). Ueberhaupt finden sich jetzt am Amazonenstrome nur noch schwache und stark veränderte Reste der alten Bewohner und von den vielen von Acuña als mächtig genannten Völkern keine oder kaum noch eine Spur (Spix u. M. 1029). Noch gegenwärtig stehen zwar die Indianer in diesen Ländern etwas höher als in Süd Brasilien (Wallace 476), aber ihre Kunstfertig-

keiten, die von Alvellos aufwärts zunehmen (Spix u. M. 1154, 1171), erstrecken sich nicht hinaus über die Verfertigung ihrer Geräthe und Waffen, Töpferarbeit, geschicktes Pfeilschießen und Fischen (vgl. Spix und M. 1023), den Bau von Kähnen und dergleichen (W. H. Edwards 16 f.). Am unteren R. Negro namentlich liefern sie Schooner zum Flußhandel von einem Gehalte bis zu 200 Tonnen, zu deren Herstellung sie sich nur des Beiles und Hammers bedienen (Wallace 236).

Die Cocamas haben ziemlich dicken viereckigen Kopf, doch, wie es scheint, ohne künstliche Verunstaltung desselben, große Augen, dicke und ziemlich platte Nase und wulstige überhängende Oberlippe; die Hautfarbe ist gelbbraun (Osculati 231). Der perückenartig in die Höhe stehende Haarwuchs der bei ihnen bisweilen vorkommt (Pöppig II, 450), erinnert an die Mischlingsraçe der Cafusos (vgl. Spix und M. 215). Sie sind muthig und kriegerisch, von großem Unabhängigkeitssinn und bedeutender Bildungsfähigkeit, doch haben sie in manchen Dörfern die von den Missionären eingeführten Einrichtungen und christlichen Cultus später freiwillig beibehalten (Pöppig II, 403). Bei Unanue (num. 78) werden sie als ziemlich barbarisch beschrieben.

Die Otomaken zwischen dem Apure und Sinaruco werden von Humboldt (R. in d. Aeq. IV, 555) als häßlich und versunken, von Depons (148) weit vortheilhafter geschildert. Sie haben durch ihr Erdeessen eine gewisse Berühmtheit erlangt, so wenig ausschließlich ihnen auch dieß eigen ist, denn es herrscht, wenn auch in geringerer Ausdehnung, z. B. auf den kleinen Antillen bei allen Klassen der Bevölkerung (du Tertre II, 375, Labat I, 1, 149), im Sertão und am Amazonenstrome (Spix und M. 327, 1081), wurde in Maynas selbst an manchen Thieren beobachtet (Pöppig II, 452) und ist überhaupt eine sehr weit verbreitete Erscheinung (Näheres bei Humboldt, Ansichten der Nat. I, 231 und Heusinger, die Geophagie). Die Otomaken verzehren täglich ohne Nachtheil 3—4" dicke Kugeln von fettem, etwas gebranntem Letten, der einige Zeit im Jahre sogar ihre einzige Nahrung ausmacht (Humboldt). Gumilla (11) erzählt von ihnen daß sie vor dem Aufgange der Sonne immer ihre Todten zu beweinen pflegten, daß dann der Häuptling die Geschäfte des Tages an die Einzelnen vertheilte und daß sie den Feldbau gemeinsam trieben: vielleicht dürfen wir daraus schließen daß sie in früherer Zeit etwas höher stan-

den als jetzt. Ihre jungen Leute werden mit alten Weibern verheirathet, nach deren Tode mit jungen Mädchen (Hartsink 32). Ihren Ursprung sollen sie von ein paar Felsblöcken herleiten (Gumilla 6).

Schon Vater ist die Namensähnlichkeit der Omaguas mit den Omaguacas aufgefallen, welche bei de Laet (XIV, 12) als ein reiches und einigermaßen cultivirtes Volk mit großen Lamaherden und selbstgewebten Wollenkleidern nördlich von Jujuy erwähnt werden. Lozano (119, 192) giebt sie 18 leguas von letzterer Stadt entfernt an, die sie zweimal zerstörten (Charlevoix I, 290), und als Nachbarn der Chiriguanas. Bei der Verwandtschaft der Omaguas zu den Guaranis und ihrer weiten Verbreitung nach Norden, würde es wenig auffallend sein einen Zweig derselben auch im Süden in Tucuman wieder zu finden, wenn sich diese Annahme aus anderen Gründen als aus einer bloßen Namensähnlichkeit empfehlen sollte. Amajuacas oder Amahuacas (Omaguacas) finden sich neuerdings unter den Wanderstämmen in der Gegend von Sarayacu, zwischen dem Flusse Cuja und dem Ucayale (Herndon 209, 469) und 3 Tagereisen östlich von letzterem am Tawaya; ihre Sprache gehört wie die mehrerer anderen Völker des Ucayale, der Conibos, Cachibos, Sepibos u. a., zu dem Stamme der Panos welche vom Huallaga herübergekommen sind (Castelnau IV, 377, 387, 396, 450); von den Panos aber*, die mit den Manoas und Setebos ein Volk bildeten, sagt Skinner (I, 364, II, 96 ff.) daß sie mit den Omaguas und Cocamas seit langer Zeit „durch die Bande des Blutes verbunden" seien. Mehrere Stämme des Ucayale platten gleich den Omaguas den Kopf vorn und hinten ab (Herndon 203), wie dieß Unanue (num. 78) von den Eingeborenen der Pampas del Sacramento und von den in den Andes lebenden bemerkt hat. Wir sehen ferner merkwürdiger Weise auch den Namen der Juris die am Solimoes zwischen dem Putumayo und Japura sitzen, (Wallace 510, auch Vater a. a. O. 612 nennt sie dort nach P. Girval) in Tucuman wiederkehren, und zwar in Verbindung mit dem der Diaguites. Jene nördlichen Juris sind den Passes am unteren Japura stammverwandt, einem Volke das in Gesichtszügen und Körperbildung sich gleich den Omaguas vortheilhaft vor den anderen eingeborenen Stämmen unterscheidet und dem kaukasischen

* Näheres über sie im letzten Abschnitte.

Typus nähert, während es zugleich in sittlicher und religiöser Bildung auf einer entsprechend hohen Stufe zu stehen scheint (Spix und Martius 1204ff., 1237). Von den Juries und Diaguitas in Tucuman hören wir daß sie wie ihre nördlichen Nachbarn, die Omaguacas, selbst gesponnene und gewebte Wollenkleider trugen (de Laet a. a. O.), daß baumwollene und andere Zeuge ihnen als allgemeines Tauschmittel dienten, daß sie außer Lamas auch zahme Strauße und Hühner hielten (Herrera VIII, 5, 8f. und 11). Die ersteren lebten in alter Zeit am Salado, wo die Spanier in der Gegend von Salta und Calchaqui bei ihrem ersten Eindringen (1543) eine starke Bevölkerung fanden, die gut bekleidet und reichlich mit Lebensmitteln versehen war (Guzman I, 4, II, 6). Die Diaguitas im südlichsten Theile von Tucuman* verehrten die Sonne in Tempeln und glaubten daß die Seelen ihrer verstorbenen Häuptlinge als Planeten, die der anderen Menschen als Sterne an den Himmel versetzt würden (Charlevoix I, 103). Nach Herrera war die Diaguita-Sprache allgemein bei den Eingeborenen von Tucuman, obwohl es neben ihr noch vier andere Sprachen gab. Vater (Mithrid. III, 2, 438) hat deshalb vermuthet daß sie ein Zweig des Guarani sei, und auch dieß würde wie das Meiste was uns von den genannten Völkern bekannt ist, wohl damit zusammenstimmen daß sie mit den Omaguas verwandt sind. Es kann nicht unsere Absicht sein die Fäden durch welche wir diese Völker miteinander verknüpft haben, für stärker und haltbarer auszugeben als sie sind; nur einen Fingerzeig für weitere sprachliche Untersuchungen können sie geben, der bei der Dunkelheit des Gegenstandes willkommen sein muß.

Wir können die Abschweifung nach Westen zu der uns die Verfolgung der ethnographischen Verhältnisse geführt hat, nicht schließen ohne zu bemerken, daß es in Rücksicht der höheren Culturstufe auf welcher die Omaguacas Juris und Diaguitas in Tucuman standen, am nächsten liegt an peruanische Einflüsse zu denken, denn der westliche Theil dieses Landes, dessen Inneres ganz culturlose Höhlenbewohner inne gehabt haben sollen, stand zur Zeit seiner Entdeckung unter der Herrschaft der Incas (Charlevoix I, 206ff.). Aus Chacó, dessen Name aus dem Quichua stammt — das Wort chacú bezeichnet die großen

* Alcedo giebt sie im westlichen, die Juries im östlichen Theile von Tucuman an.

Herden von Guanacos und anderen Thieren, die zur Jagd zusammengetrieben wurden (Zarate, Garcilasso VIII, 17, Guevara II, 12, p. 157) — sollen die Incas schon vor der Ankunft der Spanier Gold und Silber bezogen haben, und nach derselben wurde es ein Zufluchtsort vieler eingeborenen Peruaner, die sich, wie erzählt wird, namentlich auf einer Insel in dem See der Xarayez am Paraguay niederließen, daher diese Gegend Puerto de los Reyes oder Puerto de los Orejones genannt wurde (Charlevoix I, 218 f.); auch den Namen des irdischen Paradieses (Paraiso terrenal) hat man ihr beigelegt.

Die ersten Nachrichten über dieses Land stammen von Cabeza de Vaca (576 ff.). Er fand am Paraguay unter 19° s. B. das Volk der Guaxarapos*, weiterhin an dem sogenannten Xarayez-See die Socociés, Xaquetes oder Xaqueses und Chaneses, und erzählt von den Bewohnern dieser Gegenden, daß sie Mais und Mandiocca bauten, Hausgeflügel hielten und wie die weiter im Innern Idole hatten, doch nur von Holz; er fügt hinzu, sie seien mittelgroß, gingen ganz unbekleidet und man nenne sie Orejones, weil ihre durchbohrten Ohrlappen ihnen fast bis auf die Schultern hingen. Jenseits der Sümpfe und Seen lebten die Xarayes, 60 leguas im Norden von den Orejones; diese trieben ebenfalls Landbau und Hühnerzucht, standen aber höher in materieller Cultur, denn sie trugen große baumwollene Kleider, die von ihren Weibern verfertigt wurden. Guzman (I, 4) theilt von diesen Jarayes (Sarabes bei Guevara II, 6) weiter mit daß sie unter einer wohlgeordneten, im Wesentlichen republikanischen Verfassung lebten, an deren Spitze der Manés als Oberhaupt stand, und daß sie, obgleich wenig kriegerisch, doch bei allen Nachbarvölkern hoch geachtet waren; Diebstahl und Ehebruch wurden bei ihnen vom Häuptling gestraft und als Beweis ihrer großen Rechtlichkeit wird angeführt, daß Irala (1546) sein ganzes Gepäck 14 Monate lang ihnen überließ und bei der Rückkehr von seinem Zuge nach Nordwesten Alles unversehrt zurückerhielt. Als ihre Feinde im Norden werden Guaranis angegeben, welche demnach sich bis in's Quellgebiet des Paraguay aus-

* Diese sind, wie Azara sagt, von den Spaniern Guachis genannt worden und haben ihren Wohnsitz nie verlassen. Ihre geringen Reste — sie sollen in Folge künstlicher Fehlgeburten fast ausgestorben sein — fand noch Castelnau (II 467) in der Umgegend von Miranda am Flusse Mondego.

gebreitet zu haben scheinen. Schmidel (156ff.) erzählt von damastähnlichen Baumwollenzeugen, in welche Hirsche und andere Thierfiguren eingewebt waren, und von Goldsachen bei den Scherues, unter denen wahrscheinlich die Xarayes zu verstehen sind, denn er giebt die Namen fast durchgängig in sehr verstümmelter Form und nennt die Scherues ein großes, weit verbreitetes Volk das von einem Könige beherrscht werde; für die große Ausdehnung der Xarayes aber spricht der Umstand daß Hern. de Ribera der vom Puerto de los Reyes nach Westen ging ebenfalls auf dieses Volk stieß, doch erst nachdem er das Gebiet der Perobazaes passirt hatte (Cabeza de V. 598). Er selbst und sein Bruder Fr. de Ribera fanden in den Ländern westlich und nordwestlich vom Xarayes-See, also nach Peru hinüber, eine materielle Cultur die sie in Erstaunen setzte, und wenn manche der von ihnen zurückgebrachten Nachrichten auch zu abenteuerlich lauten um glaubhaft zu sein (vgl. auch Guzman II, 3, Guevera I, 11, Charlevoix I, 136), so scheint sich doch mit einer gewissen Sicherheit daraus schließen zu lassen daß diese Länder in jener Zeit mit in den Kreis peruanischer Cultur gezogen worden waren. Dafür spricht vor Allem auch der Umstand daß Irala zur Umkehr auf seinem Zuge durch einen Brief Gasca's von Peru her genöthigt wurde, der ihm weiter vorzudringen verbot, da sich daraus ergiebt daß er Länder durchzogen hatte die den Peruanern wohl bekannt waren. Wir haben daher keine Ursache Schmidel's (164, 198) Wahrhaftigkeit in Zweifel zu ziehen, wenn er von großen Städten der Orthuesens (Urtueses) und einheimischen Schafen erzählt die als Zugvieh gebraucht und gesattelt würden wie unsere Pferde. Daß er freilich (220) den Punkt der Umkehr 372 leguas nördlich von Asuncion angiebt, ist schon deshalb unmöglich, weil er hinzusetzt daß von dort vier Spanier über Potosi nach Lima gegangen seien; wir können uns vielmehr jenen Punkt höchstens unter 13—15° s. B. denken, am Guapay (Mamore) wo Irala zu den Sembicosis kam (Charlevoix I, 166), welche unter dem Namen der Samocosis als Nachbarn der Chiriguanas und als ein zu Peru gehöriges Volk jenseits des Guapay bei Guzman (III, 11) angeführt werden, und es wird dadurch wahrscheinlich daß auch die Cultur welche Cabeza de Vaca und andere bei den Xarayes gefunden hatten, peruanischen Ursprunges war.

Gehen wir der Ostgrenze des Incareiches, die jedoch schwerlich über-

all zugleich auch die Grenze seines Einflusses war, etwas weiter nach, so findet sich Folgendes. Im Süden von Tucuman in S. Jago del Estero spricht die Masse der Bevölkerung noch jetzt Quichua (Sarmiento in N. Ann. des v. 1853 p. 302), nicht aber in Rioja (French in J. R. G. S. IX, 399). Die Gegend von S. Miguel del Tucuman gehörte zum Theil noch zum Incareiche (Guzman III, 12), dessen Sprache bei der Mestizenbevölkerung eines Theiles von S. Jago nördlich vom R. Dulce und in Chilque unter 29° 10′ (auf der Straße von Cordova nach S. Jago) herrscht, während sie sonst im Süden jenes Flusses nicht verstanden wird; auch in Tucuman Salta und Jujuy wird nicht Quichua gesprochen (Page 357). Zwischen dem Vermejo und Pilcomayo lebten nur der Cordillere zunächst „Leute von Peru die das Land bauten", die Churumatas (gente labradora de los del Peru), Nachbarn der Chiriguanas, gleich den Peruanern in Wolle gekleidet, mit dem Graben des Silbers und mit dessen Verarbeitung zu Schmucksachen beschäftigt, und Aymara-redende Chichas Orejones welche die Minen für die Incas bearbeiteten und die Gebirgsvölker unterwerfen sollten (Lozano 53, 72, 164). Vielleicht darf die lange, 1½ Meter dicke Mauer aus wechselnden Lagen von Kieseln und Platten ohne Mörtel, aber genau aufeinander passend, welche Weddell (bei Castelnau VI, 230) östlich von Tarija fand, auf diese peruanischen Indianer zurückgeführt werden. Im Norden des Pilcomayo bilden Quichuas und Quichua-Mischlinge den Hauptheil der Bevölkerung von Sauces und Pomobamba (Weddell a. a. O. VI, 67, 97). Ebenso herrscht in der Stadt und dem ganzen Gebiet von Cochabamba das Quichua, während in dem von Valle grande wie in S. Cruz de la Sierra neuerdings wenigstens nur spanisch gesprochen wird (Viedma a, 46, 261, 308). Nicht weit westlich von letzterer Stadt ist der Punkt (côte de l'Inca) bis wohin die Incas ihre Eroberung ausgedehnt hatten, wie man sagt, als sie die Nachricht von der Ankunft der Spanier erhielten. Die Quichua-Sprache, die in Chuquisaca und dessen Umgebung allgemein verbreitet ist, begann in dieser Gegend, wo sich beim Dorfe Samaipata noch alte Baureste finden (Castelnau III, 273 ff., 282, 300).

Diese weite Ausdehnung des altperuanischen Reiches nach Osten und Südosten, dessen Grenzen nur von den Chiriguanas in diesen Gegenden durchbrochen worden zu sein scheinen — Dobrizhoffer (II,

169) erwähnt sogar in Paraguay Indianer die Quichua reden —, läßt es als wohl annehmbar erscheinen daß peruanische Orejones am Xarayes-See saßen, obwohl sie von manchen Schriftstellern ganz in's Reich der Fabel verwiesen worden sind (de Angelis im Indice zu Guzman, LX). Indessen versichern die Lettres édif. (II, 166) nicht unglaubhaft, daß sie durch die Mameluken (Portugiesen-Mischlinge), die diese Länder so oft plündernd und raubend durchzogen haben, schon frühzeitig aufgerieben worden seien. Spätere Berichterstatter, wie schon Guevara (geb. 1720, II, 6) erzählen nur noch von Guajarapos zur Rechten und von Guatos zur Linken unweit der Insel der Orejones (Guzman II, 3 macht etwas abweichende Angaben über ihre Sitze), und Castelnau (II, 372, III, 10, 13) beschreibt dort und am unteren Cuyaba nur die letzteren als friedliche furchtsame Menschen, die meist portugiesisch reden und unter erblichen Häuptlingen stehen; sie sind von schönen Zügen und europäischem Aussehen, demnach wohl größtentheils Mischlinge, haben meist langen Bart und behaarte Glieder, gebogene Nase und gerade geschlitzte Augen, doch etwas krumme Beine, da sie viel im Kahne sitzen. Indessen ist zu beachten daß die Anwesenheit peruanischer Orejones am Xarayes-See allerdings dadurch wieder zweifelhaft wird, daß Cabeza de Vaca nicht sowohl bei diesen Orejones die er ganz unbekleidet schildert, als vielmehr erst weiterhin bei den Xarayes Spuren einer höheren Cultur gefunden hat, daß er nur ihre lang herabhängenden Ohren, nicht ihre peruanische Abstammung als Grund jener Benennung angiebt, und daß eben dieser Name von den Spaniern auch anderwärts öfter Völkern beigelegt worden ist, die mit dem altperuanischen Adel nicht die Abstammung, sondern nur die Sitte einer auffallenden Verlängerung der Ohren gemein hatten*, woran sich dann häufig die Vermuthung knüpfte welche jenem kleinen Volke des Xarayes-See's zu seiner Berühmtheit verholfen zu haben scheint, daß sie von peruanischem Ursprunge seien. Lassen wir die apokryphen Orejones bei Seite von denen W. Raleigh in Verbindung mit den Sagen über El Dorado erzählt, daß sie einst an den Orinoco gekommen seien und dort eine große Stadt gebauet hätten (Coreal II, 217), so fand noch neuer-

* Dieselbe Sitte hat Castelnau (II 28) in diesen Gegenden neuerdings bei den Apinages am linken Ufer des Tocantins oberhalb seiner Vereinigung mit dem Araguay gefunden. Sollten diese die alten Orejones vom Xarayes-See sein?

dings Osculati (209 ff.) ein Volk der Orejones von kleiner Statur, mit großen Köpfen und lang ausgezogenen Ohren am linken Ufer des Marannon von Pebas bis nach Tabatinga hin. Sie haben viereckiges Gesicht und dicke Lippen (Villavicéncio 174) und sind auch im Osten des mittleren und unteren Napo verbreitet. Während indessen von ihren Nachbarn in Pebas und S. Jose, den Yaguas, deren Typus von dem der Bewohner des Napo ganz verschieden ist (sie sind ziemlich hellfarbig und mehr gelblich als die südlicheren Völker, haben lange gebogene, doch an der Spitze breite Nase) manches erzählt wird das auf einen Zusammenhang mit den Inca-Indianern hinweist (s. oben p. 428), finden wir von jenen Orejones nichts dieser Art berichtet.

Man kann nicht erwarten daß die 387 Völker welche Warden (L'art de vérif. les d. XIII, 120) oder die 245 welche Martius (a,) in Brasilien nennt, sämmtlich zu dem Stamme der Guaranis gehören sollten; vielmehr sind eine Menge von Stämmen welche zu diesen keine nachweisbare Verwandtschaft haben, zwischen sie hineingeschoben. Wir führen von ihnen zunächst die Coropos Coroados und Puris an, die alle drei ähnliche Sprachen reden (v. Eschwege I, 125, 165, Pr. Max. a, I, 129) und fast sämmtlich zu den domesticirten und festsässigen Indianern gehören (Burmeister 206). Ihre Zusammengehörigkeit untereinander läßt sich indessen nur als zweifelhaft betrachten, da ihre Gesichtsbildung beträchtlich verschieden ist und spätere Mischung leicht den Schein einer Sprachverwandtschaft herbeigeführt haben kann, die ursprünglich vielleicht fehlte: die Puris sind nämlich von den Botokuden gedrängt, aus dem Innern gekommen und haben die vor den eindringenden Europäern fliehenden Coropos und Coroados wieder gegen die Küste hin zurückgeschoben (ebend. 261). Spix und Martius (375 ff.) geben zwar an daß diese drei Völker im Aeußeren nur wenig verschieden, klein oder mittelgroß und untersetzt seien, mit kurzen und dünnen Beinen, schiefer Augenlidspalte, kurzer und etwas platter Nase, dagegen hat schon v. Eschwege (164) die Verschiedenheit der Coroados von den Puris und die oft ächt jüdische Physiognomie der ersteren hervorgehoben. Ihre Nase ist hervorragender mit nur schwach gewölbtem Rücken, ihre Lippen viel schmäler und weniger aufgeworfen, und sie gleichen im Ganzen mehr den Indianern von Nord Amerika, während die Puris mehr mongolenähnlich sind (Burmeister 246, 260). Pr. Maximilian (a, I, 134)

schildert die Puris 5' 5" groß, meist untersetzt und fleischig, gewöhnlich mit kurzer und breiter, bisweilen auch kleiner gebogener Nase und öfters schief geschlitzten Augen; der Kopf ist dick und rund. Housselle beschreibt den Puri-Schädel ebenfalls als ziemlich rund; der Stirntheil ist mehr zusammengedrückt als das Hinterhaupt, die sinus frontales stark entwickelt, die glabella breit und tief, die Schläfengegend sehr hohl, der Gesichtswinkel beträgt 70°; die Augen stehen weit voneinander ab, sind etwas schief gestellt und haben große Höhlen; die Nase ist etwas platt und weit geöffnet, das Geruchsorgan stark entwickelt; die Jochbeine stehen weit ab, der Zahnrand, namentlich der obere, ist schmal. Aus der Sittenschilderung dieser Völker welche namentlich v. Eschwege (I, 106 ff.) gegeben hat, verdient hervorgehoben zu werden daß die Puris in Krankheiten von Schwitzbädern Gebrauch machen, und daß bei den Coroados das Haupt der Familie in kauernder Stellung in einem großen länglichen irdenen Topfe begraben zu werden pflegt, zwei Eigenthümlichkeiten die sich bekanntlich an den entlegensten Orten von Amerika bei den Eingeborenen gleichmäßig wiederfinden. Der erlegte Feind wird von den Puris nicht selten verzehrt (Pr. Max. a, I, 162). Die Reste jener Völker finden sich gegenwärtig an verschiedenen Orten der Provinz Rio de Janeiro zerstreut, namentlich Puris, die sich zur Arbeit den Weißen vermiethen (Castelnau I, 138). v. Martius (a,) giebt den Wohnsitz der letzteren zwischen dem Paraiba und dem Fluß Espirito Santo im Innern an. Coroados werden in verschiedenen Gegenden des tieferen Innern genannt; wahrscheinlich gehören sie verschiedenen Völkern an, da mit diesem Namen, der ethnographisch bedeutungslos ist, insgemein alle die Eingeborenen bezeichnet zu werden pflegen, welche die bei den Tupis schon erwähnte Sitte hatten sich eine Art von Tonsur zu scheren. Daher giebt v. Martius (a, Anh. 6, 8, 11) an daß sie theils Goytacazes, theils Cahans, theils Bororos seien. Die Goaytacases oder Uëtacas, von denen die Indianer von S. Lourenzo bei Rio de Janeiro stammen, wohnten hauptsächlich im Süden des unteren Parahyba und wurden in späterer Zeit theils ausgerottet theils unterjocht. Ihre Sprache war vom Tupi (nach Lery) völlig verschieden, obwohl sie von Völkern dieses Stammes umgeben waren (Pr. Max. a, I, 37, 119), und ihr Zusammenhang mit den Coroados dieser Gegenden scheint nur wenig sicher zu stehen (ders. b, 38), so po-

stitiv er auch öfters ausgesprochen worden ist (Feldner I, 38 u. A.). Die Bororos sind, wie wir oben schon angeführt haben, ein Guaranivolk, nur muß man nicht mit Rengger (Reise 322) aus der Tonsur der Coroados dieß schließen zu dürfen glauben. St. Hilaire (V. aux sources I, 42) bemerkt daß die Coroados der Provinz S. Paulo und am Curitiba leiblich und sprachlich ganz verschieden seien von denen des R. Bonito, die er als sehr häßliche und kleine, dumme und apathische Menschen mit dicken Köpfen und kurzem Hals beschreibt (V. dans l'Intérieur I, 38) und nicht minder von den Coroados oder Cavaris in Matto grosso. Castelnau (II, 372) hat am linken Ufer des Cuyaba ebenfalls Coroados angegeben, die er für identisch hält mit den Cherentes.

Dieß führt uns zu den Völkern des oberen Araguay und Tocantins. Im Quellgebiete des ersteren leben die jetzt stark zusammengeschmolzenen Cayapos, welche dieselbe Sprache reden wie die weiter nördlichen Gradahos (Castelnau II, 114). Sie sind groß und wohlgebildet, von röthlich brauner Farbe, rundem Kopf und rundem breitem Gesicht mit breitgedrückter Näse, stark aufgeworfenen Lippen und großem Munde (Pohl I, 204, St. Hilaire V. aux sources II, 106). Seit 1780 sind sie unweit Villa boa angesiedelt, wo sie unter Aufsicht von Soldaten Ackerbau treiben (ebend. 96 ff.). Ob die Cayapas die in Quito genannt werden (Villavicencio 168) zu ihnen in irgend einer Beziehung stehen, ist unermittelt. Chavantes und Cherentes oder Xerentes, diese am rechten, jene an beiden Ufern des Tocantins von Boa Vista an nach Süden, reden untereinander verwandte Sprachen und gehören mit den Orajoumopres, Norocoajes und Crainkas zusammen (Castelnau I, 352, II, 115). Die Chavantes sind kupferroth mittelgroß und muskulös, haben rundes Gesicht, abgerundete Nase und enggeschlitzte Augenlider; Augenbrauen, Bart und Körperhaar reißen sie aus (Pohl II, 165). Nördlich von der Stadt Goyaz sind sie zu festen Niederlassungen bewogen worden, aldeisirt (in Carretão und Salinas), doch entlaufen sie häufig wieder in die Wälder (Castelnau I, 350, 372). Als Kinder dorthin gebracht, legen sie ihre früheren Sitten ab, gehen bekleidet, lernen den christlichen Cultus und reden nur portugiesisch. In Folge treuloser Behandlung verließen sie die Aldeen wieder und wurden die heftigsten Feinde der Weißen, doch haben sich Spuren früheren Christenthums

auch bei denen erhalten welche in die Wildniß zurückgekehrt sind (Pohl II, 31, 161 ff.). Kleiner, aber von angenehmeren Formen sind die Carajas am Araguay die bisweilen bis nach Salinas hinaufgehen; sie theilen sich in die drei Stämme: Carajahis, Chambioas und Javahais, welche letzteren tiefer im Inneren leben (Castelnau I, 373, 433, ebend. p. 436 ff. werden die Chambioas ausführlich geschildert). Am rechten Ufer des Tocantins oberhalb seiner Vereinigung mit dem Araguay leben die Gavioês („Raubvögel", portugiesische Benennung) und weiter südlich die Caracatis, am linken Ufer die Apinagés, die zwar ganz unbekleidet, doch sehr betriebsam und fleißig sind, mit ihrem Landbau die Bevölkerung von Boa Vista ganz ernähren und als Ruderer Dienste nehmen. Zu ihnen gehören auch die Carahos (ebend. II, 11, 28, 41, Pohl II, 189). Unter letzteren scheinen die Crahãos (Crans) oder Macamecrans verstanden werden zu müssen, von denen es bei Pohl (II, 215) heißt daß sie den Poracramecrans von Cocal grande sowohl physisch wie sprachlich sehr ähnlich seien. Diese letzteren sind von braungelber Farbe und ein wenig aufgeworfenen Lippen, sonst aber regelmäßigen, oft selbst schönen Zügen. Es werden ihnen viele treffliche Charaktereigenschaften nachgerühmt (ebend. 191 ff.). Besonders bemerkenswerth ist daß sie das höchste Wesen Turpi (Tupi, Tupan) nennen, ein Wort das freilich ebenso wohl später eingeführt als ihnen ursprünglich eigen sein kann. Die verschiedenen Horden der Crans an beiden Seiten des Tocantins, von denen Castelnau merkwürdiger Weise nicht eingehend gehandelt hat, gehören nach v. Martius (a, Anh. 12) wahrscheinlich zu den Völkern des Gez-Stammes, welche nebst den Bus seit alter Zeit im nördlichen Theile von Maranham und westlich von dort am unteren Tocantins wohnen (Spix u. M. 925). Castelnau (II, 117) nennt am Tocantins unterhalb der Mündung des Araguay die Jundiahis auf dem westlichen und die sehr hellen Jacundas auf dem östlichen Ufer.

Gehen wir vom Tocantins nach Westen zum Tapajoz hinüber — denn die Völker des Xingu sind fast ganz unbekannt —, so haben wir im äußersten Süden, jenseits seines Quellgebietes in den Ebenen zwischen Diamantino und der Stadt Matto grosso die Paresis, Parecis oder Parexis zu nennen (de Flores 9, Castelnau II, 306). Am rechten Ufer des Arinos folgen dann (abgesehen von den Guara-

nivölkern die schon früher angeführt werden mußten) die Rabicuaras und Parabitatas, am linken Ufer die Jahuariti (ebend. III, 100 und das Namenverzeichniß p. 116), am mittleren Tapajoz die Parentitins. Das Volk das den Namen des Flusses selbst führt, die Tapajos, sollen aus Hoch-Peru eingewandert sein (ebend. III, 109), obwohl die Sitte die Köpfe der Feinde mit neuen Augen zu versehen und sie getrocknet als Trophäen aufzubewahren (W. H. Edwards 11) von ihrer Rohheit Zeugniß giebt. Zwischen dem unteren Tapajoz und Madeira — nach Osculati (262) selbst noch östlich von ersterem Flusse — lebte das große Volk der Mundrucus, nach der Mündung desselben hin mit Arupas gemischt (Castelnau III, 106), und ihm benachbart das der Mauhe, Mahue oder Mawe, nach Spix und Martius (1051) im Süden jener, nach Castelnau (I, 306) in der Nähe der Mündung des Tapajoz. Beide werden für verwandt gehalten und namentlich die ersteren hat man zu den Tupis zählen wollen (Spix u. M. 1317, 1339), doch kann dieß noch nicht für ausgemacht gelten. Die Mundrucus, jetzt Bundesgenossen der Portugiesen, sind gleich den Muras in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts als gewaltige Eroberer im Thale des Amazonenstromes aufgetreten (Handelmann 285). 15—20000 Mann stark und sehr kriegerisch, sind sie der Schrecken aller Nachbarvölker. Sie haben eine sehr entwickelte militärische Verfassung. Durch Einschneiden einer Kerbe in ein Holz verpflichtet sich der Einzelne zur Theilnahme am Kriege. Der Häuptling, welcher in Kriegszeiten Gewalt über Leben und Tod hat, mischt sich nicht mit in den Kampf, sondern bleibt hinter der Schlachtordnung um von dort aus seine Befehle zu ertheilen. Ihre Trophäen sind die getrockneten und verzierten Köpfe der Feinde, die sie nebst denen ihrer Eltern vor der Wohnung aufstellen; die Kriegsgefangenen tödten sie indessen nicht, sondern nehmen sie in ihren Stamm auf (Martius a, 23, 47, Herndon 314 f., Osculati 262, Spix und M. 1314). Sie gehen ganz unbekleidet, sind groß muskulös und von sehr heller Farbe, tättowiren sich linienförmig am ganzen Körper mit einer Art von Kamm der aus den Dornen einer Palme besteht (ebend. 1310, Herndon 314), und sollen sogar das einzige Beispiel eines vollkommen tättowirten Volkes in Süd Amerika sein (Wallace 516). In jedem Dorfe ist eine Art von Arsenal oder Festung wo die Krieger die Nacht zubringen. Die einzelnen Wohnungen, 6 Klafter weit und

4 Klafter hoch, sind mit zwei 4' hohen Thüren und einer Oeffnung in der Kuppel versehen, solid gebaut und wasserdicht, gleich denen mehrerer Völker am Japura (Spix u. M. 1217). Wo man sie zu festen Ansiedelungen bewogen hat — verkehrte Maßregeln verhindern daß es allgemein geschieht —, bauen sie fleißig das Land und erzeugen eine große Quantität Farinha zur Ausfuhr (1338). Kranke die für unheilbar gelten, erschlagen sie aus Mitleid (1310); jeder Todesfall der nicht durch allmäliche Entkräftung eintritt, gilt ihnen als eine Wirkung der Zauberei (Osculati 262). Die Mauhes sind stark und wohlgebildet, von ziemlich dunkler Farbe, ohne Tättowirung, ein großes betriebsames und fleißiges Volk (Spix u. M. 1318, 1051, Herndon 317). Ihre Weiber sind sittsam und züchtig, was sich von denen der Mundrucus nicht sagen läßt (ebend. 319). Sie begraben ihre Todten in kauernder Stellung, die Leichen der Häuptlinge aber werden ausgetrocknet und aufbewahrt (Spix u. M. 1319, ein Beispiel ihrer Poesie ebend. 1316).

Am linken Ufer des Madeira in der Nähe der Fälle unter 9° s. B. leben die Pamas, welche sich vor ihren Nachbarn durch sehr viel hellere Haut auszeichnen (Castelnau III, 135; Verzeichniß der Völker des Madeira ebend. 150, derer am Purus V, 91 ff., derer am Jutay und Jurua ebend. 85 ff.).

Die Muras, früher am Madeira, sitzen im Mündungslande des R. Negro und am Purus, vorzüglich auf dessen Südseite. Sie sind ziemlich bärtig und ein wenig kraushaarig, leben meist nur unter einem Dache das sie auf Pfähle stellen und sind hauptsächlich Fischer, fast ohne Landbau (Wallace 511 f., Osculati 239, Spix u. M. 1073). Wie die Mauhes bedienen sie sich einer Art von Schnupftabak als berauschenden Mittels. Hat ein Mädchen mehrere Bewerber, so pflegen diese um ihren Besitz miteinander zu kämpfen (ebend. 1074). Kindermord von Seiten der Mütter soll bei ihnen häufig sein (Herndon 278). Aufwärts am Purus folgen alsdann die kleinen Pamouirís, wie sich selbst, oder Purupurús, wie sie von Anderen wegen einer ihnen eigenthümlichen Hautkrankheit genannt werden. Sie haben weder Hängematten noch Kleidung, weder Bogen noch Blasrohr, sondern werfen ihre Pfeile mit einem Wurfstock; auch ihre Kähne sind nur rohe viereckige Kästen (Wallace 513). Die Catauxis hinter jenen im Innern, dann am unteren Laufe des Coari und am

Jurua (Herndon 249, Smyth and L. 290) sind festsässig und bauen Mandiocca, führen Blasrohr Bogen und Pfeil und schlafen in Hängematten (Wallace 515). Ihr Hausbau entspricht ganz dem der Yaguas (Herndon 283). Auf der Westseite des Purus werden im Innern die Jamamaris und noch weiter hinauf die Jubiris genannt (Wallace 511), am Jurua die Aranas, welche den Canamaris den Untergang gebracht haben, und weiter südlich die Culinos und Nawas (Herndon 249).

Auf dem linken Ufer des Marañon hat Acuña (659) die Ticuñas oder Tecunas als nördliche Nachbarn der Omaguas angeführt. Sie leben jetzt bei Peruate und bis nach Tabatinga hin, finden sich aber auch unterhalb des letzteren Ortes an den südlichen Zuflüssen des Marannon (Castelnau V, 42, 83). Sie sind von dunklerer Farbe als die meisten anderen Stämme dieser Gegenden, doch heller als die Marubos am Yavari (Herndon 234). Wie die Mayorunas, von denen wir später zu reden haben werden, bauen sie fleißig das Land und verkaufen große Vorräthe von Mandiocca-Mehl nach Tabatinga und Loreto (Osculati 221). Ihre schnell tödtenden Gifte sind berüchtigt. Als eigenthümliche Sitte ist hervorzuheben daß sie beide Geschlechter beschneiden, ihre Todten in Töpfen begraben und Götzendiener sind (Spix u. M. 1188, 1196).

Die Völker am Japurá oder Yupura unterscheiden sich von einander durch die Tättowirung, durch verschiedenen Nasen- Ohren- und Lippenschmuck (ebend. 1279). Die Miranhas am oberen Laufe des Flusses sind kräftige und wohlgebaute Leute von dunkler Farbe, verfertigen sehr hübsche Matten, bauen Baumwolle und einige andere Nutzpflanzen und wohnen zu mehreren Familien zusammen in viereckigen Hütten mit Giebeldächern. Ihren Cannibalismus gestehen sie ohne Scheu ein: „es sei besser", sagen sie, „den Feind zu fressen als ihn verderben zu lassen," zeigen sich aber sonst gutmüthig und hülfreich (ebend. 1241 ff.). Die Jumanas an demselben Flusse sind von vortheilhafterem Aeußeren als die meisten anderen Stämme und schließen sich den Weißen leicht an. Sie begraben die Todten in einem irdenen Topf, das Gesicht nach Osten gerichtet, und nehmen ein gutes und böses Urwesen an (ebend. 1207, 1182). Ob sie mit den Ticuñas identisch sind, da diese von den Portugiesen Chumana genannt werden (Vater, Mithrid. III, 2, 612) ist bis jetzt nicht zu entscheiden.

Kehren wir von hier zu dem östlichen Theile des brasilianischen Reiches zurück, so ist uns dort nur noch übrig von den Botokuden zu handeln. Ihr Name wäre ihnen nach Luccock (301) von der Sitte gegeben, daß sie sich, wenn verfolgt, kugelförmig zusammenkauern, den Kopf zwischen die Kniee stecken und sich so kopfüber an Abhängen hinabrollen; Pr. Maximilian leitet ihn wohl richtiger von „botoque, Faßspund" ab, denn einem solchen gleicht ihr eigenthümlicher Lippenschmuck, daher man früher als Botokuden insgemein alle die wilden Völker bezeichnet zu haben scheint die ähnlichen Schmuck trugen (Spix u. M. 806). Sich selbst nennen sie Engeräckmung und führen sonst auch den Namen Guaymures, Aymores, Aimbores, Ambures; Alcedo schreibt sie Baymores. Schon vor Jahrhunderten lebten sie in Ost Brasilien: im Norden eines Tupi-Volkes das am R. Doce saß, wo sie selbst in neuerer Zeit zu finden sind, dann im Westen und Nordwesten von P. Seguro, das von ihren Angriffen schwer zu leiden hatte, endlich auch noch nördlicher unter 12° s. B. in der Gegend von Cachoeira (de Laet XV, 3 f., 20 f., 23). Nach Gandavo (141) haben sie sich um 1555 von der Küste tiefer in's Innere zurückgezogen. Die beiden Stämme derselben am R. Doce und in der Nähe des R. Igitonhonha reden einander unverständliche Sprachen (Caldcleugh, Trav. in S. Am. Lond. 1825, II, 251). Retzius (Müller's Archiv 1848, p. 280, 1849, p. 548) rechnet sie zu seinen gentes dolichocephalae prognathae, wogegen nach Pr. Max. (a, II, 65) ihr Kopf im Allgemeinen rund ist. Ihre Körperbildung ist regelmäßiger als die der meisten anderen Völker, mittelgroß, fleischig, muskulös mit breiten Schultern und breiter Brust, kleinen Händen und Füßen; das Gesicht meist platt, die Stirn bei manchen hoch und breit, bei anderen schmal und niedrig; die kurze gerade Nase hat weite Löcher, die meist kleinen stechenden Augen sind bisweilen schief geschlitzt, doch ist die Aehnlichkeit der Botokuden mit den Chinesen in dieser Hinsicht von Bory und St.-Hilaire übertrieben worden, und findet sich in gleicher Stärke bei anderen in ihrer Nähe lebenden Völkern (Pr. Max. a, II, 3, 65, c, I, 587, b, 91). St.-Hilaire (V. dans l'Int. II, 150 f., I, 426) hebt an dem nördlichen Zweige der Botokuden noch den kurzen Hals, die platte Nase und die dünnen Beine hervor und hält ihre Farbe, die meist röthlich braun, bisweilen aber auch fast weiß ist (Pr. Max.), wie bei den Amerikanern überhaupt, für ein Produkt des

Klima's und der Unreinlichkeit, da sie in Folge von Bekleidung schwinde und etwas heller werde als die der Mulatten, obwohl ein wenig dunkler als die gelbsüchtiger Europäer, wie auch die Macunis kupferfarbig seien wenn sie nackt gingen, sonst aber gelb (ebend. II, 46). Ihr Schmuck zeigt von Kunstsinn keine Spur; das Auszeichnende ist der große Pflock den sie im Ohr und in der Unterlippe tragen, obwohl nicht die Sache selbst, sondern nur ihre Uebertreibung ihnen eigenthümlich ist (Pr. Max. a, II, 8, 13, St.-Hilaire II, 148). Sie malen sich meist schwarz und roth und rasiren sich einen Haarkranz von 1—2″ Breite ab, so daß nur ein Schopf auf dem Scheitel stehen bleibt. Daß sie mehr palatal und nasal als mit den Lippen sprechen, betrachtet St.-Hilaire (V. aux sources II, 291) mit Unrecht als allgemein charakteristisch für die amerikanische Raçe. In der Aufregung des Affectes pflegen sie zu singen.

Sie verhüllen nur die äußerste Blöße und die Art auf welche sie es thun hat mit Bekleidung nur geringe Aehnlichkeit (Pr. Max. a, II, 10); ihre Nachbarn im Osten, die Patachos und Machacaris schmälern auch dieses Wenige noch: ein Faden reicht ihnen hin die Erfordernisse des Anstandes zu befriedigen (ebend. I, 286, 377). Hängematten und Kähne haben sie nicht, nur hübsch geflochtene Matten von Baumbast und einiges Irdengeschirr (ebend. II, 20, 38, St.-Hilaire, V. dans l'Int. II, 164). Ihre armseligen Hütten sind theils länglich theils rund. Im Essen sind sie nicht wählerisch, auch Kröten und Eidechsen verzehren sie, nur keine Schlangen (ebend. 168). Von Charakter zwar roh und leidenschaftlich, doch sonst sanft offen und heiter, vergessen sie gute Behandlung nicht leicht, sondern zeigen sich treu und anhänglich (ebend. 140, 170, Pr. Max. a, II, 16). Ihr Cannibalismus ist bekannt: Sklaven werden nicht leicht von ihnen im Kriege gemacht, sondern die Erschlagenen aufgezehrt, ihre Schädel aber als Trophäen geschmückt, besonders mit Schnüren die man ihnen durch Mund und Ohren zieht, und aufbewahrt (ebend. 45, 51). Es wird versichert daß sie mit einer gewissen Leckerei bei ihren cannibalischen Mahlzeiten verfahren (v. Eschwege I, 90). Mütter sollen aus Zärtlichkeit bisweilen ihre verstorbenen Kinder aufzehren (N. Ann. des v. 1845, IV, 238), doch kommt auch Kindermord bei ihnen vor (Pr. Max. b, 99 — Berichtigung zu a, II, 39 ff.). Ihre Kriege, deren Ursache meist in Streitigkeiten über das Jagdgebiet liegt, fechten sie nicht durch or-

dentliche Schlachten aus, sondern ähnlich den Australiern durch eine Art von Schlägerei die aus mehreren Zweikämpfen besteht (ebend. I, 368). Vor energischem Widerstand weichen sie meist furchtsam zurück und bitten um Gnade (v. Eschwege I, 91). Ihre Pfeile tragen so weit als das stärkste Schrot und sind dann noch sicherer als dieses (Pr. Max. a, II, 28). Von einer monarchischen Regierungsgewalt der Häuptlinge (v. Eschwege I, 93) findet sich keine Spur bei ihnen. Ihre Todten begraben sie in der Hütte oder in deren Nähe, doch nicht in zusammengebogener Stellung, wie St.-Hilaire (II, 161) von der nördlichen Abtheilung dieses Volkes angiebt; dagegen war dieß bei den Camacans sonst üblich (Pr. Max. a, II, 56, 223). Der Glaube an böse Geister der bei ihnen herrscht, und ihre religiösen Vorstellungen überhaupt sind nicht viel abgeschmackter als die der rohen portugiesischen Ansiedler in ihrer Nähe. Die meisten Naturerscheinungen leiteten sie vom Monde her (ebend. 58 f.). Das höchste Wesen sollen sie Tupan nennen (St.-Hilaire I, 439). Den Indianern zwischen dem R. Pardo und Tayye im südlichen Bahia, welche zum Theil Botokuden sind, gilt der Fluß als Heiligthum in dem sie nach der Geburt abgewaschen worden sind; sie schöpfen ihre Kraft aus ihm durch einen Trunk und ziehen nicht leicht von ihm fort (N. Ann. des v. 1845, IV, 237). Beispiele von einfachen und poesielosen kurzen Gesängen der Botokuden hat St.-Hilaire (II, 166) gegeben.*

Sie leben in neuerer Zeit in freundschaftlichen Verhältnissen mit den Portugiesen, stehen in Tauschverkehr mit ihnen, nehmen zum Theil Dienste als Ruderer und werden als tüchtige Arbeiter gerühmt (ebend. I, 435, II, 127, 147, Freyreiß 27, Spix u. M. 481). Ein Zweig derselben, die Guerens, ist mit Erfolg an mehreren Punkten und zu verschiedenen Zeiten aldeisirt worden, später aber zu Grunde gegangen (Pr. Max. a, II, 87, 97). Die sonst äußerst wilden Camacans oder Mongoyoz zwischen dem Contas und Pardo (v. Martius a,) haben sich als sehr geschickte Arbeiter bewährt und bei der Urbarmachung des Landes sehr nützlich bewiesen (Pr. Max. a, II, 164, 214 ff.). Von den kleinen Völkern im Osten der Botokuden, welche deren

---

* Als ein extravagantes (doch wohl nur ersonnenes) Beispiel ihrer Phantasie führt St.-Hilaire (V. aux sources II, 158) an, daß ein junger Botokude ihm von der großen Laus erzählte die ihm im Traume erschienen um ihn für begangenes Unrecht auszuschelten.

Feinde sind (Spix u. M. 491), werden die Macunis oder Macuanis noch immer als sehr ausschweifend und diebisch geschildert, obwohl sie dem Namen nach Christen sind (St.-Hilaire II, 49). Dasselbe gilt von den Machaculis am Belmonte und von diesem nach dem Pardo hin (v. Martius a,), die mit den Machacares Feldner's (II, 149) und den Maxacalis Pohl's (II, 468) identisch sind. Letzterer bezeichnet sie als einen Zweig der Moaquauhis, die er als Menschen von gelblicher Farbe und rundem Gesicht mit nahe aneinander stehenden Augen beschreibt; durch die Botokuden sollen sie von der Meeresküste vertrieben worden sein und die Machaculis auf dieser Wanderung in's Innere durch das Klima stark gelitten haben (St.-Hilaire II, 207 ff.).

Die Eingeborenen von Amerika und insbesondere die von Brasilien sind öfters von gelehrten Europäern in einer Weise beurtheilt worden, die wenig geeignet ist die geistige Ueberlegenheit dieser über jene zu beweisen. „Von höherer Humanität wie von einem bösen Hauche getroffen," hat man gesagt, „schwindet der Indianer hin und stirbt." Man hat ihm eine Abneigung gegen gesellschaftliches Leben überhaupt, einen Hang sich zu isoliren zugeschrieben, der ihn zu aller Civilisation unfähig mache, hat ihn gleichgültig und apathisch gegen alles Neue genannt, besonders gegen Alles was die Weißen ihm darbieten mögen. Untersuchen wir diese Angaben etwas näher, so erinnern wir uns zunächst daran daß wir früher vielmehr eine gewisse Neigung sich den Europäern anzuschließen und ihrem Vorbilde nachzuahmen, wie dieß Wallace (519) von den Völkern im Süden des Marannon überhaupt bezeugt, bei mehreren Stämmen anzuführen hatten, und daß manche von ihnen in Folge hiervon, wie wir sahen, nicht unerhebliche Fortschritte gemacht haben. Pohl (II, 253) versichert daß es an mehreren Orten entwilderte Indianer giebt die sehr fleißig und arbeitsam sind. Wenn es richtig ist daß man wie in Afrika so auch hier die Bildungsstufe auf welcher die Völker stehen um so höher findet, je mehr man sich von Süden her dem Aequator nähert (Spix u. M. 825) und in das unbekannte Innere vordringt, müßte man schon daraus vermuthen, daß die Berührung mit den Weißen nicht darauf hingewirkt habe die Eingeborenen der Civilisation zu gewinnen. Reybaud (Le Brésil Paris 1856 p. 218) freilich versichert, die Portugiesen hätten von Anfang an mit „unerschütterlicher Ausdauer" sie zu bekehren, in Dörfer zu vereinigen und ihnen Achtung

vor dem Eigenthum einzuschärfen gestrebt, aber Alles vergebens! sie stürben allmälich hin ohne daß es möglich gewesen wäre sie auf eine höhere Stufe der Cultur zu erheben. Sehen wir jetzt näher zu wie viel an dieser Behauptung wahr ist.

Daß man in älterer Zeit in Europa fast nur daran dachte die neu entdeckten transatlantischen Länder mit roher Gewalt zu erobern und unmittelbar auszubeuten, nicht ihre Urbewohner zu heben und heranzubilden, zur Arbeit zu erziehen und nutzbar zu machen, ist bekannt und unbestritten. An mehr als einer Stelle erzählt de Laet von der abscheulichen und verrätherischen Behandlung der Eingeborenen von Brasilien durch die Portugiesen, denen Gleiches mit Gleichem zu vergelten es jenen weder am Willen noch an Gelegenheit fehlen konnte. Die Gesetze welche das Verhältniß der Indianer zu den Kolonisten, den Menschenraub und Menschenhandel betrafen, wurden schon im Laufe des 16. Jahrh. vielfach geändert, factisch aber fand im Wesentlichen immer dieselbe völlig willkürliche Behandlung jener durch diese statt (Handelmann 105 ff.). Im J. 1570 war allen Eingeborenen die Freiheit zugesprochen worden, 1605 erklärte man nur die Cannibalen zu Sklaven, seit 1611 aber waren Menschenjagden und Sklavenverkauf allgemein gestattet und in Ausübung trotz des Widerstandes der Jesuiten (Spix u. M. 925 ff.). Diese hatten 1549 (de Alvear 33) ihr erstes Collegium in Bahia,* 1560 ein zweites in Rio de Janeiro gegründet, doch trat erst 1568 die große Junta zur Bekehrung der Wilden in Lissabon in's Leben. Die Missionen wurden gewöhnlich gürtelförmig um die Kolonien her angelegt, so daß sie diesen zugleich zum Schutze dienten, aber freilich war ihr Verhältniß zu ihnen hier ebenso wenig freundlich wie fast überall: die Missionen suchten Zöglinge die bei nothdürftigem Lebensunterhalt und strenger Zucht

* Merkwürdiger Weise wurden dem ersten der angekommenen Missionäre, dem Jesuiten Nobrega, von den Eingeborenen die Fußspuren eines alten Culturheros Zome (Sume, Payzume) gezeigt, der in Begleitung eines Anderen ihnen den Bau der Mandiocca gelehrt, sie aber in Folge feindlicher Behandlung verlassen habe, obwohl nicht ohne das Versprechen einstiger Wiederkehr (Handelmann 9). Später haben die Jesuiten, vielleicht in gutem Glauben, wegen der Namensähnlichkeit aus jenem Heros den heiligen Thomas gemacht, und wohl erst hieraus ist es zu erklären daß um 1612 die Guarani erzählten, daß jener ein weißer Mann mit einem Barte und einem Kreuze in der Hand gewesen sei, dessen Fußspuren ein Felsen in der Nähe von Asuncion zeige (Dobrizhoffer III, 456, Charlevoix II, 26; del Barco Centenera, Argent. XXV). Die einfachere Form der Sage bei Lery (286) weiß hiervon noch nichts.

ihren Fleiß ganz der Kirche und dem Jesuitenorden zu Gute kommen ließen, die Kolonisten waren begierig die Arbeitskräfte der Eingeborenen für ihre eigenen Zwecke anzustrengen (Handelmann 79, 104). Wie wenig die Bemühungen der Jesuiten vermochten die Portugiesen vom Menschenraub zurückzuhalten, ist schon hinreichend aus der einen Thatsache ersichtlich daß in den 3 Jahren 1628—1630 in Rio de Janeiro allein 60000 hauptsächlich aus Paraguay geraubte Indianer als Sklaven verkauft worden sind (Funes II, 6). Die Verbote dieser Greuel durch die Päbste, Paul III. (1537), Urban VIII. (1639) und Benedict XIV. (1741), blieben wirkungslos, so streng sie auch waren.

Nach mancherlei wechselnden Maßregeln von Seiten der weltlichen Behörde, entschloß sich diese 1650 jede Art von Sklaverei der Eingeborenen zu beseitigen und die letzteren den Kolonisten rechtlich gleichzustellen. Indessen war dieß leichter ausgesprochen als durchgeführt. Namentlich in Maranhão war die Gewohnheit des Menschenraubes zu verbreitet als daß sie sich hätte unterdrücken lassen. Die durch P. Vieyra dort (1655) eingeführten Jesuiten sammelten die Indianer in Dörfer (Aldeas); schon nach einigen Jahren durch einen allgemeinen Aufruhr vertrieben, kehrten sie zwar nach kurzer Zeit wieder zurück, aber die Verwaltung der weltlichen Angelegenheiten wurde ihnen von da an entzogen, und die Streitigkeiten über die Stellung der Indianer dauerten fort (Handelmann 245 ff.). Das Meiste hatten die Eingeborenen von den Paulisten, den Bewohnern der Provinz S. Paulo, zu leiden. Hier bildeten nämlich die sogenannten Mameluken (vgl. Alcedo III, 435), Mischlinge von Portugiesen und Indianern, schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Hauptmasse der Bevölkerung (Gandavo 45); seit 1629 unternahmen diese ihre verheerenden Züge nach dem oberen Parana, wo sie die Missionen (Guayra u. a.) theils vollständig zerstörten theils durch Menschenraub entvölkerten, und zu deren Verlegung nach Entre Rios und Paraguay zwangen. Einer dieser Raubzüge ging im Jahre 1650 bis nach Quito hin, ein anderer 1672 an den Tocantins, ein dritter 1696 nach Chiquitos. Erst seit dem Aufschwunge des Negerhandels in Brasilien im 18. Jahrhundert und nach der Entdeckung der reichen Goldquellen im Innern gab man den einheimischen Sklavenfang auf und überließ die Indianer mehr sich selbst, deren viele hundert Tausende auf jene Weise

den Untergang gefunden haben sollen (ebend. 273, 519 ff., 535). Die Verwilderung der Indianer konnte unter solchen Verhältnissen nur zunehmen: erzählen doch die Berichte der ersten Missionäre sogar daß die Paulisten und andere Brasilianer den Eingeborenen die ihre Bundesgenossen waren, im Kriege öfters Menschenfleisch bewilligt haben (Tietz 80).

Die Missionäre setzten unter diesen traurigen Verhältnissen ihre Thätigkeit rastlos fort und hatten es in Maranhão bis zum Jahre 1755 dahin gebracht daß sie 60 Aldeas besaßen, von denen 28 unter Jesuiten standen. Obgleich in ihnen die weltliche und geistliche Gewalt in der Hand des Missionärs vereinigt blieb, war ihre Einrichtung doch durchaus lobenswerth: jede Familie erhielt ein Stück Land zu ihrem Unterhalte für sich und konnte den Ueberschuß an Früchten den sie gewann, nach Gutdünken verkaufen. Für die Zwecke der Mission selbst hatten nur 25 Leute jährlich 6 Monate zu arbeiten und erhielten dafür einen bestimmten Lohn; ebenso war ein gewisser Theil der Missionsbevölkerung verpflichtet 6 Monate im Jahre für die Kolonisten um Lohn zu arbeiten, denen es unverwehrt war sich in der Nachbarschaft der Mission anzusiedeln (Handelmann 274 ff.). Man kann nur aufrichtig beklagen daß diese Institutionen keine allgemeinere Nachahmung gefunden haben, und daß ihnen nicht vergönnt war sich ruhig auszubreiten und fortzuentwickeln. Bei der Vertreibung der Jesuiten aus Portugal (1759) stellte Pombal die für frei erklärten Indianer ohne Ausnahme unter die weltlichen Behörden: sie sollten im Alter von 13—60 Jahren jährlich 6 Monate den Kolonisten um Lohn dienen (eine Bestimmung die indessen 50 Jahre später aufgehoben wurde) und dem Staate Abgaben zahlen, jedes Dorf aber, obwohl die Indianer von neuen Missionären nichts wissen wollten, einen Weltgeistlichen und einen Director erhalten, der ihre Arbeiten organisiren, leiten und für ihre Heranbildung sorgen sollte. Die traurige Wirthschaft der spanischen Encomiendas stand seit Jahrhunderten als abschreckendes Beispiel da, aber man hatte nichts daraus gelernt: die Directoren der Aldeas mißbrauchten ihre Macht auf die eigennützigste Weise, die Eingeborenen wurden von ihnen auf's Gröbste betrogen ausgebeutet und geknechtet, und man sah sich schließlich genöthigt sie lieber ganz für sich gewähren zu lassen, diejenigen von ihnen aber die beim Cannibalismus und bei ihrer Feindseligkeit gegen die Kolonien beharren würden, erklärte man für vogelfrei.

Dieß ist in ihren Hauptzügen die Geschichte der „Civilisationsversuche" welche die Portugiesen in Brasilien mit den Indianern gemacht haben: man urtheile nun ob man aus ihrem Mißlingen mit Spix und Martius (935) schließen dürfe daß die letzteren, obgleich sie an den Küsten von Bahia Maranhão und Para „einen geringen Grad von Civilisation angenommen haben" (977), zu jedem Fortschritte unfähig sind. Die Freiheit die man ihnen so oft zugesprochen (1755 Joseph I. von Portugal) und selbst ihre Gleichstellung mit den Weißen die man verkündigt hat (1823 Don Pedro I), bedeutete factisch nur daß sie der Willkür der Kolonisten und Beamten preisgegeben wurden. Es ist der Mühe werth dieß noch etwas näher zu beleuchten.

Die Indianer der Capitanie Goyaz zeigten sich friedlich und dienstbar gegen die Weißen, als diese (1680) in ihr Land eindrangen; aber man begann Vertilgungskriege gegen sie zu führen, machte sie zu Sklaven und vertrieb sie um 1730 fast gänzlich. Endlich sah man die Unzweckmäßigkeit dieses Verfahrens ein, erkannte den Schaden den man sich selbst dadurch zufügte, und fing nun, namentlich seit 1780, an sie freundlicher zu behandeln und in Dörfer zu versammeln: es gelang sie zu zähmen (Pohl I, 315 ff., St. Hilaire, V. aux sources I, 309). Noch neuerdings ist es im ganzen Norden von Goyaz, selbst bei den gebildeteren Geistlichen, eine gewöhnliche Rede daß die wilden Indianer die besten Ländereien besäßen und daß die Regierung den Kolonisten Hülfe schicken sollte zur Ausrottung dieser Bestien (bischos, Pohl II, 107). Um einen Indianerstamm unschädlich oder nutzbar zu machen zwingt man ihn mit Waffengewalt zu fester Ansiedelung und schickt ihm einen Geistlichen, andere Völker hat man gegeneinander gehetzt um sie aufzureiben, wieder andere für vogelfrei erklärt: gegen die nicht unterjochten Botokuden wurde längere Zeit hindurch ein gesetzlich erlaubter Vertilgungskrieg geführt (Spix und M. 804, 391); einen Theil der Puris versetzte man nach Villa ricca, wodurch er in völliges Elend gerieth (v. Eschwege I, 99). Auf Menschen dressirte Hunde sind öfters von den Portugiesen gegen die Indianer gebraucht worden (ebend. 186), und noch neuerdings erzählte einer selbst wie er durch inficirte Kleider die Blattern unter die Eingeborenen von Bolivia gebracht habe um sie auszurotten (Wallace 326). Furcht Haß und Mißtrauen sind unter solchen Umständen natürlich die einzigen Gefühle der Eingeborenen gegen die Weißen und obgleich Anhänglichkeit und

Dankbarkeit manchen Völkern durchaus nicht fremd sind, so bleibt ihnen doch der Portugiese stets ein Gegenstand des Hasses und des Abscheus (v. Eschwege 156, vgl. 69, 79 ff.).

Factisch sind die Indianer auch noch jetzt meist Sklaven der Weißen, doch soll ihr Loos im Ganzen etwas besser sein als in Nord Amerika an den Grenzen der Vereinigten Staaten. Am Amazonenstrome mischen sich beide Raçen mehr und mehr: die Mehrzahl der Bewohner von Ega und anderen Orten dieser Gegenden sind Mischlinge, die jedoch für weiße Brasilianer gelten, eine faule räuberische verworfene Menschenklasse die sich aus geflüchteten und verwiesenen Verbrechern rekrutirt (Pöppig II, 435 ff.). Wo es den Indianern möglich ist ihre Freiheit unter den Weißen zu behaupten und zur Geltung zu bringen, zeigen sie sich natürlich wenig betriebsam und gefallen sich darin es jene fühlen zu lassen daß sie freie Menschen sind: in den Städten des nördlichen Pernambuco treiben die Eingeborenen kein Handwerk, verlangen aber eine rücksichtsvolle Behandlung: „Wenn man mit Leuten redet, nimmt man den Hut ab", sagte zum Plantagenbesitzer seinen Hut ziehend einst ein eingeborener Arbeiter (Koster 194, 435). Die Häuptlinge der Indianerdörfer werden von der brasilianischen Regierung ernannt und erhalten von ihr zugleich einen militärischen Rang und eine Uniform. In neuerer Zeit werden die christianisirten Indianer sämmtlich registrirt und müssen dem Staate als Polizeisoldaten oder Arbeiter dienen, eine Einrichtung die zu vielen Mißbräuchen und selbst bis zu persönlicher Sklaverei führt (Herndon 256). Alljährlich wird eine große Menge von Männern aus dem Innern fortgeführt, die man zu verschiedenen Arbeiten verwendet ohne jedoch die gegen sie eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen (Rendu 49). Viele werden unter das Militär gesteckt, viele kommen auf die Marine; seit 1836, erzählt W. H. Edwards (ch. 4), sollen deren 10000 von Para nach dem Süden gebracht worden sein, man sagt, aus Furcht vor neuen Unruhen. Daß Indianerkinder weggefangen und an Portugiesen verkauft oder auch verschenkt werden, ist im tieferen Innern etwas Gewöhnliches und geschieht unter Connivenz der Behörden (Wallace 301, Weddell bei Castelnau VI, 66).

Das Hauptland der Guarani war in früherer Zeit bekanntlich spanisch, daher sich die Schicksale dieser zum großen Theil anders gestalteten als die der bisher betrachteten Völker von Brasilien. Von dem

menschenfreundlichen Cabeza de Vaca waren sie milde behandelt worden, aber schon Irala machte auf seinem Zuge nach Norden 12000 Gefangene und schleppte sie fort in die Sklaverei (Schmidel 228). Der allgemeine Aufstand der Indianer gegen die Spanier im Jahre 1559 — nur 3000 Guarani und 400 Guaycuru blieben ihnen treu (Guzman III, 8) — war die natürliche Folge dieser und ähnlicher Bedrückungen. Man unterschied die unterworfenen Indianer von Paraguay zu jener Zeit in yanaconas* und mitayos. Unter den ersteren verstand man diejenigen welche einem Spanier zu persönlicher Dienstbarkeit überwiesen wurden, wofür sie von ihm Unterhalt, Pflege in Alter und Krankheit und Unterricht in der christlichen Lehre erhalten sollten; die anderen lebten in Dörfern zusammen, meist unter selbstgewählten Alcalden, hatten einen kleinen Tribut an die Krone zu zahlen und sollten im Alter von 18—50 Jahren jährlich 2 Monate für den spanischen Encomendero arbeiten dem sie zugetheilt wurden, meist zur Belohnung geleisteter Dienste. Dieser war ebenfalls verpflichtet in jeder Hinsicht für sie zu sorgen, namentlich sollte er darauf bedacht sein sie dem Christenthume zu gewinnen, hatte aber keine Gerichtsbarkeit über sie. Ueberhaupt wurden sie ihm nur auf eine bestimmte Zeit verliehen, gewöhnlich auf zwei Leben, d. h. ihm selbst und seinem nächsten Erben, dann fielen sie an die Krone zurück, der Gouverneur verwendete sie zu den öffentlichen Arbeiten oder verlieh sie weiter (Page 461, Charlevoix I, 244, Azara II, 200). Solche Einrichtungen, die freilich hier wie überall wo dergleichen bestanden, zu schweren Mißbräuchen führten, machten Raubzüge in die Ferne (malocas) überflüssig, da man Sklaven genug in der Nähe hatte: diese hörten denn auch schon seit Philipp's II. Zeit von Seiten der Spanier fast ganz auf (Guevara II, 19). Die spanische Regierung wollte aber den harten Druck überhaupt beseitigen der auf den Eingeborenen lastete, und drang daher schon im Jahre 1606 ernsthaft darauf daß die Indianer aller gezwungenen Dienstbarkeit von den Kolonisten entlassen würden (ebend.). Da dieß nichts half, schickte sie 1610 den Oidor Alfaro, dem es gelang diese Maßregel auszuführen, obwohl nur unter großen Schwierigkeiten und mannigfaltigem Widerstand von

---

* Janaconi, bemerkt Ovalle (146), nannten die Indianer ihre Sklaven, während die Spanier in Chile die Indianer, welche in keiner Dienstbarkeit zu ihnen standen, mit diesem Namen bezeichneten.

Seiten der Kolonisten (de Alvear 52, Funes I, 323, 361). Auf diese Weise wurde Raum geschafft für die Thätigkeit der Jesuiten, die 1586 von Peru nach Tucuman gelangt waren und 1593 ihre erste Mission in Paraguay selbst gegründet hatten (Charlevoix I, 256, de Alvear 33). Sowohl die ganze Eigenthümlichkeit ihrer Wirksamkeit in diesem Lande als auch die großen Dimensionen welche sie allmälich annahm, werden es rechtfertigen daß wir ihr eine etwas länger verweilende Aufmerksamkeit schenken.

Aeußerlich schutzlos und nur mit geringen Mitteln ausgestattet begab sich eine kleine Schaar dieser Missionäre zu einem rohen Volke, das von Haß und Erbitterung gegen die Spanier erfüllt, das auf ihm lastende Joch schon öfters abzuschütteln versucht hatte, um sich bei ihm niederzulassen, und hat es durch friedliche Mittel allein dahin zu bringen gewußt, nicht blos dieses Volk vollständig zu zähmen und zu discipliniren, so daß es sich widerstandslos regieren ließ und fremder Leitung gänzlich unterordnete, sondern sogar ein Reich zu gründen dessen rasch wachsende Macht der spanischen Herrschaft in Amerika gefährlich scheinen konnte und nur durch die Gewalt der Waffen in ihrer ferneren Entwickelung aufgehalten zu werden vermochte.

Außer den Schwierigkeiten welche die Natur ihres Unternehmens selbst mit sich brachte, haben die Jesuiten auch mit Hindernissen zu kämpfen gehabt die ihnen die Kolonisten in den Weg legten, aber ihre zähe Ausdauer und ungewöhnliche Geschicklichkeit hat sie alle besiegt. Im Jahre 1610 gründeten sie etwa unter 22° s. B. an den östlichen Zuflüssen des Parana die Missionen Loreto und S. Ignacio (de Alvear 38), und seit dieser Zeit war ihre Wirksamkeit in raschem Zunehmen begriffen, da sie 1607 eine bedeutende Verstärkung erhalten hatten. Sie nannten ihre Missionsdörfer „Reductionen" und es gelang ihnen die Indianer um sich zu sammeln, da diese, meist Guarani, an Landbau schon gewöhnt waren und ihre Freiheit von ihnen gegen die weißen Ansiedler vertheidigt sahen (Charlevoix I, 341). Azara der offenbar gegen sie parteiisch ist, erzählt daß sie zuerst die Eingeborenen durch kleine Geschenke die sie ihnen schickten und durch das Versprechen größerer die sie ihnen selbst mitbringen würden, angelockt, daß sie dann, sobald sie bei ihnen eingezogen waren, erst durch andere schon bekehrte Indianer für sie hätten arbeiten lassen und sie zuletzt durch Ueberredung zur Theilnahme an diesen Arbeiten zu bestimmen gewußt

hätten. Mit den Geschenken hat es allerdings seine Richtigkeit; es war ein gewöhnliches Verfahren der Jesuiten-Missionäre sich zuerst auf diese Weise Eingang zu verschaffen (so in Maynas, Rodriguez III, c. 2); was aber hauptsächlich die Guarani ihnen gewonnen hat, scheint vielmehr der Schutz und die Hülfe gewesen zu sein die sie bei ihnen und durch sie zu finden hofften. Aus demselben Grunde aus welchem diese sich um sie schaarten, waren die spanischen und portugiesischen Kolonisten ihnen feindlich. Die ersteren, anfangs den Jesuiten günstig gestimmt, da sie die Unterwerfung der Eingeborenen förderten, wurden ihnen nach kurzer Zeit feind, weil sie eine milde Behandlung derselben verlangten und gegen die Bedrückungen predigten von denen die Indianer zu leiden hatten (Charl. I, 293, 320). Allerdings hörten die Empörungen der Guarani* auf, und die Herrschaft der spanischen Krone, von welcher die Jesuiten volle Selbstständigkeit ihrer Missionen zugestanden erhielten (eb. 346), wurde erst mit dem Fortschritt der Mission in Paraguay vollkommen befestigt und weiter ausgebreitet, die Herrschaft der spanischen Kolonisten über die Eingeborenen aber gerieth zugleich und in demselben Maaße in Verfall, und eben dieses Letztere entsprach — man darf dieß nicht übersehen — zu jener Zeit ganz der Absicht der spanischen Regierung selbst. Leider hat es den Schein der Wahrheit für sich, obgleich es der entschieden jesuitenfreundliche Muratori (61) sagt, daß die Indianer viel stärker als die eingeführten Neger von den Spaniern überbürdet und viel leichtsinniger von ihnen zu Grunde gerichtet wurden, weil jene der Krone gehörten, diese aber Privateigenthum waren. Durften es die Spanier nicht wagen die Jesuiten offen zu befehden, so geschah dieß um so mehr von den Portugiesen. Ihre Raubzüge nöthigten die Jesuiten Loreto und S. Ignacio im Jahre 1631 weit nach Süden an den Parana unter 27° zu verlegen (de Alvear 47); eine zweite Verwüstung der Missionen durch sie (1637) hatte zur Folge daß die spanische Regierung gestattete die bekehrten Indianer mit Feuerwaffen zu versehen: sie wurden militärisch organisirt, ordentlich einexercirt und lernten die Pul-

* Von eigenthümlichem Interesse ist besonders der Aufstand welchen der Prophet Oberà um 1576 (nach Funes I, 269 im J. 1579) erregte, der, wahrscheinlich durch christliche Lehren entzündet, sich für Gottes Sohn ausgab und die Guarani aus der Knechtschaft der Spanier zu befreien versprach (Guevara II, 12, del Barco Centenera's Argentina canto XX. Aehnliches ist öfter vorgekommen S. Funes II, 61).

verfabrication (ebend. 68, Dobrizhoffer I, 203), daher die Paulisten später keine Einfälle in das Missionsgebiet mehr wagten. Daß die Jesuiten selbst sich bisweilen zu dem frommen Zwecke der Bekehrung an dem Menschenraube der Paulisten betheiligt hätten (wie Avé-Lallemant, R. durch Süd-Brasil. 1859 nach Pinheiro erzählt), ist bei dem Verhältnisse in welchem sie zu diesen standen, sehr wenig wahrscheinlich, obwohl sie dasselbe anderwärts, namentlich in Californien, allerdings gethan haben. Pater Sepp (185) erzählt selbst daß er einst ein Kind kaufen wollte um es im Christenthum zu unterweisen, daß aber dessen Mutter sich weigerte den Handel einzugehen.

Nächst den Spaniern und Paulisten, welche nicht selten auch mit List den Jesuiten ihre Zöglinge wegfingen, hinderten auch Epidemieen an denen die Indianer in Masse hinstarben, den Fortschritt der Mission (Charlevoix II, 21). Indessen bestanden im Jahre 1629 bereits 21 Reductionen in den Provinzen Guayra und Uruguay und am Parana (ebend. 58). Nach Aufgabe der nördlichen wurde das Land zwischen dem Tebicuary und Ibicuy zwischen 26° und 30° s. B. der Hauptsitz der Mission, obwohl einzelne Reductionen auch in Tucuman Chaco und anderwärts lagen, wie wir später zu erwähnen haben werden. Nach Ibañez (119f.) hätte das Paraguay der Jesuiten aus drei Gouvernements bestanden (La Plata, Tucuman und Tarija) und seinen Mittelpunkt in dem Collegium zu Cordova gehabt, wo der Pater Provinzial residirte; de Alvear (78) giebt an daß der Superior der Missionen in Candelaria seinen Sitz hatte, doch sind darunter wohl nur die am Parana und Uruguay gelegenen zu verstehen. Diese zählten zur Zeit ihrer Blüthe im Jahre 1732 in 30 Dörfern 141182 Seelen — ungerechnet die bekehrten Abiponer und Chiquitos, welche letzteren allein im Jahre 1766 23788 betrugen (Dobrizhoffer III, 504). Nach einer anderen Angabe waren es (1734) 33 Dörfer mit 30000 Familien, die Portugiesen aber hatten deren 40 wieder zerstört (de Alvear 87, bei welchem sich am Schlusse ein Verzeichniß der einzelnen Missionen mit Angabe ihrer geographischen Lage und Gründungszeit findet). In den letzten 15 Jahren hatten sie um 20000 Seelen zugenommen, doch ist in der Folgezeit eine starke Verminderung eingetreten, da ihre Bevölkerung 1744 nur auf 84606 angegeben wird (Doblas 5). Die Ursache dieser Erscheinung lag, wie wir aus Dobrizhoffer (I, 74) schließen müssen, nicht vorzugsweise oder allein

in verheerenden Krankheiten noch in Feindseligkeiten von außen; dieser theilt nämlich mit daß 1734 aus der Mission Santa Fe plötzlich die sämmtlichen Zöglinge der Jesuiten, 400 Familien der Itatines auf einmal, entwischten* ohne daß sich eine Spur des Weges hätte entdecken lassen den sie genommen hatten, und daß man erst nach 11 Jahren sie durch einen Zufall wieder auffand — ein Ereigniß, das auf das Regiment der frommen Väter ein eigenthümliches Licht wirft. Später haben sich ihre Missionen wieder gehoben, hatten aber zur Zeit der Vertreibung der Jesuiten ihre frühere Höhe schwerlich wieder erreicht, da selbst Ibañez (42) für 1751 nur 97582 Seelen angiebt.

Die Parteigänger der Jesuiten (Muratori, Ulloa I, 544 ff. u A.) haben von dem Leben in den Missionen ein Bild entworfen wie vom Leben im Himmel. Fassen wir es etwas näher in's Auge.

Die Missionsdörfer waren alle nach einem Plane gebaut und hatten gerade, nach den Himmelsgegenden orientirte Straßen. Die Wohnungen der Indianer, in früherer Zeit (noch 1691) nur Erdhütten mit Strohdächern, ohne Fenster, ohne Hausrath außer einer Kürbisschale, meist selbst ohne Hängematte als Bett (Sepp und Böhm 238), bestanden später in 150—180′ langen und 30′ breiten, sehr niedrigen Backsteinhäusern, die in 8 bis 10 Abtheilungen für die einzelnen Familien geschieden und außen mit einem Corridor versehen waren. Das Hauptgebäude, das Collegium, hatte zwei Höfe mit Säulenhallen und umfaßte außer der Wohnung der Missionäre, deren jedes Dorf zwei hatte, einen für die weltlichen, den anderen für die geistlichen Angelegenheiten, die Magazine und Werkstätten. Die Kirche, gewöhnlich aus drei Schiffen bestehend, bisweilen mit einer Kuppel und ionischen Säulen geschmückt, war zwar wenig dauerhaft von Holz gebaut, aber im Vergleich mit den ärmlichen Verhältnissen in denen die Dorfbewohner lebten, sehr prachtvoll und kostspielig, doch geschmacklos ausgestattet (Sepp und B. 250, de Alvear 78, 85, Doblas 10, 57). Gold und Silber wurde nur zu ihrem Schmucke verwendet — Geld und kostbarer Putz war aus dem Jesuitenstaate verbannt — und man hat ausdrücklich eingestanden daß man die Eingeborenen vorzüglich durch die Pracht und den Glanz der Kirche an sie zu fesseln be-

* Dasselbe ist auch anderwärts, z. B. in Texas (Espinosa V, 25), öfter vorgekommen.

absichtigte (Charlevoix I, 365, 375, s. auch das Schreiben des Jesuiten Escandon in den „Neuen Nachr. v. d. Missionen ꝛc.“). Daher wurde denn auch Musik und äußeres Gepränge bei den kirchlichen Handlungen nicht gespart, besonders bei den Festen, die man zugleich zu benutzen pflegte um dem Könige huldigen zu lassen und den ihm schuldigen Gehorsam einzuschärfen (de Alvear 82).

Jedes Dorf hatte einen Corregidor, Regidoren und Alcalden (Oberrichter, Gemeinderäthe und Amtleute), die von der Gemeinde unter maßgebender Mitwirkung des Missionärs erwählt, auch in der Ausübung ihrer Functionen ganz von diesem abhängig waren (Charlevoix I, 356, 370, 374, Doblas 14). Die Strafen, die sie nach Angabe des vorgesetzten Geistlichen verhingen, bestanden in Gebeten, Fasten, Gefängniß, bisweilen Geißelung und öffentlicher Kirchenbuße, und die Gezüchtigten hatten sich für die empfangene Strafe bei dem Missionär zu bedanken (ders. 44, 65). Auch ein Anführer für den Krieg wurde ernannt, der die zwei Compagnien Fußvolk und die Schwadron Reiterei befehligte, welche das Dorf besaß (Charlevoix I, 366, 385), und diese Soldaten haben in den Kriegen der Spanier mit den Portugiesen (1679—1705) den ersteren die besten Dienste geleistet (ders. II, 168 ff.). Durch ein System strenger Bevormundung und allseitiger Beaufsichtigung waren die Thätigkeiten aller Einzelnen geregelt. In Nahrung Kleidung und Arbeit suchte man vollkommene Gleichheit herzustellen; zwei- oder dreimal in der Woche gab es Fleischkost, Kleider wurden nach Bedürfniß ausgetheilt, nur die Magistratspersonen erhielten einen Stock als Abzeichen ihrer Würde und bessere Festkleider als die übrigen. Der Geistliche wies einem jeden das Stück Feld an das er bearbeiten sollte und bestimmte es genau nach Größe und Lage; die Weiber Knaben und Mädchen erhielten ihr bestimmtes Gewicht Baumwolle zu spinnen. Die Arbeitszeit des Vormittags und Nachmittags war fest geregelt, Mittags fand eine zweistündige Pause statt und die Arbeit wurde stets mit Gottesdienst begonnen (Doblas 14, de Alvear 79). Essen und Trinken, Schlafen und Beten, auch alle Vergnügungen wurden nach der Uhr abgemessen.

Anfangs gab es in den Missionen gar kein Privateigenthum, alle Arbeit wie alle Speise Kleidung und andere Verbrauchsgegenstände wurden den Einzelnen zugetheilt; später erhielt jede Familie wenigstens ein Stück Land für sich das sie an den drei letzten Wochentagen zu be-

arbeiten hatte, während die drei ersten für den Anbau der Gemeindeländereien bestimmt waren, deren Ertrag in die Magazine floß, aus welchen sämmtliche allgemeinen Ausgaben bestritten wurden (Charlevoix I, 364, Doblas 14). Zu diesen gehörte zunächst der Tribut der seit 1649 von den Missionsangehörigen gefordert wurde um damit je einen Missionär für jedes Dorf zu bezahlen (Charlevoix I, 350), und seit 1661 außer der Bezahlung ihrer vorgesetzten Geistlichen die Abgabe von 1 peso welche sie jährlich an die Krone zu entrichten hatten (Funes II, 199). Ferner wurde mit den Vorräthen der Magazine Alles eingekauft dessen man von auswärts bedurfte, und da die Missionäre die einzigen und unverantwortlichen Verwalter des Gemeindevermögens waren, pflegte ein großer Theil desselben auf die Erwerbung von Kostbarkeiten für die Kirche und von prachtvollen Festkleidern, die man bei Prozessionen sehen ließ, verwendet zu werden (Doblas 14). Außer den gebauten Früchten wurden in den Magazinen auch die Producte des Gewerbfleißes der Indianer aufgespeichert; denn diese hatten, mit einem vorzüglichen Nachahmungstalent begabt, viele Handwerke von den Missionären gelernt; sie fertigten Spitzen, wußten selbst Orgeln und Uhren nach Modellen trefflich herzustellen (Sepp und Böhm 291), spannen und webten Baumwolle, trieben Bienenzucht, die Hauptartikel des Handels aber welche sie den Missionären lieferten, waren der Paraguay-Thee den sie zogen und die Ochsenhäute, die sie von den ungeheueren Herden nahmen welche in jenen Ländern in wildem Zustande leben (ebend. 285, Charlevoix I, 359 ff.). Für den Unterhalt der Handwerker, der Wittwen und Waisen, Alten und Schwachen wurden besondere Felder ausgestellt. Bettler und Müßiggänger gab es nicht, für die Armen und Kranken wurde gesorgt. Die letzteren brachte man in einem Krankenhause unter, dem jedoch ein Arzt fehlte, widerspänstige oder unordentliche Weiber kamen in ein besonderes Besserungshaus (Doblas 14, Charlevoix I, 369). Keiner litt Mangel, aber alle waren arm; jeder arbeitete für alle, aber keiner konnte durch seine Arbeit mehr erwerben als seinen Lebensunterhalt (Muratori 200). Die schönsten Träume des Socialismus waren hier zur Wirklichkeit geworden.

Um ihrer Republik das Leben zu erhalten hatten die frommen Väter den Spaniern den Besuch ihrer Missionen untersagt, außer denen die in Begleitung von Ordensgeistlichen oder Bischöffen kämen (Char-

levoix I, 356). Fremde wurden entweder unmittelbar abgewiesen oder unter Aufsicht umhergeführt, dann wieder an die Landesgrenze gebracht und verabschiedet. Es wird versichert daß die weltlichen Angelegenheiten das Hauptaugenmerk der Jesuiten waren, die Seelsorge dagegen ihnen weniger am Herzen lag, oder daß sie sich diese wenigstens nicht eben sauer werden ließen (Doblas 57 f.). Allerdings wurde der Katechismus viel hergesagt und abgefragt, jede Versäumniß des Gottesdienstes streng gestraft und am Sonntag Unterricht ertheilt über religiöse und andere Gegenstände (de Alvear 80). Manche lernten so schön schreiben wie der beste Druck, aber nicht leicht konnte einer lesen (Sepp und Böhm 291, Doblas 14).

Daß die Jesuiten schwer verleumdet worden sind, ist richtig — zunächst von den spanischen und portugiesischen Kolonisten, deren Dienst sie die Indianer entzogen, dann von den politischen und kirchlichen Gegnern ihres Ordens überhaupt, endlich auch von einzelnen ihrer Ordensbrüder selbst, die aus Intrigue oder Rachsucht ihnen zu schaden suchten. Zu den letzteren gehörte namentlich Ibañez, der aus dem Orden ausgestoßen, seine genaue Kenntniß der Verhältnisse benutzte um sie zu verschreien. Wenn er z. B. den Werth einer Ochsenhaut in Süd Amerika auf 2½ scudi (3⅓ Thlr.) angiebt (p. 47), so ist dieß eine ungeheuere Uebertreibung: um 1695 galt eine solche vielmehr 15 Kreuzer (Sepp und B. 285). Seine Berechnung der Geldmittel über welche die Jesuiten geboten, ist darum gänzlich haltlos. Dagegen dürfte ihm schwer zu widersprechen sein, wenn er geltend macht daß die Jesuiten in Paraguay ihren Ordensregeln zuwider feste Pfarreien errichteten und verwalteten* um die weltliche Herrschaft des Landes an sich zu reißen, daß sie dem Befehle des Königs entgegen die Indianer kein Spanisch lernen ließen, sondern dieß sogar verboten und bestraften, daß sie sich damit begnügten diesen nur die äußeren Gebräuche, nicht die Gesinnung des Christenthums beizubringen, daß sie durch vollständige Einengung und Beschränkung nur auf Gehorsam, nicht auf geistige Erhebung und fortschreitende Bildung derselben hinarbeiteten. Azara (II, 251 f.) und Andere haben später diese Vorwürfe wiederholt. Die Schilderungen einzelner Ordensbrüder von der Wirksamkeit der Jesuiten (s. namentlich Pauke) geben frei-

* Vgl. die Rechtfertigung gegen diesen Vorwurf bei Solorzano IV, c. 16.

lich ein höchst erfreuliches Bild einer verständigen, liebevoll aufopfernden, vielseitigen Thätigkeit, erregen aber durch den Mangel an Uebereinstimmung mit dem was wir sonst von den Einrichtungen der Jesuiten wissen, den Verdacht der Unwahrheit und können, selbst wenn sie nicht geradezu falsch sind, höchstens als eine Darstellung äußerst seltener Ausnahmefälle gelten, die unser allgemeines Urtheil über ihr Thun und Treiben in Paraguay nicht bestimmen dürfen. Dieses Urtheil aber kann nur dahin lauten, daß sie gar nicht das Interesse hatten die Indianer zu civilisiren, sondern nur ihre Seelen dem Himmel zuzuführen, auf Erden aber sie nebenbei praktisch nützlich zu machen, sei es zum Vortheil der Kirche und ihres Ordens oder zu dem der spanischen Krone. Es ist wahr, sie haben rohe Cannibalen zu friedlichen Herdenthieren umgeschaffen, aber es ist ebenso wahr daß sie Menschen nicht erzogen, sondern im Beten und Arbeiten nur abgerichtet, daß sie ihre Zöglinge absichtlich in voller Unmündigkeit erhalten, aller eigenen Energie beraubt und geistig noch stumpfer gemacht haben als sie vorher schon waren. Eine Gewöhnung zu unfreiwilliger Arbeit für fremde Zwecke und eine sorgenfreie Existenz sind keine Entschädigung für die Vernichtung jeder eigenen selbstständigen Lebensregung, und der Mißbrauch geistiger Ueberlegenheit ist nicht weniger verwerflich als der Mißbrauch der physischen Gewalt die der Herr über den Sklaven hat.

Was die Jesuiten aus den Guarani gemacht hatten, geht am unzweideutigsten aus Schilderungen hervor welche wie die bei Doblas (10ff., er schrieb 1785) einige Zeit nach der Vertreibung jener entworfen sind. Die Guarani sind faul, heißt es dort, nicht bloß in Arbeiten die sie für die Gemeinde zu verrichten haben, sondern auch in dem was sie für sich thun. Da sie kein Spanisch verstehen, ist es für sie nicht möglich etwas zu lernen. Sie haben Neigung zum Handel, werden aber viel betrogen, weil der Werth der Dinge ihnen unbekannt ist. Ihren Vorgesetzten gehorchen sie pünktlich, besitzen einen lebhaften Ehrgeiz und sind empfindlich gegen Beleidigung, ohne jedoch ein Gefühl für moralische Ehre zu haben. Ohne Scheu zeigen sie sich ganz unbekleidet vor einander, sind dem Trunke ergeben, betrachten die Weiber als untergeordnete Wesen und legen auf deren Treue nur geringen Werth. Ihre Kinder zu erziehen oder Vermögen zu erwerben ist ihre letzte Sorge.

Im Jahre 1750 wurde zwischen Ferdinand VI. von Spanien und Johann V. von Portugal der bekannte Grenzvertrag geschlossen, in Folge dessen der östliche Theil von Uruguay nebst den sieben Jesuiten-Missionen die er in sich schloß, an Portugal übergehen sollte. Durch mancherlei Intriguen, insbesondere auch durch Anfertigung einer falschen Karte des Landes, hatten die Jesuiten die Ausführung des Vertrags zu hindern gesucht (de Angelis V, Discurso prel. zu Henis), daher widersetzten sie sich endlich mit Waffengewalt (1754, 1756) und zogen mit ihren Indianern gegen die vereinigten spanischen und portugiesischen Truppen in's Feld. Der Verlauf dieses Krieges, den der Jesuite Henis (Diario de la rebelion etc. bei de Angelis V) nach dem beschreibt was er selbst davon in Erfahrung gebracht hat, und die fernere Entwickelung der Ereignisse (vgl. Hist. du Paraguay. Amst. 1780 vol. II) sind von nur geringem Interesse, außer insofern die Jesuiten dabei als mehr oder weniger schuldig erscheinen. Sie selbst haben sich, troß des offenbaren Hochverrathes dessen sie sich schuldig machten, so gut zu vertheidigen gewußt, und der Verleumdungen und Lügen sind gegen sie allerdings so viele gemacht worden, daß noch de Angelis (a. a. O.) der Ansicht war, es sei kaum zu entscheiden ob sie in jenem Kriege mehr Betrogene als Betrüger waren oder umgekehrt. Einem Schreiben gemäß nämlich das der Gouverneur von Buenos Ayres an den Superior der Missionen erlassen hatte, mußten oder konnten sie allerdings glauben im wahren Interesse und Sinne des Königes von Spanien zu handeln, wenn sie sich seinem öffentlichen Befehle zur Uebergabe jener sieben Missionen widersetzten (Henis §. 83, Funes III, 58), und gewiß waren sie selbst überzeugt eine mächtige Partei am spanischen Hofe, vielleicht sogar den König selbst im Geheimen für sich zu haben. Sie hielten — so versichert wenigstens Henis §. 39 ff. — ihre Sache für noch unentschieden in Spanien, hörten gerüchtweise von einer günstigen Wendung die dieselbe beim Könige genommen habe, und erzählten sich daß dieser bis dahin nur von seinem Beichtvater nicht hinreichend über ihre Angelegenheit unterrichtet worden sei. Indessen geht andererseits gerade aus Henis (73, 100) selbst hervor, daß auch für sie wenigstens im Jahre 1755 kein Zweifel mehr bestand daß der König ihre Unterwerfung ernstlich fordere, da seine Commissäre sie für Rebellen erklärten, aber sie fuhren troßdem fort die Ungläubigen zu spielen. Ueberdieß war es gerade die un-

gnädige Entlassung des Beichtvaters vom Könige, auf welche die Erklärung folgte daß fernerer Widerstand von Seiten der Jesuiten als Hochverrath zu behandeln sei, und es ergiebt sich daraus unzweifelhaft daß jener seinen Einfluß vielmehr ganz im Interesse der frommen Väter benutzt hatte. Es ist endlich behauptet worden daß vielmehr die Indianer den Krieg gegen die Spanier veranlaßt hätten, da sie trotz des Zuredens ihrer Missionäre sich entschieden geweigert hätten ihr Land zu räumen und den Portugiesen zu überlassen (Dobrizhoffer I), und allerdings haben sie an den Gouverneur von Buenos Ayres, doch gewiß nicht ohne Vorwissen und schwerlich anders als auf den Antrieb der Jesuiten selbst, dringende Bitten gerichtet ihre Missionäre behalten zu dürfen, und später Klagen erhoben über die Franciscaner die man ihnen statt jener schickte. Die absolute Unterthänigkeit in welcher sie lebten läßt es als unglaublich erscheinen daß sie ihrerseits etwa die Jesuiten zum Aufstande gezwungen hätten, zumal da Bucareli, der 1767 die Vertreibung der letzteren ausführte, die Missionen einnahm und die weltliche Gewalt von der geistlichen in ihnen trennte, nicht den mindesten Widerstand dabei von Seiten der Indianer erfuhr, sondern Alles in der besten Ruhe und Ordnung fand. Dieß Alles zusammen läßt nur geringen Zweifel darüber, daß die Jesuiten nicht in gutem Glauben, sondern in ehrgeiziger und selbstsüchtiger Absicht den Aufruhr anfingen und fortsetzten durch den sie ihre selbstständige Herrschaft in Paraguay zu behaupten hofften.

Nach der Vertreibung der Jesuiten verschlimmerte sich, wie zu erwarten war, das Loos der Indianer noch mehr. Ein Gouverneur mit drei Statthaltern sollte die Missionen regieren. An die Spitze jedes Dorfes trat ein spanischer Administrator und zwei Geistliche, neben denen der aus Eingeborenen zusammengesetzte Magistrat fortbestehen sollte. Die Administratoren, unwissend und unfähig, aber habgierig, machten sich dem Gesetze zuwider zu Herren der Arbeit, welche die Indianer wie zur Zeit der Jesuiten in großem Umfange für öffentliche Zwecke leisten mußten. Sie verwalteten das Gemeindevermögen und lagen mit den Geistlichen beständig in Streit, worunter die Indianer schwer zu leiden hatten: sie wurden ausgepeitscht, mochten sie nun dem einen oder dem anderen von diesen gehorchen, und waren durch lange Gewöhnung gegen diese Strafen ganz abgestumpft (Doblas 17ff., 26, 30). Kaum den dritten Theil ihrer Zeit behielten sie für

sich, und hätten sie diese fleißig benutzen wollen (denn es fehlt bei ihnen nicht an Beispielen des Fleißes, wenn ihnen ein entsprechender Lohn in Aussicht steht), so würde es doch ebenso unmöglich gewesen sein das gebaute Getreide im Lande zu verkaufen als es auszuführen (ders. 41, 31). Sie arbeiten daher, sagt Doblas, stets unter strenger Aufsicht und nur aus Furcht vor der Peitsche, zumal da sie wissen daß die Hälfte der Ernte gestohlen wird, denn das angestellte Personal beläuft sich in jedem Dorfe auf 80—100 Menschen und diese sind unbesoldet (33, 42). Die Eltern kümmern sich nicht um ihre Kinder; diese werden von früh bis Abends einem Aufseher übergeben, der dazu bestellt ist sie beten zu lassen und zu beschäftigen. Sie treiben keine Spiele; auch sonst geht es in den Dörfern ganz still zu, man hört keinen Schrei, keine laute Unterhaltung, Alles ist apathisch und leblos (29, 31, 50). Die Häuser verfielen, die Felder wurden nicht mehr in Ordnung gehalten und wenigstens der achte Theil der Eingeborenen, nach einer anderen Angabe ⅗ derselben, hatte die Missionen um 1785 verlassen (21, 35, 5). Besonders deutlich geht der Verfall auch aus der Vergleichung ihres Viehstandes von 1768 und 1772 hervor (s. de Angelis, Discurso prel. zu Doblas). Man kann sich daher nur wundern daß Azara (II, 219f., 254) die Guarani nicht weit tiefer gesunken fand als es der Fall war. Er schildert sie als ziemlich auf derselben Stufe stehend wie die unterste Klasse der dortigen Spanier, die Viehhirten (Gauchos): jeder hat ein kleines Haus mit einigen Möbeln, das aus mehreren getrennten Räumen und einer besonderen Küche besteht, meist ein paar Ochsen, einige Milchkühe, Pferde oder Esel, Hühner und ein Schwein. Ihre Gemeinden haben sich zum Theil aufgelöst, aber sie selbst haben einige geringe Fortschritte gemacht, besonders in Viehzucht und Handel, da sie jetzt Privateigenthum erwerben können; auch sind sie die besten Zimmerleute im Lande. In der Kleidung haben sie sich den Spaniern angeschlossen. Der jährliche Tribut von 1 peso den jeder Mann von 18—50 Jahren zu zahlen hatte, bestand um 1800 fort (de Alvear 101), das Gesammteigenthum aber das die Dörfer bis dahin besaßen, wurde in dem genannten Jahre aufgehoben und an die Einzelnen als Privateigenthum vertheilt (Funes III, 399). Die Seelenzahl der 30 Missionen war 1801 bis auf 45639 gesunken (Page 551).

Die bisher besprochenen Missionen bestanden hauptsächlich aus Guaranis, wenn auch nicht ausschließlich: in sieben derselben, die am

linken Ufer des Uruguay größtentheils zwischen dem Piratinim und Juhy lagen, lebten außer jenen auch Charruas (Ave-Lallemant, R. durch Süd-Brasil. 1859, I, 331). Nur die Guarani zeigten sich fügsam genug für eine weite Ausbreitung der Mission und selbst unter diesen nur die östlichen Völker. Bei den Chiriguanas mißlangen die 1607—9 und einige zwanzig Jahre später gemachten Versuche dieser Art, doch ließen sich die Jesuiten dadurch nicht für immer abschrecken, sondern erneuerten dieselben zur Zeit der Gründung des Jesuitencollegiums in Tarija 1690 (Lozano 130, 276). Als die Paulisten 6 Jahre später in Chiquitos einfielen, entstand gegen die Missionäre der Verdacht daß sie diesen als Spione dienten, und sie wurden wieder vertrieben (Tomajuncosa 11, 30ff. bei de Angelis V, der hauptsächlich aus Lozano geschöpft hat, wie Weddell bei Castelnau VI, 141—170 wieder aus ihm). 1727 waren die Chiriguanas auf's Neue gegen die Missionäre aufgestanden, die sich bei ihnen niedergelassen hatten, diese waren abermals verjagt worden, eroberten sich aber mit Hülfe der Chiquitos und ihrer Giftpfeile ihren Platz bei ihnen zurück (Lozano 316, 324). Erst 1734 ist es gelungen sie zu bekehren, obwohl nur theilweise und nicht ohne große Schwierigkeit: mit dem ewigen Feuer der Hölle von den Missionären bedroht, gaben sie zur Antwort daß sie alsdann die Kohlen wegnehmen würden (Guevara I, 14). Von ihren 19 Dörfern, deren Hauptort das 1680 gegründete Piray wurde — die jenseits des Rio grande gelegenen Missionen sind erst von neuerem Datum — waren um 1788 nur 8 christlich, aber auch in diesen herrschte meist große Faulheit (Viedma b, 5, 6, 28, 51 ff.). Die Mission von Porongo wurde bei ihnen 1714, S. Rosa 1764 gegründet (Viedma a, 312, 323). Die Chaneses, bei denen die Jesuiten um jene Zeit unter 19° s. B. ebenfalls zwei Missionen hatten, waren nicht minder schwer zu reduciren gewesen (Tomajuncosa 26, 28 a. a. O.). Nach der Vertreibung der Jesuiten, traten auch hier wie in Paraguay die Franciscaner an deren Stelle. Um 1800 bestanden, meist erst seit kurzer Zeit gegründet, 21 Missionsdörfer der Chiriguanas Mataguayos und Vejoses südlich von Piray bis zum Pilcomayo, jenseits dessen nur Salinas Itau und Ceuta (letzteres in der Nähe von Oran) lagen, erstere beiden von Chiriguanas bewohnt. Völlig abgeschlossen gegen die spanischen Niederlassungen wie der ehemalige Jesuitenstaat von Paraguay, wurden sie schein-

bar von Häuptlingen regiert, deren Würde erblich war, und von jährlich gewählten Beamten welche die Polizei verwalteten, die Nahrungsmittel vertheilten und dergleichen, in Wirklichkeit aber war auch hier der Padre der einzige Inhaber aller Gewalt. Die Krankenpflege, die geistlichen Functionen, auch der Unterricht der Kinder waren unentgeltlich. Taufe und Abendmahl wurden nur auf Bitten der Indianer selbst vorgenommen. Um die Fastenzeit hatten sie eine Art von Examen zu bestehen (Näheres bei Weddell a. a. O.). Das Christenthum der Chiriguanas nördlich vom Parapiti ist wieder gänzlich verschwunden (ebend. 55).

Die Pampas-Indianer und Araucaner.

Die Völker welche wir in diesem Abschnitte zusammenfassen, lassen sich bis jetzt zwar nicht als zu demselben Stamme gehörig bestimmt nachweisen, aber die Aehnlichkeit die unter ihnen in Rücksicht ihrer wichtigsten äußeren und inneren Charaktere stattfindet, macht ihre Verwandtschaft wahrscheinlich, besonders wenn man beachtet daß sie zu den Eingeborenen Brasiliens und vorzüglich den Guaranis zugleich in einem entschiedenen Gegensatze stehen. Die kurze prognathische Schädelform scheint bei ihnen vorzuherrschen (Retzius in Müller's Archiv 1848, p. 247, 280 nennt insbesondere die Charruas, Puelches und Feuerländer, Araucaner), sie sind von sehr kriegerischem Wesen und haben ihre Unabhängigkeit von jeher mit äußerster Anstrengung ihrer Kräfte vertheidigt, so daß es bis in die neueste Zeit nicht gelungen ist sie zu unterjochen, haben sich der Mission fast ganz unzugänglich gezeigt und mit wenigen Ausnahmen von jeher ein nomadisches Leben geführt, größtentheils ohne Landbau oder doch ohne sich durch diesen an die Scholle fesseln zu lassen. Die Araucaner sind das einzige Volk bei dem es sich in letzterer Hinsicht anders verhielt, die Payaguas nächst den Feuerländern das einzige welches mit dem Wasser vertraut war.

Als Sebastian Cabot (1531) den Paraguay hinaufging, wurde er in der Gegend von Asuncion von den Agaces angegriffen, die damals jenes Land beherrschten (Guzman I, 6). Diese waren als gefährliche Flußräuber besonders von den Guaranis sehr gefürchtet und

lebten mit den Guaycurus in Feindschaft (Cabeza de Vaca 559, 565). Wir dürfen sie ohne irre zu gehen wohl für einen Zweig der Payaguas halten oder für diese selbst. Wenn de Angelis (Indice zu Guzman p. II) von ihnen sagt, sie hätten Guarani gesprochen, so beruht dieß auf dem Mißverständniß, daß sie diese Sprache meist verstanden, obwohl sie von ihrer Muttersprache ganz verschieden war (Vater, Mithrid. III, 2, 489 nach Azara). Die Sitze der Payaguas lassen sich schwer angeben, da sie meist nur auf dem Wasser sich sehen ließen. Sie lebten oberhalb der Guaycurus an und auf dem Paraguay-Flusse der nach ihnen benannt sein soll (Azara), 120 leguas aufwärts von Asuncion (Guzman I, 4), hauptsächlich, wie es scheint, auf dem linken Ufer (Erbaul. Geschichten 182), und dehnten ihre Streifzüge bis nach Cuyaba hin aus (de Flores 9 bei de Angelis IV). Ein Zweig derselben bewohnte (nach Quiroga II) den nördlichsten Theil des Paraguay, ein anderer die Gegend von Asuncion. Dort giebt sie auch Lozano (52) zwischen dem Javeviry, der unter 23½° in den Paraguay münde, und dem Pilcomayo an, in dem Lande als dessen zahlreichstes Volk er die Iviraparás* nennt. Seit 1740 hat sich ein Theil derselben, 1790 auch der Rest des Volkes in Asuncion niedergelassen (Azara). Rengger (Naturg. 4) schildert sie nur 5′ 2″ — 5′ 5″ groß und von mehr länglicher, weniger breiter Gesichtsform als die Guaranis, Demersay (Bullet. soc. géogr. 1854, I, 15) bezeichnet sie dagegen als sehr groß, wie Cabeza de Vaca die Agaces: 1,781 Meter; die Weiber 1,58 Meter. Sie sind olivenbraun, heller als die Guaranis, von sehr muskulösem Oberkörper, aber dünnen Beinen, da sie sehr viel im Kahne sitzen. Die kleinen Augen haben eine leichte Falte am oberen Augenlide (bridés) doch ohne Hebung des äußeren Winkels, die Nase ist lang und rundlich, die Backenknochen ragen etwas hervor und die Unterlippe steht über; die Weiber haben kleine Füße und Hände.

Von der Lebensweise und den Sitten der Payaguas hat Azara ausführlich gehandelt. Als auffallend ist aus älterer Zeit nur zu erwähnen daß ihre Häuptlinge eine despotische Gewalt besaßen und daß ihr Speichel von ihren Untergebenen mit der Hand aufgefangen zu werden pflegte (Cabeza de Vaca 575). Landbau scheinen sie nie-

---

* Diese sind nach v. Martius a, ein Tupivolk (J. R. G. S. II, 209).

mals getrieben zu haben. Mit ihren früheren Feinden den Guyacurus später verbündet, haben sie den Portugiesen vielen Schaden zugefügt, seit 1791 jedoch Frieden mit ihnen geschlossen (v. Eschwege II, 287, Rengger R. 135f.). Mit den Spaniern dagegen standen sie seit langer Zeit in einem Schutz- und Trutzbündniß, doch haben sie sich stets geweigert das Christenthum anzunehmen (Azara II, 121). Nach Asuncion liefern sie in neuerer Zeit Holz Fische Pferdefutter und dergleichen (Demersay a. a. O.). Mit den Mbayas und anderen Völkern von Chaco haben sie die Feier eines großen jährlichen Festes gemein, an welchem sie sich große Holzsplitter durch das Fleisch stechen und sich Blut aus der Zunge und anderen Theilen ziehen, das sie in ein kleines Loch in die Erde laufen lassen (Azara II, 134). Ihre Todten begraben sie in zusammengebogener Stellung (ebend. 143).

Das Gebiet der Lenguas reichte vom Pilcomayo bis gegen den Paraguay hin, wo die Mbayas lebten (Quiroga II), und lag unter 22° und 23° s. B. zwischen beiden Flüssen (Vater, Mithrid. III, 2, 491, Page 142). Noch neuerdings giebt Castelnau (II, 430) die Inimas (wahrscheinlich die Enimaga oder Inemaga, die Azara den Lenguas in jeder Hinsicht ähnlich nennt), „welche in Paraguay Linguas heißen", in diesen Gegenden unterhalb Fort Borbon an, auf dem rechten Ufer des Paraguay, namentlich bei S. Salvador, während nach d'Orbigny (II, 120) ihre geringen Ueberreste unter 27° s. B. und 62° w. L. von Paris mitten in Chaco wohnen sollen. Ihren Namen haben sie von dem großen Pflocke den sie in der Unterlippe tragen, obwohl dieselbe Sitte sich auch bei den Charrua Mbaya und Payagua findet (Azara II, 11, 105, 126). Sie sollen die Sprache der Chiquitos reden oder doch diesen sprachverwandt sein (Erbaul. Geschichten 178, Lettres édif. II, 165). Nach d'Orbigny sind sie im Aeußeren den Abiponern und Mataguayes durchaus ähnlich, Page (142) fand an ihnen die langgeschlitzten und großen chinesenähnlichen Augen auffallend und bemerkt daß sie Pferde und Schafe besitzen, etwas Mais und Baumwolle bauen und daß die Weiber an der Spindel spinnen. Sie gehörten von jeher zu den kriegerisch unruhigen und gefährlichen Reitervölkern von Chaco.

Ungleich häufiger als von jenen ist von den Guaycurus die Rede. Erst neuere Reisende behaupten daß ihr Name collectiv für verschiedene Völker (Rengger, R. 341) oder gar für alle berittenen Ein-

geborenen ohne Unterschied von den Spaniern gebraucht worden sei (d'Orbigny II, 92). Mögen aber auch einzelne Verwechselungen bisweilen vorgekommen sein (wie z. B. die Spanier in neuerer Zeit die Tobas öfters Guaycurus genannt haben, Morillo 21), so muß man doch zugeben daß jene von anderen Völkern in den älteren Berichten sehr bestimmt unterschieden zu werden pflegen und daß überhaupt weit weniger der Mangel als vielmehr der Ueberfluß in der Unterscheidung verschiedener Völker den Ethnographen bei Benutzung der älteren Quellen in Verlegenheit setzt. Nach Azara (Correspond. 49 bei de Angelis IV) würden alle Angaben neuerer Reisenden über die Guaycurus überhaupt nur geringe Autorität in Anspruch nehmen können, weil sie um den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts bereits bis auf einen Rest ausgestorben gewesen wären. Indessen dürfte hierauf kein großes Gewicht zu legen sein, da nicht allein v. Eschwege (II, 268 ff.), sondern auch Castelnau (II, 392 ff., 479) ausführliche Mittheilungen von ihnen aus eigener Erfahrung machen (vgl. auch von Martius a.). Castelnau fand sie in der Nähe von Fort Albuquerque am Paraguay und giebt 6 Stämme derselben an, von denen jedoch nur zwei Landbau treiben. Einer derselben, die Cadiehos, war kürzlich auf der Flucht vor den Inimas (Lenguas) aus Chaco dorthin gekommen.

Die Guaycurus werden als ein sehr unruhiges Volk geschildert, das oft schnell und plötzlich seine Wohnsitze wechselt, in weiter Entfernung unerwartet erscheint und oft spurlos wieder verschwindet, daher sich nicht sowohl ihr Wohnsitz, als vielmehr nur ihr Verbreitungsbezirk angeben läßt. Zu Cabeza de Vaca's Zeit (1541) hatten sie (wie bemerkt), den Guaranis das Land im Westen von Asuncion genommen, wo sie Guevara (II, 6) anführt, und wohl deshalb hat de Angelis (Indice zu Guzman XLIII) das Delta des Pilcomayo als ihren eigentlichen Sitz bezeichnet. Lozano (52, 62) nennt sie zwar auch in dieser Gegend, unterscheidet aber drei Abtheilungen derselben: die eine bestehe aus den Flußräubern des Paraguay (doch werden sie von den Payagua stets unterschieden), die zweite seien die Guaycurutis im Westen des Flusses, die dritte die Guaycuru Guazu im Norden gegen 100 leguas von Asuncion entfernt, wo sie, den Chiriguanas benachbart, die Guanas und andere Völker unterjocht hätten. Charlevoix (I, 101), der diesen Bericht wiederholt, fügt

nur hinzu daß dieses Land im Norden für ihr Stammland gehalten werde. Aus der Gegend am Paraguay oberhalb Asuncion haben sie sich späterhin vor den Mameluken (Brasilianern) nach Chaco zurückgezogen (Lettres éd. II, 165). Sie sind ein sehr großer Menschenschlag, manche von ihnen sollen 6½' erreichen*; ihre Farbe ist dunkler als Kupfer, das Haar bald schlicht, bald kraus; im Gesichte tättowiren sie sich mit einigen Linien (v. Eschwege II, 270 ff.). Die Malerei des Körpers, der Lippenschmuck und der geschorene Kopf, auf dem sie nur zwei Haarkränze und einen Haarschopf stehen lassen, geben ihnen ein fürchterliches Aussehen (Charlevoix I, 102). Ihre Bekleidung besteht nur in einem Schurze oder Gürtel.

Von ihren Nachbarn, denen sie niemals im Kampfe unterlegen sein sollen, waren sie in früherer Zeit sehr gefürchtet (Cabeza de V. 560, 564). Ihre Räubereien entschuldigen sie wohl erst neuerdings geschickt mit der Sage, daß Gott bei der Schöpfung jedem Volke eine Gabe zugetheilt und sie allein vergessen habe; vom Adler aber, den sie für ihren Stammvater zu halten scheinen (v. Eschwege II, 280), seien sie darauf aufmerksam gemacht worden daß ihr Loos das beste von allen sei, da ihnen Alles gehöre was die übrigen besäßen (Azara, Castelnau II, 394). Sie leben als Reiternomaden ganz ohne Landbau und schützen sich gegen Wind und Wetter oft nur durch eine ausgespannte Matte, wie die Payaguas (Lozano 55, 65), doch hatten sie auch lange Häuser in denen sie zu Hunderten zusammenwohnten (Cabeza de V. 563), in drei Abtheilungen, der Häuptling in der Mitte (Charlevoix I, 104), eine Einrichtung die vielleicht zu ihrer Eintheilung in Edle Krieger und Sklaven (v. Eschwege II, 269, v. Martius a, Anh. 25) in Beziehung steht, wenn es anders mit dieser seine Richtigkeit hat. Lozano (68) unterscheidet bei ihnen gleichsam als drei Rangstufen: Kind Mann und alter Krieger, deren jede ihr bestimmtes Abzeichen und ihren besonderen, durch schmerzhafte Ceremonien erworbenen Schmuck hatte. Aehnliche Selbstpeinigungen fanden bei einem großen jährlichen Feste statt, das irrthümlich mit dem Wiedererscheinen der Plejaden in Zusammenhang gebracht worden ist, da diese hier nie untergehen. Die Würde des Häuptlings ging auf den

* Nach Rengger (Naturgesch. 5) der die Mbayas (d. i. Guaycurus) die schönsten Indianer dieser Gegenden nennt, messen sie nur 5' 5" — 5' 6½" und sind mehr kupferroth als die Payaguas.

Sohn über, der fern von seinem Vater erzogen zu werden pflegte und diesem nur selten zu Gesichte kam. Beim Tode desselben traten Fasten und allgemeine Enthaltsamkeit ein, das Malen des Körpers wurde unterlassen, mehrere Männer und Weiber, die sich oft selbst dazu anboten, wurden geopfert, und der neue Häuptling gab allen Einzelnen andere Namen (Lozano 67, 70), wahrscheinlich damit der Tod, wenn er wiederkäme, diejenigen nicht zu finden wisse die er suche, der Name des Verstorbenen aber wurde ferner nicht mehr ausgesprochen (Azara II, 153), wohl um seinen Geist nicht zu erzürnen oder zu citiren. Bei starkem Unwetter pflegten sie zu lärmen und gegen die bösen Geister in der Luft zu kämpfen die es erregten (Lozano 71).*

Polygamie herrschte nicht bei ihnen. Sie hatten nur eine Frau, aber diese wurde leicht gewechselt. Uneheliche Kinder brachten sie gewöhnlich um, entweder vor oder nach der Geburt (ebend.); Azara scheint sie in zu großer Allgemeinheit häufigen Kindermordes zu beschuldigen, indessen werden künstliche Fehlgeburten bis zum 30. Lebensjahre noch neuerdings als gewöhnlich bei ihnen erwähnt (Spix und Martius 271, Castelnau II, 405). Die im Kriege gefangenen Knaben ziehen sie auf, geben ihnen später Weiber, verkaufen aber deren Kinder (Charlevoix I, 106); übrigens sollen die im Kriege erbeuteten Sklaven, welche als Kaste von den Freien streng geschieden bleiben (Spix u. M. 268), von ihnen gut behandelt werden (v. Eschwege II, 283). Die Weiber genossen wenigstens in früherer Zeit so großes Ansehen, daß sie diese Sklaven in Freiheit setzen und deren Aufnahme in den eigenen Stamm bewirken konnten (Cabeza de V. 564). Manche Gegenstände werden von den Weibern mit andern Wörtern bezeichnet als von den Männern (v. Eschwege II, 283). Die Männer in Weiberkleidern welche sich unter ihnen finden sollen, spinnen, weben, machen Töpfe und thun nur weibliche Arbeit (ebend. 276). Ihre Waffen sind Lanzen und hölzerne Schwerter, auch führen sie scharfe Messer von Fischgräten; die Köpfe der Feinde bewahren sie als Tro-

---

* Die Vorstellungen dieser Völker von den Himmelskörpern und Himmelserscheinungen sind kindisch genug: einige Sterne gelten den Mbocovies für Bäume mit leuchtenden Zweigen, andere für einen Strauß der von Hunden verfolgt wird. Von der Sonne, die ein Weib sei, erzählen sie, daß sie einst auf die Erde heruntergefallen, großes Unglück angerichtet habe, doch sei es gelungen sie wieder an ihren Platz zu setzen, der Mond aber sei ein Mann dem, wenn er sich verfinstere, die Eingeweide von einem Hunde herausgerissen würden (Guevara I, 15).

phäen (Lozano 66, 71). Im Kriege zeichnen sie sich durch Vorsicht aus, stellen in jedem Dorfe Nachtwachen auf und gehen Nachts auf Kundschaft aus (Charlevoix I, 106). Ein schönes Beispiel strenger Mannszucht und Selbstbeherrschung gaben die Guaycurus welche im J. 1819 unter Andresito's Führung in Corrientes einzogen, das sie 7 Monate lang besetzt hielten. Obgleich ganz ausgehungert und erbittert, benahmen sie sich mit der größten Mäßigung und Rücksicht. Nur ein einziger Diebstahl kam in dieser Zeit von ihrer Seite vor (Robertson III, 159 ff.). Die Versuche der Missionäre (1609) scheiterten bei ihnen nach kurzer Zeit (1626, Lozano 140).

Die Mbayas, welche Azara als ein besonderes Volk neben den Guaycurus aufgeführt hat, werden in Rücksicht der Sprache ausdrücklich als nicht von ihnen verschieden bezeichnet (Vater, Mithrid. III, 2, 479); die Angabe de Pasos' (44 bei de Angelis IV) daß sie oft auch Guaycurus genannt würden, hat man daher nicht so zu verstehen, daß eine Verwechselung beider mit einander häufig sei, sondern daß überhaupt kein Unterschied unter ihnen stattfinde (v. Martius a, Anh. 8, Dobrizhoffer I, 75). Auch daß sie von den Guaycurus abstammten, wie de Angelis angiebt (Indice zu Guzman VIII), drückt, wie es scheint, das Verhältniß in welchem sie zu einander stehen, nicht genau aus. Ihre Eroberungen und Verwüstungen des Landes am Paraguay, welche 1661 begannen, erstreckten sich über beide Ufer des Flusses vom Xexui unter 24° bis zum Tacuari unter 18½° s. B., in späterer Zeit bis zu den Chiquitos (Quiroga II, de Flores 16 bei de Angelis IV, Azara), doch hielten sie seit 1746 mit den Spaniern fast ununterbrochen Frieden und wurden allmälich auf das Westufer des Flusses beschränkt.

Die nahe Sprachverwandtschaft, welche nach Dobrizhoffer (II, 191, 242) zwischen den Abiponern einerseits, den Mbocobies Tobas und Mbayas andererseits besteht, ist wenigstens in Rücksicht der letzteren unbestätigt geblieben; sie stehen jenen Völkern ferner, der grammatische Bau ihrer Sprache ist wesentlich verschieden, während die drei ersteren allerdings zu einem Stamme gehören (Vater a. a. O. 477, 494 ff.). Lozano (77) bemerkt ausdrücklich daß die Tobas Mocobies und Yapitalaguas dieselbe Sprache reden. Unsicherer scheint es daß die Mataguayos und Vejoses Dialekte des Toba reden, wie Weddell (bei Castelnau IV, 144) angiebt, und daß die Matacos ebenfalls

sprachlich zu den Toba gehören (ebend. 328); d'Orbigny (II, 93) ist geneigt auch die Malbalas zu ihnen zu rechnen.

Die Tobas und Mbocobies, wie die letzteren sich selbst nennen (Pauke 43), streifen aus dem Innern von Chaco bis an den Parana und bewohnen namentlich das Land an der Mündung des Jujuy in den Vermejo (Lozano 77, 252), auch werden die ersteren mit den Mataguayas zusammen am Pilcomayo 40 leguas von den Cordilleren entfernt genannt (ebend. 52). Neuerdings hat d'Orbigny (II, 93) beide zwischen 21° und 32° am ganzen Pilcomayo, an dem unteren Viertel des Vermejo und von da bis in die Gegend von Santa Fe angegeben. Cornejo (4) nennt sie unterhalb von S. Bernando de Tobas und Santiago de Mocobis am unteren Vermejo, wo sie nach Morillo (21), dem jener offenbar seine ethnographischen Angaben fast sämmtlich entlehnt hat, bis zum Pilcomayo das herrschende Volk sind (1780), womit die Angabe Garcia's de Solalinde (4 bei de Angelis IV), von 1799 übereinstimmt. Die Karte bei Rengger setzt die Tobas in den Norden der Mocobies und diese südlich vom Vermejo. Sie werden von d'Orbigny zu der Raçe der Pampasvölker gerechnet, die er (II, 5) auf folgende Weise beschreibt. Sie sind mittelgroße Menschen von olivenbrauner oder dunkelkastanienbrauner Farbe und herkulischer Bildung, sehr breiter Brust und breiten Schultern, fleischig, doch mit wenig hervortretenden Muskeln. Die Stirn ist gewölbt, das Gesicht breit und platt, die Nase sehr kurz und zusammengedrückt mit weiten offenen Löchern, der sehr große Mund hat dicke, stark vortretende Lippen, die Augen stehen horizontal, doch ist ihr äußerer Winkel bisweilen etwas hinaufgezogen, die Backenknochen ragen hervor, die stark ausgeprägten Gesichtszüge sind von kaltem Ausdruck. Die Mbocobis und Tobas insbesondere schildert er (II, 96) als bronzefarbig, (Weddell a. a. O. 300 der sie sehr schön proportionirt fand, nennt sie etwas dunkler als die Chiriguanas) im Mittel 1, 68 Meter hoch und im Aeußeren übrigens den Charruas ähnlich, d. h. von ziemlich gerader, unten dicker Nase und gebogenen, dünnen, aber stark hervortretenden Augenbrauen. Abwechselnd führen sie ein nomadisches Jäger- und Hirtenleben, denn sie haben Schafe und Pferde, oder bauen das Land (ebend. 306, d'Orbigny II, 99). Ihre Wohnungen sind lange, von Osten nach Westen gerichtete Häuser in denen mehrere Familien zusammenleben (ebend. 100), bei den Tobas

bienenkorbartige, nur zwei Meter hohe Hütten mit sehr niedrigem Eingang (Weddell a. a. O. 300). An einem sehr einfachen Webstühl fertigen sie wollene Zeuge, die sie blau weiß und roth zu färben verstehen (Page 255). Lozano (77 ff.) bezeichnet ihre Sitten als dieselben wie die der Mataguayos und hebt wie Pauke (106), der ihnen Kindermord aus sehr geringen Ursachen Schuld giebt (61, 79), vorzüglich ihren Cannibalismus hervor; sie ziehen dem erschlagenen Feinde die Kopfhaut ab und spannen sie auf um sie als Trophäe zu bewahren. Im Jahre 1670 wurden sie mit bewaffneter Macht von den Spaniern angegriffen und erhielten drei Jahre darauf Missionäre, die jedoch nur wenig bei ihnen ausrichten konnten. Ebenso geringen Erfolg hatte die 1683 aufs Neue bei ihnen begonnene Mission. Sie blieben das Räubervolk als das sie sich bis dahin gezeigt hatten. Erst der 1710 gegen sie erneuerte Krieg nöthigte sie zu längerem Frieden (Lozano 105, 158, 244, 336).

Die Abiponer schweifen vom R. Vermejo bis nach Santa Fe hin im Süden und bis nach S. Jago del Estero im Westen (Dobrizhoffer II, 13). Das rechte Ufer des unteren Vermejo bis zu seiner Mündung scheint ihr Hauptsitz gewesen zu sein (Lozano 89). Ein Theil derselben ist in die Missionen auf der Ostseite des Parana gezogen worden, ein anderer blieb mit den Tobas und Mbocovies in Chaco bei seiner früheren nomadisirenden Lebensweise (Quiroga II). Sie sind sehr stark zusammengeschmolzen und werden von d'Orbigny (II, 116) diesseits des Parana unter 28—30° s. B. angegeben. Er fand sie den Tobas und Mataguayos im Aeußeren sehr ähnlich, indessen kommen bei ihnen auch Adlernasen häufig vor; ihren geringen Bart raufen sie aus wie das Haar am Köper und die Augenbrauen, letztere, wie sie sagen, um besser sehen zu können; auch das Haar am Vorderhaupt entfernen sie, gleich den Tobas Mbocovies und anderen. Im Gesichte tättowiren sie namentlich die Mädchen zur Zeit der Mannbarkeit (Dobrizhoffer II, 24 ff., 31, 37); bei den Männern sind um diese Zeit Blutentziehungen gewöhnlich, die sie an verschiedenen Gliedern, selbst an der Zunge von Kindheit an häufig und bei verschiedenen Gelegenheiten vornehmen, besonders ehe sie in den Krieg ziehen (Lozano 90). Landbau treiben sie nicht, im Nähen, Spinnen und Weben der Baumwolle sind ihre Weiber aber sehr fleißig und geschickt (ebend. 91, Dobrizhoffer II, 138, 162, 184). Nur

diese sind nach Lozano (89) mit einem Mantel von Fellen bekleidet, nach Dobrizhoffer (II, 160) sind es auch die Männer mit baumwollenen oder wollenen Zeugen von oben bis unten, bei rauhem Wetter mit Mänteln von Fischotterfellen. Die Flüsse befahren sie in leichten Kähnen von Ochsenhaut (ebend. 150). Ausschweifungen der jungen Leute vor der Ehe finden bei ihnen nicht statt, wie bei so vielen anderen Völkern, auch im Scherz und in ihren Reden überhaupt verletzen sie den Anstand nicht. Mehr als zwei Kinder pflegen von ihnen nicht aufgezogen zu werden (Lozano 92). Ehebruch, Diebstahl, Raub, Mord sind bei ihnen unerhört (Dobrizh. II, 58, 167, 170, 180, 265, III, 185), dagegen glauben sie in vollem Rechte zu sein wenn sie die Spanier bestehlen und ausplündern, weil das Land mit seinen Jagd- und Herdenthieren ursprünglich ihnen selbst gehörte, diese aber sich desselben gewaltsam bemächtigt haben (II, 172). Häuptlinge von einiger Macht haben sie nur im Kriege, bisweilen sind dies sogar Weiber (Lozano 91, Dobrizh. II, 131, 136), aber es giebt bei ihnen eine Art von Adel, der durch Tapferkeit erworben wird und daher rein persönlich ist. Die Aufnahme in denselben erfordert eine besondere Prüfung durch langes Schweigen und Fasten und wird mit einer Veränderung des Namens vollzogen. Die Edlen unterscheiden sich durch den Gebrauch gewisser Wörter und mancher Anhängesilben von den Gemeinen (ebend. 598 f., 236). Im Felde wird von ihnen die Vorsicht beobachtet pünktliche Nachtwachen zu halten und fleißig Kundschafter auszuschicken; die feindlichen Dörfer schießen sie mit angezündeter Baumwolle in Brand. Auf dem Pferde zeichnen sie sich durch große Gewandtheit aus und kämpfen, wenn sie sich verloren glauben, mit wüthender Tapferkeit bis zum Tode. Ihre Trophäen sind die Köpfe der Feinde, von denen sie die Kopfhaut oder die Hirnschale aufbewahren (ebend. 173 f., 481 ff., 548). Der Ausgang der Schlacht ist, wie man glaubt, vom Zauberer abhängig (568), dessen Manipulationen bei der Kur der Kranken und anderen Gelegenheiten dieselben sind wie bei so vielen anderen Völkern. Obgleich Krankheit auf die Wirksamkeit böser Geister zurückgeführt wird, fehlt es den Leidenden nicht an Pflege, den Sterbenden aber, bei dem viel gelärmt wird mit Trommeln und Heulen, verlassen sie aus Furcht (285, 308, 345). Dem Todten werden sogleich Herz und Zunge ausgeschnitten und einem Hunde vorgeworfen, um den Zauberer zu tödten der ihn

umgebracht hat, darauf die Leiche in eine Ochsenhaut gebunden und sogleich begraben. Man giebt ihr einen Topf zum Trinken, Kleider, eine Lanze und Pferde mit. Die Hütte und das Eigenthum des Verstorbenen, dessen Seele man in Gestalt einer Ente Nachts fliegen zu sehen glaubt, wird vernichtet. Die Weiber betrauern ihn Tag und Nacht mit Geheul, die Männer aber, die überhaupt sehr dem Trunke ergeben sind, stellen ihm zu Ehren ein Gelag an mit dem Tranke den sie aus Honig und Johannisbrod bereiten. Die Namen der Verwandten und Freunde werden geändert und die Wörter aus denen der Name des Todten bestand, fallen aus der Sprache heraus. Sie halten alljährlich ein großes Todtenfest, und die Versetzung der Gebeine aus der Fremde in die Heimath geschieht stets mit besonderen Feierlichkeiten (348 ff., 234, 593). Für das höchste Wesen haben die Abiponer keinen besonderen Namen. Ihr Stammvater, den sie am Himmel in den Plejaden zu erkennen glauben und sonderbarer Weise ebenso wie ihre Zauberärzte Keebet nennen, ist der Hauptgegenstand ihrer Verehrung (80, 87 ff., 317).

Die Mataguayes oder Mataguayos leben dem Jujuy zunächst und zum Theil in der Nachbarschaft der Chiriguanas (Lozano 76); am Ostufer des Vermejo von der Mündung des Jujuy bis nach Esquina grande hin sind sie besonders zahlreich, erstrecken sich aber noch weiter bis zu den Missionen S. Bernardo de Tobas und Santiago de Mocobis in einer Ausdehnung von 216 leguas, und reichen von Humaguaca (nördlich von Salta) im Westen weit nach Osten bis zum Pilcomayo (Arias, Diario 15 bei de Angelis VI, und nach diesem Cornejo 4); nach d'Orbigny (II, 107) gehen sie bis zu der alten Mission Cangayé am Flusse herab. Letzterer schildert sie im Aeußeren wie in Sitten und Lebensweise den Tobas und Mbocovies ganz ähnlich. Sie reißen das Kopfhaar rundum aus, so daß nur ein Büschel auf dem Scheitel stehen bleibt, daher sie auch Coronados genannt werden, während bei anderen Völkern die Weiber ganz kahl sind, die Männer aber sich ihr Haar so zurichten, daß es verschiedenartige Figuren darstellt (Lozano 81). Sie sind in Thierfelle gekleidet und leben hauptsächlich von Fischfang; obwohl ohne Tapferkeit, unkriegerisch und dem Handel geneigt, überfielen sie doch die Spanier welche den Vermejo befuhren, öfters aus dem Hinterhalt (ebend. 164, Cornejo 4, 12 f.). Arias (a. a. O.) rühmt sie als gelehrig ehrlich tapfer und fleißig.

Die Taynuyes, Teutas, Agoyas, Xolotas welche Lozano (77) nennt, reden nach Hervas dieselbe Sprache wie die Mataguayes und wurden später mit anderen Namen bezeichnet (Vater, Mithrid. III, 2, 493), von denen nur der der Matacos als eines Volkes am Südufer des Vermejo, das von gleichem Stamme mit den Mataguayos sei, obwohl ihnen feindlich, bei Morillo (11, 21) vorkommt. d'Orbigny (II, 104) stellt neben den Stamm der Mataguayos, zu dem er die Chanès, Vilelas und Yoes zählt, den verwandten der Matacos, zu welchem die Bejosos, Chunipis und Ocoles gehören sollen: die letzteren beiden nämlich sind, wie er angiebt, nach Soria, der im J. 1826 den Vermejo befuhr, Zweige der Mataguayos, die Matacos und Bejosos (gewöhnlich: Vejoses) aber werden in einem handschriftlichen Vocabular das er besaß, in Rücksicht ihrer Sprache mit den Mataguayos identificirt. Die Vejoses fand Cornejo (1^ra exped. 27 bei de Angelis VI) am linken Ufer des Vermejo etwas unterhalb der Mündung des Centa und bezeichnet sie ebenfalls als Verwandte der Mataguayos. Da nun Chunupies und Ocoles von Hervas als Stämme der Vilelas genannt werden (Vater, Mithrid. III, 2, 507), so ergiebt dies in Verbindung mit dem Vorigen eine weitere Wahrscheinlichkeit dafür daß d'Orbigny die Vilelas mit Recht zu den Mataguayos gezählt hat. Endlich haben wir als zu den Vilelas und mittelbar wahrscheinlich zu den Mataguayos gehörig nach derselben Quelle noch die Atalalás und Sivinipis oder Sinipes zu erwähnen. Die ersteren identificirt auch Garcia de Solalinde (p. 4 bei de Angelis IV) mit den Vilelas. Das Wenige was wir sonst noch über diese Völker, namentlich über ihre Wohnsitze wissen, beschränkt sich auf Folgendes. Unterhalb Esquina grande bis gegen die vorhin genannten zwei Missionen der Tobas und Mbocovies hin finden sich am Westufer des Vermejo, das weiter hinauf unbewohnt ist, die Chunupis oder Chunupiés, die sehr kriegerisch sind, vom Fischfang und von der Jagd leben (Cornejo 4). Ihr Gebieter ist Chinchin, ein Indianer vom Stamme der Malvalá (ebend. 20), dieser aber ist nebst einem anderen Häuptlinge dem gemeinschaftlichen Oberhaupte der Chunupies, Sinipes und Malbalaes unterworfen, welche alle drei als große und schöne Völker von heller Farbe auf dem Westufer des Vermejo von Morillo angegeben werden. Ueber das ethnographische Verhältniß in welchem die Malbalaes zu den Völkern der Ma-

taguayos-Familie stehen, scheint es an jeder Andeutung zu fehlen, abgesehen von der Angabe Lozano's (252), deren erstem Theile er anderwärts selbst widerspricht, daß die Tobas Mocovies Malbalas und Mataguayos völlig verschiedene Sprachen redeten. Von den Matacos und Chunupiés bemerkt Soria daß sie an die Grenzen von Salta Jujuy und Oran kommen um sich als Feldarbeiter zu verdingen. Am unteren Vermejo nennt er außer den Ocoles die Atalalás (Weddell bei Castelnau VI, 381), welche als kriegerische Reiternomaden dort auch von Cornejo (4) erwähnt werden, doch ohne eine Bemerkung über ihr ethnographisches Verhältniß zu den Mataguayos. Die Vilelas, welche von den Jesuiten in die Missionen am Salado unter 25° und 26° s. B. (Valbuena und Miraflores?) concentrirt worden sind (Vater, Mithrid. III, 2, 507), bezeichnet Lozano (85 ff., 299) als das einzige bekleidete Volk am unteren Vermejo, und schildert wie Garcia de Solalinde die Anwohner dieses Flusses überhaupt als friedliche und arme Menschen, die theils von Palmenkohl Johannisbrod und Fischen, theils von Maisbau und den wenigen Schafen leben die sie besitzen, gegen die Mbocovies und andere räuberische Völker aber nur vertheidigungsweise kämpfen. Die Malbala am Rio grande (Jujuy) dagegen sind diesen letzteren äußerst feindselig, treiben keinen Landbau, halten sich aber einige Schafe um der Wolle willen; sie haben stets nur eine Frau (Lozano 83).

Den Vilelas schließen sich die Lules wenigstens insofern an als ihre Sprachen eine Anzahl von Wörtern mit einander gemein haben, obwohl der grammatische Bau derselben verschieden zu sein scheint (Vater a. a. O.). Sie redeten nach Pater Techo drei Sprachen: Quichua Tonocoté und Kakana (ebend. 509), von denen die letztere ihre eigentliche Muttersprache gewesen zu sein scheint, denn die erste hatten ihnen ohne Zweifel die Peruaner aufgenöthigt und die zweite hatten sie im Verkehr mit den Mataras angenommen, welchen die weit verbreitete und am Pilcomayo herrschende Tonocoté-Sprache zugehörte (Lozano 113, 175); da das Wort „Matara" selbst aber aus dem Quichua stammt (Hervas bei Vater a. a. O.), so ist zu vermuthen daß auch letzteres Volk zum altperuanischen Reiche gehörte, womit sowohl die Angabe Guzman's (I, 4) wohl zusammenstimmt daß die Tonocotes mit den früher erwähnten Juris am Salado lebten, als auch die Nachricht bei Vater daß sie um die Mitte des 16.

Jahrhunderts aus Tucuman an den Pilcomayo geflohen seien. Es werden „große" und „kleine" Lules unterschieden, über deren Verhältniß zu einander jedoch nichts Näheres bekannt ist. Die Mission hatte sie seit 1589 in den Kreis ihrer Thätigkeit gezogen und wie es scheint, einen günstigen Boden bei ihnen gefunden, doch entwanden sie sich nach nicht gar langer Zeit der drückenden Herrschaft der Spanier wieder und kehrten ganz zum Heidenthume zurück (Lozano 94, 109). Die 1591 am Vermejo und in Tucuman bei den Homaguacas gegründeten Missionen (ebend. 113, 119) erreichten ebenfalls keine nachhaltigen Erfolge. Erst nach der Unterwerfung der unruhigen Tobas und Mocovies im Jahre 1710 kam es auch mit den andern Völkern dieser Gegenden zu dauerndem Frieden, Tucuman wurde vollständig beruhigt, die Lules aber und die Malbalas in Valbuena, später in Miraflores am Salado fest angesiedelt und bekehrt (ebend. 418). Ein Verzeichniß der von 1735—1767 in Chaco gegründeten Missionen findet man bei de Angelis VI, Discurso prelim. zu Arias p. IX. In Sitten und Lebensweise wie in der Art ihres Aberglaubens scheinen sich die Lules nur wenig von den anderen Völkern von Chaco unterschieden zu haben. Ihr Landbau war nur gering, ihre Häuptlinge machtlos; sie hatten meist nur eine Frau, schieden sich aber leicht von dieser, uneheliche Kinder und eins von Zwillingskindern wurden umgebracht, weil Zwillingsgeburten als Beweis der Untreue des Weibes galten. Mit der Mutter wurde ihr Säugling begraben, weil keine Frau das Kind einer anderen, wohl aber öfters einen jungen Hund an der Brust nährte (ebend. 100ff., 463, Charlevoix I, 284). Das Eigenthum des Todten, den man in zusammengebogener Stellung begrub, wurde verbrannt.

Im südlichsten Theile von Chaco am Salado lebten die schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts fast ganz ausgestorbenen Calchaquies, die nach Lozano (92) von dem gleichnamigen Volke von Salta an der Grenze von Atacama völlig verschieden waren. Indessen sehen wir diesen Unterschied, den Charlevoix (I, 280) für unwesentlich erklärt, von keinem andern Schriftsteller festgehalten, und die Nachrichten die wir über die Calchaquies besitzen, scheinen sich ausschließlich auf das letztere Volk des südlichen und westlichen Tucuman zu beziehen. Guevara (I, 11) bemerkt daß es nur hier im südlichen Tucuman einige Idole gegeben habe die in schlechten Hütten verehrt worden

seien, nämlich im Kreise aufgestellte Stäbe die mit Widderblut bestrichen und mit Federn aufgeputzt waren. Die Eingeborenen, wahrscheinlich die Calchaquies, verehrten darunter den Donner und Blitz und trugen Amulete von Kupfer, waren in verschieden gefärbte Zeuge von Alpacawolle gekleidet, lebten aber nomadisch und waren dem Trunke sehr ergeben; der Mission zeigten sie sich zwar zugänglich, doch hielt ihre Bekehrung nicht Stand (de Angelis im Indice zu Guzman XIII, Charlevoix I, 331, II, 22). Wie die Diaguitas waren die Calchaquies von jeher erbitterte Feinde der Spanier und sind es bis zum Ende geblieben. Schon 1561 wurden Cordova und andere Städte durch sie zerstört, und selbst ihre Weiber und Kinder gaben in diesen Kriegen Beweise von großer Tapferkeit: jene gingen im Angriff auf die Spanier ihren Männern voran, diese zogen ihnen bewaffnet zu Hülfe. Im Jahre 1632 wurden sie auf's Neue sehr gefährlich und verwüsteten das Land (Funes I, 240 ff., II, 39 ff.), und erst 1665 gelang es Alonso Mercado ihre Macht vollständig zu brechen; ihre verschiedenen Stämme, die Quilmes des Thales von Calchaqui, die Acalianes u. a. wurden theils zerstreut, theils zur Auswanderung namentlich nach Buenos Ayres hin genöthigt und unter die spanischen Kolonisten als Sklaven vertheilt (ebend. II, 143 ff.), doch entflohen sie später zum Theil wieder in's Gebirge. Charlevoix (I, 280) macht über dieses Ereigniß mehrere offenbar irrthümliche Angaben.

Die sämmtlichen Völker von Chaco und Tucuman mit denen wir uns bisher beschäftigt haben, sind ununterworfen geblieben, aber ein großer Theil derselben ist durch die sehr häufigen Kämpfe mit den Spaniern und durch Epidemieen bis auf kleine Reste zu Grunde gerichtet, in verschiedene Gegenden zerstreut oder ganz aufgerieben worden. In älterer Zeit haben die Missionäre sie theilweise versetzt und durcheinander geworfen: auf diese Weise sind die Quilmes nach Buenos Ayres, die Calchaquis nach Santa Fe, die Abiponer nach Corrientes, ein Theil der Mbayas auf die Ostseite des Paraguay nach Belen gekommen (de Angelis VI, Discurso prelim. zu Arias p. V); anderen haben die Spanier um ihrer neugegründeten Kolonieen willen nach siegreichen Kämpfen neue Wohnsitze angewiesen: den Mataras oder Tonocotes in Esteco, den Vilelas am Salado, den Mbayas jenseits des Paraguay, den Malbalaes in Valbuena und Miraflores (de Angelis IV, Proemio zu Azara p. III); wieder andere, unter denen

Funes (II, 215 ff.) namentlich die Malbalas und Ojotas nennt, sind von den Spaniern, die im Anfange des 18. Jahrhunderts ein entschiedenes Uebergewicht gewonnen hatten, zur Auswanderung nach der Gegend von Buenos Ayres genöthigt worden.

Zu den gefährlichsten Feinden der Spanier am La Plata gehörten längere Zeit die Charrua, denen Juan de Solis 1516 zum Opfer fiel. Sie wohnten damals nach Azara (II, 6) im Norden des La Plata von Maldonado an bis zum Uruguay, und erstreckten sich von dort höchstens 30 Stunden weit landeinwärts. Indessen giebt Guevara (II, 1) ihre Ausbreitung größer an: sie reichten zu jener Zeit von dem Norduſer des La Plata einerseits nach dem Uruguay hinüber, nördlich und östlich aber bis in's Quellgebiet des Rio Negro; v. Martius a, nennt die Ufer der Lagoa Mirim ihren ältesten Wohnsitz. Nur d'Orbigny (II, 84) läßt die Charrua von der Lagoa de los Patos bis zum Uruguay sich ausbreiten; Guzman (I, 2 und 3), der sie auf Maldonado und in der ganzen Umgegend angiebt, fügt hinzu daß sie mit den Guaranis am Uruguay in Krieg verwickelt waren. Seit der Gründung von Montevideo (1724) sind sie weiter nach Norden gedrängt worden, ein kleiner Theil lebt in den südlichsten Missionen am Uruguay, ein anderer bei Santa Fe, ein dritter ist nach Buenos Ayres verwiesen, die Hauptmasse des Volkes aber hat ihre Unabhängigkeit bewahrt und sich seit jener Zeit mit den Minuane vereinigt (Azara a. a. O.). Beide hatten 1785 das Land zwischen dem Rio Negro und Ibicuy inne, wo die Charruas dem ersteren Flusse zunächst wohnten (Doblas 55). Die Minuanes besaßen zur Zeit der Eroberung das Land von der Vereinigung des Uruguay und Parana bis nach Santa Fe, doch reichten sie nach Norden ebenfalls (nach Azara) nur etwa 30 Stunden landeinwärts. Funes (II, 362) sagt, vielleicht in Folge einer Verwechselung derselben mit den Charruas, ihren Bundesgenossen, daß sie um 1732 die Umgegend von Montevideo in Besitz gehabt hätten. Hervas hat beide Völker als eine Abtheilung des Guenoa-Stammes bezeichnet, zu welchem auch die Yaro und Bohane gehören sollen (Vater, Mithrid. III, 2, 426), die beide von den Charruas ausgerottet worden sind, wogegen nach Azara alle diese Völker durchaus verschiedene Sprachen redeten. Die Yaro lebten zur Zeit der Eroberung zwischen dem Rio Negro und R. San Salvador, die Bohane nördlich von ihnen am R. Negro, beide auf dem Ost-

ufer des Uruguay, ihnen gegenüber aber auf den Inseln des letzteren Flusses die Chana, welche von den Spaniern nach S. Domingo Soriano versetzt, durch Mischung in ihnen aufgegangen sind (Azara).

Die Charrua gehören nebst den Puelchen zu den dunkelsten Völkern der Pampasraçe d'Orbigny's, sind von massiv fleischiger Bildung und messen im Mittel 1,68 Meter. Der Kopf ist groß und das Gesicht breit mit ziemlich schmaler und an der Wurzel eingesunkener (Azara), meist gerader, unten dicker Nase, kleinen lebhaften Augen, gebogenen und hervortretenden, aber dünnen Augenbrauen und dicken Lippen (d'Orbigny II, 14, 86). Bart haben sie nicht, Körperhaar nur wenig, Hände und Füße sind klein und zierlich gebildet (Azara). Die Yaro scheinen im Aeußeren ihnen ähnlich gewesen zu sein (Sepp und Böhm 175). Landbau treiben die Charruas nicht, sie leben gleich mehreren andern Völkern der Pampas hauptsächlich von Pferdefleisch und das Pferd, das ihnen bisweilen selbst in den Tod folgen muß, liefert ihnen überhaupt Alles was sie bedürfen (Dobrizhoffer I, 164, 166). Sie sind ohne feste Wohnsitze, ganz auf dem Pferde zu Hause und die schnellsten Reiter. Zu nähen und zu weben verstehen sie nicht. Tänze Spiele und Musik sind ihnen fremd, heitere Conversation und lautes Lachen aus ihrem Kreise verbannt (Azara II, 13f.). Alle sind einander gleich und keinem Häuptlinge unterworfen (ebend. 15), wogegen die Minuanes in ihrer Lebensweise zwar jenen ähnlich, aber ihrem Oberhaupte gehorsam, den geschlossenen Verträgen treu waren und Uebelthäter zu züchtigen pflegten; auch nahmen sie flüchtige Guaranis bei sich auf und gestatteten Spaniern und Portugiesen den Aufenthalt in ihrem Gebiete (Doblas 55). Der Cannibalismus den man den Charruas Schuld gegeben hat, scheint allerdings Fabel zu sein (d'Orbigny II, 88); vielmehr wird eine milde Behandlung der Gefangenen ihnen nachgerühmt (Guzman I, 3), namentlich nehmen sie die im Kriege erbeuteten Weiber und Kinder in ihren Stamm auf (Azara II, 20). Nur del Barco Centenera (Argentina canto X) erzählt daß sie dem erschlagenen Feinde die Gesichtshaut abzögen um sie als Trophäe zu bewahren, und das Fleisch ihrer verstorbenen Verwandten verzehrten. Dagegen berichten alle älteren und neueren Schriftsteller von der extravaganten Art auf welche sie ihre Todten betrauern: die nahen Verwandten des Verstorbenen schneiden sich ein Fingerglied ab, schlagen sich Wunden und halten lange Fasten,

stoßen sich große Rohrsplitter durch das Fleisch und gehen dann in die Einsamkeit (Azara II, 25). Die zuerst genannte Weise der Verstümmelung fand auch bei den Yaro statt, die wie jene das Fleisch der Rinder welche sie einfangen, halbgebraten und ungesalzen in Menge verzehrten; zum Schutz gegen Wind und Wetter hatten sie nichts als eine Wand die sie an verschiedenen Seiten aufstellen konnten, nur die Häuptlinge besaßen eine Hängematte (Sepp und B. 180ff.).

Unter den sämmtlichen Völkern welche Juan de Garay (bei de Angelis III, p. 27) im Jahre 1582 als Bewohner der Umgegend von Buenos Ayres nennt, sind nur zwei etwas näher bekannt, die Guaranis und Chanas. Auffallend aber ist es daß er der Querandies nicht gedacht hat, die sonst stets als das Volk bezeichnet werden, in deren Land jene Stadt gegründet wurde. Guzman (I, 4) läßt sie von Buenos Ayres bis nach Cap Blanco, Guevara (II, 3) weit nach Westen und Süden, sogar bis zur Magalhaes Straße hinab reichen; Azara ist der Ansicht daß sie von den Spaniern „Pampas-Indianer" genannt worden seien, sich selbst aber den Namen Puelches beigelegt hätten. Wenn, wie er hinzufügt, jede ihrer Abtheilungen einen eigenen Namen führt, müssen wir vermuthen daß die von Garay aufgezählten Völker größtentheils nur einzelne Zweige der Querandies sind, von deren Sprache de Angelis (Discurso prelim. zu Garay p. III not.) versichert daß sie gar keine Analogie zu den Sprachen der Pampasvölker habe, obwohl er sich anderwärts (Indice zu Guzman p. LXX) für die Stammverwandtschaft dieser Völker ausspricht, und die Teghuelches jenseits des Rio Negro in Patagonien für die Reste der Querandies erklärt, die zur Zeit der Eroberung des Landes weiter im Norden gelebt hätten.

Ueber die Völker der Südspitze von Amerika herrscht in ethnographischer Hinsicht noch große Unklarheit und Verwirrung. D'Orbigny hat sie zu zerstreuen gesucht, ist aber bei demselben Resultate stehen geblieben das schon Vater gefunden hatte, daß es nämlich dort vier Hauptsprachen giebt, in die sich die Puelches, Tehuelches (Patagoner), Feuerländer und Araucaner theilen; auf der anderen Seite hat er sogar dazu beigetragen jene Verwirrung noch zu steigern, indem er die Araucaner von seiner „Pampas-Raçe" abgesondert und den Peruanern angereihet hat. Allerdings ist es unrichtig daß die Araucaner sich mit den Puelchen und Patagonen verständigen können, wie Dela-

porte angiebt (Bullet. soc. géogr. 1855, II, 24), vermittelst ihrer eigenen Sprache wenigstens ist dieß nicht möglich, doch scheint es nicht minder unzulässig alles Gemeinsame dieser Völker aus den mannigfachen Berührungen allein zu erklären in die sie seit alter Zeit miteinander gekommen sind. Es finden sich theils dieselben theils analog gebildete Völkernamen auf der Seite von Buenos Ayres und auf der von Chile: Puelches und Huilliches werden als Abtheilungen der Araucaner genannt und zugleich mit demselben Namen Völker der Ostküste bezeichnet; die Endung der Völkernamen auf che kehrt, nur mit Ausnahme des Feuerlandes, überall wieder. Die Verschiedenheit der Araucaner von den östlichen Pampas-Indianern in der Körperbildung ist ohne Frage weit geringer als wir sie erwarten müßten, wenn jene zur peruanischen Raçe gehörten, diese aber eine besondere Raçe bildeten. Dieß geht aus d'Orbigny's eigenen Angaben, vorzüglich aber aus d'Urville (b, III, 320f.) hervor, der bemerkt daß die Aehnlichkeit der Araucaner mit den Patagonen vielen seiner Reisebegleiter auffiel. Molina (a, 94, 117, 200), welcher die letzteren „wahre Chilesen", d. h. Stammverwandte der Araucaner nennt, schildert die östlichen Völker überhaupt in ihren Sitten diesen durchaus ähnlich, nur rauher und ungebildeter. Daß die Pampas-Indianer im Süden von Buenos Ayres, denen Darwin (II, 29) die Bewohner von Chiloe sehr ähnlich fand, den Araucanern sprachverwandt seien, hat neuerdings de Angelis behauptet (Disc. prel. zu Arias vol. V, p. IX), der auch von der Sprache der Patagonen versichert daß sie sich bei genauerer Untersuchung der araucanischen verwandt zeige. Dieser letzteren sollen besonders viele der in Patagonien vorkommenden Namen angehören, und die Eingeborenen dieses Landes selbst in ihren Gesichtszügen und Sitten den Ursprung von den Araucanern verrathen (de Angelis zu Viedma c, p. VIIIf.). Eine Verwandtschaft der Sprache der Feuerländer mit der araucanischen haben King und Fitzroy (II, 188) wahrscheinlich gefunden.

Die Hauptursache der ethnographischen Verwirrung in diesen Gegenden liegt, wie schon Vater (Mithrid. III, 2, 394) hervorgehoben hat, in dem Umstande daß die dortigen Völkernamen nur von den Himmelsgegenden hergenommen und daher ganz relativ sind: Puelche bedeutet die Oestlichen, Huelche die Westlichen, Tehuelhet oder Tehuelche und ebenso Huilliche oder Guilliche die Südlichen, daher sich aus die-

sen Benennungen, die an verschiedenen Orten vorkommen, keineswegs auf die Identität der bezeichneten Völker schließen läßt. Gleichwohl werden von allen Berichterstattern die Puelche als das besondere Volk angegeben das in den Pampas von Buenos Ayres heimisch war, ja nach Azara hätte sich dieses sogar selbst so genannt, woraus folgen würde daß es sich selbst wahrscheinlich für verwandt mit den westlichen Völkern hielt, da in dem Namen „Oestliche" eine bestimmte Beziehung und Hindeutung auf diese liegt. Aus Falkner's ziemlich unklarem Berichte scheint hervorzugehen daß sie nur in die drei Stämme der Taluhet Divihet und Chechehet zerfielen, deren erstere beiden von den Spaniern Pampas-Indianer genannt wurden, denn die südlicheren Tehuelhet, obgleich unter den Puelche mit aufgezählt, reden, wie jener sagt, eine ganz verschiedene Sprache. Die nördlichste Abtheilung der Puelche, die Taluhet*, lebten sonst im Süden des Rio Segundo, wo Falkner sie noch selbst gefunden hat, in den Ebenen von San Juan und Mendoza und bis nach Buenos Ayres hin, südlich von ihnen die Divihet unter 35°—38° s. B. (Vater hat irrig 25°—28°), am Colorado nnd bis zum Rio Negro hin die Chechehet. Der Colorado und das Land bis zur Sierra de la Ventana wird von d'Orbigny (II, 77) als der Hauptsitz der Puelche bezeichnet. Er beschreibt sie nebst den Charruas als die dunkelsten Menschen seiner Pampas-Raçe, 1,70 Meter groß, mit etwas stärker vorspringenden Backenknochen als die Tehuelches oder Patagonen, übrigens aber diesen gleich: der Kopf ist groß, und im Allgemeinen von runder, kaum ellipsoidischer Form, wenig auf den Seiten zusammengedrückt bei etwas gewölbter, nicht zurückfliehender Stirn (ders. I, 120), die Augen klein und horizontal gestellt, das Kinn kurz und ein wenig vorspringend; eine Linie welche die äußersten Punkte der Stirn, der Lippen und des Kinnes mit einander verbindet, berührt die Nase kaum; Hände und Füße sind fast immer klein, Bart und Augenbrauen werden ausgerissen.

Den tieferen Süden des Festlandes bewohnen die Tehuelhet (Tehuelche) oder Tehuel-cunny, denen sich weiter hinab die Culilau-cunny, die Sehuau-cunny, endlich die Yacana-

* Die spanische Uebersetzung des Buches hat (p. 5) offenbar irrig Tehuelche statt Taluhet, und giebt die Völkernamen mehrfach in verstümmelter Weise wieder. Ob die deutsche überall genau ist, konnte ich nicht ermitteln, da mir das englische Original nicht zugänglich war.

cunny* anschließen (Falkner); die letzteren haben den nordöstlichen Theil des Feuerlandes inne und gleichen in Farbe Statur und Kleidung ganz ihren nördlichen Stammverwandten (King and F. II, 137). Magalhaes und seine Begleiter, die unter 40° s. B. sehr große und in Rücksicht des Klima's in dem sie lebten, ungewöhnlich dunkele Menschen fanden, legten ihnen „wegen ihrer häßlichen Füße" den Namen Patagonen** bei (Gomara 213 f.), welcher diesen Stämmen geblieben ist. Falkner (Descripcion 27 ff.) giebt die Tehuelches im Süden des unteren Rio Negro an, dann weiter hinab im ganzen östlichen Küstenlande bis zur Magalhaes-Straße und namentlich im Innern jenseits der Wüste die sich über den größten Theil jenes Küstenlandes erstreckt; auch sollen sie weit über den Colorado nach Norden wandern. Cardiel (bei de Angelis V, p. 3) bezeichnet um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Colorado und Sauce und das Land zwischen beiden als ihren Sitz. Zwanzig Jahre später fanden sich viele Teguelches und Aucaces am Rio Negro in beträchtlicher Entfernung von dessen Mündung (Coleccion de viages bei de Angelis V, p. 77); da indessen der Name Teghuelches „Volk der Vögel" bedeuten soll (de Angelis III, Discurso prel. zu Garay p. III not.), so sind darunter vielleicht nicht die Tehuelches, d. i. „Bewohner des Südens" oder Patagonen, sondern vielmehr ein Stamm der Araucaner oder der Puelche zu verstehen. Dagegen wird von den Patagonen, die von 44° (S. Elena) bis 52° s. B. leben, ausdrücklich bemerkt daß sie alle zu demselben Stamme gehören (Viedma c, 65). Sie reichen nach d'Orbigny (II, 57, 60) von 40° s. B. bis zur Magalhaes-Straße, nennen sich selbst im Norden Tehuelche (wodurch sie ihre Verwandtschaft zu noch nördlicheren Völkern selbst anzudeuten scheinen), im Süden Inaken, bei den Araucanern aber führen sie den Namen Huilliche. Ist diese letztere Angabe d'Orbigny's richtig, so würden wir die Huilliche von denen P. A. Garcia (b, 87) spricht, für Patagonen zu halten haben: er erzählt von ihnen daß sie an der Ostküste zwischen 37° und 41° s. B. hauptsächlich an den Ufern der Flüsse leben und sich mit den nördlicheren Stämmen nicht verbünden, sondern mit diesen nur in Handelsverbindungen stehen. Auch der Umstand daß sich unter ihnen Männer von

---

* Ob Alcedo mit diesen die Yanacunas verwechselt hat, die er als ein besonderes Volk in Chile bezeichnet?

** paton oder patagon, einer der große Füße hat, von pata, die Pfote.

7' und mehr finden sollen (ebend. 99), ist dieser Vermuthung günstig; nicht so der andere, daß sie den bösen Geist auf den sie Krankheit Tod und alles Unglück zurückführen, Gualicho nennen (ebend. 129), wie die Puelche (d'Orbigny II, 81). Indessen sagt auch Falkner daß die Araucaner die südlich von ihnen lebenden Völker mit Inbegriff der Culilau-, Sehuau- und Yacana-cunny, zwar nicht schlechtweg als Huilliche, wohl aber als Buta-Huilliche (große Huillichen) bezeichnen. Ladrillero (bei Gay II, 96) theilt mit (1557) daß vom Lande Ancud, unter 42° s. B. an der Westküste, gegen Süden bis zu 47° hinab ein tapferes Indianervolk lebe dem man den Namen Huilli beilege; das Nähere aber das er von ihnen sagt, erlaubt kaum sie für Patagonen zu halten.

Obwohl man mit Recht die Patagonen in den Ebenen als ein Volk bezeichnet hat das von den Bewohnern der Gebirgsländer im äußersten Süden völlig verschieden sei (Cordova 116), scheint doch ein allmälicher Uebergang von jenen zu den Feuerländern stattzufinden. Die letzteren leben zwar im Allgemeinen friedlich neben und zum Theil unter den ersteren an der patagonischen Küste, werden öfters aber auch von den Patagonen zu Sklaven gemacht und als solche verkauft (d'Urville b, I, 162); nicht selten verkaufen sie auch selbst ihre Kinder an jene (King and F. II, 171). Daß Mischung beider Völker häufig ist, steht daher außer Zweifel; weniger sicher scheint es daß der Uebergang derselben in einander allein auf Mischung beruht. Die Eingeborenen unmittelbar südlich von Port Famine* gleichen sehr den Patagonen, nur sind sie kleiner (King and F. I, 53), und nördlich von da in Port Peckett schienen sich die Menschen die den dortigen Patagonen als Feuerländer galten, von jenen nur durch elendes und verkümmertes Aussehen zu unterscheiden (d'Urville b, I, 156 und Gourdin ebend. 287; anders urtheilte Roquemaurel ebend. 286). Die Anwohner von Otway und Skyring Water hatten das Ansehen eines Mischvolks und waren den Yacana-cunny ähnlich (King and F. II, 141).

Schon die Zusammenstellung der älteren Reiseberichte bei de Laet (vgl. besonders XIII, 9 u. 16) ergiebt daß zwar mehrere, keineswegs

* Die Bewohner dieser Gegend sind wahrscheinlich in neuester Zeit ganz verscheucht worden durch die hier von Chile aus angelegte Strafkolonie (Virgin I, 139).

aber alle älteren Seefahrer die Patagonen als ein Riesengeschlecht geschildert haben (vgl. d'Orbigny II, 26ff., der diese Zusammenstellung vervollständigt und weiter fortgesetzt hat, King and F. I, 96ff., Append. 102ff.). D'Orbigny (II, 15) giebt sie im Mittel zu 1,73 Meter, den größten den er sah, zu 1,92 Meter an, und macht darauf aufmerksam (52 note) daß Falkner, nach welchem die Puelche 6' bis 7' 6" messen, diese mit ihnen verwechselt habe; doch dürften gleichwohl die Angaben des letzteren darum noch keineswegs so gering zu schätzen sein, wie d'Orbigny gethan hat, dessen vorhin gegebene Schilderung der Puelches und Patagonen ebenfalls von seinen Nachfolgern nicht durchgängig bestätigt wird. King und Fitzroy (I, 20, 102, II, 134, 144) fanden sie namentlich im Norden von Port Famine meist dunkel kupferbraun, im Mittel 5' 11" groß, von kurzem Nacken und sehr breiten Schultern, verhältnißmäßig sehr kurzen Extremitäten, besonders kurzen Unterarmen, breitem und langem Rumpf, mehr fett als muskulös; der Schädel ist lang und oben platt, die Stirn breit und hoch, doch nur einen Zoll weit über den Augenbrauen frei von Haaren, die Augen sind eng und oft schief geschlitzt und haben nur sehr dünne Brauen, die Nase kurz, oft platt und aufgeworfen, doch kommen auch Adlernasen bisweilen vor, meist ist sie oben schmal, unten dick und fleischig, die Lippen dick und vorstehend, das Kinn breit und ziemlich stark. Die Beschreibung d'Urville's (b, I, 146) und Dubouzet's (ebend. 262), welche ziemlich derselben Localität, Port Peckett, gilt, stimmt im Wesentlichen hiermit überein, giebt 1,732 Meter als ihr Mittelmaaß an, bezeichnet die Haut als weich und olivenbraun, den Kopf als sehr groß, das Gesicht als rund und ziemlich platt, und hebt hervor daß die Stirn niedrig und zurücklaufend, die Backenknochen vorstehend, die Nase und das Kinn klein seien. In Gregory Bay schildert sie de Bovis (Bullet. soc. géogr. 1844, II, 139 ff.) 5' 6" bis 6' groß, von fleischig gerundeten, weiblichen Formen, gewöhnlich niedriger und geneigter, bisweilen auch hoher gerader platter Stirn, sehr stark vorstehenden Backenknochen, scharfer und gebogener, selten platter Nase, starken Lippen und bogenförmig gekrümmtem Munde mit herabhängenden Winkeln. Die Weiber sind bisweilen von ziemlich heller Farbe (Viedma c, 68).

Wir haben schon bemerkt daß die Feuerländer keineswegs das ganze Land inne haben das ihren Namen trägt; vielmehr scheinen sich

die Patagonen (Yacana-cunny) an der ganzen Ostküste desselben herabzuziehen: übereinstimmend mit Frezier (1711, p. 44) berichten Wilkes (I, 114), Darwin (I, 222), King and Fitzroy (II, 120) daß an der Südostspitze desselben und namentlich in Good Succes Bay Menschen wohnen die den Patagonen gleichen, und von letzteren wird ausdrücklich bemerkt (II, 131), daß die Feuerländer in topographischem Sinne verstanden, auch die Yacana-cunny und die später zu nennenden Key-yus und Poy-yus mit umfassen würden. Als das Gebiet der Feuerländer im engeren, ethnographischen Sinne bezeichnet d'Orbigny (I, 409) das Land welches von der Elisabeth-Insel und von Port Famine nach Osten liegt, und fügt hinzu daß sie von den Patagonen durch das Gebirge getrennt seien welches die Halbinsel Brunswick vom Festlande scheide. Letzteres freilich ist nicht ganz richtig, da diese Halbinsel, wie wir gesehen haben, zum Theil den Patagonen gehört. Die nördlichsten Punkte wo man wahre Feuerländer angetroffen hat, scheinen die Elisabeth-Inseln (Narborough in der Ausgabe von Coreal Voy. III, 105) und Cap Providence auf der Nordseite des Westendes der Magalhaes-Straße zu sein (Cordova 57), wodurch zugleich ihre größte Ausdehnung von Osten nach Westen bezeichnet ist. Im Süden reichen sie bis auf Hermite Island bei Cap Horn (Ross II, 306). Der bedeutendste oder wenigstens bekannteste ihrer Stämme sind die Alikoolip; indessen reden nicht alle dieselbe Sprache: die Yapoos im äußersten Süden, welche zu den Tekeenica im südöstlichsten Feuerlande am Beagle Canal gehören, können sich den westlich lebenden Stämmen der Alikoolip nicht verständlich machen (King and F. I, 427, II, 205). Der südlichste Theil des Festlandes ist von Menschen bewohnt die kräftiger thätiger und lebendiger sind als die Feuerländer, übrigens aber ihnen ähnlich (ebend. I, 226). Die Eingeborenen am westlichen Eingang der Magalhaes-Straße gleichen im Aeußeren durchaus den übrigen Bewohnern der Inseln, und dasselbe gilt auch von denen auf der Nordseite des westlichen Theiles dieser Straße (ebend. I, 75, 262).

Die Tekeenica messen nur 4′ 10″ bis 5′ 6″ und sind von üblem Aussehen, die Alikoolip sind kräftiger (ebend. II, 137 ff.). Ihre mittlere Größe beträgt nach d'Orbigny (I, 410) 1,663 Meter, nach Meriais (N. Ann. des voy. 1847, I, 389) 4′ 7″. Wie bei den Patagonen ist der Hals kurz, Brust und Leib auffallend groß, ebenso der

Kopf, die Extremitäten dagegen ungewöhnlich klein, die Füße breit und kurz. Die Farbe ist kupferbraun (hell kupferfarbig, Wilkes), doch wird behauptet daß sich kein Pigment im rete mucosum abgelagert finde, sondern daß nächst dem Schmutze das Durchscheinen der Blutgefäße durch eine sehr dicke Oberhaut jene Färbung allein hervorbringe. Der Schädel ist niedrig aber groß, und das Hinterhaupt voll, doch oben schmal. Der Gesichtswinkel beträgt 74—76°. Das Gesicht ist rund und breit gebildet ähnlich wie bei den Eskimo, die Stirn sehr klein, niedrig und nach unten vorstehend; die kleinen tiefliegenden Augen sind von ovaler Form, schief geschlitzt, nach den Schläfen hin ausgezogen und zeigen eine gelbliche Sclerotica. (Das obere Augenlid hängt am inneren Augenwinkel über das untere herab — Wilkes.) Die breite Nase hat weit geöffnete Löcher, doch kommen auch gestreckte und gebogene Nasen vor wie bei den Neu Zealändern; auch hohe Stirn und selbst krauses Haar finden sich ausnahmsweise. Die Lippen sind dick, das Kinn zurückstehend, doch von ziemlich verschiedenartiger Bildung. (King and Fitzroy II, 175f., I, 216, Append. 142f., wo die Körpermaaße im Einzelnen angegeben sind.) Eine wichtige Abnormität würde der Mangel der Spitzzähne sein der ihnen zugeschrieben wird, wenn nicht der Zusatz, daß die Schneidezähne oft abgebissen und platt seien, gegen die Richtigkeit dieser Angabe Verdacht erweckte. Ihre Körperkraft ist meist sehr bedeutend; angegriffen, kämpfen sie gleich wilden Thieren bis zum Tode (I, 415). Die Eingeborenen des Westendes der Magalhaes-Straße sind 5′ 5″ groß, haben etwas Bart und dünne Augenbrauen, die sie jedoch beide ausreißen, vorstehende Nase und dicke Unterlippe (I, 75). Die der Elisabeth-Insel werden von Narborough (a. a. O.) ähnlich beschrieben, jedoch Kopf und Ohren als klein und das schwarze Haar als sanft und zart bei ihnen bezeichnet, welches Letztere Webster (I, 180) als allgemeine Eigenthümlichkeit der Feuerländer hervorhebt. Forster (XXII, 114f.) und Wilkes (I, 121f.) haben die Feuerländer vorzüglich abschreckend geschildert: von breitem starkem Oberkörper mit unverhältnißmäßig langen Armen, aber mageren krummen und zu kurzen Beinen, stets offen stehendem Munde bei fließender Nase und zu starkem Kinne.

In Chile giebt Molina (a, 14, 18) von 24° s. B. nach Süden funfzehn Völker an und bemerkt im Allgemeinen daß die Eingeborenen dieses Landes alle dieselbe Sprache geredet, d. h. alle zum Stamme der

Araucaner gehört hätten. Sie hielten sich theils für Aboriginer theils für eingewandert von Norden oder Westen (?) her und bezeichneten „die Brüder Epatun“, die sie als Götter in der Noth anriefen, als ihre Stammväter (ebend. 7 f.). Nach Garcilasso, erzählt er weiter, wurden die vier nördlichsten jener Völker mehr durch List als durch Gewalt um 1450 unter Inca Yupanqui von den Peruanern unterworfen und ihnen tributpflichtig, doch sei der Rapel, an dessen einem Zuflusse sich noch Spuren einer peruanischen Festung fänden, die Grenze des peruanischen Reiches geblieben, nicht der Maule, wie Garcillasso angebe, da die Peruaner zwischen diesen beiden Flüssen von den Araucanern vollständig geschlagen worden seien. In Rücksicht des letzteren Punktes bestätigt Ovalle (86) daß die Inca-Peruaner nur den nördlichsten Theil von Chile eroberten und ihre Sprache nicht weiter südlich als über Copiapo, Guasco und Coquimbo verbreiteten. Im letzteren Gebiete fanden noch die 1593 dort angekommenen Jesuiten die Sprache von Cuzco vor und predigten in ihr (Gay I, 247). Coquimbo und das Land nördlich vom Rapel war demnach eine bleibende und feste Eroberung der Incas, diese scheinen aber auch, wenn nicht auf die Dauer, doch zeitweise ihre Macht noch weiter nach Süden erstreckt zu haben, da ein Document vom Jahre 1552 (ebend. 147) besagt, daß die Indianer der Provinz Mapocho, wo Valdivia das später wieder zerstörte Santiago gründete, den Incas ebenfalls unterworfen waren, und Olaverria (ebend. II, 24) 1594 berichtet, daß die Incas wenige Jahre vor der Ankunft der Spanier in Peru bis an den Biobio vorgedrungen, dann aber am Maule in einer blutigen Schlacht geschlagen worden seien. Wahrscheinlich waren die Völker im Süden des Rapel Stammverwandte der Araucaner; ob es auch die nördlicheren waren, läßt sich wegen des angeführten Sprachentausches, den die Incas erzwangen, nicht mehr entscheiden. Valdivia, der nach Almagro (1535) zu wiederholten Malen in das Land weit nach Süden eindrang (1540, 1546, 1550 ff.), viele Städte gründete, endlich aber erlag (1553), sagt mit Uebertreibung von ihm daß es dichter bevölkert gewesen sei als Neu-Spanien (Gay I, 126), die Blattern (1561 und 1639, ebend. 225 und II, 410; 1554 zuerst, Molina a, 142) und Kriege haben aber einen großen Theil der Einwohner rasch hingerafft.

Falkner giebt „Moluche, Krieger“ (Mapoche?) als den einhei-

mischen, „Araucaner“ als den spanischen Namen dieser Völker an, obwohl auch letzterer schwerlich von ausländischem Ursprunge ist und vielleicht mit der Benennung „Aucaes, Haucaes, Aucaces“ zusammenhängt, die ihnen ebenfalls beigelegt wird. Diese bedeutet im Quichua „Rebellen, Wilde“ (Vater, Mithrid. III, 2, 397) und wurde zur Zeit der Eroberung des Landes durch die Spanier, die von den Eingeborenen Ingas genannt zu werden pflegten, den feindlichen und aufständischen Stämmen von freundlich gesinnten Häuptlingen als Schimpfwort gegeben (Gay I, 127, 295, II, 91 f.), ganz so wie dieß schon den wirklichen Incas gegenüber in früherer Zeit geschehen sein mochte. Indessen scheint dieser Name später den ehrenvolleren Sinn der Freiheit und Unabhängigkeit vom spanischen Joche erhalten zu haben und beliebt geworden zu sein (Molina a, 50). Die Eintheilung der Moluche nach Falkner, welche noch jetzt, obwohl nur dem Namen nach existirt (Bardel bei d'Urville b, III, 273), ist folgende: die Picunche, d. h. „die Nördlichen“, leben in den Bergen von Coquimbo und von dort bis über Santiago nach Süden hinab; ihr östlicher Zweig der sich gegen Mendoza hin erstreckt, heißt auch Puelche. Unterhalb Santiago bis nach Valdivia hin folgen die Pehuenche, d. i. „Fichtenmänner“, da sie von den Früchten der Pinien leben die ihr Land im Ueberflusse hervorbringt. Endlich die Huilliche, „die Südlichen“ (so werden auch schon die Pehuenche von den Picunche genannt), welche wieder in eigentliche Huilliche und Vuta Huilliche unterschieden werden, von denen aber die ersteren, von Valdivia bis zum See Nahuelhuapi und über Chiloe verbreitet, allein zum Sprachstamme der Araucaner gehören, während die anderen, aus den Chonos Poy-yus und Kay-yus bestehend und bis zur Magalhaes-Straße reichend, eine Mischung jener Sprache und des Tehuelhet (Patagonisch) reden. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß die Puelche und Huilliche von denen hier als araucanischen Stämmen die Rede ist, mit den gleichnamigen Völkern im Osten die wir früher erwähnten, nichts gemein haben außer den Namen. Die Verwirrung welche hierin herrscht, schreibt sich aus alter Zeit her. Schon Olaverria (bei Gay II, 15) nennt 1594 ein Volk der Puelche im Gebirge in der Breite von Concepcion, und Pater Laguna erwähnt Chiloe gegenüber unter 42° s. B. 1703 Puelche bei denen er einen Bekehrungsversuch machte (Lettres édif. II, 88). Da-

gegen scheint man unter den Puelche welche ein anonymer Bericht von 1729 bei Gay (I, 500) als ein Volk von ganz verschiedener Sprache angiebt, keine Araucaner verstehen zu können, während allerdings die ebendort (p. 488) zwischen dem Biobio und Tolten und noch weiter südlich angeführten Huilliche in ihren Sitten ganz übereinstimmend mit den letzteren geschildert werden. Wenn aber Olaverria dem tapferen Volke zwischen dem Maule und Imperial (Cauten) eine andere Sprache zuschreibt als den nördlicheren Stämmen (ebend. II, 19 ff.), so ist dabei wohl nur an eine dialektische Verschiedenheit zu denken. Die Indianer der Provinz Cuio im Osten der Cordilleren*, welche dunkler, größer, stärker behaart als die Araucaner und den Pampas-Indianern in jeder Hinsicht ähnlich waren, hatten eine wesentlich verschiedene Sprache (Ovalle 102 ff.).

Als die von den Spaniern eingeführten und später verwilderten Pferde und Rinder** in den Pampas zu großen Herden angewachsen waren, erzählt Azara, begannen die araucanischen Völker sich nach Osten zu verbreiten, um sich jenen Reichthum des Landes zu Nutze zu machen. Dadurch hat sich die Vertheilung der Völker in neuerer Zeit allmälich geändert. Die Ranqueles oder Indianer von Mamilmapu und die Aucaces, beide von den Araucanern stammend (P. A. Garcia b, 155) sind neuerdings die Hauptvölker der Pampas. Die ersteren, deren Name „Volk des Rohres" bedeutet (de Angelis III, Discurso prel. zu Garay p. III not.), sind durch den Chadi von den Peguenche getrennt (de la Cruz, Viage XXIII), welche in drei Abtheilungen geschieden neuerdings zwischen 34° und 37° s. B. leben: die nördlichste derselben sind die Malalquinos, östlich vom Maule, die südlichsten die von Antuco (de la Cruz, Descripcion 36). Die Grenze der Peguenche gegen die über den Rio Negro nach Norden hinüberreichenden Guilliche läuft fünf Tagereisen südlich von Tril (de la Cruz, Viage XIII). Die Insel Choelechel im Rio Negro ist der gemeinsame Handelsplatz dieser Stämme und der Patagonen (Viedma c, 71). D'Orbigny (I, 392) will als die zwei Hauptstämme dieser Völkerfamilie die Araucaner und Aucas unterscheiden: die ersteren

---

* Cuyo liegt südlich von Rioja, es ist das jetzige S. Juan und Mendoza (Alcedo).

** Die ersten Pferde waren 1535 mit Mendoza, das erste Hornvieh von Paraguay her mit Garay, dem Gründer von Buenos Ayres, 1580 gekommen (Parish 366).

sollen auch die Chonos mit umfassen, die anderen aus den Ranqueles und den Chilenos an den Quellen des Rio Negro (?) bestehen; diese Unterscheidung ist aber unklar und willkürlich. Wenn es richtig ist daß die Pampas-Indianer von Cordova und Mendoza bis zum Rio Negro im Süden jetzt dieselbe Sprache reden (Parish 111), so kann diese nur die araucanische sein.

Außer den reichen Viehherden der Pampas mögen auch die blutigen Kriege mit den Spaniern dazu beigetragen haben, daß ein großer Theil der Araucaner sich in's Gebirge wendete und dann weiter nach Osten den Ebenen zuzog. Durch diese Kriege verloren sie den nördlichen Theil von Chile ganz, mit Ausnahme des Gebirgslandes das im Besitze der Picunche und Pehuenche* blieb, und wurden auf das Gebiet im Süden des Biobio beschränkt. In neuerer Zeit sind sie noch weiter zurückgedrängt worden (Ginoux im Bullet. soc. géogr. 1852, I, 70). Nur an dem oberen Laufe des genannten Flusses besitzen sie noch einige Plätze, die Küste haben sie bis Tucapel hinab verloren: der Fluß Leubú ist ihre wahre Grenze. Von da bis zum Tolten leben unabhängige Indianer; die südlicher wohnenden haben unter dem Einfluß von Missionären gestanden, sind ihren Stammverwandten feindlich, den Weißen geneigter, lenksamer und demüthiger, aber auch ärmer (Domeyko 15, 24, 31 ff.). Im Norden von Chile sind sie durch Mischung ganz zu Spaniern geworden, im Süden, wo sie reiner geblieben sind, haben sie seit der Ankunft der Europäer Rückschritte gemacht und sich mit Vernachlässigung des Landbaues zum Theil wieder dem Nomadenleben zugewendet (Philippi in Monatsb. d. Ges. f. Erdk. N. F. VII, 308). Viele Mestizen, die Kinder gefangener Spanierinnen, und spanische Ueberläufer lebten schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts unter ihnen (Bericht von 1634 bei Gay II, 368). Eine zahlreiche Mischlingsbevölkerung ist schon seit den bedeutenden Siegen entstanden welche die Araucaner um 1600 über die Spanier davon trugen (Ovalle 230, Molina a, 226). Unter den Picuntos, einem Araucanerstamme für welchen die Mission Mariquina 9 leguas nördlich von Valdivia gestiftet wurde, gab es schon damals viele In-

* Die rohen Ciquillani im Nordosten der Pehuenche, welche Molina (a, 199) als nicht zu den Araucanern gehörig bezeichnet, reden nach Vidaure gleichwohl die Sprache der letzteren in einem verdorbenen Dialekte (Vater, Mithrid. III, 2, 399).

dividuen mit weißer Haut, rothem Haar und rothem Barte, die auf die Abkunft von Spaniern und Holländern hinwiesen, welche letzteren nach der Zerstörung von Valdivia sich dort niedergelassen hatten; und in der Mission Francisco Solano am Tolten lebten größtentheils Mestizen, Nachkommen der Spanier welche in die Gefangenschaft der Araucaner gerathen waren, als Valdivia durch diese zerstört wurde (ebend. I, 348 ff., 359). Daher unterliegt es wohl nur geringem Zweifel, daß trotz Prichard's Widerspruch die bärtigen Indianer und die europäisch weißen Boroanes am Cauten, welche von Molina (313 f.) erwähnt und von King und Fitzroy (II, 402, 465) zum Theil als blauäugig und rothhaarig beschrieben werden, keine reinen Araucaner, sondern Mestizen sind*. Auch die Bewohner des Archipels von Chiloe, die sich nur durch friedlicheres und freundlicheres Wesen von den Araucanern unterscheiden, und von Mendoza (1558) ganz dem südlichen Araucanervolke der Cunchi ähnlich gefunden wurden (Molina a, 169, 188), sind ebenfalls jetzt sehr gemischt, von reinerem Blute nur im Süden ihres Landes und auch dort nur in geringer Anzahl (v. Tschudi I, 11). Ihre eigene Sprache haben sie fast ganz vergessen: sie ist der spanischen gewichen (King and F. I, 278). Ihr eigentlicher Name ist Huyhuenche. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurden von den Spaniern Huilliche aus Chile nach Chiloe als Arbeiter eingeführt, die ursprünglichen Bewohner aber wanderten theils aus, theils starben sie hin (ebend. II, 379, 384).

Die Chonos — so werden in Peru die einheimischen Hunde genannt (Cieza 418), in Guayaquil Indianer welche Waaren auf Flößen verführen (Herrera V, 10, 8) — wohnen an den Ufern des Guateca-Golfes (Bericht v. 1729 bei Gay I, 503), und sollen von der gegenüberliegenden Küste des Festlandes, die sie früher inne hatten, auf die Inseln im Süden von Chiloe gelangt sein (Vater a. a. O. 401 nach J. Garcia), wo sie Ovalle (330) angiebt. Sie sind bleich wie die Spanier, von kränklichem Aussehen (Gay a. a. O.) und gleichen im Aeußeren den Alikoolip, deren Stärke und Muth ihnen jedoch fehlt (King and F. II, 142). Die Eingeborenen des Golfs von Trinidad, heller, reinlicher, besser proportionirt und mit solideren Kähnen versehen als die Feuerländer (ebend. 197), sind King und Fitz-

---

* Die Erwähnung derselben im 1. Bande p. 245 ist demgemäß zu streichen.

roy (II, 189) geneigt, nebst den sämmtlichen Völkern die vom Westende der Magalhaes-Straße bis nach C. Tres Montes reichen, zum Stamme der Chonos zu rechnen. Ein äußerst armseliges und elendes Fischervolk, das er nicht von den Bewohnern der Magalhaes-Straße zu unterscheiden scheint, giebt allerdings schon Ladrillero 1557 (bei Gay II, 97) von 47° bis 52½° s. B. an, wogegen der Bericht von 1729 (ebend. I, 504) auf den südlicheren Inseln in der Gegend des westlichen Einganges der Magalhaes-Straße von dem riesenhaften kriegerischen Volke der Caucahues erzählt, die wenn sie nicht in's Reich der Fabel gehören, wohl Patagonen sind, welche Ladrillero unter dem Namen der Huilli freilich nur bis zu 47° s. B. sich erstrecken läßt.

Im Süden der Chonos nennt Falkner die Poy-yus oder Peyes zwischen 48° und 52°, und die Key-yus oder Keyes von 52° bis zur Magalhaes-Straße. Die ersteren, Poyas, fand P. Laguna 1703 indessen Chiloe gegenüber auf dem Festlande unter 42° s. B. (Lettres édif. II, 88), und der Bericht von 1729 bei Gay (I, 501) bemerkt hiermit übereinstimmend daß die in Sprache und Gesichtsbildung von den anderen Völkern verschiedenen Pouyas und Guilipoyas (Huillipoyas = südliche Poyas) — so heißen die tiefer im Inneren lebenden — von dem See Nahuelhapi weit nach Süden bis zu den Caucahues, im Osten aber bis zum atlantischen Oceane reichten. Sie werden als ziemlich kleine, gelehrige, aber furchtsame Menschen bezeichnet. Molina (318) scheint das hier von den Poyas und Caucahues Gesagte benutzt, aber die Statur beider verwechselt zu haben.

Die Araucaner sind breitschulterige plump gebaute Menschen von etwas langem Stamme mit kleinen Händen und Füßen. Ihre mittlere Größe beträgt 1,641 Meter; im Gebirge sind sie kleiner, in den Ebenen größer — Molina (314) macht die umgekehrte Angabe und legt den Bergbewohnern eine Größe von 5′ 7″ bei. Die Farbe der Haut ist olivenbraun, etwas heller als bei den meisten anderen Indianervölkern, das fast runde Gesicht von weichlichen und kalten Zügen. Die Kopfform, obwohl auch in Süd Amerika individuell oft sehr verschieden, ist am häufigsten länglich und auf den Seiten etwas zusammengedrückt, die wenig gewölbte, niedrige Stirn weicht etwas zurück, die Nase ist sehr kurz und platt, die Augen horizontal gestellt, die Backenknochen vorstehend, die Lippen klein (d'Orbigny I, 120, 385, 395 ff.). Domeyko (37 f.), der ihnen ovales Gesicht mit gebogenen

schmalen Augenbrauen, ziemlich hervortretende, nicht breite, aber bisweilen gebogene Nase und etwas vorstehende Unterlippe zuschreibt, fand ihre Gesichtsbildung sehr verschieden, besonders bei den Häuptlingen (wohl in Folge von Mischung) oft ganz europäische Züge, weiße Farbe und größere Stirn, auch fiel ihm auf daß im Norden, wo die einheimische Sprache und Tradition geschwunden sind, die Physiognomie weit mehr den Typus des Indianers und die kupfrige Farbe zeigte. Den breiten und hohen, aber oben wenig gewölbten Fuß wie den schmalen, hinten emporsteigenden und fast in gerader Linie zum Nacken verlaufenden Schädel haben die Araucaner mit den niederen Klassen der spanischen Bevölkerung von Chile gemein (Smith 245); den Bart reißen sie aus und von den Augenbrauen lassen sie nur einen schmalen Streifen stehen (ebend. 265). Die Pehuenche, welche Parish (112) höher und kräftiger gebaut fand als die übrigen Indianer der Pampas, sind nach Pöppig (I, 466) 5' 9—10" groß, von kurzem Hals und gedrungenem Baue bei relativ kurzen Armen Händen und Füßen und weicher sammetartiger Haut; die Stirn ist gerade, doch nicht hoch, die Augen braunschwarz, die ziemlich kleine Nase öfter gerade als gebogen und mit weiten Löchern versehen, das Kinn breit und niedrig, die Zähne klein und von platter Schneide, obwohl sie nicht abgefeilt werden. Aehnlich schildert sie de la Cruz (Descripcion 29 ff.): er fand sie von den Huilliches und anderen verwandten Stämmen nur durch die dunklere röthliche Haut unterschieden, die jedoch in der Jugend heller sei, und hebt die Rundung ihres meist plattnasigen Gesichts und das schwarze Haar hervor, dessen Spitzen in's Röthliche fallen. Die Aucaces und Pampas-Indianer (die eigentlichen Puelche) werden häufig zusammen genannt und mit einander verwechselt: so von Hernandez (Coleccion de viages bei de Angelis V, p. 57), unter dessen Angaben nur bemerkenswerth ist daß er das Hinterhaupt derselben als platt bezeichnet. Auch von Azara scheint dieß geschehen zu sein (d'Orbigny II, 76, 80).

In Rücksicht ihrer Lebensweise und ihrer Sitten ist diese Verwechselung kaum zu tadeln, da die Puelche mit den Pampasvölkern von araucanischem Stamme in dieser Hinsicht übereinstimmen. Alle sind Reiter-Nomaden, ganz auf dem Pferde zu Hause und leben von den großen Herden der Pampas, doch hat jeder Stamm sein besonderes Gebiet, und es führt zu Streitigkeiten wenn ein Fremder sein Zelt an

einem Platze aufschlägt der ihm nicht zukommt (P. A. Garcia b, 112), obgleich die Häuptlinge machtlos sind und es dem Einzelnen freisteht den seinigen zu verlassen und sich einem anderen anzuschließen (Hernandez a. a. O. 60). Die Laguna de Salinas, deren Umgegend von Indianern mit vorzüglich reichen Rinder- Pferde- und Schafherden bewohnt ist, hat indessen keinen besonderen Herren, sondern ihre Benutzung ist allen umwohnenden Stämmen gemein (P. A. Garcia a, 38, 59, 40). Sonst leben die einzelnen Völker vielfach im Kriege mit einander, besonders sind die Ranqueles den Pampas-Indianern feindlich und ihnen überlegen, obwohl zum Zwecke von Räubereien oft auch mit ihnen verbunden (ders. b, 86). Jene werden als falsch und verrätherisch, feig und grausam, doch die Männer als fleißig und thätig, vorzüglich in der Weberei, geschildert im Vergleich mit den Puelche. Die dunkleren Huilliche (Puelche?) zwischen 37° und 41° s. B. zeigen mehr Ehrgefühl, weniger Habsucht und Mißtrauen, sind den geschlossenen Verträgen treuer und fleißiger als jene (ebend. 154 f.). Sie sind in ein festes dickes Lederwams gekleidet, das kein Säbel und selbst keine Flintenkugel auf 200′ Entfernung durchdringt, und tragen platte runde Ledermützen; manche von ihnen haben selbst eiserne Rüstungen; erbeutete Flinten und Pistolen können sie nur zum Staate tragen; viele führen Säbel, die meisten eine Lanze als Hauptwaffe (18′ lang nach Head 114), alle ein großes Messer und außerdem stets die oft beschriebenen bolas (ebend. 79 f., Hernandez 58). Die Zelte bestehen aus Pferdehäuten die über ein Stangengerüste gespannt sind. Ihre Pferde sind mit Blech geschmückt, manche mit Glöckchen behangen, Steigbügel und Sporen sind von Silber (P. A. Garcia b, 72, 80). Gold verachten sie als Unglück bringend und nennen es das schlechteste Metall (ebend. 146). Alle sind dem Trunke sehr ergeben, in dessen Gefolge oft Streit und Mord entsteht. Im Würfelspiele, bei welchem eine Art Ringe als Geld gilt, verspielen sie oft ihre Herden und ihre ganze Habe (ebend. 75), sind überhaupt leidenschaftlich und schmutzig. Wenn Holz mangelt, verzehren sie oft das Fleisch ihrer Thiere roh und trinken deren Blut.

Die Versammlung des Volkes, in der es ordnungslos und oft turbulent zugeht, entscheidet sowohl über Krieg und Frieden als auch über Angelegenheiten der Religion; in der inneren Verwaltung verfügt der Häuptling despotisch, nicht aber im Kriege, seine Autorität

wird nur in Friedenszeiten geachtet und er erhält seine Würde durch Wahl. Von den Anden bis zum Salado im Osten gab es um 1816 nur zwei Ulmenes oder oberste Häuptlinge (P. A. Garcia b, 84, 94, 100, ders. Nuevo plan de fronteras p. 11 bei de Angelis VI). Von weißen Renegaten haben sie gelernt in regelmäßiger Schlachtordnung aufzumarschiren, wozu mit Hörnern von Holz und Rohr das Zeichen gegeben wird, und führen militairische Manöver gut aus. Auch telegraphische Signale durch Rauchsäulen zu geben ist gewöhnlich (ebend. 80, 66). In früherer Zeit hatten sie große Furcht vor dem Feuergewehr, später ist diese und der Glaube an die Ueberlegenheit der Weißen im Felde bei ihnen geschwunden (Parish 137), und wenn sie auch keinen Angriff auf ein verschanztes Lager wagen, wird man sie doch schwerlich mit Miers (I, 198, vgl. dagegen Head 118) der äußersten Feigheit beschuldigen dürfen; die Soldaten von B. Ayres haben ihnen erst neuerdings mit dem Säbel siegreich Stand gehalten. Bei leidenschaftlicher Erregung zeigen sie eine wüthende Tapferkeit die selbst vor Kanonen nicht zurückschreckt (P. A. Garcia b, 7). Mit ihren Gefangenen treiben sie oft einen vollständigen Handel; Weiße und besonders Weiber geben sie aber nur gegen hohes Lösegeld heraus (ebend. 109, 105). Auch ihre einheimischen Weiber verkaufen sie oft an Andere, wenn sie ihrer überdrüssig sind (Hernandez a. a. O. 60). Dem Häuptlinge folgt außer seiner Habe auch ein Weib in's Grab (Garcia b, 147). Mac Cann (I, 111) erzählt daß sie dem Todten das Gesicht nach Osten richten, und dieselbe Stellung einnehmen wenn sie sich zum Schlafe niederlegen, weil sie die Sonne verehren, auch spricht er von religiösen Tänzen zu gewissen Zeiten und von dem Opfer des mit Fleisch oder Yerba (Paraguay-Thee) ausgestopften Herzens eines Thieres, das sie in einen Fluß würfen. Von Anderen wird nichts dieser Art berichtet, außer daß Charlevoix (II, 302) den Aucaes vermuthungsweise Sonnenverehrung zuschreibt, da sie Libationen von dem Blute erlegter Thiere als Opfer für die Sonne darbringen. Das höhere Wesen auf welches die Pampas-Indianer alles Uebel, zuweilen aber auch Gutes zurückführen, nennen sie Gualichu oder Arraken (d'Orbigny II, 81). Wo sie es nahe glauben, bemühen sie sich es durch kriegerischen Lärm aller Art zu verscheuchen; hat sich aber Unglück begeben, so ist es die Aufgabe des Machi oder Wahrsagers, der zugleich Zauberarzt ist und durch Aussaugen der

schmerzenden Stelle die Kranken heilt (Hernandez 59), sich mit der Geisterwelt in Verkehr zu setzen und den Uebelthäter zu ermitteln der den Gualicho herbeigerufen hat, damit er erschlagen und mit seiner Familie und all seinem Eigenthume verbrannt werde (P. A. Garcia 129, 146). Von den Todten werden nur die Gebeine der Erde, die Weichtheile dem Feuer übergeben (Miers I, 256). Ihre Ahnen glauben sie unter die Sterne an den Himmel versetzt (Head 121).

Die großartigen Räubereien und gefährlichen Ueberfälle der Pampas-Indianer gegen Buenos Ayres sind so häufig besprochen worden (Azara II, 38 u. A.), daß es genügt derselben nur im Vorübergehen zu gedenken. Garcia (Nuevo plan a. a. O. p. 5) schätzte 1816 den jährlichen Verlust der auf diese Weise entstand, auf 40000 Stück Rindvieh das sie meist forttrieben und an die Araucaner nach Chile verkauften. Man darf jedoch bei den häufigen Klagen über diese Dinge nicht vergessen welche Behandlung den Indianern von Seiten der Kolonisten zu Theil geworden ist. Das Verhältniß zwischen beiden war seit alter Zeit von feindseliger Art. Im Jahre 1535 sollen in der Gegend von Buenos Ayres Indianerdörfer von 2 und 3000 Einwohnern gestanden haben. Gleich vielen andern sind sie in kurzer Zeit spurlos verschwunden, ganze Stämme scheinen durch die Spanier dort vertilgt worden zu sein, und die Ueberlebenden sind in gänzliche Barbarei versunken (Darwin I, 119 f.). Die Jesuiten bemühten sich diesen Zustand zu bessern. Sie stifteten 1740 die Mission Concepcion am Salado und bewogen die Puelche, gegen welche die Spanier bis dahin mit äußerster Härte und Grausamkeit verfahren waren, zum Frieden. Nach ihrer Vertreibung wurden die Pampas-Indianer für Buenos Ayres auf's Neue vielfach gefährlich, doch gelang es späterhin durch angeknüpfte Handelsverbindungen einen freilich immer unsicheren und mit beständigem Mißtrauen beobachteten Frieden zu erhalten (Funes II, 397, III, 349): sie tauschen, erzählt P. A. Garcia (b, 10, 17, 49), ihre Felle und Federn gegen Tabak Mate (Paraguay-Thee) und geistige Getränke um und sind dadurch fügsamer geworden, aber freilich kommt es bisweilen vor daß sie von Soldaten, die besonders an den Grenzen gänzlich demoralisirt sind, ihrer geringen Handelsartikel frech beraubt und dadurch auf's Höchste erbittert werden. Kurz nach dem Ausbruche des Unabhängigkeitskrieges oder vielmehr der Revolution von Buenos Ayres (1810) wurden sie für fähig erklärt

einen Sitz im Congresse einzunehmen (Robertson I, 124), die wirkliche Frucht aber die sie von dieser Revolution hatten, bestand nur darin, daß Vagabunden Verbrecher und schlechtes Gesindel aller Art, durch das sie in allem Bösen unterwiesen wurden, in Menge zu ihnen flüchteten (P. A. Garcia a, 12, b, 17). Im Jahre 1832 und 33 unternahm General Rosas einen glücklichen Kriegszug gegen sie, der bis zum Colorado und Negro ausgedehnt, 1500 christliche Weiber und Kinder aus der Gefangenschaft und Sklaverei bei den Indianern befreite (Parish 160); diese mußten um Frieden bitten und gegen Lieferung von Fleisch und einen geringen Sold in Waaren versprechen ohne Erlaubniß niemals die ihnen gezogene Grenze zu überschreiten, und den Spaniern im Kriege Beistand zu leisten (Mac Cann I, 104). Die Einführung der Blatternimpfung bei ihnen geschah ebenfalls auf Rosas' Veranlassung (Parish 55), dem jedoch vorgeworfen wird daß er als Dictator die Indianer absichtlich in Unwissenheit erhalten, förmliche Jagden auf sie veranstaltet und alle Gefangenen ohne Unterschied habe erschießen lassen die diesseits der Grenze betroffen wurden (Gardiner 24, 44). In diesem Vernichtungskampfe, in welchem auch ihre Weiber von den Weißen mit kaltem Blute niedergemacht werden, beweisen sie, obwohl in Masse keinen Widerstand leistend, nicht selten die äußerste Tapferkeit und Standhaftigkeit. Drei gefangene Indianer, erzählt Darwin (I, 119), denen man wichtige Kriegsnachrichten abpressen wollte, wurden in eine Reihe gestellt. Die beiden ersten wurden befragt und auf die Antwort: no sé (ich weiß nicht), sogleich erschossen; der dritte rief: „No sé! Feuert, ich bin ein Mann und kann sterben.“

Tödtlichen Haß hegen sie namentlich gegen die Gauchos (Head 114), die Viehhirten der Pampas, welche größtentheils Mischlinge* sind und mehrere Haupteigenschaften der Indianer theilen. Von Azara und nach ihm von Anderen sind sie treffend geschildert worden. Wie jene so sehr des Pferdes gewohnt, daß sie nur schleppend und mühsam gehen, wie jene nur von Fleisch lebend und Pflanzenkost als thierisch verschmähend, wie jene mit Bolas und Lasso vertraut, und leidenschaftliche Spieler und Trinker wie sie. Sie stehlen alle, sagt Azara, meist nur kleine Dinge, doch auch Pferde, wenn nöthig,

* Nach Mawe (71) sind auch in Buenos Ayres selbst nur wenige Familien frei von einer Beimischung von Indianerblut.

und Weiber. Von Anhänglichkeit an Freunde und Vaterland wissen sie nichts. Alles Unrecht betrachten sie als rein persönliche Angelegenheit, die mit dem Messer ausgefochten wird; niemand mischt sich darein. Auch beim Würfelspiel haben sie stets das Messer zur Hand, um den Betrug den sie stets argwöhnen, sogleich damit zu rächen. Ein Mord gilt ihnen nicht viel und kein Verbrecher wird von ihnen verrathen oder ausgeliefert. In der Grausamkeit sind sie oft raffinirt: ein gewisser Ramirez hat für Gefangene die Qual erfunden sie in eine nasse Ochsenhaut fest einzunähen die an die Sonne gelegt trocknet, Nachts aber immer wieder etwas Feuchtigkeit anzieht (Webster I, 84).

Die Patagonen leben von der Jagd und von ihren Pferden, Landbau treiben sie nicht und selbst Fische verstehen sie nicht zu fangen (Viedma c, 65 f.), doch ist d'Orbigny's (II, 72) Angabe daß sie niemals auch nur ein Floß gebaut hätten, nur von den nördlichen Abtheilungen derselben richtig; die Yacana-cunny im Feuerlande, deren Name „Fußvolk" bedeutet, haben Kähne, aber es fehlt ihnen das Pferd (King and F. II, 131), durch das die Lebensweise jener jedenfalls sehr wesentlich verändert worden ist, da es jetzt zum Krieg und zur Jagd und selbst als Nahrungsmittel ihnen unentbehrlich, ihren werthvollsten Besitz ausmacht. Bei Hochzeit und Begräbniß, zur Feier der Pubertät der Mädchen, zur Versöhnung der erzürnten Gottheit, zur Abwendung von Krankheit und Tod, zum Zwecke glücklicher Jagd werden Pferde von ihnen geschlachtet (Viedma c, 77): alle ihre Lebensfreude beruht auf diesem Thiere. Vor Branntwein, dessen Wirkungen sie wohl kannten, zeigten sie großen Abscheu (Cordova 19, 123). Sie kleiden sich von Kopf bis zu Fuß in Guanaco- Fuchs- und Hasenfelle, deren Pelz sie nach innen wenden, und tragen unter diesen noch ein zweites Fell, haben eine Art von Sandalen (Gervaize bei d'Urville b, I, 278 spricht von ledernen Strümpfen oder Gamaschen) und winden eine selbst gewebte buntwollene Binde um den Kopf (nach Gervaize führen sie lederne Helme im Kriege); zu Pferde tragen sie Stiefeln und hölzerne Sporen. Der Sattel von Guanacohaut ist mit Stroh ausgestopft, das Gebiß des Pferdes von Holz oder Knochen wie die sehr kleinen Steigbügel, die nur für die große Zehe bestimmt sind. Als Waffen führen sie die Bolas, den Lazo und ein Messer, das sie öfters aus erhandeltem Eisen selbst verfertigen (Viedma c, 69, 79, Cardiel bei de Angelis V, p. 21). King und

Fitzroy (II, 147) fanden bei ihnen auch Bogen und Pfeil, Keulen Schwerter Schilde und Rüstungen aus Thierhäuten. Während die Männer das Kleid mit einem Riemen um den Leib befestigen, geschieht dieß von den Weibern mit einer Nadel auf der Brust; letztere flechten sich zwei lange Zöpfe (Falkner 162), tragen über dem Kleide noch einen Ueberwurf, schmücken sich mit Perlen und dergleichen, gehen aber ohne Sandalen und in bloßem Kopfe, nur die Vornehmen haben Strohhüte (Viedma c, 70). Die Hütten oder Zelte bestehen aus Guanaco-Fellen, welche die Weiber ebenso wie die Kleider mit Thiersehnen zusammennähen mit Hülfe von eisernen Pfriemen. Das Gerüste dazu bilden in der Mitte 6—9' hohe, an den Seiten niedrigere Stangen; das Innere wird nach Bedürfniß in mehrere Abtheilungen geschieden, die unverheiratheten Familienglieder erhalten aber nur einen gemeinschaftlichen Raum (ebend. 71, 80). Die Gestalt der Hütten bei denen an der Magalhaes-Straße ist rechteckig, oft auch unregelmäßig, 10—12' lang, 10' breit, 7' hoch; das Dach fällt nach Westen schief ab, der Eingang liegt auf der Ostseite (de Bovis im Bullet. soc. géogr. 1844, II, 141, King and F. I, 90 note).

Der Charakter dieser Menschen ist friedlich und gütmüthig. So zeigen sie sich unter einander und gegen Fremde, so lange sie nicht in Affect gerathen, was freilich beim Spiel dem sie sehr ergeben sind, und beim Wettrennen das sie zu hohen Wetten veranlaßt, leicht geschieht (ebend. I, 103, II, 154, 160). Während eines dreijährigen Aufenthaltes der Spanier bei ihnen (1780 ff.) in S. Julian bewiesen sie sich als sehr hülfreich bei Erbauung ihres Fortes, als treue Führer durch das Innere und durchaus ohne Falsch (Viedma c, 81, Parish 64 ff.). Ihre Häuptlinge, deren Würde erblich ist und wenn sie altern, auf den Nachfolger überzugehen pflegt, werden als Herren des Landes betrachtet, erhalten einen Tribut von der Jagdbeute, da sie selbst an der Jagd nicht theilnehmen — nach Falkner (152) hätten sie vielmehr ihre Untergebenen zu unterstützen — und bestimmen dem Stamme welchem sie vorstehen, die Zeit und den Ort seines Aufenthaltes. Den Einzelnen müssen sie Schutz und Hülfe gewähren, sonst verlieren sie zwar nicht ihr Land, wohl aber ihr Ansehen und man hält sich an einen anderen Schutzherren. Ueber Krieg und Frieden entscheidet die Versammlung der angesehensten Männer; jener ist meist sehr blutig und wird mit großer Tapferkeit geführt, man beschränkt sich in ihm aber oft

auf den Raub der Pferde, da die Weiber und Kinder dadurch unfähig zur Flucht werden und in die Hand des Feindes fallen. Sie werden Sklaven, die Männer werden getödtet. Wer fremdes Gebiet betritt, muß abwarten ob die drei Rauchsignale die er giebt, durch drei entsprechende beantwortet werden (Viedma 71, 73f., 80, Falkner 150ff.).

Die Frau wird gekauft ohne Rücksicht auf ihren eigenen Willen; verkauft der Mann sie weiter, so sinkt sie dadurch in der allgemeinen Achtung. Schläge erhält sie nicht, außer in der Trunkenheit. Ehebruch findet nur von Seiten solcher Weiber statt die wider ihre Neigung heirathen mußten (häufig ist er bei denen an der Magalhaes-Straße, King and F. II, 173), wird nicht der Frau, sondern dem Verführer zur Last gelegt und leicht gesühnt. Die Keuschheit der Mädchen hat nur so lange Bestand, als sie noch Aussicht zum Heirathen haben. Meist haben nur die Häuptlinge mehrere, bis zu drei Frauen, unter denen die vornehmste die Hauptfrau und Herrin ist. Bei der Ehe wird nur der erste Verwandtschaftsgrad von ihnen beobachtet. Ihre Kinder lieben sie sehr und führen sie auf ein weich ausgestopftes Bret gebunden, in der ersten Zeit stets mit sich (Viedma c, 74f., Falkner 154ff., King and F. II, 152f.).

In der Bai von S. Julian hat man im Jahre 1746 ein Haus gefunden, neben welchem auf der einen Seite sechs verschiedenfarbige Fahnen auf hohen Pfählen, auf der anderen fünf mit Stroh ausgestopfte Pferde, ebenfalls jedes auf drei hohen Pfählen standen. Im Hause selbst lagen Leichen mit Matten bedeckt, deren eine ein Messingblech auf dem Kopfe und Ohrringe hatte (Viage de Cardiel y Quiroga bei de Angelis I, p. 16). Daß dieses Grab nicht den Puelchen, wie man angegeben hat, sondern den Patagonen zugehörte, ergiebt sich als wahrscheinlich aus King and Fitzroy (I, 93f., II, 151), welche die Gräber der letzteren als konische Haufen trockener Zweige von 25′ Umfang und 10′ Höhe beschreiben, die mit Riemen von Häuten umwunden und oben mit einer rothen Fahne versehen waren; das Ganze umgab ein Graben an dessen Eingange ebenfalls ausgestopfte Pferde standen. Auch bei der Leichenfeier spielt das Pferd eine große Rolle. Für alte Leute freilich wird, wenn sie sterben, nur einmal ein solches geschlachtet und ein schlechtes; beim Tode eines jungen Mannes aber, dessen Seele längere Zeit unter der Erde bleiben muß bis sie das nöthige Alter erreicht hat um auf der Erde wieder geboren

werden zu können, wird ein Pferd mit seinen später zu verbrennenden Sachen geschmückt und dann erstickt. Auch Bekannte und Freunde liefern oft zu diesem Schmucke einen Beitrag und bekommen dann dafür ein Stück Braten von dem Pferde. Diese Festlichkeit und das zu ihr gehörige Trauergeheul wird 15 Tage lang fortgesetzt, in jedem Monate einmal wiederholt, wenn jemand ein Pferd dazu hergiebt, und nach einem Jahre mit einer dreitägigen Todtenfeier beendigt (Viedma c, 77 ff.). Verwundungen als Trauerzeichen, Schwarzmalen des Gesichtes und Fasten sind gewöhnlich; die gebleichten Gebeine werden später wieder zusammengefügt (Falkner 146 ff.). Die Milchstraße gilt ihnen als das Feld wo alte Indianer in Sterne verwandelt, Strauße jagen (ebend. 143). Bei den südlichsten Patagonen erhält der Todte im Grabe die sitzende Stellung, doch wird auf verschiedene Weise mit ihnen verfahren (King and F. II, 155). Auf diese Verschiedenheit weisen auch die 2—3000 kleinen Hütten hin die Cardiel 1753 ebenfalls in S. Julian fand; sie waren durch eine Mauer geschieden und dienten ebenfalls zu Begräbnissen (Coleccion de viages p. 15 bei de Angelis V).

Nach d'Orbigny (II, 73) nennen die Patagonen das höchste Wesen Achekenat-kanet und halten es für den Urheber bald des Guten bald auch des Uebels. Dagegen erzählt Viedma (c, 75 f., 79, vgl. auch Falkner 142 f.) daß sie sich ein gutes Wesen als den Beherrscher des Himmels, ein anderes gleichfalls gutes, aber sehr strenges als den der Erde denken. Letzteres, „Camalasque, der Mächtige, Tapfere", züchtigt und belohnt die Menschen nach seinem Belieben, nicht nach Verdienst oder Schuld, und wird allein verehrt, und zwar von den Einzelnen unter verschiedenen Figuren die sie sorgfältig aufbewahren und verborgen halten. An der Magalhaes-Straße finden sich 3" große hölzerne Brustbilder als Hausgötter bei ihnen (King and F. II, 163). Im Norden hat fast jede Familie und jedes Idol seinen besonderen Zauberpriester, der vor ihm Gesänge singt und mit der Kürbisklapper klappert. Dieser muß (nach Falkner 146) Weiberkleider tragen, und ist zugleich der Arzt der durch Gesang die Kranken heilt und die Feinde bezaubert. Für unglückliche Kuren hat er freilich oft schwer zu büßen, aber trotz dieser Gefahr ist der Beruf doch sehr gesucht von beiden Geschlechtern, weil er manche Gelegenheit zu Ausschweifungen bietet (Viedma).

Das Feuerland in ethnographischer Bedeutung ist eine zerrissene Masse wilder Felsen, hoher Hügel und nutzloser Wälder; der bewohnbare Theil desselben beschränkt sich auf die felsige Küste (Darwin I, 230). Das Land im Norden der Magalhaesstraße ist zum Theil fruchtbar (so namentlich um Port Famine), hat kräftige Buchen- und Birkenwälder, besonders weiter im Innern, und Landbau wäre ohne Zweifel dort sehr wohl möglich (Pöppig I, 40 f.), aber eben diese glücklicheren Gegenden scheinen überall im Besitze der Patagonen, nicht der Feuerländer zu sein. Bei letzteren findet sich kein Versuch zum Landbau (King and F. II, 178). Sie sind ein elendes Fischervolk, das sich aber gleichwohl glücklich und zufrieden in seiner Lage fühlt (Wilkes I, 142). Schon Ladrillero (bei Gay II, 80) berichtet 1557 daß ihre Kleidung nur in einem Seehunds- oder Rehfelle bestehe das sie um die Schultern werfen. Ihre Hütten, kugelförmig bei den Tekeenica, bienenkorbartig bei den Alikoolip (King and F. II, 137, 140), sind von Zweigen oder Stangen gebaut, an welche innen und außen Erde oder Gras angedämmt wird, und stehen oft im Kreise umher (Wilkes I, 142, de Laet XII, 14). Als Waffen haben sie 2 Klafter lange Spieße und Dolche von Walfischknochen (Ladrillero), scharfe steinerne Messer (de Laet), Keulen und Schleudern, Bogen und Pfeil und verschiedene Arten von Lanzen (King and F. I, 55, Webster I, 184, Ross II, 305). Ihre Kähne um Port Famine und anderwärts auf der Nordseite der Magalhaes-Straße hat Cordova (135) ausführlich beschrieben. Bei Cap Providence sind sie solid aus Holz gearbeitet (ebend. 58), sonst nur aus Baumrinde, obwohl geschickt gebaut, mit Moos und darüber gestrichenem Fette kalfatert, bis zu 16' lang und 6—8 Personen fassend (P. Meriais in N. Ann. des v. 1847, I, 390, de Laet XII, 14). King und Fitzroy (I, 382) sahen nur einmal ein Segel aus Robbenfell auf einem solchen Kahne, gewöhnlich gehen sie nur auf Schaufelrudern. Feuer wird nicht durch Reiben von Hölzern, sondern durch Aneinanderschlagen zweier Steine angemacht (Webster I, 184).

Der moralische Charakter der Feuerländer wird von Meriais gerühmt: sie seien friedlich und gutmüthig und schienen Alles miteinander zu theilen; dagegen werden sie von Anderen im Gegensatze zu den Patagonen, vielmehr als diebisch habsüchtig hinterlistig und zänkisch geschildert (Ladrillero, King and F. I, 319). Auch Canniba-

lismus, zu dem sie bald die Rache bald der Hunger treibt, scheint bei ihnen außer Zweifel zu stehen (ebd. II, 2, 183). Wenn Cordova (75, 141) behauptet daß sie nicht stählen, doch nur aus Unbekanntschaft mit dem Werthe der Dinge und aus Gleichgültigkeit gegen allen Besitz überhaupt, denn was ihnen neu sei, errege weder ihre Neugierde noch ihr Erstaunen, so darf man doch nicht glauben daß diese geistige Stumpfheit bei ihnen durchgängig herrsche: sie besitzen eben so großen Trieb als Talent zur Nachahmung (Wilkes), und die vier Feuerländer, welche Capitän Fitzroy mit nach London nahm, zeigten durchaus gute Fähigkeiten. Von gesellschaftlicher Organisation oder Regierung hat sich bis jetzt bei ihnen keine Spur gefunden, alle Einzelnen scheinen einander völlig gleich zu stehen (Meriais a. a. O., Darwin I, 236). Einfluß haben nur die Zauberer und der Rath den das Alter giebt (King and F. II, 178). Das Treiben der ersteren und die Behandlung der Kranken sind ähnlich wie bei anderen Indianervölkern (Bougainville 125 ff.). Sie erzählen von einem großen schwarzen Manne der in den Bergen und Wäldern umgehe und, da er jedes Wort höre das von den Menschen gesprochen wird und Alles sehe was sie thun, das Wetter gut oder schlecht einrichte je nach ihrem Betragen (King and F. II, 180). Meriais glaubte einige ihrer Geberden auf Verehrung der Sonne deuten zu dürfen. Die Todten werden in Häute gewickelt, mit großen Haufen von Zweigen bedeckt, und man vermeidet es ferner von ihnen zu reden (King and F. II, 181).

Als die Spanier in Chile eindrangen, erzählt Molina (293, 299 f., ders. a, 16 ff.), waren die Araucaner ein Ackerbauvolk. Sie bauten Mais Kartoffeln Quinoa Bataten Bohnen und andere Früchte,* hatten künstliche Bewässerung der Felder — die Kanal-Anlagen zu derselben waren neuerdings noch sichtbar — und gebrauchten Dünger, für den sie in ihrer Sprache das Wort vunaltu haben. Ihr Ackergeräthe war eine hölzerne Hacke, und selbst in Rücksicht des Pfluges zweifelt Molina ob er erst von den Spaniern eingeführt oder den Eingeborenen schon bekannt gewesen sei, die das Lama (camelus araucanus, bei ihnen hueque genannt) als Haus- und Lastthier be-

* Auch eine Roggen- und eine Gersten-Art scheinen sie gehabt (Humboldt, Neu Spanien III, 34), die Kartoffel aber sich erst von den Gebirgen Chile's nordwärts über Peru Quito und Neu Granda verbreitet zu haben (ebend. 70).

nutzten und dessen Fleisch und Wolle verwendeten. Indessen aßen sie nur wenig Fleisch; Mais und Bataten waren ihre Hauptnahrung. Sie rösteten und siebten das Mehl, und bedienten sich beim Brodbacken, das nur bei festlichen Gelegenheiten geschah, einer Art von Hefe. Die ganze Familie pflegte zusammen zu essen, an dem Gelage aber das auf die Ernte folgte — sie bereiteten mehrere Arten von gegohrenen Getränken — durfte nur theilnehmen wer bei der Feldarbeit geholfen hatte (Molina a, 20, 111 ff.). Ob alle diese Einzelheiten richtig seien, scheint sich nicht mehr ermitteln zu lassen, doch ist soviel gewiß daß der Landbau bei den Araucanern alt ist (Ovalle 91), daß auch die späteren Reisenden ihn dort vorfanden in nicht geringer Ausdehnung (Frezier 93, Ulloa II, 62), obgleich er durch die Kriege mit den Spaniern stark gelitten hatte und in Verfall gerathen war, und daß die Eingeborenen von den letzteren, ihren Todfeinden, wenig oder nichts gelernt haben, sondern unter deren Einfluß nur verwildert sind. Auch noch neuerdings ist das Fleisch ihrer Pferde- und Schafherden nicht ihre Hauptnahrung, wie bei den Eingeborenen jenseits der Andes, sondern sie leben hauptsächlich vom Landbau, der sich auf Korn Gerste Mais Erbsen Kürbisse Lein Weißkohl u. A. erstreckt (Stevenson I, 42, Domeyko 51), und mit dessen Sorgfalt sie die weißen Chilesen beschämen (Ginoux im Bullet. soc. géogr. 1852, I, 150). Anders verhält es sich mit den Pehuenche, die von Villarino (J. R. G. S. VI, 156) irrthümlich als festsässige Ackerbauern bezeichnet, vielmehr größtentheils von dem Fleische ihrer Herdenthiere leben, das Getreide aber dessen sie bedürfen von den Spaniern beziehen, da ihnen Feldarbeit als unmännlich und unehrenhaft gilt: sie schließen sich überhaupt in Lebensweise und Sitten nur theilweise den Araucanern, anderntheils aber den Pampas-Indianern an, in deren Land sie zum Theil übergewandert sind (Bericht von 1729 bei Gay I, 499, de la Cruz 63, Pöppig I, 382 f.).

Man hat Molina, dessen Genauigkeit im Einzelnen Smith neuerdings gerühmt hat, und Herrera öfters vorgeworfen (Miers II, 458, Pöppig I, 463) daß sie die Araucaner civilisirter geschildert hätten als sie waren, und schlechtweg für Fabel erklärt was diese als Beweis ihrer intellectuellen und politischen Entwickelung erzählen. Dieß ist sehr leicht; schwerer ist es zu ermitteln ob und welche Spuren höherer Ausbildung sich bei ihnen in alter Zeit wirklich fanden. An-

ders ist d'Orbigny (II, 394, 403) verfahren, der alle Industrie und selbst die Weberei der Araucaner für peruanischen Ursprunges hält, da er bemerkt hat daß sie die Zahlen von 100 bis 1000 mit Quichua-Wörtern benennen. Daß sie von den Peruanern gelernt haben, ist allerdings wahrscheinlich, in demselben Maaße aber in welchem sich dieß nachweisen läßt, wächst auch die Wahrscheinlichkeit daß sie in alter Zeit auf einer höheren Culturstufe gestanden haben als in späterer. Ewbank (bei Schoolcraft IV, 438) hat eine 3½″ lange, aus reinem Kupfer gegossene Axt mit gehämmerter Schneide aus einem Grabe am oberen Mappu beschrieben, nebst zwei 7″ und 9″ langen Meiseln aus einer Mischung von Kupfer und Zinn, und einem Messer von ganz peruanischer Form, das unseren Sattlermessern sehr ähnlich ist. Wenn der Fundort dieser Gegenstände richtig angegeben ist (in seinem besonderen Werke p. 112 führt Ewbank eine eben solche kupferne Axt als in Atacama unter 26° 42′ s. B. gefunden an), so müssen wir schließen daß peruanische Cultur bis tief nach Süden in Chile eingedrungen ist. Die eisernen Pfeilspitzen aus alter Zeit die man in dem Land entdeckt hat, stammen nach Miers (II, 464) wahrscheinlich von Meteoreisen her das die Eingeborenen fanden, wie solches in großen Massen auch in Santiago del Estero vorkommt. Daß sie vor der Ankunft der Spanier kein Eisen hatten, bemerkt Ovalle (88) ausdrücklich, während sie nach Molina (a, 25) mit diesem Metall wenigstens bekannt gewesen wären und es panilgue genannt hätten. Indessen beziehen sie es selbst neuerdings nur von den Spaniern und verstehen sich nicht auf dessen Bearbeitung (Smith 227). Werkzeuge von Metall, fügt Molina hinzu, seien überhaupt seltener bei ihnen gewesen, meist hätten sie Basalt-Aexte gehabt, allerdings aber Gold Silber Zinn Blei und Kupfer gegraben, in offenen Oefen die mit Zuglöchern versehen gewesen, diese Metalle geschmolzen und verarbeitet. Wenn auch übertrieben, so scheint doch auch dieß nicht ganz unrichtig zu sein, da Ovalle (93) ebenfalls von silbernen Schmucksachen erzählt, die auch jetzt noch viel von ihnen getragen werden (Smith 181), aber in Abrede stellt daß sie Geschirre von Gold und Silber besessen hätten.

Noch jetzt machen alle Eingeborenen ihr grobes dauerhaftes Tuch und Lederzeug selbst (Gardiner 178). Diese Industrie ist bei ihnen jedenfalls alt und national wie der Poncho, den die Weißen von ih-

nen entlehnt haben, und es liegt kein Grund vor anzunehmen daß sie diese Künste erst von den Peruanern gelernt hätten, noch weniger von den Spaniern, da die Namen ihrer Kleidungsstücke sämmtlich ihrer eigenen Sprache angehören (Smith 299). Dasselbe soll auch mit denen der einzelnen Theile ihres Webstuhles der Fall sein (Molina a, 24). Wie wenig sie in dieser Hinsicht den Spaniern verdanken, geht insbesondere daraus hervor, daß die Webereien der heidnischen Eingeborenen von Chile zum Theil weit feiner sind als die der christlichen oder Chileños (Miers II, 459). Auch das Spinnen an der Spindel und das Färben der Zeuge scheint aus alter Zeit zu stammen. Letzteres geschah mit Pflanzenfarben die sie nach Molina (a, 26) durch Anwendung mineralischer Stoffe zu fixiren wußten. Ihr Poncho ist meist himmelblau — ihre Lieblingsfarbe —, bei den Vornehmen weiß, roth, dunkelblau, mit eingewebten rothen Streifen Blumen Thierfiguren und Quasten geziert; sie tragen außerdem ein Hemd und Beinkleider, eine Jacke und Kopfbinde, die Vornehmen auch Stiefeln oder Sandalen (ebend. 55). Der Gebrauch der Rinde eines Baumes soll ihnen die Seife ersetzt, sie sollen Oel, aus dem Meerwasser Salz gewonnen und das Steinsalz der Berge benutzt haben; sie sollen Töpfergeschirr von mancherlei Art mit mineralischer Glasur verfertigt, ferner Seile und Fischernetze, Körbe von Rohr, Federarbeiten, Sonnenschirme u. dergl. hergestellt, Piroguen Floße und Schläuche als Fahrzeuge gehabt haben (ebend. 25 f.). Wie viel hieran wahr sein mag wissen wir nicht, Alles aber für bloße Uebertreibung zu erklären verbietet der Bericht Valdivia's (bei Gay I, 142), welcher zwar nur von grobem Wollenstoff als Kleidung bei ihnen erzählt, von den Häusern aber sagt, sie seien gut und fest gebaut gewesen mit starkem Plankenwerk con muchos y muy grandes ideados und mit vier bis acht Thüren versehen. Diese Angabe läßt vermuthen daß auch im Lande Ancud unter 42° s. B., wo nach Ladrillero (bei Gay II, 93) die Eingeborenen in alter Zeit in großen Häusern mit vier bis sechs Thüren wohnten, Feldbau und Herden hatten und ihren Häuptlingen gehorsam waren, ebenfalls noch Araucaner wohnten. Was die zweiköpfigen Adler von Holz bedeuteten die sich 25—30 leguas südlich von Concepcion in den meisten Häusern fanden (ebend. 149), wird nicht näher angegeben. Sie scheinen sonst nur noch in neuerer Zeit von Smith (291) als Schmuck mancher Gräber erwähnt zu werden.

Ovalle (89 f.) spricht nur von Strohhütten die sie mit sich nahmen, wenn sie fortzogen, bemerkt aber auch daß sie feste Plätze hatten (sie hießen Malal nach Miers II, 500), die sie mit großen eingerammten Bäumen und mit verdeckten Gräben umgaben, in welchen spitzige Pfähle eingeschlagen waren: bei Annäherung spanischer Uebermacht pflegten sie im Kriege immer ihre Dörfer zu verbrennen und sich zurückzuziehen (Valdivia). Neuerdings sind ihre Häuser von Holz und Stroh, 20 und mehrere varas lang und 8—10 breit (Domeyko 51); Molina (a, 24) beschreibt sie als viereckig, von Holz gebaut, mit Thon bekleidet und mit Binsen gedeckt. Ihre Gewohnheit sie stets von einander entfernt anzulegen, so daß ein Dorf nur aus einer Menge zerstreut liegender Wohnungen besteht, haben sie beibehalten (ebend. 22, Domeyko 102).

Die jetzigen Kunstfertigkeiten der Pehuenche, welche von Nutzpflanzen nichts als einige Melonen bauen, sind wohl nur als ein geringer Ueberrest derer anzusehen welche die Araucaner in alter Zeit besaßen, doch fertigen sie noch Töpfe und andere Gefäße von verschiedenfarbigem Thon, was die östlicheren Pampas-Indianer nicht verstehen, weben feine Filzhüte aus dem Haar ihrer Thiere und färben ihre Zeuge roth schwarz blau gelb und grün. Sie kleiden sich in zwei quadratische Tücher, von 7½' Länge, tragen eine Kopfbinde und meist lederne Stiefeln die mit Thiersehnen genäht sind. Ihre Wohnung ist nur ein Zelt das aus 6—8 zusammengenähten Pferdehäuten besteht (de la Cruz 18, 22, 25, 31 ff.). Die Bewohner von Chiloe, ein sanfteres und friedlicheres Volk als die Araucaner und zum Christenthum bekehrt, zeigen großes Geschick zu allen mechanischen Arbeiten, spinnen und weben fleißig, treiben Landbau Viehzucht und besonders vielen Fischfang, auch machen sie sich als Holzfäller und durch andere Arbeiten den Weißen nützlich. Ihre Kähne bestehen nur aus drei oder fünf Stücken und führen sowohl Segel als auch Ruder (Molina a, 188 ff.). Sie stehen nach Darwin (II, 29) allerdings auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe, doch ist diese ziemlich dieselbe wie die ihrer Herren von europäischer Abkunft.

Ferner hat das was Molina (7, a, 22 f., 58 f.) über die politische Verfassung der Araucaner sagt, Verdacht gegen seine Wahrhaftigkeit erregt. — Ihr Land vom Biobio südwärts, berichtet er, war in vier Theile eingetheilt, deren jeder fünf Provinzen zu je neun Un-

terabtheilungen hatte. Dieser Eintheilung entsprach die der Häuptlinge welche ihnen vorstanden: Toqui, Apo-Ulmeni und Ulmeni. Der Toqui führte eine Axt, die anderen beiden Klassen von Häuptlingen einen Stock mit silbernem Knopfe. Der erstere, welcher die Versammlungen zu berufen hatte, besaß fast nur eine nominelle Gewalt, die Hauptmacht lag in der Versammlung der sämmtlichen Häuptlinge. Abgaben wurden nicht bezahlt und Gehorsam überhaupt nur im Kriege gefordert. Die Häuptlinge hatten, wie noch jetzt die Guilmenes der Pehuenche (de la Cruz 38), keine Zwangsgewalt — Ulmen bedeutet nur „einen reichen Mann," und ein solcher stand an der Spitze eines jeden Dorfes —, aber ihre Würden erbten stets auf den erstgeborenen Sohn fort und nur wenn ein Sohn fehlte, vergab man die Würde an ein Glied derselben Familie durch Wahl. Daß diese Angaben im Wesentlichen richtig sein mögen, müssen wir nach den älteren Mittheilungen bei Gay (I, 287, 302, 489 ff.) vermuthen, welche eine politische Organisation von der Art erwähnen, daß sie immer in je 10 reguas oder lebos eingetheilt waren, welche zusammen eine aylleregua* ausmachten und deren jede in Friedenszeiten nach bestimmter Reihenfolge abwechselnd den Vorsitz führte oder Vorort war, „ihren reguetun machte," wie man dieß nannte. Der Toqui oder oberste Häuptling, hören wir weiter, berief durch einen officiellen Boten, Con genannt, die Versammlung der Häuptlinge und hatte bei dieser das feierliche Opfer eines schwarzen Widders** zu verrichten, dessen ausgerissenes Herz durch den Mund der Versammelten gezogen wurde und ihre Waffen berühren mußte um sie blutig zu machen. Er hielt eine Rede und forderte zum Kriege auf, doch konnte diese Aufforderung auch von einem beliebigen Häuptlinge ausgehen, der alsdann einen Pfeil mit einem Finger oder einem anderen Theile eines erschlagenen Feindes bei den übrigen herumschickte. Statt des Widders wurde bisweilen bei diesen Gelegenheiten ein Gefangener feierlich erschlagen, nachdem er kleine Stöcke mit den Namen der Helden seines Volkes benannt und in ein von ihm gegrabenes Loch geworfen hatte das er dann wieder mit Erde füllen mußte. Aus seinem Schädel wurde eine

---

* Ayllo heißt im Quichua „Geschlecht, Familie" (Acosta VI, 20 und sonst), recua im Spanischen (ob auch im Quichua?) „eine Koppel Saum- oder Lastthiere, ein Trupp Reiter."

** Es ist bemerkenswerth daß der Inca beim großen Sonnenfeste ein eben solches Opfer zu bringen hatte (Garcilasso VI, 21).

Trinkschale, aus seinen Knochen Pfeifen gemacht (Ovalle 315, Molina a, 74, Smith 274). Daß in neuerer Zeit jene politische Verfassung verfallen, und selbst keine Tradition mehr von ihren früheren Kriegshelden und deren Thaten bei ihnen zu finden ist (Domeyko 58, 62, Smith 255), kann keinen Zweifel gegen ihre historische Wahrheit begründen. Die Erblichkeit der Häuptlingswürde wie überhaupt das Erbrecht der Erstgeborenen (Bardel bei d'Urville b, III, 258) besteht noch fort, die einzelnen Stämme des Volkes aber sind nicht bloß, wie früher, unabhängig voneinander, sondern auch ohne allen Zusammenhang unter sich (Gardiner 186, 175). Abweichend von Molina giebt Stevenson (I, 27) an, daß unter den vier verbündeten Toquis je neun Apo-Ulmenes standen, und Smith (240 ff.) behauptet daß die letzteren ihren Nachfolger, gewöhnlich ihren ältesten Sohn, selbst ernannten, daß die Toquis von den Häuptlingen und aus ihnen gewählt wurden, und daß (wie auch Stevenson I, 30 mittheilt) beim Ausbruch eines Krieges ein Dictator von den Toquis gewählt, mit unbeschränkter Macht an die Spitze trat (vgl. Molina a, 64). Wie es sich hiermit aber auch verhalten haben möge, so viel scheint festzustehen daß, wie auch aus Marcgrav von Liebstadt hervorgeht (VIII, Append. c. 4), die Araucaner in alter Zeit von einer erblichen Aristokratie regiert wurden, die bestimmt gegliedert war, das Volk aber in den Rathsversammlungen welche über alle wichtigen Angelegenheiten beschlossen, keine Stimme hatte.

Die strenge Abstufung der Rangverhältnisse brachte entsprechende Verschiedenheiten in der Weise der Anrede und des Grußes mit sich. Die gastliche Aufnahme eines Fremden, der den vor dem Hause gezogenen Schlagbaum nie ohne besondere Erlaubniß überschreiten darf, geschieht mit vielen Höflichkeitsformen, die bisweilen ein halbstündiges ceremonielles Hin- und Herreden nöthig machen, bevor ein ungezwungener Verkehr beginnen kann (Bardel bei d'Urville b, III, 257, Domeyko 48, Smith 196). Auch alle Verwandtschaftsgrade pflegen in der Rede äußerst genau bezeichnet zu werden (Molina a, 104). Ihre geselligen Spiele, unter denen Molina (a, 115) offenbar mißverständlich das Schachspiel nennt, sind wie bei den Pehuenche und anderen Indianern hauptsächlich Ball- und eine Art Würfelspiel (Smith 320, de la Cruz 66). Der Ausgang des Ballspiels entscheidet bisweilen sogar Streitigkeiten, da er als eine Art Gottesur-

theil gilt (Stevenson I, 9). Gesang und Musik sind schlecht, eine Rohrpfeife ihr einziges Instrument (Frezier 85, Domeyko 57, de la Cruz 65). Dagegen ist die Redekunst bei ihnen hochgeachtet und bahnt den Weg zu Macht und Einfluß. Ihre feierlichen Reden werden scandirt und so zu sagen gesungen. Auch haben sie Dichter und Sänger (d'Orbigny I, 399), welche in acht- oder elfsilbigen, bisweilen gereimten Versen die Thaten der Helden besingen sollen (Molina a, 93, 96). Bardel freilich (a. a. O. 256) macht nichts aus den weitschweifigen Reden der Araucaner, und Smith (186) meint ihre Beredtsamkeit sei wohl übertrieben worden und stehe schwerlich so hoch als die der Indianer von Nord Amerika, indessen war sie ohne Zweifel vorzugsweise von politischer Art und es ist darum erklärlich genug daß sie mit ihrer politischen Organisation zugleich in Verfall gerathen ist. Daß sie sich gleich den Peruanern und vielleicht nach deren Vorbild der Quipos bedienten, deren Farbe die Art und deren Knoten die Mengen der Gegenstände andeuteten auf die sie sich bezogen (Molina a, 28, vgl. Stevenson I, 29 und Pöppig I, 386) steht durch Ovalle (94) und den Bericht von 1729 bei Gay (I, 489) außer Zweifel: den Anfang eines beschlossenen Krieges bezeichnete man nach Monaten und Tagen durch stärkere und schwächere Fäden mit entsprechenden Knoten, und diese Fäden waren für jeden District des Landes von anderer Farbe. Auf eine noch höhere intellectuelle Bildung der Araucaner würde es schließen lassen, wenn sie, wie Molina (a, 88 f.) erzählt und Humboldt (Vues des Cord. 312) als richtig angenommen hat, ein Sonnenjahr zu 12 Monaten von je 30 Tagen nebst 5 Schalttagen besaßen, das sie „den Lauf der Sonne" nannten und mit dem Wintersolstitium anfingen, die Solstitien selbst aber aus der Länge der Schatten zu bestimmen wußten. Die Pehuenche haben ebenfalls ein Jahr von 12 Monaten und bezeichnen die Jahreszeiten und einige Sternbilder mit besonderen Namen; auch Poesieen besitzen sie, deren Gegenstände große Thaten, Unglücksfälle, Liebe sind, und halten viel auf Reinheit der Sprache und Kunst der Rede (de la Cruz 51 f.).

Die Frau lebt ganz im Hause, in das kein Fremder Zutritt hat, arbeitend und schweigend, in stiller Unterthänigkeit (Ginoux im Bullet. soc. géogr. 1852, I, 156). Sie wird ihrem Vater durch Geschenke abgekauft, ihr eigener Wille kommt dabei kaum in Betracht (Molina

a, 100). Ist der Kauf geschlossen, so wird das Mädchen von ihrem Bräutigam geraubt, nach drei Tagen kehrt das junge Paar zurück und es folgt ein Festmahl (Bardel bei d'Urville b, III, 277, Smith 214). Nur die Mutter der Braut stellt sich erzürnt, wendet dem Schwiegersohne — dieß ist ein Ehrenpunkt — stets den Rücken und spricht bisweilen selbst jahrelang kein Wort mit ihm. Manchmal wird auch das Mädchen vorher geraubt, und dann erst durch Geschenke die Einwilligung des Vaters gewonnen. Haben Freunde zu diesen Geschenken einen Beitrag gegeben, so ist dieß eine Ehrenschuld die pünktlich und genau bezahlt werden muß (ebend. 217 f.). Unfruchtbarkeit gilt als Schande und gab wenigstens in alter Zeit das Recht, das Weib ihrem Vater zurückzustellen und den Kaufpreis zurückzufordern (Olaverria bei Gay II, 23); indessen scheint dieß nicht oft vorgekommen zu sein: es wird (ebend. 368 u. öfter) bemerkt daß die Ehen kinderreich waren. Sich von der Frau zu scheiden oder sie wegzugeben war nicht erlaubt, nur konnte sie fortgejagt werden, wenn sie sich schlecht betrug, und getödtet, wenn sie die Ehe brach (Marcgrav VIII, Append. c. 2). Neuerdings geht das Weib durch Erstattung des Kaufpreises, die auch vom Verführer gefordert wird wenn er entflieht, öfters an einen Anderen über; die Wittwe aber wird frei oder fällt an einen der Söhne eines Nebenweibes (Smith 218). Der Bruder erbt des Bruders Frau und der Sohn die des Vaters (Gay II, 368). Wie überall wo mehrere Weiber sind, steht auch hier eine Hauptfrau, die bei den Araucanern allein mit dem Manne zusammen ißt (Bardel), über den Nebenweibern. Die Reinlichkeit der Weiber wird besonders gerühmt (Molina a, 108). Kleine Kinder bindet man in ein trogartiges Gestell von Bambusrohr fest ein das aufgestellt oder wie eine Wiege hin und her geschwungen wird (Gardiner 181, Smith 213). Da Strafe für beschimpfend gilt, erhalten die Kinder niemals eine solche (ebend. 201), sondern man freut sich über jede Unbotmäßigkeit und Unverschämtheit derselben, weil man dergleichen als ein Zeichen von Kraft und Stolz ansieht. Bei den Pehuenche herrschen in Rücksicht der Ehe und des Familienlebens fast ganz die nämlichen Sitten (de la Cruz 38, 59, 62 f.). Das Kind wird bei ihnen nach dem Vater genannt, erhält aber einen zweiten Namen von seinem Pathen, der ein Pferd zu einem Feste bringt, es niederwirft, Geschenke auf dasselbe legt und auf diese das Kind setzt;

das Pferd wird geschlachtet und der Pathe macht mit dessen blutendem Herzen dem Kinde ein Kreuz auf die Stirn und giebt ihm den Namen. Kindermord von Seiten des Vaters wird von den Verwandten der Mutter an ihm wie jeder andere Mord gerächt (ebend. 38, 58), nämlich durch strenge talio, wenn nicht eine Geldbuße angenommen wird. Für den Räuber muß bei ihnen dessen gesammte Verwandtschaft haften, während bei den Araucanern (nach Molina a, 61) keine Haftbarkeit dieser Art stattfindet. Bei beiden ist die Justiz ungeordnet: obwohl die Ulmenes Richter über ihre Vasallen sind, schaffen sich diese doch oft selbst Recht, und sogar zur Sühne des Mordes ist es hinreichend, wenn sich die Betheiligten verständigen. Zauberei wird regelmäßig mit dem Tode bestraft (Stevenson I, 29).

Treu gastlich und ehrenhaft im Frieden und gegen ihre Freunde, sind die Araucaner zugleich wild grausam und höchst leidenschaftlich im Kriege (Ginoux a. a. O. 163). Die Ehrlichkeit die unter ihnen selbst herrscht, erstreckt sich nicht auf ihren Verkehr mit den Spaniern (Frezier 92), doch wird, obgleich sie viel stehlen, ihre Zuverlässigkeit und pünktliche Bezahlung in allen ordentlichen Handelsgeschäften gerühmt und weit über die der Chilesen gestellt (Ulloa II, 61, Smith 202). Jedes Geschenk genau zu vergelten ist ihnen allgemein Ehrensache (ebend. 258). Die Pehuenche, denen feiger Diebstahl und Betrug wie Geiz als verächtlich gilt, plündern Fremde aus die ihnen nicht empfohlen sind, doch schonen sie, wo die Pflicht der Dankbarkeit dieß gebietet. Haben zwei von ihnen ein Freundschaftsbündniß errichtet, so verkehren sie vorzugsweise miteinander so oft sie zusammenkommen, theilen selbst ihre Schlafstelle und trennen sich auch im Kriege niemals (Pöppig I, 390 f., 383 ff.). Eigennutz Mißtrauen und Bosheit sind bei ihnen hauptsächlich die Folge ihres Verkehres mit dem Auswurf der Europäer (de la Cruz 31). Wer mit einem Anderen den gleichen Namen führt, darf von diesem ein beliebig großes Geschenk fordern, dessen Vergeltung nicht vor dem Ablauf eines Jahres angesprochen werden kann (ebend. 58).

Ueber die religiösen Vorstellungen der Araucaner, sagt Domeyko (39), weiß man wenig oder nichts, nicht einmal ob sie im Unglück den bösen oder den guten Geist anrufen. Richtiger hätte er gesagt daß in den Nachrichten über diesen Gegenstand große Verwirrung herrsche. Nach Marcgrav (VIII, Append. c. 3) wissen sie zwar

weder von Gott noch von Unsterblichkeit, wohl aber von bösen Geistern, denen sie, wie schon erzählt, bisweilen einen Kriegsgefangenen opfern dessen Herz sie herausnehmen; auch rauchen sie ihnen zu, und das Wort Pillan, mit dem sie die Vulcane* benennen (Gay I, 480), scheint zugleich die Gottheit und den Donner zu bedeuten. Ovalle (263) schreibt es Guenupiglian, und setzt hinzu daß das höchste Wesen welches sie so nennen, über viele untergeordnete Geister zu gebieten habe. Es soll auch als Geist des Himmels und Schöpfer der Welt von ihnen bezeichnet und als der große Toqui des Himmels betrachtet werden, der ebenso wie der irdische Toqui seine Apo-Ulmenes und Ulmenes, gute und böse Geister, unter sich habe, darunter Epunamun, den Gott des Krieges und eine Menge männlicher und weiblicher Genien (Molina a, 79, Stevenson I, 33); auch habe jeder Einzelne einen besonderen Schutzgeist, ein äußerer Cultus der Götter finde aber außer in Krankheiten und bei Friedensschlüssen nicht statt, wo ihnen dann ein Lamm geopfert und Tabak für sie verbrannt werde. Ferner spricht Molina (143, vgl. Falkner 109) von einem heiligen Baume (drymis punctata, La Marck), dessen Zweige sie bei religiösen Ceremonien und als Friedenszeichen tragen. Bardel (a. a. O. 275) schreibt ihnen eine dunkle Vorstellung von einem guten und einem bösen Princip zu, die sie Pillan und Guecu nennten, ebenso d'Orbigny (I, 405), der den Namen des letzteren Quecubu schreibt, während Ginoux (a. a. O. 162) Apo und Pillan als ihre Namen angiebt, mit dem Zusatze daß nur der letztere, das böse Princip, durch Opfer und Orgien verehrt werde. Nach Gardiner (186 f.) bringen sie der Sonne als dem höchsten Wesen, und neben ihr dem Monde bei gewissen Gelegenheiten Opfer dar. Idole, Stern- oder Thierdienst haben sie nicht; Libationen beim Essen sind aber gewöhnlich (Smith 273, 275).

Einiges Licht fällt auf diesen Gegenstand durch die Berichte die wir über die Pehuenche besitzen. Diese glauben an einen höchsten Gott (Pillam, de la Cruz, Viage p. XXX), der die Welt geschaffen hat und regiert; da er aber alles Gute von selbst giebt und durch die bösen Thaten der Menschen nicht beleidigt wird, erhält er weder Opfer noch sonst einen Cultus. Gueculbu gilt als Urheber alles Unglückes

* In diese verlegt auch der Chilese den Sitz des unterirdischen Geisterreiches (Pöppig I, 433).

und alles Schädlichen. An Augurien und anderem Aberglauben fehlt es ihnen so wenig als den Araucanern (de la Cruz 48, Mac Cann I, 118). Nach Pöppig (I, 393) benennen sie nur den Beherrscher der Meereswellen und den Herren des Donners mit einem besonderen Namen.

Der Aberglaube der Araucaner ist dem anderer Indianervölker zu ähnlich als daß es der Mühe lohnte ihn ausführlicher zu besprechen. Die Furcht sich abmalen zu lassen oder den eigenen Namen zu sagen beruht, wie auch anderwärts auf der Vorstellung, daß sich daran eine Behexung knüpfen lasse (Smith 222). Jeder Todesfall der nicht in hohem Alter eintritt, wird von Zauberei abgeleitet (Gay I, 372). Die Priester oder vielmehr Zauberärzte, die in früherer Zeit runde Mützen und Büschel von gewissen Seepflanzen vorn und hinten an ihren Mänteln oder Hemden aufgehängt trugen (ebend. 285), hatten denjenigen zu ermitteln der es dem Verstorbenen angethan hatte, bei welchem sich, wenn er behext war, eine kranke Leber finden mußte, daher man ihn stets secirte um den Verdacht der Zauberei zu constatiren oder zu widerlegen (Smith 236, Ovalle 326). Außer den Zauberärzten, die zum Zwecke der Kur gewöhnlich einen Hammel opfern, giebt es jedoch auch andere die sich eines mehr rationellen Verfahrens bedienen (Molina a, 96). Vor dem Begräbniß wurden die Todten sonst oft mehrere Monate hindurch aufbewahrt (Marcgrav VIII, Append. c. 3). Neuerdings stellt man sie nur einige Tage lang auf ein Gerüst, solange das Todtenfest dauert, auch das Weib wird nicht mehr mit dem Manne begraben (Smith 173 f.), sondern nur ihm der Sattel, Waffen, etwas Geld und Lebensmittel, dem Weibe die Spindel oder Küchengeräthe mitgegeben; bei manchen wird an dem Grabe ein Pferd geschlachtet und dessen Haut auf einer Querstange aufgehängt die auf zwei Gabeln ruht, die Lanze des Todten aber, deren Stahlspitze durch eine hölzerne ersetzt ist, daneben gestellt (ebend. 172). Das Grab bezeichnet man durch eine Pyramide von Holz und Steinen (Molina a, 85, Ovalle 320), anderwärts durch eigenthümlich geschnitzte Pfähle, an denen ein zweiköpfiger Adler zu sehen ist, seltener durch menschliche Figuren; weiter im Süden umgiebt man es mit einem rohen Zaune von Bretern innerhalb dessen eine Lanze steht (Smith 291, 309, 227). Der Todte erhält im Grabe eine sitzende Stellung und sein Gesicht wird nach Westen gerichtet, wo

das Geisterland liegt, doch fehlt es meist an einer bestimmteren Vorstellung von der Beschaffenheit dieses letzteren (ebend. 173 f., d'Orbigny I, 406). Die Seelen der Todten, sagt man, gehen nach Westen auf die andere Seite des Meeres und führen dort ein ähnliches Leben wie hier auf Erden; man streut ihnen Asche auf den Weg, damit sie nicht zurückkommen (Ovalle 263, Molina a, 83). Auf diese Fahrt über's Meer bezieht es sich ohne Zweifel, daß die Leiche vor dem Begräbniß in einem Kahne im Hause aufgehängt oder auch in einem solchen begraben wird (Domeyko 58, Miers II, 467). Das Begräbniß eines Häuptlinges in dieser Art mit seinen vielen täglichen Lobreden auf den Verstorbenen in dialogischer Form, seinen Hammelopfern, Reitermanoeuvers und Trinkgelagen (Pulque) hat aus neuerer Zeit Gay (Bullet. soc. géorg. 1844, I, 273) geschildert. Bei den Pehuenche herrscht derselbe Glaube an Zauberei und an ein anderes Leben jenseits des Meeres (Pöppig I, 393 ff., Mac Cann I, 119, 123, de la Cruz 38, 53), sie stellen sich aber das Jenseits als ein kaltes Land vor und suchen deshalb den Todten mit Feuer zu erwärmen. Er wird auf ein Pferd gebunden und zum Grabe geführt, in welchem man für ihn ein Bett zurechte macht; auf dieses setzt man ihn, giebt ihm den Zaum in die Hand und erstickt dann das Pferd (ebend. 48).

Die Eingeborenen von Copiapo bis zum Maule bezeichnet Olaverria (1594, bei Gay II, 19 ff.) als feig und unkriegerisch; nicht besser, sagt er, stehe es um die von Imperial (Cauten) südwärts lebenden, aber die zwischen dem Maule und Imperial, besonders die zwischen dem Rio Nuble und Biobio, seien äußerst tapfer. Schon damals konnten sie 5—600 Reiter stellen, führten lange Lanzen, (von den Spaniern erbeutete) eiserne Dolche, Pfeile mit Knochen- und Steinspitzen, Keulen, Panzer und Helme von Fellen, letztere mit großen Federbüschen geschmückt, und sahen nach Valdivia's Zeugniß sehr gut aus (ebend. I, 125, Olaverria ebend. II, 33); im Jahre 1611 waren schon viele derselben sogar mit eisernen Panzern versehen (ebend. 239, 440). Hiermit stimmt Molina's (a, 67) Angabe zusammen, daß sie seit 1568 Kavallerie besaßen und daß diese seit 1585 gut eingeübt und disciplinirt war. Sie stand auf den Flügeln in der Schlacht, das Fußvolk im Centrum. Letzteres war in Compagnieen zu 100 und in Regimenter zu 1000 Mann getheilt, die ihre eigenen Fahnen

hatten. Ob die runden platten Steine mit einem Loche in der Mitte, die sich in großer Zahl in ihrem Lande finden und denen ähnlich sind die Cook in der Südsee als Waffen im Gebrauche fand (Molina 58 note), hier dieselbe Bestimmung hatten, ist unbekannt. Als Proviant trug jeder Krieger einen Sack Mehl bei sich; im Kriege herrschte strenge Disciplin, große Vorsicht und Wachsamkeit und geschickte Taktik (ders. a, 70). Verwundete Feinde und Gefangene wurden stets umgebracht, nur Häuptlinge ausgelöst, die alten Leute aber meist geschont (Miers II, 487 f.). Ein Pfeil mit einem rothen Faden galt als Kriegserklärung und zugleich als Aufforderung zu einem Schutz- und Trutzbündniß (Molina a, 66, Ovalle 205). Der feierliche Friedensschluß wurde mit dem Blute eines oder mehrerer Lamas besiegelt, mit welchem man die Erde und das Rohr besprengte das von einem Häuptlinge als Zeichen des Friedens getragen wurde (ebend. 253). Die Pehuenche werden als weniger kriegerisch geschildert: sie gehen nur auf Ueberfall Raub und Plünderung aus, zu offenen Schlachten fehlt ihnen der Muth, und kaltblütiger Widerstand bringt sie schnell zum Weichen (de la Cruz 31, 40, Pöppig I, 388). Beschwerden Einzelner gegen ein anderes Volk legt man der großen Versammlung zur Berathung vor, die Krieg oder Frieden beschließt. Weiber und Kinder werden nicht getödtet, sondern als Kriegsgefangene fortgeführt und gut behandelt, sie sind aber verkäuflich (de la Cruz 39 f., 46 f.).

Es gehört nicht zu unserer Aufgabe die langwierigen und erbitterten Kämpfe welche die Spanier mit den Araucanern geführt haben, im Einzelnen zu erzählen, um so weniger als dieß in dem ausführlichen Werke von Gay, das sich auf eindringende Quellenstudien gründet, in befriedigender Weise geschehen ist; aber allerdings werden wir aus dieser Kriegsgeschichte einige Hauptmomente und namentlich dasjenige hervorheben müssen, was in Hinsicht auf die Nationalität der Araucaner und ihr Schicksal im Zusammenstoß mit den Europäern von Wichtigkeit ist.

Auf die unglückliche Expedition Almagro's (1535 ff.) gegen Chile folgten die Kriegszüge Valdivia's (1540 ff.). In dem Hauptlande der Araucaner südlich vom Maule gelang es längere Zeit den Spaniern durchaus nicht dauernde Erfolge zu erringen: die Städte die sie gründeten, wurden zu wiederholten Malen von jenen wieder zerstört, die Eingeborenen griffen trotz der gegen sie gerichteten Feuer-

waffen tapfer an, suchten stets, ohne deren Wirkung abzuwarten, möglichst schnell handgemein zu werden, hielten in ihren geschlossenen Carrés „wie die alten Deutschen" (como tudescos, sagt Valdivia selbst bei Gay I, 92) bis zum Aeußersten Stand, und machten oft in völlig geordneter Weise ihren Rückzug. Sie lebten im Kriege von Zwiebeln, kleinen Sämereien, dem Hafer ähnlich, und von anderen Pflanzen die von selbst wuchsen, und säeten nur wenig Mais zu ihrem Unterhalt (ebend. 53). Oefters kam es vor daß ihr Toqui den Feldherrn der Spanier zum Einzelkampfe herausforderte und daß dieser darauf einging. Auch die Weiber der Eingeborenen kämpften häufig mit und mehrere derselben zeigten sich als wahre Heldinnen. Als die Spanier bis über den Maule zurückgetrieben und ihnen in einer blutigen Schlacht durch einen muthigen Angriff sogar ihre Kanonen abgenommen worden waren, zog der erst neunzehnjährige Held Lautaro, der mehr als einen Dichter begeistert hat, sogar gegen Santiago. Er gewann es nicht und fiel mit seiner ganzen Schaar von 600 Kriegern, Flucht und Gnade verschmähend, seiner Kühnheit zum Opfer (1556). Man muß gestehen daß die gesammte Geschichte nur wenig ähnliche und nirgends größere Beispiele von Tapferkeit und Heldenmuth aufzuweisen hat als sie die Araucaner in ihrem Freiheitskampfe gegeben haben. Daß sie in ihm endlich dennoch unterlagen, daß sie durch ihn verwilderten und sanken — der Krieg dauerte mit geringen Unterbrechungen nicht viel weniger als 200 Jahre — war ein unvermeidliches Schicksal, das jenem Lobe keinen Eintrag thun kann. Mendoza's barbarische Grausamkeiten (1557 ff.), der die Gefangenen auf's Furchtbarste martern und verstümmeln, den heldenmüthigen Toqui Caupolican pfählen ließ und eine Menge anderer Greuel beging, bilden den traurigsten Contrast zu der bereitwilligen Aufopferung und der moralischen Kraft der Araucaner. Sie trugen nur dazu bei diese noch mehr zu erbittern. Vorzüglich seit 1597 geriethen bis 1602 fast alle Niederlassungen und festen Plätze der Spanier südlich vom Biobio wieder in ihre Hände, und von dieser Zeit an gingen die vergeblichen Kriege gegen sie fast ununterbrochen fort bis zum Frieden von 1724. Im eigentlichen Araucanien ist von allen Städten die sie gründeten, den Spaniern nur Arauco geblieben.

Der König von Spanien hatte 1573 befohlen an verdiente Männer Ländereien in Chile auszutheilen, wie anderwärts, jedoch ohne

den Eingeborenen Nachtheil zuzufügen. Man gab ihm darauf zur Antwort daß diese letzteren auf alles Land Anspruch machten und stellte ihm weiter vor, daß sie wegen ihrer Armuth keinen Tribut geben, sondern nur persönliche Dienste leisten könnten (Gay II, 110 ff.). In den eroberten Landestheilen wurde die einheimische Bevölkerung natürlich sehr schwer gedrückt, und schon Celada's Bericht vom Jahre 1610 spricht von einer großen Verminderung derselben, die in Folge davon eingetreten sei, daß die spanischen Soldaten sie zu ihrem Dienste, die Weiber zum Concubinate fortschleppten, daß die persönliche Dienstbarkeit zu der sie gepreßt würden, äußerst hart sei, und daß friedliche Menschen in großer Menge als Sklaven in und außer Landes verkauft würden unter dem Vorwande der Kriegsgefangenschaft und der Rebellion (ebend. II, 197). Diesen groben Mißbräuchen wollte der König 1622 durch ein Verbot aller und jeder persönlichen Dienstbarkeit der Indianer steuern: nur Defensivkriege sollten in Zukunft gegen sie geführt werden, und nur die Gefangenen die man in diesen machen würde, sollten Sklaven sein; indessen blieben gleichwohl einige Kategorieen der Encomiendas bestehen, der Tribut den die Indianer ihrem Schutzherren (encomendero) leisten und die Zeit welche ihnen von der Arbeit frei bleiben sollte, wurden zum Theil durch sehr verwickelte Bestimmungen geregelt (ebend. 317 ff.): es blieb daher factisch Alles beim Alten.

Einige Franciscaner sind schon kurze Zeit nach der Gründung von Valdivia 1551 (Gay I, 340), die Jesuiten im Jahre 1593 nach Chile gekommen. Ein königliches Schreiben an die Araucaner von 1610 hatte ihnen zugesagt daß sie frei von jeder Bedrückung als Vasallen der spanischen Krone leben sollten, und ihnen zugleich empfohlen Missionäre bei sich aufzunehmen (ebend. 261). Daß jenes leere Versprechen sie nicht blendete und diese schlaue Ermahnung nur wenig Verlockendes für sie hatte, erklärt sich hinreichend aus der Lage in welche sie den unterworfenen Theil der Bevölkerung gerathen sahen. Auch zeigte sich schon nach kurzer Zeit wie jener väterliche Rath gemeint war, denn nach dem mißglückten Versuche des Padre Luis de Valdivia die Araucaner mit Hülfe der Religion zu pacificiren, wurden (1625) jene milderen Maßregeln wieder beseitigt und der Krieg auf's Neue in aller Strenge aufgenommen. Der Versuch eine feste Demarcationslinie zwischen den Spaniern und den Eingeborenen zu ziehen,

scheiterte ebenso wie die Bemühungen die letzteren in Dörfern anzusiedeln, da sie auch darin, durch mehrere Erfahrungen belehrt, nur ein neues Mittel zu ihrer Unterjochung sahen (ebend. 283). Bei Gelegenheit der Friedensunterhandlungen im Jahre 1612 wurden ebenso wie bei dem wirklichen Friedensschlusse von 1642 sogleich Jesuiten zu den Araucanern geschickt, aber ihre Thätigkeit blieb fast ganz erfolglos, meist fehlte es auch an einer hinreichenden Anzahl von Missionären; nur im nördlichen spanischen Theile von Chile ist die Bekehrung namentlich seit 1627 verhältnißmäßig gut von statten gegangen (Ovalle 239, 257, 273, 320, 352). Die Bestrebungen der Missionäre für den Frieden brachten die Sache oft auf guten Weg, aber diese günstige Wendung war nicht von Dauer, und der Kampf fiel sehr häufig für die Spanier unglücklich aus, da sie vielfach nur darauf ausgingen Gefangene zu machen die zum Vortheil der höchsten Beamten dann verkauft wurden, und die Soldaten die sich Proviant Küchengeräthe und andere Dinge von einem zahlreichen Indianertroß nachschleppen lassen mußten, gegen die frei und leicht beweglichen Eingeborenen nur äußerst schwerfällig zu operiren vermochten (Gay II, 410 ff.). Auch der 1663 mit mehr als 600 Häuptlingen zu Stande gebrachte Friede (ebend. 452) führte zu keiner Beruhigung des Landes. Auf's Neue suchte man daher die Wirksamkeit der Missionäre zu verstärken und die Indianer in deren Kreis zu ziehen: ein königliches Decret von 1697 befahl daß alle Indianer der Missionen ihre Häuptlinge und ihre politische Verfassung behalten, und auf 20 Jahre von ihrer Bekehrung an frei von Steuern und von aller persönlichen Dienstbarkeit sein sollten; sogar eine Anstalt zur Erziehung der Häuptlingssöhne und ein Lehrstuhl der araucanischen Sprache sollten errichtet werden (ebend. I, 415). Der Erfolg blieb natürlich derselbe. Bei den nomadisirenden Pehuenche von S. Barbara am Biobio, bei den Huilliche Puelche und Poyas, auf die man sie auszudehnen versuchte, fanden die Missionen ebenfalls keinen Boden, nur in Chiloe gelang es ihnen festeren Fuß zu fassen (ebend. 310 ff.), und es wird versichert (326), freilich von einem Franciscaner, daß zur Zeit der Vertreibung der Jesuiten (1767) zwischen den getauften und ungetauften Indianern größtentheils kein Unterschied bestand in Rücksicht ihrer Unwissenheit in der christlichen Lehre, ihres Aberglaubens und ausschweifenden Lebens*.

* Ausführliche Geschichte der Missionen von Chile mit Angabe ihrer

Indessen verdient Berücksichtigung daß die Mission auf diesem Gebiete mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Wo die Spanier bei den Eingeborenen Zutritt hatten, führten sie berauschende Getränke ein, kauften ihnen im Trunke ihre Kinder ab und plünderten sie; die Klagen der Missionäre darüber, die Bitten der Indianer selbst um die Abstellung dieses Mißbrauches halfen nichts, sogar der Befehl des Königs blieb unwirksam dagegen (ebend. 280, 294). In neuester Zeit bestehen vier Missionen im Norden des Araucanerlandes und acht in der Provinz Valdivia (Domeyko 85). Man sagt daß die Indianer den Missionen zwar abgeneigt, aber doch jetzt leichter für sie zu gewinnen seien, da die Bemühungen der früheren Zeit noch einige Spuren bei ihnen zurückgelassen hätten. An eine wirkliche Bekehrung derselben ist freilich wohl kaum zu denken: sie dulden nur die Missionäre in ihrem Lande, weil sie ihnen jetzt für unschädlich gelten, alle anderen Europäer weisen sie zurück (Smith 182) oder verweigern ihnen wenigstens jede feste Niederlassung (Gardiner).

In allen Verträgen die sie mit den Spaniern eingegangen sind, haben die Araucaner auf der Bestimmung bestanden, daß in ihrem Lande keine Kolonieen gegründet werden dürften (Stevenson I, 40). Von spanischer Seite ist diese Bestimmung natürlich von jeher mißachtet und gebrochen worden, und wird es noch jetzt jeder Zeit, wenn der Vortheil der Weißen dieß verlangt. Die Araucaner selbst sind nicht mehr die tapferen Krieger der früheren Zeit, die den Weißen den Besitz des Landes streitig machen könnten; ihre Unternehmungen beschränken sich auf gemeine Räubereien, sie liegen unter einander vielfach in Streit, und die Regierung von Chile erhält diese Zwistigkeiten um des eigenen Vortheils willen und läßt ihnen Branntwein verkaufen der sie entnervt (Bardel bei d'Urville b, III, 273). Längere Zeit hindurch war Valdivia der Verbannungsort für peruanische Verbrecher (Alcedo); aus dieser Schule und von europäischem Blute stammen die Leiter der räuberischen Indianerhorden im südlichen Chile: Benavides und Pincheira heißen die allgemein verabscheuten, mit jeder Schlechtigkeit gebrandmarkten Namen ihrer jetzigen Helden (Details über sie bei Basil Hall I, 321 ff., Pöppig I, 446 ff., Sixteen years in Chile and Peru by the Gov. of Juan Fernandez, Lond. 1841,

---

geographischen Lage und Stiftungszeit bis zum J. 1767 bei Gay I, 306 ff. Verzeichniß der 1789 bestehenden ebend. 396.

p. 148, 293 und sonst). Nur der Haß gegen die Weißen ist ihnen geblieben. Er war so tief und allgemein, daß niemals ein Araucaner seine Landsleute an die Spanier verrathen zu haben scheint (wie Ulloa II, 62 sagt), und daß sie selbst an eine Fortsetzung des Kampfes mit diesen noch jenseits des Grabes glaubten und im Gewitter das Getümmel desselben zu hören meinten (Molina a, 86). Von den vielen Grausamkeiten gegen sie mit welchen die Spanier in diesen Kriegen sich befleckt haben, wollen wir, um zu zeigen wie jene Erbitterung geschürt wurde, hier nur ein Beispiel mittheilen das Leighton (bei Miers II, 480) als Augenzeuge erzählt.

Von einem Indianerstamme der sich in seinem Verstecke aller Nachforschung entzog, konnte Major Rodriguez nur ein Weib auffinden mit ihrem Sohne und ihrer Tochter, die noch Kind war. Drohungen und Versprechungen vermochten nichts über sie um sie zur Verrätherei zu bewegen. Da ließ man den Sohn niederknieen und erschoß ihn vor den Augen seiner Mutter und Schwester. Dennoch wollte das Weib nichts gestehen. Auch sie mußte niederknieen um zu sterben: da erbot sich die Tochter das Versteck ihres Vaters und ihrer Brüder zu verrathen. Die Mutter stürzte wüthend über sie her und wollte sie erdrosseln, doch man entriß ihr das Kind und schleppte sie fort in der von diesem angezeigten Richtung, während sie die Tochter mit den härtesten Vorwürfen wegen ihrer Feigheit und Entartung überhäufte. Ihre ganze Familie mußte sie hinschlachten sehen und gab verzweifelnd und mit dem letzten Athemzuge den Mördern fluchend bei diesem Anblicke ihren Geist auf.

Die Chonos sind ein äußerst rohes nacktes Fischervolk ohne Landbau und ohne Herden, doch werden sie nicht allein als kühn und sehr geschickt auf dem Wasser, sondern auch als frei von Trunk und anderen Lastern, als sehr gelehrig und dem Christenthume leicht zugänglich geschildert (Bericht v. 1729 bei Gay I, 503, Ovalle 330, 355 ff.). Im Uebrigen weiß man wenig oder nichts von ihnen. Die Eingeborenen im Süden von Cap Tres Montes bis zur Magalhaes-Straße, die von King und Fitzroy zu den Chonos gerechnet werden, glauben an ein gutes höchstes Wesen das sie im Unglück anrufen, und an böse Geister mit deren Bild das Bündel rothgemalter Aexte und Lanzen versehen wird, das bei ihnen als Kriegserklärung gilt. Ihr Scharfsinn und ihre genaue Localkenntniß werden gerühmt (King and F.

II, 190 ff.). Ladrillero (bei Gay II, 56) erzählt (1557) von den Eingeborenen der Küste unter 48° s. B., daß sie halbmondförmige Kähne von Baumrinde mit einer Hütte darauf besitzen, welche mit Schlingpflanzen gebunden und zwischen den Rippen und der äußeren Bekleidung mit Stroh und Gras ausgestopft sind wie ein Vogelnest, daß sie sich in Robbenhäute kleiden und nur von Seethieren leben. Ob die Huilli die er nördlich von 47° s. B. nennt zu den Chonos gehören, wissen wir nicht: sie leben fast ganz in ihren aus drei Bretern bestehenden Kähnen, fischen mit Angeln und Netzen die sie aus Baumbast machen, und kleiden sich theils in Mäntel die aus demselben Materiale bestehen, theils in die Wolle einer kleinen Hundeart (ebend. 96).

Die Chiquitos und Moxos, die Antisaner und die Völker von Maynas.

Wenden wir uns jetzt nach Norden in's Innere von Süd Amerika zurück, so stoßen wir auf die Chiquitos, die d'Orbigny nebst den Moxos zu seiner „Pampas-Raçe" gerechnet hat, obgleich die Sprachen dieser Völker gar keine Verwandtschaft, ihre Körperformen nur geringe Aehnlichkeiten, ihr Temperament und ihre geistigen Eigenthümlichkeiten aber ganz entschiedene Gegensätze zeigen. Wenn wir hier die Chiquitos Moxos und Antisaner zusammenfassen, so geschieht dieß nicht um dadurch ihre ethnographische Zusammengehörigkeit zu bezeichnen, denn eine solche läßt sich bis jetzt nicht nachweisen, sondern weil bei diesen isolirt stehenden und noch sehr wenig bekannten Völkern nichts weiter möglich ist als sie nach ihrer geographischen Lage zu gruppiren.

Chiquitos wurde von den Spaniern zuerst das Volk der Travasicosis genannt (Guzman III, 4), nicht weil sie selbst von kleiner Statur gewesen wären, wie ihr Name erwarten läßt, sondern weil sie (so erzählt man) in sehr kleinen Hütten von der Gestalt eines Backofens mit so niedrigem Eingange wohnten, daß man nur kriechend hineingelangen konnte (Lettres édif. II, 134, Charlevoix II, 218). Die Richtigkeit dieser Angabe wird dadurch verdächtig, daß niedrige Thüren an den Indianerwohnungen kaum etwas Auffallendes für die

Spanier haben konnten, da sie ziemlich häufig auch anderwärts vorkommen: es verdient daher Berücksichtigung daß der Titicaca-See auch Chucuito-See heißt (Alcedo), daß eine seiner Inseln denselben Namen führt (Bayer 296), daß es einen Ort Chucuito an der Westseite desselben giebt, und daß die Städte Chuquisaca und das Dorf Chuquibamba ebenfalls auf ein alt einheimisches Wort hinzuweisen scheinen, das vielleicht die Wurzel jener Benennung enthält.

Die Chiquitos hatten das Land im Westen von S. Cruz de la Sierra inne, reichten nach Osten 150 lieues weit bis zum Paraguay an den See der Xarayes, ihnen im Norden lagen die Berge der Tapacures (Provinz Moxos), im Süden das alte Santa Cruz (Lettres éd. II, 133, 155). Nach Pater Burgos (Allerh. Brief IV, 41) erstrecken sie sich in einer Ausdehnung von ungefähr 100 Stunden von 16° bis 23° s. B., nach Charlevoix (II, 215, 223) von 14°—21°, haben die Moxos im Osten und bestehen aus einer Menge sehr verschiedener Völker, unter denen das der Chiquitos im engeren Sinne, bei welchem die Sprache der Männer in vieler Beziehung von der der Weiber abweicht (Vater III, 2, 559 nach Gilii; d'Orbigny II, 163), das bedeutendste war. Dieses lebt, in eine Menge einzelner Stämme getheilt, im Mittelpunkte des Landes zwischen 16 und 18° s. B. (d'Orbigny II, 154), und seine Sprache war es — Castelnau (III, 222) nennt sie Moncoca — welche die im Jahre 1690 von den Chiriguanas herübergekommenen Jesuiten-Missionäre (Lozano 276), zur allgemeinen Sprache des Landes zu machen strebten. Die Ueberfälle der Portugiesen (Paulisten, Mameluken) von Brasilien her, die sich bisweilen sogar als Priester verkleideten um die Indianer zu fangen (Lettres éd. II, 160), störten zwar das Missionswerk vielfach (zuerst 1696) durch den Menschenraub den sie im größten Maßstabe trieben (Erbaul. Gesch. 6) und zwangen zu öfterer Verlegung der Missionsdörfer, deren erstes am Guapai gegründet worden war, doch gab es schon 1726 deren sechs (ebend. 136, 157), und die Bekehrung nahm hier durchgängig einen leichten und raschen Fortgang. Im Westen gehörte Buena-vista noch zu den Missionen der Chiquitos (Viedma a, §. 326), und wie überall so wurden auch hier durch die Jesuiten die Völker mehrfach versetzt und durcheinandergeworfen. Die 600 Indianer von Villa Maria östlich vom oberen Paraguay sollen ebenfalls Chiquitos sein (Castelnau III, 35).

Die Anzahl der verschiedenen Völker und Sprachen der Provinz Chiquitos wird von Castelnau (III, 222) nur zu sieben, von d'Orbigny zu elf angegeben. Diese sind nächst den Chiquitos in engerem Sinne, zu denen auch das sehr zahlreiche Volk der Mannacicas im Norden von S. Xavier und im Osten und Süden des Tapacures gehört zu haben scheint (Lettres éd. II, 173), die Zamuca oder Samucu die sonst unter 16° s. B. (Lettres éd. II, 191), nach einer anderen Angabe südlich zwischen 18 und 20° s. B. an der Grenze von Chaco lebten (d'Orbigny) — die Morotocos sind von ihnen nur dialektisch verschieden (Vater, Mithrid. III, 2, 553 nach Hervas, d'Orbigny II, 142) —, die Saraveca früher unter 16° s. B. und 62° w. L. v. Paris, die Otukes (Otuquis) in 17—18° s. B. und 60° w. L. von Paris und kleine Reste einer Reihe von Völkern, deren eigene Sprachen fast sämmtlich erloschen und dem Chiquito gewichen sind: Curuminaca, Covareca, Curaves, Tapiis, Curucaneco, Corabeca, Paiconeca; letztere, die zahlreichsten, lebten um 16° s. B. und 63—64° w. L. von Paris (d'Orbigny). Im Gebiete der Otuquis, im Südosten der Provinz Chiquitos, leben in neuerer Zeit auch einige Guaycurús (Kriegk 26). Die Chiquitos sind hell olivenbraun, mittelgroß (nach Charlevoix II, 218 meist größer), 1,663 Meter im Mittel, ziemlich kräftig gebaut, von fast rundem, auf den Seiten nicht zusammengedrücktem Kopf und rundem vollem Gesicht (P. Burgos a. a. O. nennt es länglich) mit weichlichen Zügen und lebhaftem Ausdruck. Die Stirn ist niedrig und gewölbt, die Nase nur wenig platt, die Augen stehen horizontal, nur ist deren äußerer Winkel bisweilen etwas hinaufgezogen, die Augenbrauen sind schwach, doch angenehm gebogen, die Backenknochen stehen nicht hervor, Mund und Lippen sind wohlgebildet, das Kinn kurz und gerundet; der Bart bedeckt nur den unteren Theil desselben und ist sonst gering (d'Orbigny II, 125, 133f., 160). Bei den Samucu ist die Stirn ebenfalls niedrig, aber nur wenig gewölbt (ebend. 146). Die Otuquis sind von hellerer Farbe als die anderen Völker (Kriegk 22).

Nach den Berichten der Missionäre trieben die Chiquitos in alter Zeit nur unvollkommenen Landbau und fingen diesen immer erst nach der Jagd an, welche vom Mai bis zum August zu dauern pflegte (P. Burgos). Nur Herrera (VIII, 5, 10) erzählt, sie hätten viel Mais Bohnen Gemüse und Baumwolle gebaut und ihre Weiber seien be-

kleidet gegangen. Letztere trugen nach d'Orbigny (II, 139) ein Hemd ohne Aermel, nach den Lettres édif. (II, 134) nur eine Schürze und schliefen selbst auf der Erde, während die Männer sich der von jenen gewebten Hängematten als Betten bedienten. Wahrscheinlich verhielt sich dieß anders bei den Morotocos, bei denen die Männer ganz den Weibern unterworfen gewesen sein sollen und die niedrigsten Dienste verrichten mußten (ebend. 186, Erbaul. Geschichten 221), und vielleicht bei den Mañacicas, deren materielle Cultur etwas höher entwickelt gewesen zu sein scheint: ihre Weiber webten Baumwollenzeuge und machten schönes Irdengeschirr (Lettres éd. II, 174), sie wohnten in gut gebauten hölzernen Häusern (Muratori 44, Charlevoix II, 252). Ihre Dörfer bestanden aus ordentlichen Straßen und freien Plätzen und hatten vier größere Häuser, in denen die Häuptlinge wohnten, Versammlungen und Gottesdienst gehalten wurden (Erbaul. Gesch. 288, Lettres éd. II, 173). Die Travasicosis befestigten ihre Dörfer mit Palisadenzäunen Gräben und Fußangeln (Guzman III, 4). Sonst werden die Wohnungen der Chiquitos als kleine niedrige Strohhütten geschildert; nur die jungen ledigen Männer — nicht die jungen Leute beiderlei Geschlechts wie d'Orbigny (II, 138) angiebt — lebten in einem großen Hause zusammen (Burgos a. a. O., Erbaul. Geschichten 52). Daß Ausschweifungen bei ihnen gewöhnlich gewesen seien, wird ausdrücklich in Abrede gestellt (ebend. 48), nur dem Trunke waren sie ergeben (sie bereiteten ein berauschendes Getränk aus Mais), hielten viele Gelage und Festlichkeiten, bei denen Musik, namentlich eine Art von Flöten, und Tanz nicht fehlten, und standen überhaupt in sehr lebhaftem geselligen Verkehr untereinander (ebend. 53, 55), da ein äußerst fröhliches und heiteres Temperament zu ihren Haupteigenschaften gehört. Ihr Leichtsinn ging so weit daß sie sich oft bewegen ließen selbst ihre Kinder zu verkaufen, sie waren aber auch gutmüthig genug die Gefangenen die sie im Kriege machten, ganz in ihren Stamm aufzunehmen (P. Burgos). Im Kriege waren sie jedoch tapfer und deshalb von ihren Nachbarn gefürchtet (Erbaul. Gesch. 48), vorzüglich die Samucus und Morotocos (d'Orbigny II, 148); die Travasicosis sollen vergiftete Pfeile gehabt haben (Guzman III, 4), den Mañacicas wird sogar Cannibalismus Schuld gegeben (Lettres éd. II, 173). Kähne und Schifffahrt kennen die Chiquitosvölker nicht und Fische verstehen sie nur zu fangen mit Hülfe narkotischer

Mittel die sie in's Wasser werfen um die Thiere zu betäuben (d'Orbigny II, 139). Als Schmuck trugen sie sonst eine kleine Zinnplatte in der Unterlippe (Erbaul. Gesch. 49).

Die Häuptlingswürde war nicht erblich, sondern wurde durch Wahl vergeben; an sie knüpfte sich das Vorrecht mehrere Weiber zu haben (P. Burgos, Lettres éd. II, 134, Charlevoix II, 219). Bei den Mannacicas ging sie indessen auf den ältesten Sohn über, und zwar sobald dieser erwachsen war; ihre Häuptlinge hatten unbeschränkte Gewalt und erhielten Abgaben, man baute für sie das Feld, versorgte sie reich mit Lebensmitteln und begrub sie in ausgemauerten Gewölben unter der Erde (Erbaul. Gesch. 290, Lettres éd. II, 174). Die Häuptlinge der Chiquitos sind oft zugleich Aerzte (d'Orbigny II, 168 nach Charlevoix II, 217) und heilen die Krankheiten durch Aussaugen des leidenden Theiles, weil man sich denkt daß sie durch Thiergeister entstehen die in den Leib des Kranken ihren Weg gefunden haben und ihn von innen zernagen (P. Burgos). Auch das Anblasen dient als Heilmittel oder die Tödtung des Weibes durch dessen Zauber das Leiden verursacht war (Erbaul. Gesch. 44 ff., Lettres éd. II, 133). Es ist wohl nur eine Mißdeutung dieses Verfahrens, wenn P. Burgos von Menschenopfern spricht die zur Kur erforderlich gewesen seien. Nächst der Hexerei gelten ihnen Verstöße gegen ihre mannigfaltigen abergläubischen Observanzen als Hauptursache der Krankheiten.

Sie haben vielerlei Omina und anderen Aberglauben, fürchten sich vor bösen Geistern, aber es findet sich keine Art von Cultus bei ihnen, obwohl sie den Mond ihre Mutter nennen und bei dessen Verfinsterung viele Pfeile abschießen um ihn, wie sie sagen, gegen die Hunde zu schützen die ihn beißen wollen (Erbaul. Gesch. 58 f., Lettres édif. II, 135). Auch an ein Leben nach dem Tode glauben sie, und denken sich Donner und Blitz durch die Seelen der Todten verursacht, die sich neben den Sternen am Himmel niederlassen wollen und darüber mit ihnen in Kampf gerathen (Charlevoix II, 221). Die Mañacicas besprengten die Todten mit Wasser um sie von jedem Makel zu reinigen, und erzählten von einer Brücke welche die abgeschiedenen Seelen zu passiren haben, deren manche bei dieser Gelegenheit im Wasser verunglücken (Erbaul. Gesch. 307 ff., Lettres éd. II, 176). Sie hatten drei Hauptgötter, deren häßlichen Bildern sie Trank- und Speiseopfer darbrach-

ten, doch wurden die Idole (solche werden auch bei anderen Völkern in Chiquitos erwähnt — Erbaul. Gesch. 372) sorgfältig verborgen gehalten und nur bisweilen von den Priestern, die allein Zutritt zu ihnen hatten, dem Volke gezeigt (ebend. 295ff.). Die Jesuiten fanden sich durch die Dreizahl der Götter und noch stärker dadurch an christliche Lehren erinnert, daß in den religiösen Sagen der Eingeborenen auch von einem großen Lehrer der Menschheit die Rede war, welcher auf übernatürliche Weise von einem Weibe geboren, auf der Erde vieles Wunderbare gethan, zuletzt aber sich in die Luft erhoben und in die Sonne verwandelt haben sollte (Charlevoix II, 253, Muratori 44, Lettres éd. II, 175). Wahrscheinlich sind gewisse Aehnlichkeiten die vorhanden sein mochten, ihnen größer erschienen als sie waren.

Die Missionäre fanden die Chiquitos thätig und arbeitsam, zugänglich und leicht zu behandeln: ihren Lehren und Einrichtungen wurde bei ihnen eine noch bereitwilligere Aufnahme zu Theil als bei den Guaranis (Charlevoix II, 218), und die Eingeborenen machten unter ihrer Leitung hier noch bedeutendere Fortschritte in materieller Cultur als in Paraguay. Namentlich lernten die Chiquitos und Moxos ausgezeichnet schöne Baumwollenzeuge weben, und der Fleiß dieser wie so vieler anderer Jesuitenzöglinge unter den Indianern widerlegt, wie Viedma (b, §. 98) bemerkt, vollständig das oft gehegte Vorurtheil daß es dem Indianer unmöglich sei sich an regelmäßige Arbeit zu gewöhnen. Daß sie überhaupt sehr gute Fähigkeiten besaßen, wird vielfach bezeugt (Viedma a, §. 521). Die Einrichtungen der Jesuiten-Missionen in Chiquitos waren die nämlichen wie in Paraguay. Aller Verkehr ihrer Zöglinge mit den Weißen oder mit heidnischen Indianern wurde streng verboten. Wie die frommen Väter selbst heilten auch die von ihnen Bekehrten Kranke durch Gebet; die jungen Christen „achteten einen Rosenkranz mehr als alle anderen schätzbaren Sachen"; hatten sie ein Vergehen begangen, so gaben sie sich selbst an um dafür Buße zu thun, und manche gingen in der christlichen Ergebung so weit, daß sie sich, um nicht Böses mit Bösem zu vergelten, von ihren Feinden sogar ohne Gegenwehr überfallen und todtschlagen ließen (Erbaul. Gesch. 117ff., 129, 212f. und sonst). Sie scheinen dabei die Rosenkränze Kreuze und Marienbilder als Amulete, und die Sacramente als Heilmittel in Krankheiten betrachtet zu

haben. In intellectueller Bildung haben sie durch die Bekehrung wohl schwerlich einen Schritt vorwärts gethan.

Wie die meisten anderen Indianervölker sind auch die Chiquitos schwer von den Blattern heimgesucht worden (Dobrizhoffer I, 66). Nach der Vertreibung der Jesuiten, die hier wie überall das Bekehrungswerk mit Aufopferung getrieben hatten, verschlimmerte sich ihre Lage in hohem Grade. Weltliche Administratoren traten an die Stelle der Missionäre und ernteten die Früchte des Fleißes der Indianer, die im Elend leben mußten (Viedma a, §. 521 ff.). Die kirchlichen Feste geben diesen Veranlassung zu Trunk und Liederlichkeit, sie werden von ihren Geistlichen durch hohe Abgaben und Frohnen gedrückt, und die letzteren selbst thun schlecht ihre Schuldigkeit (ebend. 453, 456 ff.). Man hat sie in neuerer Zeit für frei erklärt, doch müssen sie drei Tage der Woche für öffentliche Zwecke arbeiten zum Besten der Gemeindekasse, aus welcher der Schullehrer bezahlt, die Armen und Kranken unterhalten werden; außerdem hat jeder Mann vom 18. Lebensjahre an Naturalabgaben im Werthe von zwei Piastern zu leisten, und sie beklagen sich über die Habsucht ihrer Geistlichen, gegen die sie trotzdem aber sehr anhänglich und unterwürfig sind (Castelnau III, 213 ff.).

Die Tapacures, welche in älterer Zeit mit den Moxos zu einem Volke vereinigt, sich später von ihnen getrennt haben sollen (Lettres éd. II, 77), und die Yuracares, die d'Orbigny zu seinem Stamme der Antisaner rechnet, scheinen nach Vater (Mithrid. III, 2, 558) ursprünglich vielmehr den wahrscheinlich erloschenen Manazi-Dialekt der Chiquitos-Sprache geredet zu haben, von den Jesuiten aber in Gegenden versetzt worden zu sein, wo der Tao-Dialekt derselben Sprache herrschte. Viedma (a, §. 365) giebt die Sprache der letzteren wohl irrthümlich als dem Moxos sehr ähnlich an. Die Tapacures, welche sonst unter 15° s. B. und 64—65° w. L. von Paris lebten, werden von d'Orbigny (II, 217, 199 ff.) für das Volk gehalten das er sonst Chapacuras nennt und den Indianern von Chaco in ihren Körperformen, den Chiquitos in der Hautfarbe ähnlich schildert, obwohl er es unbestimmt läßt ob sie zu den letzteren oder zu den Moxos zu rechnen seien.

Die Yuracares, deren Name im Quichua „weiße Menschen" bedeutet, leben in einer Ausdehnung von 20—30 lieues westlich von

S. Cruz de la Sierra und östlich und nordöstlich von Cochabamba (d'Orbigny I, 354, 341), im Norden von Cochabamba und Mizque, namentlich am Chapari und in der Mission S. Carlos in der Nähe von Buena-vista (Viedma a, 221, 339, 334). Ob die Chues, die ursprünglichen Bewohner von Mizque, die am Ende des vorigen Jahrhunderts fast ausgestorben waren (ebend. 206), zu ihnen gehören, wissen wir nicht. Sie wohnen in dichten heißen Wäldern und sind nicht dunkler als viele Südeuropäer, 1,66 bis 1,76 Meter groß, stark und schön gebaut; ihr Gesicht ist fast oval, die Stirn niedrig und ein wenig gewölbt, die Nase deren Löcher nicht weit offen stehen, ziemlich lang und oft gebogen wie bei den Aymaras und Quichuas, von denen sie sich aber durch weit hellere Farbe unterscheiden; die Augen stehen horizontal, die Augenbrauen sind schmal und gebogen, die Backenknochen treten nur wenig hervor, Mund und Lippen sind wohlgebildet, der Ausdruck des Gesichtes lebhaft und stolz (d'Orbigny II, 346, 356). Von Charakter sind sie hochmüthig und unverschämt, grausam gegen sich und gegen Andere: bei ihren Festlichkeiten schlagen sie sich viele und schwere Wunden; Kindermord Zweikampf und Selbstmord sind bei ihnen häufig, und obgleich sie nur familienweise zusammenleben und ohne Häuptlinge sind, sind sie doch selbst ohne Anhänglichkeit an ihre nächsten Verwandten (ebend. 359). Sie leben von Jagd und Fischfang, die sie beide mit Bogen und Pfeil treiben, daneben haben sie etwas Landbau (ebend. 361); indessen hat sich in neuerer Zeit ihre Wildheit etwas gemildert, sie stehen mit den benachbarten Spaniern in Handelsverkehr, manche nehmen sogar bei diesen Dienste und sind zum Christenthume bekehrt (Viedma a, 221). Sie verfertigen Irdengeschirr und kleiden sich in Hemden aus Baumbast ohne Aermel, die sie mit Hülfe von Schablonen mit regelmäßigen krummen Linien verschiedenfarbig bedrucken (d'Orbigny), auch weben die Weiber zum Theil Baumwollenzeuge (Viedma a, 365). D'Orbigny, der letzteres in Abrede stellt, erzählt mancherlei von ihrer Götterlehre, die eine große Mannigfaltigkeit mythologischer Wesen und ziemlich verwickelte Sagen darbietet, obwohl darin von keinem Weltschöpfer oder Weltbildner die Rede sein und aller Cultus den Yuracares fehlen soll. Anderwärts findet sich nur der Unsterblichkeitsglaube bei ihnen erwähnt (Erbaul. Gesch. 310). Vielleicht ist ihre Mythologie von peruanischem Ursprunge: die physischen Eigenthümlichkeiten

dieses Volkes lassen einen solchen Zusammenhang vermuthen, und die von Pater Cavallero (1707) bei ihnen gefundene Erzplatte, auf welcher Sonne und Mond nebst allen Zeichen des Thierkreises (?) zu sehen waren, angeblich ein uraltes Geschenk ihrer Götter (ebend. 348), scheint diesen Gedanken zu unterstützen, da sie kaum eine andere Deutung zuläßt als eine solche die jener Vermuthung günstig ist.

Die Lage der Provinz Moxos (spr. Moschos, vgl. d'Orbigny II, 154 note) wird verschieden angegeben: zwischen 15 und 20° s. B. (Vater, Mithrid. III, 2, 552), zwischen 11 und 17° s. B., 64 und 72° w. L. v. Paris (Alcedo, d'Orbigny), zwischen 10 und 15° s. B. (Pater Nyel bei Coreal, Voy. III). Ihre Ausdehnung scheint mehrfach gewechselt und in früherer Zeit weiter nach Süden gereicht zu haben, da Chalguani in der Breite von S. Cruz de la Sierra und die Umgegend des letzteren selbst von den Jesuiten zu den Moxos-Missionen gerechnet wurde (Viedma a, 228, 310). Diese fanden in dem Lande 39 verschiedene Sprachen vor (Baraza in Allerhand Brief V, 65, Lettres éd. II, 72), während neuere Berichterstatter deren nur noch 7 oder 8 erwähnen (Carasco 37, d'Orbigny), da die Missionäre in derselben Weise wie in Chiquitos sich bemüht hatten die Sprache des bedeutendsten Volkes dieser Provinz, der Moxos in engerem Sinne, allgemein zu machen und die übrigen durch sie zu verdrängen. Vater (Mithrid. III, 2, 617) hat an der letzteren die merkwürdige, zu weiteren Untersuchungen einladende Entdeckung gemacht, daß sie auffallende Aehnlichkeiten mit der Sprache der Maipure am oberen Orinoco zeigt, und hat vor d'Orbigny bereits hervorgehoben daß die Baures einen Dialekt derselben reden.

Abgesehen von den vorhin schon erwähnten Chapacuras, gehören hierher folgende Völker. Die Moxos in engerer Bedeutung, die sich zwischen 13 und 16° s. B. in einer Ausdehnung von 5 Längengraden über den ganzen südlichen und südwestlichen Theil des Landes erstrecken, (d'Orbigny II, 196, 225), nebst den am Apure unter 14° s. B. im Südwesten der Itonamas sitzenden Baures (Lettres éd. II, 156, Allerh. Brief VII, 59); die Itonamas im Nordosten des Landes, 13 bis 14° s. B. und 65—67° w. L. v. Paris (d'Orbigny II, 237); die Canichana, nach denen die Provinz Moxos selbst Canisie von den Eingeborenen genannt worden zu sein scheint (Lettres éd. II, 59), früher im Westen der Itonamas, und wieder westlich von ihnen die Movi-

ma; dann die Cayuvava, ehemals am Westufer des Mamore, 25 lieues oberhalb seiner Vereinigung mit dem Guapore oder Itenes, nach welchem die Ites oder Itenes benannt sind, die zwischen diesem Flusse und dem Mamore leben und nicht mit dem Guaranivolke der Guarayos verwechselt werden dürfen, da sie bisweilen auch diesen Namen führen*; endlich die Pacaguara unter 10° s. B. am Zusammenfluß des Beni und Mamore (d'Orbigny II, 243, 250, 254, 258, 262).

Die Moxos sind robust gebaut, von olivenbrauner, doch nicht dunkler Farbe, messen im Mittel 1,670 Meter und sind zum Fettwerden geneigt; das Gesicht ist etwas länglich, von sanftem, doch nicht heiterem Ausdruck, die Kopfform mehr länglich als bei den Chiquitos, die Stirn niedrig und ein wenig gewölbt, die Augen stehen horizontal und die Backenknochen springen nur wenig hervor, die Nase ist kurz und platt mit offenen Löchern, doch nicht breit, der Mund mittelgroß mit etwas hervortretenden Lippen (ebend. I, 120, II, 193, 201 f.). Die Itonamas und noch mehr die Canichanas weichen von diesem Typus ab: sie sind von etwas dunklerer Farbe, dickem Kopfe mit etwas langem Hinterhaupte und nähern sich im Aeußeren den Völkern von Chaco. Die Itonamas, im Mittel nur 1,649 Meter hoch und oft mager, haben längeres Gesicht, stärker vorstehende Backenknochen, kleineren Kopf und schmalere Stirn als die Moxos; die Canichana langes Gesicht mit sehr niedriger gewölbter Stirn und etwas in die Höhe gezogenem äußeren Augenwinkel, vorstehende Backenknochen, sehr breite kurze und an der Wurzel eingedrückte Nase mit offenen Löchern, großen Mund mit etwas dicken Lippen (ebend. 199, 202, 237, 245).

Die Moxosvölker halten sich für Eingeborene ihres Landes im eigentlichen Sinne und wechseln deshalb ihre Wohnsitze nicht (ebend. 235). Als die Jesuiten zu ihnen kamen (1698)** unter denen Pater Cyprian der erste war (er starb 1702 bei den Baures den Märtyrertod) lebten sie in völlig rohem Zustande, gingen unbekleidet (Lettres éd. II, 59) und trieben nur Jagd und Fischfang (ebend. 70, Baraza a. a. O. 64), doch fand die Bekehrung ebenso leicht bei ihnen Eingang

* Vater (Mithrid. III, 2, 438) bemerkt indessen daß das Guaranivolk der Guarayos von den Jesuiten zu den Missionen der Moxos geschlagen wurde: die Richtigkeit jener Unterscheidung zweier gleichnamigen Völker bei d'Orbigny wird dadurch wieder zweifelhaft.

** In der Relation bei Coreal (III, 278) steht irrthümlich 1675.

wie bei den Chiquitos, denen sie in ihren Sitten ähnlich waren, obwohl von minder fröhlichem Temperamente. Nur die Baures standen in ihrer Gesittung höher, wohnten in volkreichen, regelmäßig gebauten und mit Palisaden befestigten Dörfern, führten Schilde die mit Baumwolle und Federn überzogen waren, und ihre Weiber waren anständig bekleidet (Lettres éd. 77, Baraza a. a. O. 69). Nach d'Orbigny (II, 212f., 230), der sie als sehr thätig schildert, wären die Moxos schon zu jener Zeit ganz in Hemden aus Baumbast gekleidet gewesen und hätten größeren Kunstfleiß und höhere Fertigkeiten als die Chiquitos besessen, da sie Piroguen bauten und feine Webereien verfertigten; er führt (233) aus einem Manuscripte Viedma's sogar an, daß sie verstanden hätten durch Zeichen die sie auf ein Bret oder Rohr machten, historische Nachrichten aufzubewahren. Azara (II, 538) berichtet daß sie unter allen Indianern die größten Fortschritte in der Verarbeitung der Baumwolle unter Anleitung der Spanier gemacht und große Anlage zu mechanischen Künsten aller Art an den Tag gelegt haben: d'Orbigny rühmt besonders ihr Talent zum Zeichnen und Malen, während Carasco (37ff.) sie in Folge der langen Sklaverei in der sie gelebt haben, als sehr tiefstehend in jeder Hinsicht beschreibt, obgleich sie dem Namen nach Christen seien.

Daß die Moxosvölker vor dem Beginne der Mission in materieller und moralischer Cultur sehr zurück waren, scheint sich ebensowenig bezweifeln zu lassen als daß sie die Fortschritte welche sie später machten, den Jesuiten zu verdanken hatten. Von Landbau erwähnen die alten Berichte nichts bei ihnen, wohl aber hatten sie ein berauschendes Getränk und waren dem Trunke sehr ergeben. Häuptlinge, eine Art von Regierung oder Polizei hatten sie ebenfalls nicht. Nur aus Armuth lebten sie meist nicht in Polygamie. Kleine Kinder wurden mit der Mutter begraben, wenn diese starb; eins von Zwillingskindern getödtet. Im Kriege führten sie vergiftete Pfeile und pflegten die Gefangenen zu verkaufen die sie machten (Lettres éd. II, 69f., Baraza 62ff.). Cannibalismus scheint man nur bei den Canichana gefunden zu haben (d'Orbigny II, 212). Diese sind überhaupt von wesentlich anderem Charakter als die gutmüthigen Moxos: unternehmend hinterlistig ungesellig und wegen ihrer Räubereien von ihren Nachbarn gefürchtet; und in einem ähnlichen, doch nicht ganz so unvortheilhaften Gegensatze zu den Moxos stehen auch die Itona-

was in Hinsicht ihrer moralischen Eigenschaften (ebend. 246 f., 240). Die alte einheimische Religion der Moxos war in jedem Dorfe eine andere: sie verehrten die Sonne, den Mond, Sterne, Flüsse oder Thiere, unter den letzteren namentlich den Jaguar, doch hatten nur wenige eine Art von Cultus und Opfer. Manche pflegten kleine Götzenbilder bei sich zu tragen; die Baures hatten Götterbilder in den Häusern in welchen sie ihre Feste hielten, und brachten ihnen Speisen dar. Die Zauberärzte mußten durch lange Fasten und durch den Anfall eines Jaguars dem sie ausgesetzt gewesen, aber glücklich entgangen waren, ihr Ansehn begründen. Eine Stufe höher als sie standen die Priester, welche die religiösen Feste zur Zeit des neuen Mondes zu leiten hatten (Lettres éd. II, 71, Baraza a. a. O., Rélation bei Coreal III, 248, P. Mayr in Allerhand Brief VII, 69). Carasco (50) ist geneigt den Sterndienst als ihren ursprünglichen Glauben anzusehen, der Jaguar und der böse Geist Choquigua sei aber der Hauptgegenstand ihrer Verehrung. Die Kur der Krankheiten geschieht durch Zaubermittel. Die Itonamas halten bei tödtlichen Krankheiten dem Patienten Mund Nase und Augen fest zu, damit der böse Geist des Todes keinen Ausweg finde und nicht auch Andere ergreife (d'Orbigny II, 241).

Die Völkergruppe der Antisaner, Bewohner der altperuanischen Provinz Antis (Garcilasso II, 11) oder Andes, hat erst d'Orbigny aufgestellt. Auf eine etwas bestimmtere ethnographische Bedeutung kann sie indessen nur Anspruch machen, wenn man die Yuracares von ihr ausschließt, da sie sonst Völker umfaßt die weder in ihren physischen noch in ihren geistigen Eigenthümlichkeiten einigermaßen miteinander übereinstimmen. Zu den Antisanern würden demnach nur gehören: die Mocetenes oder Chunchos der Spanier, die westlichen Nachbarn der Moxos und Yuracares, die sich zwischen 15° und 16° s. B. 30—50 lieues weit an den Zuflüssen des Beni nördlich von Cochabamba bis in den Norden von la Paz ausbreiten; ihnen im Norden in 13—15° s. B. am Westufer des Beni die Tacanas, gegenüber auf dessen Ostufer die Maropas, endlich die Apolistas zwischen den Mocetenes und Tacanas in dem Dorfe Apolobamba (d'Orbigny I, 368, 374, 378, 381).

Die Mocetenes sind von der Farbe dunkler Südeuropäer und erreichen höchstens eine Größe von 1,68 Meter. Das Gesicht ist rund und ziemlich voll, von fröhlichem und zugleich sanftem Ausdruck, die

Stirn nur mittelgroß, die Augen horizontal gestellt mit schmalen gebogenen Brauen, die Nase sehr kurz, Mund und Lippen wohlgebildet, die Backenknochen nicht vorstehend. Die Tacanas sind etwas dunkler und größer, die Maropas etwas kleiner, die Apolistas dunkelbraun mit etwas gelber Beimischung und kleiner als die vorher genannten Völker; im Uebrigen gleichen sie alle drei den Mocetenes (ebend.). Ob die Lecos-Indianer der Mission von Guanay (zwischen Titicaca und Beni) ebenfalls hierher gehören, ist unbekannt. Sie haben öfter eine ziemlich hohe als eine zurückfliehende Stirn, horizontal stehende Augen und sind von sanftem heiterem Temperament (Weddell 453). Die Mocetenes kleiden sich in feine baumwollene Hemden ohne Aermel, Kähne haben sie nicht, sondern nur Floße. Dem Christenthume zeigten sie sich leicht zugänglich (d'Orbigny).

Wenn es d'Orbigny (I, 384) als wahrscheinlich bezeichnet daß sich die Antisaner im Gebirge von Cochabamba bis zur Südgrenze des Plateau's von Cundinamarca erstrecken, so ist dieß eine Behauptung die sich durch nichts begründen, aber auch kaum bestreiten läßt, da die Völker dieser Gegenden auf der Ostseite des Inca-Reiches uns fast gänzlich unbekannt sind. Die Campas und Antis oder Andes, welche von der Ostgrenze des Gebietes von Cuzco bis zu der von Tarma reichen (Maw 471) und hier namentlich das Gebirgsland inne haben, wo sie in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Missionären aufgesucht wurden (Skinner II, 28f., 40), stimmen zwar dem Namen nach mit den Antisanern überein, aber dieser Umstand ist von keinem Belange, weil die letztere Benennung von d'Orbigny willkürlich gewählt, und es deshalb sehr zweifelhaft ist ob jene Antis, die mit den Campas öfters identificirt werden, mit seinen Antisanern irgend etwas gemein haben, selbst abgesehen davon daß der Name selbst eine bloß collective und rein geographische Bedeutung zu haben scheint. Herndon (208) erwähnt die Campas als das zahlreichste und kriegerischeste unbekehrte Volk am oberen Ucayale, und vermuthet in ihnen die Chunchos, welche d'Orbigny in den Mocetenes wiederzufinden glaubt, aber auch dieß gestattet keine Folgerung auf ihre Identität mit diesen letzteren. Castelnau (IV, 290ff., 378) giebt die Campas oder Antis nördlich von Cuzco in Echarate am Urubamba an und den Ucayale hinab auf dessen Westseite bis zu den Quellen des Pachitea. Noch weiter nach Norden am Ucayale und Huallaga finden sich in

Maynas eine Menge von verschiedenen Völkern, von denen wir nicht wissen ob sie mit jenen in irgend einem Zusammenhange stehen. Wir haben einige von ihnen schon früher zu erwähnen gehabt (s. p. 432) und kommen hier auf sie zurück, um auf diese Weise die Ostgrenze des altperuanischen Reiches ihrer ganzen Länge nach zu verfolgen.

Ueber das Flußgebiet des Huallaga und Ucayale sind die Völker vom Stamme der Panos verbreitet. Sie sollen von ersterem Flusse ausgegangen sein und scheinen eine große Anzahl von Völkern zu umfassen, obwohl Velasco (III, 5, 10) sie nur einen Zweig der Jitipos nennt, welche nach Pater Lucero (1681) 5 Tagereisen aufwärts von Laguna am Huallaga saßen (ebend. III, 5, 8). Wohnsitz und Namensähnlichkeit machen es höchst wahrscheinlich daß diese mit den weiterhin zu erwähnenden Hibitos oder Xibitos identisch sind. Nächst den früher schon erwähnten Amajuacas gehören dahin (nach Castelnau) die Conibos Cachibos Sepibos u. a. Die Conibos, zwischen den Flüssen Paruitcha und Capucinia am linken Ufer des Ucayale unterhalb seiner Vereinigung mit dem Apurimac (Castelnau IV, 350), platten den Kopf künstlich ab zwischen zwei Bretern, eine Sitte die auch Skinner (II, 106) bei den Panos und Conibos erwähnt, aber nicht als allgemein bezeichnet; auch eine Beschneidung der Mädchen findet bei beiden statt (Castelnau IV, 379). Skinner beschreibt die Panos und Conibos als dick und fett, und nennt sie weißer und regelmäßiger gebildet als die Peruaner, nach St. Criq (Bullet. soc. géogr. I, 274) haben die Conibos plumpe Formen, rundes Gesicht, kleine schiefgeschlitzte und weit von einander abstehende Augen mit gelber Hornhaut, kurze platte Nase und dicke Lippen. Vom Pachitea nach Norden und an den Quellen des Pisqui leben die Cachibos oder Carapachos, welche auch von Maw (471) als ein Volk der Panos-Sprache bezeichnet werden. Dann folgen am Pisqui die Sipibos, Sepibos Schipios oder Schipos (Castelnau IV, 361, 378), den Setevos nahe sprachverwandt, die ebenfalls jene Sprache reden und in der Mission Sarayacu jetzt mit Panos Omaguas Yameos und anderen zusammenleben (Herndon 208, Smyth and L. 205). Die Sipibos haben ihren Ursprung von den Callisecas genommen (Unanúe num. 51), die noch neuerdings am Pachitea leben (Herndon 209) und demnach ebenfalls zu den Panosvölkern gehören. An letzterem Flusse und von da bis zum Ucayale trafen die

Missionäre 1657 die Setevos, von denen ein Theil nach seiner Bekehrung, bei Gelegenheit der Unruhen welche die Callisecas erregten, an den Manoa zog, wo er von den Missionären in halb verwildertem Zustande erst 1760 wieder aufgefunden wurde. Wahrscheinlich sind es diese Setevos von welchen bisweilen auch unter dem Namen der Manoas* die Rede ist. Durch die Sipibos mit denen sie im Kampfe lagen, haben sie namentlich 1736 stark gelitten. Jene lebten um diese Zeit im Süden vom Manoa und wurden wie die Conibos erst 1760 bekehrt (Unanúe num. 51). Näheres über die Sitten der Panos und Conibos findet sich bei Skinner und St. Criq a. a. O., auch die Schilderung der Eingeborenen in den Pampas del Sacramento und in den Andes bei Unanúe (num. 78) gehört hierher. Vgl. auch von Tschudi II, 227 ff.

Von bekannteren Völkern werden nur noch die Mayorunas als zum Sprachstamme der Panos gehörig angegeben (Smyth and L. 223). Sie wohnen am rechten Ufer des Ucayale bis nahe zu dessen Mündung hin, im Süden des Amazonas bis zum Ausfluß des Yavari und reichen bis 8° s. B. hinab (ebend., Herndon 210). Ein Theil derselben sind die Cochiquinas im Süden von Pebas (Castelnau V, 40). Die Mayorunas sind von heller Olivenfarbe und größer als die meisten Nachbarstämme, haben ziemlich gerade Nase und kleine Lippen, die sie mit Schmuck versehen wie Ohren und Nase (Smyth and L. 223). Velasco (I, 4, 8, III, 5, 9) giebt sie als eben so hell bärtig und behaart an wie die Europäer, heller selbst als die Spanier und bisweilen blondhaarig, nach Osculati (212) haben viele von ihnen rothes Haar. Daß sie den Bart ausreißen (Skinner I, 362) wird von Anderen (z. B. Castelnau IV, 452) nicht mitgetheilt.

Als höchst auffallend findet sich aber von ihnen wiederholt erzählt daß sie ihre kranken Verwandten tödten und verzehren, ein Act der Pietät den unter den Völkern des Ucayale namentlich die Capanaguas und Sencis, jedoch nur nach dem Eintritte des natürlichen Todes, ausüben sollen (Humboldt, R. in die Aeq. IV, 215, Maw 468). Smyth

---

* Durch sie erlangte einst ein Missionär sorgfältig als Geheimniß bewahrte Blätter von Baumwollenzeug, die in Form eines Buches zusammengeheftet und mit Menschen-, Thierbildern und einer Menge symmetrisch geordneter linearen Figuren bemalt waren, die historischen Annalen der Panos, in deren Verständniß die jungen Leute durch einen alten Mann eingeführt wurden (Humboldt, Vues des Cord. 72).

und Lowe (225, 230) haben es von den letzteren indessen bestimmt in Abrede gestellt.

Außer den Panosvölkern leben im Gebiete der Ucayale noch andere Stämme deren ethnographische Verhältnisse unbekannt sind (Aufzählung derselben bei Castelnau IV, 377, vgl. Skinner II, 105 und Velasco III, 5, 8). Die südlichsten von diesen sind die Simirenchis oder Chuntaquiros, in Sarayacu und anderwärts Piros genannt, welche bis über die Vereinigung des Apurimac und Ucayale hinaufreichen (Castelnau IV, 332 ff.). Sie werden auch westlich von Sarayacu erwähnt (Skinner II, 96 ff.), wohin sie wohl erst durch die Missionäre gezogen worden sind. Sie waren unter den zwischen 1683 und 1727 bekehrten Völkern nebst den Simigaes vom Curaray, die von dem gleichnamigen Volke am Tigre als völlig verschieden bezeichnet werden, die zahlreichsten und bedeutendsten (Velasco III, 5, 10). Ob diese Simigaes mit den kriegerischen Gaes im Zusammenhange stehen, die durch ihre Körpergröße und fast weiße Haut ausgezeichnet sind, wird nicht angegeben. Die Sencis am rechten Ufer des Ucayale oberhalb Sarayacu werden als fleißige Landbauer gerühmt (Näheres über sie bei Smyth and L. 228 ff.); sie stehen physisch und sprachlich den Remos nahe, die von Chanchaguaya bis Abayan reichen (Maw 468 f.). Welche von diesen Völkern etwa mit Mancocapac II., der vor den Spaniern fliehend am Yucay und Paucartambo bis zu ihrem Zusammenfluß mit dem Apurimac hinaufging — es heißt, in Begleitung von 40000 Indianern (Rodriguez VI, c. 4) —, erst in diese Gegenden gekommen, und welche hier alt einheimisch sind, läßt sich schwerlich noch entscheiden; ebenso wenig, welche von ihnen zu denen gehören mögen, die sich nach Tupac Amaru's Enthauptung (1571) in das Quellgebiet des Huallaga und in das des Ucayale aus Peru zurückgezogen haben (Velasco III, 5, 7).

Im nordöstlichen Peru gehört allein die Lama-Sprache (nach v. Tschudi II, 377) nicht zu dem gemeinsamen Stamme der peruanischen Sprachen.* Sie reichte bis an den Huallaga, in dessen Flußgebiet nächst den Lamusas oder Lamistas die Hibitos (Xibitos) und Cholones die Hauptvölker sind. Die beiden letzteren fanden die Missionäre, als sie 1676 ihre Thätigkeit in diesen Gegenden begannen,

* Im Dorfe Lamas selbst wird indessen nach Alcedo Quechua gesprochen und zwar in vorzüglicher Reinheit.

am Westufer des mittleren Huallaga. Beide sind friedlich und fleißig, bauen und weben Baumwolle und treiben Handel mit Coca; Diebstahl und Streit kommt bei ihnen nicht vor, doch sind sie ausschweifend und dem Trunke ergeben. Die Cholones am oberen Laufe des Flusses sind stark gebaut und von angenehmen Zügen (Unanúe num. 51), die durch die gebogene Nase an den Typus der Nord Amerikaner erinnern (Pöppig II, 321). Die Lamistas durch gute Anlagen Fleiß und vortreffliche Gemüthseigenschaften ausgezeichnet, stehen bedeutend höher als jene (ebend. 327 f.), und sollen sich in Rücksicht der Hautfarbe, des Bartes und der Behaarung überhaupt nicht von Europäern unterscheiden (Velasco I, 4, 8, 21). Die Aguanos am unteren Huallaga von kleiner und unschöner Körperbildung, großen Köpfen mit dicklockigem Haar und kalmückenähnlicher Physiognomie, sehen fremd unter jenen aus, sind nur schlechte Jäger und Fischer, schmutzig und faul (Pöppig II, 400). Alcedo (Artikel Guallaga) schreibt wohl irrthümlich auch ihnen starke Bärte zu.

Gehen wir endlich über den Marannon nach Norden hinüber, so haben wir nur noch diejenigen Völker zu erwähnen, von denen wegen ihrer ethnographisch isolirten Stellung früher in Verbindung mit den Omaguas und anderen Indianerstämmen dieser Gegenden noch nicht die Rede sein konnte.

Die Völker welche in die Missionen am Marannon und seiner Zuflüsse versammelt wurden (ihre Namen bei Velasco III, 5, 19) waren in in physischer sprachlicher und moralischer Hinsicht äußerst verschieden (ebend. III, 5, 7). Im Gouvernement Yaguarzongo lebte das wenig kriegerische Volk gleiches Namens und diesem benachbart die Pacamores, nach deren in Bracamoros currumpirten Namen die Stadt Jaen genannt wird; Huaynacapac hatte sie vergebens zu unterwerfen gesucht, den Spaniern gelang es nur mit Mühe (ebend. III, 4, 12 u. 14). Unbesiegt von den Incas wie von den Spaniern ist das große, obwohl in sich gespaltene Volk der Jivaros (Xibaros) geblieben, das zwischen dem Pastaza und Chinchipe bis weit nach Westen hin lebt (Villavicencio 169, Osculati 36). Sie sind schlank gebaut, von lebhaftem Gesicht und stolzem Ansehn mit kleinen lebendigen Augen; Adlernasen sind bei ihnen häufig, sie haben fein geschnittene Lippen, viele von ihnen sind ziemlich weiß und bärtig, vielleicht in Folge von Mischung mit spanischen Weibern. Ihre Haupt-

feinde sind die Zaparos (Osculati 38), von denen oben (p. 363) die Rede gewesen ist. Am Chambira fanden die Jesuiten die Itucalis, welche keine Polygamie hatten und von strengen Sitten waren, weiter abwärts am Marannon auf dessen Nordseite (nach Veigl im Osten des Tigre) die Yameos, auf der Nordseite des Napo die Iquiavates, die als Cannibalen bezeichnet werden (Lettres éd. II, 112). Die Anckuteres oder Anguteros und sogenannten Encabellados sind schon oben bei den Zaparos besprochen worden. Die Cofanes im Quellgebiete des Aguarico sind stark zusammengeschmolzen (Villavicencio 176). Im Gouvernement Quijos leben die den Spaniern von jeher freundlichen Yumbos welche sich auch in dem von hier entfernten Gebiete von Esmeraldas finden (Velasco III, 4, 7, Villavicencio 168), doch bemerkt Osculati (107), daß sie von dem Volke der Yumbos unterschieden werden müssen welches im Becken des Napo seinen Wohnsitz hat, weil sie, wie auch Villavicencio angiebt, Quichua, insbesondere die Sprache von Quito reden.

Die heidnischen Indianer dieser Länder sind zum Theil den Weißen weit freundlicher als die bekehrten. Cannibalen scheint es unter ihnen neuerdings nicht mehr zu geben, doch schmücken sich die Jivaros mit Flechten vom Haare ihrer Feinde, denen sie die ganze Kopf- und Gesichtshaut abziehen um sie zu trocknen und auszustopfen, und machen sich Trinkschalen aus ihren Schädeln (Villavicencio 359 f., Osculati 39). Sie sind fleißig im Landbau, weben und färben Baumwollenzeuge und bauen weit bessere hölzerne Häuser als die anderen Völker, die zum Theil (Zaparos, Anguteros u. a.) aus Baumbast ihre Kleider machen (Villavicencio 170, 366). Auch treiben die Jivaros Tauschhandel mit Schweinen und Blasröhren, mit Wachs und Salz, die sie gegen Messer und Aexte umsetzen. Da sie stets Ueberfällen ausgesetzt sind, bringen sie an ihren Wohnungen zwei Thüren an die sie Nachts sorgfältig verschanzen, und schlagen spitzige Hölzer als Fallen für den Feind umher in die Erde. Idole oder Tempel haben diese Völker nicht, doch glauben die meisten von ihnen an ein gutes und ein böses Princip und an ein Leben nach dem Tode, oder vielmehr an Seelenwanderung (ebend. 361, 370). Vielleicht steht das Brechmittel das die Jivaros alle Morgen nehmen (ebend. 373), in Beziehung zu ihren religiösen Vorstellungen. Bei wichtigen Angelegenheiten wird der Wahrsager um Rath gefragt, der durch den Genuß

eines berauschenden Getränkes sich in den dazu erforderlichen Zustand der Ekstase versetzt.

Im Jahre 1589 (1567, Rodriguez I, 7) waren die Jesuiten nach Peru gekommen und breiteten von dort namentlich seit 1638 ihre Missionsthätigkeit über Maynas aus, zu dem sie in ziemlich unbestimmter Ausdehnung hauptsächlich die Länder am Pastaza Huallaga und Ucayale rechneten (Lettres éd. II 121), und eine große Menge derselben ist ihr zum Opfer gefallen. Das Volk der Maynas selbst lebte am Marañon abwärts von Borja und am unteren Napo (Rodriguez III, c. 2 u. 12).

Die von Quito östlich wohnenden Völker, die an keinen Druck gewöhnt waren, empörten sich vielfach gegen die Spanier, besonders die Cofanes. Zu diesen begab sich (1602) Pater Raphael Ferrer und errang zwar bedeutende Erfolge bei ihnen, nachdem er aber (1611) den Märtyrertod gestorben war (Rodriguez I, 10) haben alle späteren Versuche der Missionäre in den nördlichen Ländern von Mocoa und bei den Sucumbios nicht recht Wurzel fassen wollen (Velasco III, 4, 1 ff.). Die Huamboyas und Macas am oberen Pastaza und Macas wurden nicht ohne Schwierigkeit, doch erfolgreich seit 1551 von den Spaniern bekämpft und unterworfen, die Kolonisation ging vorwärts, bis 1599* der furchtbare Aufstand der Jibaros unter dem Häuptlinge Quirruba ausbrach: dem Gouverneur des Landes gossen sie geschmolzenes Gold in den Mund, damit er sich daran sättige — ein Verfahren das nur von späteren Schriftstellern den Araucanern in Chile gegen Valdivia zugeschrieben wird —, verwüsteten dann Yaguarzongo und Jaen, Loja und Quijos, und weder spanische Herren noch die 1631 zu ihnen gelangten Jesuiten haben sie zu unterwerfen vermocht; jene wurden von ihnen immer nur aus dem Hinterhalte und besonders bei Nacht, nie in offener Schlacht angegriffen, überall flohen sie vor den Christen, zogen sich zurück oder hingen sich selbst auf, wenn sie ihnen in die Hände fielen. Sie sind seitdem bis heute ihnen stets feindlich und gefährlich geblieben (Velasco III, 4, 8 f. u. 16).

Am oberen Huallaga im Gebirgsland von Huanuco wurde die erste Mission 1631 gegründet (Skinner II, 1). Die Provinz May-

* Es ist dieß dasselbe Jahr in welchem die Araucaner 6 von den Spaniern gegründete Städte in Chile zerstörten.

nas hatte sich 15 Jahre vorher den Spaniern in friedlicher Weise ergeben, alle übrigen Länder am Marannon aber wurden ihnen durch die Jesuiten erobert (Velasco III,5, 1), deren Thätigkeit jedoch am oberen Laufe des Stromes, wo 1640 das erste Missionsdorf entstand, hauptsächlich durch den gänzlichen Widerwillen der Eingeborenen in feststehenden Dörfern zusammenzuleben, sehr erschwert wurde (ebend. III, 5, 6). Der Aufstand der in Maynas 1637 ausgebrochen war, wurde glücklich bekämpft, da ihn ein eingeborener Häuptling den Spaniern verrathen hatte (ebend. III, 5, 5). Seit 1644 ff. JJ. breiteten sich die Jesuiten am Huallaga weiter aus und gingen 1651 zu den Callisecas und Setebos am Ucayale, wo sie indessen durch die Sipibos, die Feinde der letzteren, ein unglückliches Ende nahmen, das den Verfall der dortigen Missionen nach sich zog (Skinner II, 6). Die Völker die in den Missionen am Marannon in den JJ. 1638—1682 bekehrt wurden und die Namen der in dieser Zeit gestifteten Dörfer finden sich bei Rodriguez (V, 14), und bei Velasco (III, 5, 9), welcher die ausführliche Geschichte dieser Missionen giebt (kürzer Castelnau IV, 416 ff.; Uebersicht der Missionen am Marannon und oberen Huallaga bei Maw 92). Seit 1660 begannen auch die Franciscaner ihre Thätigkeit am oberen Huallaga, welche jedoch bei weitem nicht die Ausdehnung erlangte wie die der Jesuiten. 1663 bestanden Missionen in Maynas am unteren Marannon, wo Borja oder Borgia Hauptsitz der Jesuiten war (Lettres édif. II, 121), am Pastaza, Huallaga, unteren Ucayale und in Gran Cocama; bald darauf kamen solche am oberen Napo hinzu; man zählte damals 100000 Christen unter den Indianern, von denen jedoch 1680 durch pestartige Krankheiten etwa zwei Drittheile hingerafft wurden (Velasco III, 5, 7. Näheres darüber ebend. 15). Zu diesen Verlusten kamen noch diejenigen welche die von Gran Para am Marannon vordringenden Portugiesen durch Menschenraub und Sklavenfang ihnen zufügten, wie wir (p. 430) schon erwähnt haben. Obgleich auch in dieser Zeit und späterhin noch eine große Anzahl neuer Missionen gestiftet wurde (s. Velasco III, 5, 10 f.), so ließen sich doch die Eingeborenen keineswegs immer die Regierung der frommen Väter so bereitwillig gefallen als es hiernach den Anschein gewinnen kann. Die Cocamas empörten sich gegen sie 1660, und durch den Aufstand der Piros und Cunivos (1695) ging ihnen ein großer

Theil des Ucayale bis zur Vereinigung des Jauja mit dem Apurimac wieder verloren (ebend., vgl. III, 5, 14). Dagegen wurden in der letzten Periode der Jesuiten-Missionen (1727—1768) die ehemals mächtigen Aguaricos, Encabellados, Putumayos, Simigaes des Tigre und selbst ein Theil der Jibaros dem Christenthume gewonnen (ebend. 11).

Mit der Vertreibung der Jesuiten verfielen die von ihnen gegründeten Dörfer wieder: die vom Pater Fritz (1686) und anderen am Napo und bei den Omaguas angelegten Missionen existiren schon seit langer Zeit nicht mehr (Osculati 198); ebenso sind die an den südlichen Zuflüssen des Marannon sämmtlich verlassen, nur Sarayacu bestehat noch fort (Castelnau IV, 396, vgl. über den neueren Zustand der Missionen Velasco III, 5, 16 ff.).

Die Verhältnisse in denen die Indianer selbst leben, werden durchgängig traurig geschildert. „Im Verhältniß zu der Zeit in der wir leben," sagt Pöppig (II, 363), „ist die Barbarei und Ungerechtigkeit des Verfahrens gegen die Eingeborenen von Maynas nicht geringer als im 16. Jahrhundert." Durch Frohnen und harte Dienstbarkeit jeder Art gedrückt und um die Früchte ihres Fleißes betrogen, zeigen sie natürlich nur geringen Trieb etwas zu erwerben; ihre Geistlichen sind die reichsten Kaufleute im Lande, deren Haus eine Krambude, und die armen Indianer müssen selbst die unbrauchbarsten Handelsartikel sich von ihnen aufdrängen lassen. Die Lamistas, von jeher durch Gehorsam und Empfänglichkeit für Belehrung ausgezeichnet (ebend. 315), haben sich am meisten unter allen einem civilisirten Leben genähert, und verdanken wie die übrigen Völker die Fortschritte die sie in dieser Richtung gemacht haben, ausschließlich den Jesuiten. Die bürgerliche Regierung der Dörfer ist ein Rest der von letzteren eingeführten strengen Polizei (ebend. 388 ff.). Die Cholones wählen sich einen Alcalden, treiben etwas Handel und kennen den Werth des Geldes sehr gut (ebend. 325 f.). Die Handelsartikel der Indianer von Maynas sind Tabak Sarsaparilla weißes Wachs und einige Produkte ihrer Industrie (ebend. 458). Auch die rohesten Stämme haben neben der Jagd etwas Landbau: sie fällen die Bäume und lassen sie austrocknen, brennen das Buschwerk ab und säen dann ein wenig Mais, pflanzen Yucca und Platanen; von Hausthieren ziehen sie nur einige Schweine (ebend. 373). Vom Christenthum ist bei ihnen natürlich

kaum noch eine Spur zu finden. In den ehemaligen Missionsdörfern am Marannon (San José u. a.) stehen die Eingeborenen in intellectueller Beziehung sehr tief (Herndon 210); ebenso werden die Fortschritte die sie in Sarayacu gemacht haben, als sehr unbedeutend geschildert (Smyth and L. 205): sie kleiden sich etwas besser, besuchen die Kirche, sind ihrem Padre gehorsam und leben etwas ordentlicher und friedlicher untereinander als die heidnischen Indianer, aber Unreinlichkeit Faulheit Trunksucht und die ungeordneten ehelichen Verhältnisse sind ziemlich dieselben geblieben. Bei den christlichen Indianern der Provincia del Oriente von Ecuador endlich kommen zwar Mord und Ehebruch fast gar nicht vor, sie sind ehrlich, wenigstens untereinander, leben aber ungesellig, suchen sich allem Verkehre mit den Kolonisten möglichst zu entziehen und wissen sich oft 10 und selbst 20 Jahre lang vor ihren Priestern zu verbergen, denn sie fürchten die vielen Peitschenstrafen und die Ausbeutung durch die letzteren ebenso sehr wie den Druck der ersteren, von denen sie zur Arbeit gezwungen oder auch weggefangen und verkauft werden (Villavicencio 353 ff.): noch jetzt erlaubt die Regierung daß geraubte Knaben und Weiber vom Napo — ein Knabe für ein Beil im Werthe von einem Dollar — nach Quito verhandelt werden, da man sie dort taufen läßt (Osculati 118, 147).

Druck von Ackermann u. Glaser in Leipzig.

Leipzig,
Friedrich Fleischer.
1862.

Druck von Ackermann u. Glaser in Leipzig.

1.1. 22cm
od. 550 S.
4 Teile